Bor. 81 q-3

<36620167530019

<36620167530019

Bayer. Staatsbibliothek

Bol. 819/3

Geſchichte

des

Preußiſchen Staates

und Volkes,

für alle Stände bearbeitet

von

Eduard Heinel,

Doktor der Philoſophie, Pfarrer zu Tannſee bei Marienburg, Mitglied der Königlichen Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg.

Dritter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.

1841.

Geſchichte

der Herzogthümer

Klewe, Jülich und Berg

bis zur Vereinigung

mit dem

Kurfürſtenthum Brandenburg

von

Eduard Heinel,

Doktor der Philoſophie, Pfarrer zu Tannſee bei Marienburg, Mitglied der Königlichen Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1841.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſte Abtheilung.

Geſchichte von Klewe, Berg, Mark, Jülich und Ravensberg.

Erſtes Kapitel.

Gränzen und Beſchaffenheit der Lande Klewe, Mark, Berg, Jülich und Ravensberg — ſie ſind ſeit Alters her von Deutſchen bewohnt geweſen. — Kurze Schilderung der altgermaniſchen Sitten — häusliches Leben, Religion. — Cäſar in Gallien — feindliche Berührung der Römer mit den Deutſchen. — Cäſar unterwirft das weſtliche Rheinufer — das untere und obere Germanien — das feine oder große Germanien. — Des Druſus Verſuch, Deutſchland zu unterwerfen. — Hermann rettet die deutſche Freiheit. — Des Germanikus Kampf gegen Deutſchland. — Erfolg dieſer Kämpfe. — Stöße der germaniſchen Völkerſchaften gegen das Römerreich. — Die Franken, unter Chlodwigs Herrſchaft vereint. — Frankenreich. — Gegenſatz der germaniſch ſprechenden Franken zu den romaniſch redenden.

Die Lande der Jülich-Klewiſchen Erbſchaft dehnen ſich von dem nördlichſten Gränzpunkte angerechnet, etwa durch zwei und zwanzig deutſche Meilen, zu beiden Seiten des Rheinſtromes aufwärts nach Süden, doch ſo, daſſ ihre bei weitem größere Maſſe der öſtlichen Rheinſeite angehört. Sie bildeten kein zuſammenhängendes Ganze; ſondern wie auf der linken Seite das Herzogthum Jülich von den Herzogthümern Geldern und Limburg, von dem Hochſtifte Lüttich, dem Gebiete der Reichsſtadt Aachen und dem Erzſtifte Köln umſchloſſen ward, ſo lag auf der öſtlichen Rheinſeite die weſtfäliſche Grafſchaft Ravensberg

abgeſondert von den übrigen Beſitzungen, umgränzt von den Grafſchaften Rietberg, Lippe und Schauenburg, und von den Fürſtenthümern Minden und Oſtfriesland. Das klewiſche Gebiet dagegen, mit ſeiner Nordgränze auf der rechten Rheinſeite an das Hochſtift Münſter, auf der linken an Geldern ſtoßend, im Weſten von Brabant und Geldern umſchloſſen, hängt im Süden mit dem Herzogthume Berg, im Oſten mit der Grafſchaft Mark zuſammen, doch ſo, daſſ ihm außerdem noch Geldern und Mörs im Süden, das Hochſtift Münſter und die Grafſchaft Recklinghauſen im Oſten als Gränze dienen. Noch enger verbunden iſt das Herzogthum Berg mit der Grafſchaft Mark; nur eine willkührliche Gränze ſondert beide, jenes nach Weſten zu, dieſe nach Oſten hin, von einander. Im Süden und im Weſten ward das Herzogthum Berg von dem Erzſtifte Köln umſchloſſen und ſüdöſtlich berührte es noch das ehemalige Herzogthum Weſtfalen und das Fürſtenthum Naſſau-Siegen. Die Grafſchaft Mark hatte das Hochſtift Münſter und die Grafſchaft Recklinghauſen zu ihrem nördlichen, das Herzogthum Weſtfalen zu ihrem öſtlichen Nachbarn.

Der theils wellenförmige, theils bergigte Boden, der dieſen Landen gemeinſam iſt, und namentlich im Herzogthume Berg zum waldigen Siebengebirge, im Südweſten der Grafſchaft Mark zum rauhen Weſterwalde emporſteigt, liefert der betriebſamen Menſchenhand Eiſenerz, Steinkohlen, Marmor und anderes Geſtein in großer Menge, doch breitet er ſich auch vielfach in fruchtbare Ebenen und ſaftreiche Triften aus und belohnt den Feld- und Gartenbau mit reich geſegnetem Ertrage. Die Rebe gedeiht in vielen Gegenden und in manchen wird ein edler Wein gewonnen. Die Luft iſt geſund und milde, am rauheſten im märkiſchen Saumlande. Ravensberg bringt köſtlichen Flachs in Menge und weitberühmt iſt die Leinewand von Bielefeld und Herford; Klewe iſt reich an geprieſenen Viehweiden und Jülich prangt vor allen in üppiger Fruchtbarkeit. Am wenigſten fruchtbar erweiſt ſich der Boden im Herzogthume Berg; doch der Bewohner weitgeprieſener Kunſtfleiß verdeckt dieſen Mangel und zeigt dem Blicke des Betrachters überall

Leben und Wohlſtand. In Remſcheid und Solingen raucht die Eſſe und pocht der Eiſenhammer und die hochgerühmten Schwertklingen, die ſchönſten Stahlwaaren verlaſſen hier die Werkſtatt; im reizenden Wipperthale ſchimmern die Bleichen vom feinſten Garne und überall hört man den Webeſtuhl ſauſen. Welch eine Menge von Bewohnern ernährt der karge Boden in ſeinem geringen Umfange; — In allen dieſen Landen bietet die Natur dem Auge den mannichfaltigſten Reiz, dort mit rauher Wildheit angenehm ſchreckend, hier mit blühender Fülle erquickend oder zu maleriſcher Fernſicht ladend. Düſtres Waldgebirge und ernſte Felſen wechſeln mit lachenden, fleißig angebauten Ebenen und Thälern, in welchen Bäche und Flüſſe ihre blinkenden Wellen rollen und das ſauſende Mühlrad drehen, welches menſchliche Erfindung das künſtlich erſonnene Werk fördern hilft, oder die Erzeugniſſe des Bodens und der Kunſt dem Rheine zuführen, der ſeine Ufer mit Reben bekränzt, oder die Trümmer der Vorzeit in ſeinen prächtigen Fluten ſpiegelt, und wie ein Fürſt der Ströme herrlich durch ſeine geſegneten Lande dahinwallt. Wo die zerfallene Ritterburg, noch im Tode trotzig, vom Felſen niederſchaut, oder wo die Ueberbleibſel römiſcher Kunſt und römiſchen Lebens von den ſiegreichen Legionen und von der längſt verſunkenen Macht und Herrlichkeit der alten Weltgebieterin erzählen: allenthalben wird das Gemüth wunderbar ergriffen von dem Hineinragen der Vorzeit in das blühende Leben der Gegenwart. Welche Erinnerungen umkränzen mit unverwelklichem Grün die ewige Urne des alten Rheinſtromes! — Vier mächtige Kaiſerreiche*) ſah er an ſeinen Ufern erblühen und dahinſinken, und zu der Zeit, als die Geſchichte unſerer Lande beginnt, hatten auf dieſem Boden ſchon zwei große Aufzüge der Weltgeſchichte ausgeſpielt.

So weit die ſichere Kunde reicht, waren es Völker germaniſchen Stammes, die unſre Lande bewohnten. Auf dem linken Rheinufer ſaßen die Belger in verſchiedene Völkerſchaften ge-

*) Das römiſche, das fränkiſche, das römiſch-deutſche und das franzöſiſche.

theilt, doch ihres germaniſchen Urſprunges noch kräftig eingedenk, zum Theile auch ſich ſelbſt noch Germanen nennend und die Sprache der Väter redend. Es waren die Menapier, Käreſen, Eburonen, Advatiker, Ubier, die hier dem Rheine zunächſt hauſten und deren Gebiet auch die weſtlichen Theile des Herzogthums Klewe und das Herzogthum Jülich umfaſſte. Die Ubier hatten die Gegend von Köln inne. Auf dem öſtlichen Rheinufer saßen die Uſipeten, Tenchteren und Sigambern in den jetzigen Klewiſchen und Bergiſchen Landen, die Marſen in der Grafſchaft Mark. Lauter längſt verſchollene Namen, die großentheils nur von römiſchen Schriftſtellern und wahrſcheinlich nicht unverſtümmelt, uns aufbehalten ſind. Einer Sage nach, die noch zu Cäſars Zeiten im Munde des Volkes lebte, war die deutſche Bevölkerung des linken Rheinufers, mit den Waffen in der Hand dort eingewandert und hatte ſich Sitze erzwungen. Denn der Rheinſtrom bildete urſprünglich die natürliche Gränze zwiſchen Germanien und Gallien. Durch eine mildere Natur und durch ſeine Lage an zwei Meeren begünſtigt, ſtand es an Bildung höher als Germanien. Der römiſchen Verfeinerung näher, wohnte man dort längſt in Städten und Dörfern, kannte Tempel und Götterbilder und einen Unterſchied zwiſchen dem Adel und dem gemeinen Volke, während der Germane in der Vereinzelung des Wohnſitzes Freiheit ſuchte, von den Göttern kein Bild noch Gleichniß machte, ſondern die Unſichtbaren, Ewigen in heiligen Hainen verehrte, und nur freie Männer und Knechte, aber keinen Adel kannte. Die überrheiniſchen Germanen mögen unfehlbar in ihre Sitten Vieles aufgenommen haben, was ihren öſtlichen Stammverwandten noch fremd blieb, wie ſie denn auch zum Theile ihre Sprache mit der der Eingebornen vermiſcht hatten, woraus eine eigene Mundart, die Belgiſche, entſtanden war. Was Tacitus, dieſer leuchtende Stern im Dunkel einer trüben Zeit, dieſer edle Geiſt mitten in der kläglichen Verderbtheit eines entarteten Geſchlechts, — was Tacitus mit unnachahmlicher Schönheit und unverkennbarer Treue über die Art und Sitte der alten Germanen geſagt hat, iſt mit Recht ſchon ſo oft wiederholt worden, daſſ

hier eine kurze Erinnerung an das Hauptſächlichſte genügen dürfte. Eine hohe kräftig-ſchlanke Geſtalt, blaue Augen und goldgelbes Haar zeichnete den germaniſchen Stamm vor andern Völkern aus. Hohe Sitteneinfalt hielt jedes entnervende Laſter von dieſem Heldengeſchlechte fern; der Feige und der Weichling büßte mit ſchmachvollem Tode. Erſt in reiferen Jahren führte der Jüngling die gleichkräftige Jungfrau als Gattin heim. Den Ackerbau und die Geſchäfte des Friedens überließen ſie den Knechten, die häuslichen Arbeiten den Weibern. — Des freien Mannes Beſchäftigung war Jagd und Krieg und die Waffen ſeine beſtändigen Begleiter. Das Schwert war ſelten. Die Frame, ein kurzer Speer, diente zum Angriff, ein leichter hölzerner Schild, mit auserleſenen Farben bemalt, zum Schutze. Doch ſchwang die nervige Fauſt auch ſchwere Holzkeulen, die im Feuer erhärtet waren. Zum Kampfe zog man, nach der Blutsverwandſchaft in Senden*) geordnet aus, geführt vom Sendgrafen. Die Kraft des Heeres lag im Fußvolk; doch auch als Reiter focht der Germane mit unwiderſtehlicher Tapferkeit, wenn gleich ſeine Roſſe weder ſchön, noch mit großer Kunſt abgerichtet waren. Der Bardit, das rauhe Schlachtlied, das der Ahnen Thaten pries, erklang zum Angriffe, und hinter dem Heere hielten Greiſe, Weiber und Kinder und befeuerten durch ihren Zuruf die Kämpfenden. Den Schild zu verlieren, war entehrend, wie bei den Spartern. — An der Malſtatt im heiligen Haine verſammelte ſich die freie Volksgemeinde regelmäßig von vierzehn zu vierzehn Nächten. Denn nicht nach Tagen ſondern nach Nächten zählten die Germanen. Zur Verſammlung kam jeder bewaffnet, und Alles, was für das gemeine Weſen wichtig war, wurde hier berathen, über Krieg und Frieden beſchloſſen, Kriegsfürſten und Richter erwählt, entehrende Verbrechen geſtraft, auch Recht gepflegt, wenn es von Einzelnen begehrt wurde. Jünglinge, die bisher noch keine Waffen getragen, wurden hier wehrhaft gemacht, indem einer der Vor-

---

*) Sende vielleicht das altdeutſche Wort für Familie. Davon Geſinde. — Pfiſter. —

ſteher, oder der Vater, oder ein Verwandter, ſie mit Schild und Frame feierlich ſchmückte. Wer durch Würde, Alter, Ruhm oder Beredtſamkeit hervorglänzte, durfte vor der Volksgemeinde ſprechen. Beifall wurde durch Zuſammenſchlagen der Speere, Miſsfallen durch Murren kund gegeben. Häufig wurde Vorberathung gehalten beim vollen Methhorn, doch mit nüchternem Muthe der Rath vollendet und der Beſchluß gefaſſt. — Trunkenheit galt für kein Laſter und das Würfelſpiel ward mit ſolchem Eifer getrieben, daſſ der verlierende oft auf den letzten Wurf das Köſtlichſte ſetzte, was er zu verlieren hatte, nämlich die eigene Freiheit. — Die Kleidung war urſprünglich höchſt einfach, ein langes, wollenes Wamms, das über die Hälfte des Körpers reichte. Knapp anſchließende Kleidung zeichnete die Vornehmeren aus. Im Winter ſchützte man ſich durch rauhe Felle gegen die Kälte. Einfach wie die Kleidung, war auch die Wohnung, gewöhnlich von Holz erbaut und mit Farben bemalt. Oft, zumal in der kalten Jahreszeit, begnügte man ſich auch mit einer Höhle, wo die Männer auf ihrer Bärenhaut um das Feuer lagen, während die Weiber Spindel und Webſtuhl handhabten. Hier wuchſen, nackt und ſchmutzig, die Kinder zu den Heldengeſtalten auf, die das alte Rom bewunderte und ſcheute. Wie aber die einzelnen Hauptvölkerſchaften Deutſchlands dennoch durch einzelne Sitten und Eigenthümlichkeiten ſich vielfach unterſchieden; ſo waren auch ihre heiligen Gebräuche und ihr Glaube nicht überall gleich. Zwar rühmten ſich alle, von Man, dem Sohne des erdgebornen Gottes Tuisk (Teut) entſproſſen, und alle verehrten den Wodan und den Donnergott Thor in heiligen Hainen; aber die nordöſtlichen Germanen hatten unfehlbar noch andere Gottheiten und mannichfaltigere Sagen. Götterbilder, wo ſie ſich finden, gehören überall einer ſpäteren Zeit an und ſind durch die Berührung mit andern Völkern eingeführt. Opfer, ſelbſt Menſchenopfer waren allenthalben gebräuchlich und das Loos wählte unter den gefangenen Feinden, wer dem heiligen Tode geweiht werden ſollte. Den Weibern ward die Gabe der Weiſſagung zugeſchrieben; deshalb ſtanden ſie in höherer Achtung, als bei andern rohen Völkern. Auch

geheiligte weiße Pferde wurden um das zukünftige Geſchick befragt und auf den Flug und die Stimme der Vögel geachtet.

Schon einmal hatte die ſtolze Roma vor der Kraft des germaniſchen Nordens gezittert, zur Zeit als die Kimbern und Teutonen in die galliſche Provinz einbrachen und ſelbſt bis über die Alpen vordrangen. Marius rettete damals die bange Weltbeherrſcherin durch ſeine Feldherrnklugheit und Kriegskunſt. Immerhin aber war jener Kimbern- und Teutonenzug ein Vorzeichen des unvermeidlichen Schickſals, das die unbeſiegte Stadt aus der Ferne bedrohte. Zwei und funfzig Jahre darnach miſchte Julius Cäſar die römiſchen Waffen zum zweiten Male mit den germaniſchen. Veranlaſſung dazu, gab die Bitte der Sequaner, einer galliſchen Völkerſchaft, welche einen deutſchen Fürſten, Arioviſt, gegen ihre Stammverwandten, die Heduer, zu Hülfe gerufen hatten. Arioviſt war über den Rhein gekommen, hatte die Heduer beſiegt aber zugleich auch die Sequaner nicht als Bundesgenoſſen, ſondern als Beſiegte behandelt, indem er für ſich und ſeine Schaaren die Abtretung des größten Theiles ihres Gebietes forderte. Anfangs ſahen die Römer gleichgültig zu, obgleich die Heduer ihre Bundesfreunde waren. Als aber Cäſar (58 v. C.) nach Gallien kam, um die Helvetier zurückzudrängen, die mit andern Stämmen vereint, dieſes Land für ſich erobern wollten, lieh er, nachdem er die Helvetier beſiegt, den Bitten der galliſchen Völker, die ihn um Befreiung von den Deutſchen anriefen, ein williges Gehör. Nach vergeblichen Unterhandlungen kam es zum Kampfe. Die germaniſchen Völker auf der linken Seite des Oberrheins ſtanden für Arioviſt. Cäſar aber errang einen blutigen vollſtändigen Sieg. Arioviſt entkam in einem Nachen über den Rhein und ſein Name verhallt in der Geſchichte.

Es liegt nicht im Plane dieſes Buches, den Jahrhunderte dauernden Kampf zu beſchreiben, welchen Rom gegen Deutſchlands Freiheit verſuchte. Nur die Hauptergebniſſe deſſelben ſollen hier überſichtlich zuſammengeſtellt werden.

Die Gallier gewahrten bald, nach Cäſars Sieg über Arioviſt, daß der Preis, um den die Römer ihnen beigeſtanden,

kein geringerer, als ihre Freiheit ſei. Sie hatten nur den Herrn gewechſelt, aber ihre alte Unabhängigkeit nicht wieder erlangt. Noch ſtand ihre Hoffnung auf die Belgier, denen die Gefahr wol einleuchtete, die auch ihrer Freiheit von Rom aus drohte. So trat ein ziemlich mächtiges Bündniß zur Abwehr römiſcher Knechtſchaft zuſammen, dem auch die Deutſchen auf der öſtlichen Rheinſeite Beiſtand verhießen. Aber weder alle galliſchen, noch alle belgiſchen Völkerſchaften nahmen daran Theil und Cäſar erhielt zeitig genug von dem Vorhaben Kunde. Mit gewohnter Klugheit und Schnelligkeit kam er dem drohenden Sturme zuvor, und wußte Belgier gegen Belgier in die Waffen zu bringen. Das ſchon zuſammengetretene Bundesheer löſte ſich auf und Cäſar bezwang nun einzeln die wiedervereinzelten Stämme. Tapfer vertheidigten ſich die belgiſchen Germanen, aber ſie erlagen doch der größern Kriegserfahrung und Waffenkunſt des Feindes. Nach ſieben blutigen Jahren hatte Cäſar das ganze linke Rheinufer gewonnen. Zweimal führte der große Römer während dieſer Zeit, ſeine Legionen ſogar über den Rhein und der freie Strom lernte das Joch der Brücke kennen. Doch Cäſar faßte nicht feſten Fuß im eigentlichen Heimathlande der Freiheit. Er begnügte ſich, die Deutſchen zurückgeſchreckt zu haben und ließ das erſte Mal die Brücke wieder gänzlich abbrechen, das zweite Mal nur einen Theil derſelben auf der linken Seite nebſt einem Vertheidigungsthurme ſtehen.

An ein gemeinſames, planvolles Zuſammenhalten der deutſchen Völkerſchaften war bei dieſem Kampfe eben ſo wenig zu denken als bei den folgenden, wenngleich von Zeit zu Zeit größere Völkervereine zum Schutze der Freiheit zuſammentraten. Wechſelſeitige Eiferſucht führte innere Zwietracht herbei und immer fanden die Römer einige Völkerſchaften geneigt, auf ihre Seite zu treten, um dadurch Vortheile über ihre Stammverwandten zu erringen. Zu Cäſars Zeit waren es auf der rechten Rheinſeite die Ubier, die ihm Geiſſeln ſandten und um ſeinen Beiſtand gegen die Sueven baten, von denen ſie hart bedrängt wurden. Unter Auguſtus wurden ihnen, da ſie den

Sueven nicht länger widerſtehen konnten, Land auf der linken Rheinſeite angewieſen und bald erhob ſich hier eine römiſche Pflanzſtadt eine (Colonia Agrippina, Köln). Und wie innerer Zwieſpalt einige auf die Seite des gemeinſamen Feindes zog, ſo wurden andere durch die Ausſicht auf Gewinn, durch glänzende Verſprechungen und Geſchenke zu ihm hinübergelockt. Schon Cäſar zählte viele deutſche Söldner von beiden Seiten des Stromes unter ſeinen Legionen. Auf ihre Kraft ſich lehnend, ging er über den Rubikon, ſie waren es, die ihm bei Pharſalus den wankenden Sieg retteten. Späterhin wuchs die Zahl der deutſchen Söldner im römiſchen Heere außerordentlich und Rom bediente ſich ihrer hauptſächlich, um das freie Germanien zu bekämpfen. So gewöhnten ſich die Deutſchen, unter Roms Adlern und für römiſchen Sold, die Waffen ſogar gegen ihr eigenes Vaterland zu tragen und vorbedeutend zeigt uns hier ſchon die Geſchichte in den inneren Zwiſtigkeiten der germaniſchen Völker und in der Geneigtheit für fremden Vortheil das Schwert zu führen, die Mittel, deren Deutſchlands Feinde ſich bis auf die neueſte Zeit bedient haben, um Deutſchland zu ſchwächen. Die ſtolze Roma aber dachte damals ſchwerlich daran, daß ſie einſt vor ihren eigenen Söldnern zittern ſollte.

Nach Cäſars Tode wagten die belgiſchen Germanen noch einen Verſuch die alte Freiheit wieder zu erringen, gerade in dem Zeitpunkte, als Oktavianus bei Aktium um die Herrſchaft der Welt kämpfte (27 v. C.), aber der Verſuch ſcheiterte und Auguſtus legte den Beſiegten noch engere Feſſeln an und ſuchte ſie durch römiſche Anſiedelungen an das römiſche Joch zu gewöhnen. Das beſiegte Land am weſtlichen Rheinufer wurde in zwei Provinzen, „das obere und das untere Germanien“ getheilt, ein ſchmaler Strich von unbeſtimmter Breite, der im Weſten von Belgien begränzt wurde. Auf der rechten Seite des Stromes lag das freie oder „große Germanien“, deſſen Gränzvölker nicht ſelten den Fluß überſchritten und die römiſche Provinz beunruhigten. Jetzt drohte auch dieſer die Knechtſchaft.

Druſus, des Auguſtus Stiefſohn, nachdem er in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Tiberius, Vindelicien, Rhätien und

Norikum bezwungen, und alſo das Land bis zur Donau unterworfen hatte, beſchloß über den Rhein zu gehen und die germaniſche Freiheit niederzuwerfen, um ſo die römiſchen Provinzen jenſeit des Stromes deſto ſicherer zu ſtellen. Die innere Uneinigkeit der diesſeitigen Völker erleichterte ihm das Spiel. Dennoch hat der junge Held in vier ruhmvollen Feldzügen (von 12 bis 9 v. C.) keinen andern Erfolg errungen, als daſſ er am Ausfluſſe der Ems und am Zuſammenfluſſe der Lippe und Elſe Wehrburgen anlegte. In ſeinem letzten Feldzuge drang er zwar durch das Land der Cherusker bis an die Elbe, auf dem Rückzuge aber raubte ihn der Tod, ohne daſſ er ſich rühmen durfte, die Germanen unterworfen zu haben. Sein Bruder Tiberius ſetzte das begonnene Werk mit günſtigem Erfolge fort. Doch gelang es ihm, mehr durch Verſprechungen und Bündniſſe, als durch die Gewalt der Waffen in Deutſchland Herr zu werden. Wie dem aber auch ſei: um die Zeit als Chriſtus geboren wurde, durften die Römer das Land von der Elbe bis zum Rhein als ein abhängiges betrachten, wenn auch bis jetzt die meiſten Völker zu nichts anderm verpflichtet waren, als dem römiſchen Heere Kriegsmannſchaft zu liefern. Mochte man immerhin eine ſolche Bedingung „das Nächſte nach der Freiheit“ nennen, ſo zeigt ſelbſt dieſer Ausdruck den Verluſt der Freiheit an, und wie vielen Erfolg durften die Römer für ihre Herrſchaft mit vollem Rechte erwarten, wenn ſie es klug verſtanden, die Völker zu entzweien und ſie durch den Glanz des Goldes und den Schimmer kriegeriſcher Ehrenſtellen zu blenden!

Aber ſchon ſtand in dem jungen Cheruskerfürſten Hermann, dem Sohne Sigmars, der Rächer des Vaterlandes, der Retter der deutſchen Freiheit bereit. Mit ſeinem Bruder Flavius gemeinſam hatte er, an der Spitze der vertragsmäßig geſtellten Cheruskermannſchaft, für Rom gefochten, die römiſche Sprache erlernt, das römiſche Bürgerrecht und die Ritterwürde erhalten. Aber je gebildeter ſein Geiſt wurde, um deſto tiefer empfand er die Schmach, die auf ſeinem edlen Volke laſtete. Ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling, beſchloſſ er das Vaterland zu retten. Seine That iſt weltbekannt, ſein Ruhm unſterblich.

Im Teutoburger Walde erlag Varus mit ſeinen Legionen (10 v. C.). Die Bructerer, die Marſen und Katten hatten ſich den Cheruskern angeſchloſſen, und weit und breit erweckte die Hermannſchlacht den Siegesjubel in Deutſchlands Gauen.

Die römiſchen Werbungen längs dem Rheine wurden gebrochen und mit ihnen jegliches Zeichen der Knechtſchaft vertilgt. Wie viel war für Rom zu fürchten, wenn die Deutſchen ihren Sieg und die erſte Beſtürzung, welche die Nachricht davon in der Stadt verbreitete, gehörig zu benutzen wuſſten! Die linke Rheinſeite und ganz Gallien hätte wenigſtens leicht zum Gefühle der alten Freiheit erweckt und der Römerherrſchaft entriſſen werden mögen. Aber die Deutſchen begnügten ſich, die Freiheit auf ihrem eigenen Boden wiedergewonnen zu haben und hingen die römiſchen Siegeszeichen frohlockend in ihren heiligen Hainen auf. An dieſer Unthätigkeit mochte vielleicht die innere Zwietracht Schuld ſein, die in Germaniens Gauen nie erloſch. Nicht alle Fürſten dachten groß wie Hermann. Des Helden Schwiegervater, Segeſt, hatte gehofft, mit römiſchem Beiſtande königliche Gewalt über die Cherusker zu erlangen und nun vom allgemeinen Strome mit fortgeriſſen, gleichſam gezwungen, hatte er in der Freiheitsſchlacht gegen Varus gekämpft, nachdem er ihn zuvor wiederholentlich vor der nahen Gefahr gewarnt. Er blieb indeſſen ein Freund der Römer und es finden ſich Andeutungen, daſſ noch andere Fürſten ſeine Geſinnung theilten. Dem Beſieger der Römer verweigerte er die Hand ſeiner Tochter und Hermann muſſte ſeine Thusnelde dem Vater entführen. Da überfiel Segeſt mit Waffengewalt ſeinen Schwiegerſohn, legte ihn in Ketten und entriß ihm die Gattin. Hermann wurde durch die Seinen befreit und zog gerüſtet gegen Segeſt's Burg.

So loderte die Zwietracht im Cheruskerlande, während Rom alle Kräfte aufbot, die Niederlage des Varus zu rächen. Germanikus, des Druſus Sohn, führte die Legionen über den Rhein, überfiel unvermuthet die Marſen und verwüſtete eine große Strecke ihres Landes mit Feuer und Schwert. Da ſtellten ſich ihm die Bructerer, Tubanten und Uſipeten entge=

gen und nur mit vieler Mühe errang er den Sieg (14 v. C). Als er im nächſten Jahre die Katten heimſuchte, rief ihn der belagerte Segeſt um Hülfe an. Germanikus kam, ſchlug die Belagerer und führte den Segeſt und ſein ganzes Haus, auch Hermanns ſchwangere Gattin mit ſich fort. Dem Vordringenden aber ſtellte ſich Hermann zur Schlacht entgegen, ſein ermahnendes Wort hatte die Bundesritter wieder zu den Waffen gerufen und zum zweiten Male mußten die römiſchen Adler vor dem deutſchen Landſturme weichen. Nur mit Mühe entgingen die Römer einer völligen Niederlage und zogen über den Rhein zurück. (15 v. C.)

Bald aber kehrte Germanikus mit vermehrten Streitkräften zurück. Auch die germaniſchen Stämme des linken Rheinufers hatten ihm Zuzug geleiſtet und die Bataver waren ihm behülflich geweſen, eine Flotte auszurüſten, die das Hauptheer an die Mündung der Ems brachte. Jetzt gelang es dem Römer zwar, die Deutſchen in zwei furchtbaren Schlachten zu beſiegen, aber nicht, ſie zu unterjochen. Er errichtete ein Denkmal über die zwiſchen dem Rheine und der Elbe beſiegten Völker und ſchiffte ſeine Legionen wieder ein, von denen aber nur wenige dem erzürnten Meere entkamen.

Einen nochmaligen Feldzug, durch welchen Germanikus die Unterwerfung Deutſchlands zu vollenden hoffte, verhinderte der Kaiſer Tiberius. Es ſei genug des wechſelnden Kriegsglücks! man könne jetzt die feindſeligen Völker Germaniens ihrem innern Zwieſpalte überlaſſen, die ſie endlich doch unfehlbar unter Roms Herrſchaft führen werde.

So war auch dieſer Verſuch geſcheitert, den Deutſchen das römiſche Joch aufzubürden. Denn obgleich Germanikus einen prächtigen Siegeseinzug in Rom hielt (17 v. C.), ſo blieb doch den Deutſchen ihre Freiheit. Und ſie iſt ihnen verblieben, wie oft auch innere Zwietracht den Römern mit der willkommenen Gelegenheit, ein Volk gegen das andere zu unterſtützen, die ſchmeichelhafte Hoffnung zeigte, endlich über ganz Germanien zu gebieten, und wie mancher offene Verſuch auch ſonſt noch gemacht wurde, dieſen Zweck zu erreichen. Es traten einzelne

Völkerſchaften mit den Römern in Bundesfreundſchaft, aber das war auch Alles, deſſen Rom ſich rühmen konnte. Als wirklich unterworfen, waren nur die Germanen auf der linken Rheinſeite zu betrachten, obgleich auch hier die Flamme der Freiheit noch einmal mächtig emporloderte, als die tapfern Bataver unter Civilis aufſtanden, um das Joch zu zerbrechen. (69 v. C.) Aber dieſer Aufſtand, an dem nicht nur das ganze römiſche Untergermanien Theil nahm; ſondern der auch von mehreren diesſeitigen Völkerſchaften unterſtützt wurde, endete dennoch zum Vortheile der Unterdrücker, wie viel verheißend er auch begonnen hatte. — Auf der öſtlichen Rheinſeite gehorchte den Geboten der Weltbeherrſcherin ein ſchmaler Landſtrich, der von ſeinen früheren Bewohnern faſt entvölkert, das römiſche von dem freien Germanien durch Wehrburgen und Schanzen undurchdringlich abſonderte. — Ganz ähnlich wie am Rheine ſah es an den Ufern der Donau aus.

Für die verlorene Freiheit tauſchten indeß die unterworfenen Germanen von den Römern höhere Bildung und Geſittung ein. Dem Rheine entlang erhoben ſich römiſche Pflanzſtädte, von denen aus römiſche Sitte und römiſches Leben ſich in die Umgegend verbreitete, und wenn nach vielen Jahrhunderten noch die Rheinlande den übrigen Deutſchen in vieler Hinſicht voranſtanden, ſo dürfte wol nicht mit Unrecht anzunehmen ſein, daſſ es eben die früher eingepflanzten Keime römiſcher Bildung waren, die ſelbſt durch den eiſernen Fußtritt der Völkerwanderungen nicht gänzlich zertreten werden konnten und die unter den Trümmern einer aufgegangenen Welt immer wieder hervorblickten.

In ſolcher Lage blieben die Verhältniſſe bis zur zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Von hier an (162) beginnen die Stöße der germaniſchen Völker gegen das Römerreich. Wir ſehen die Katten und Chauken über den Rhein ſtreifen und das römiſche Germanien und Belgien bedrohen, ja ſogar bis Italien ſollen Germanen aus den Rheinlanden vorgedrungen ſein während ſueviſche Horden in Rhätien einbrachen und bald darauf die Markmannen an der Donau die Waffen erhoben und funfzehn Jahre lang den Kampf fortſetzten. (166 — 180.)

Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts verdoppeln ſich dieſe Stöße und nur mühſam noch vertheidigt ſich Rom gegen die nordiſche Kraft. Die Germanen, von einem unaufhaltſamen Zuge nach Weſten und Süden getrieben, brechen immer wilder und wilder in die Gränzen des Römerreichs. Um dieſe Zeit vernehmen wir auch zum erſten Male den Namen der Franken in der Geſchichte, der ſich bald über einen großen Theil der niederrheiniſchen Lande ausbreitet. Ob die Franken ein beſonderes Volk geweſen, welches damals, man weiß nicht, von wo? an die Ufer des Rheins vorgedrungen ſei und hier feſte Sitze erkämpft habe, oder ob ihr Name nur der Bundesname eines Völkervereines geweſen, der ſich ähnlich wie zu Hermanns Zeit der Cheruskerbund, am Niederrheine gebildet, laſſen wir dahin geſtellt ſein, obgleich die letztere Annahme unfehlbar das Meiſte für ſich zu haben ſcheint. Genug, faſt in allen den Landen des rechten Rheinufers, deren Geſchichte alſo unſerer Betrachtung vorliegt, finden wir am Ausgange des dritten Jahrhunderts die Franken, deren öſtliche Nachbaren die Sachſen, die ſüdlichen die Alemannen ſind. Schon frühzeitig hatten die Franken den Rhein überſchritten und ſich an der Schelde, auf römiſchem Gebiete niedergelaſſen. Als kühne Vorfahren beunruhigten ſie oft mit den Sachſen gemeinſam häufig die galliſchen und britanniſchen Küſten.

Es iſt bekannt, wie in den Stürmen der Völkerwanderung, von denen die morſchen Grundfeſten des Römerreiches völlig in den Staub getreten wurden, die Franken auf der linken Rheinſeite als Eroberer auftraten und ſich zuerſt in den Niederlanden, dann weiter in Belgien und Gallien feſtſetzten, ohne jedoch ihre alten Sitze am öſtlichen Ufer des Niederrheins aufzugeben.

Chlodwig der Merovinger, eben ſo kühn und unternehmend, als treulos und grauſam, wandte das Schwert auch gegen diesſeitige Völker und machte die Thüringer und Alemannen den Franken zinsbar, dann erzwang er, theils durch offene Gewalt, theils durch verrätheriſche Ermordung blutsverwandter Fürſten, die Vereinigung aller Franken unter ſeiner Herrſchaft und ward in ſolcher Weiſe der Gründer des mächtigen Frankenreiches.

Er war der erſte von den fränkiſchen Fürſten, der das Chriſtenthum bekannte, und nach einer dreißigjährigen Regierung ſtarb er zu Paris im Jahre 511 v. C.

Noch beinahe drittehalb Jahrhunderte beherrſchte Chlodwigs Geſchlecht, bald getheilt, bald das Ganze umfaſſend, das Frankenreich, obwol vom Ende des ſiebenten Jahrhunderts an, nur dem Namen nach, da die mächtigen Hausmeier den Königen allmälig jeden Antheil an der Regierung entzogen und an ihrer Stelle die Zügel führten. Es gehört nicht hieher, zu erzählen, wie das Frankenreich, trotz der Gräuel mit denen ſein entartetes Herrſcherhaus ſich befleckte, dennoch immer mächtiger ward und ſowol die übrigen germaniſchen Reiche in Gallien verſchlang, als auch im Innern Deutſchlands ſeine Herrſchaft immer weiter ausbreitete. Inzwiſchen bildete ſich im Innern dieſes Reiches ſchon frühzeitig ein immer ſchärfer werdender Gegenſatz zwiſchen den Ländern deutſcher Zunge und den romantiſch redenden Franken, ſo daß ſich hieraus die nachmalige Abſonderung ohne Mühe von ſelbſt ergab. Der Name Frankreich iſt nur da geblieben, wo die deutſche Zunge aufhört, und in Deutſchland ſelbſt verſchwindet die Benennung „Franken“ allmälig aus den Gegenden, wo ſie zuerſt gehört wurde, d. h. an den Ufern des Niederrheins, und tritt als bleibend in einer ganz andern Gegend auf, wohin ſie nur durch Eroberung gebracht worden. Das urſprüngliche Land der Franken am Rheine, zu welcher aber die Länder gehörten, von denen wir handeln, iſt bei der ſpäten Eintheilung des deutſchen Reiches größtentheils dem weſtfäliſchen Kreiſe beigefügt worden.

Zweites Kapitel.

Allgemeine Vorbemerkung über die Geſchichte der jülich=klewiſchen Lande. — Sage von dem römiſchen Urſprunge der Stadt Klewe und von dem Rhetor Eumenius. — Sage von dem Urſprunge des klewiſchen Grafenhauſes. — Elias Grenil und Beatrix von Triſterbant. — Als der erſte geſchichtlich bekundete Graf von Klewe wird Dietrich angeſehen. — Unſicherheit der Geſchichte ſeiner nächſten Nachfolger. — Der Bodtberg. — Trennung der Grafſchaften Klewe und Triſterbant. — Von den Grafen von Triſterbant ſollen die v. Mark und Berg abſtammen. — Ungewißheit des Umfangs der Grafſchaft Klewe in dieſem Zeitraume. — Urſprung der angeſehenſten Städte des Landes. — Eberhard I. — ſeine Stiftungen zu Wiſſel und Neus. — Luthard, der Heilige. — Einbrüche der Normannen. — Balduin, die Normannen von Arnulf geſchlagen. — Arnold ſtiftet das Kloſter zu Zepflich. — Dietrich II., der Fliegende, erhält v. Kaiſer Heinrich III. Nymwegen. — Dietrich III. und Arnold. — Dietrich ſtirbt auf dem Kreuzzuge. — Arnold ſtiftet auf dem Bodtberge ein Kloſter.

Die Geſchichte der jülich=klewiſchen Lande unterſcheidet ſich von den Geſchichten der meiſten Provinzen des preußiſchen Staates dadurch, daß ſie es weder mit den Schickſalen eines beſondern Volkes zu thun hat, das, ſei es durch Waffengewalt oder durch das allmälige Eindringen deutſcher Bildung, aus ſeiner Volksthümlichkeit herausgeriſſen und wie ein fremder Zweig auf den allgemeinen Stamm des deutſchen Lebens gepfropft wurde, wie in Preußen, Brandenburg, Pommern, Schleſien; auch führt ſie uns nicht das Bild eines Staates vor, den ein kühnes und planvolles Ringen einem höhern Ziele entgegentreibt. Nicht einmal der Name eines deutſchen Volksſtammes wie etwa in Sachſen, bietet hier einen nöthigenden Anknüpfungspunkt. Denn, obgleich in ſpäterer Zeit in den weſtfäliſchen Kreis gezogen, gehört doch urſprünglich nur der kleinſte Theil unſerer Lande dem eigentlichen Weſtfalen an.

Es iſt die Einzelgeſchichte deutſcher Grafſchaften, die auf dem vieläſtigen Stamme des deutſchen Reiches ſich gleich einzelnen Blättern zufällig und allmälig entfalteten und wuchſen, bis ſie die Hand des Schikkſals eben ſo allmälig und zufällig zu Einem Kranze zuſammenflocht, dazu beſtimmt, ſich ſchmückend in Preußens Krone zu flechten. Dennoch gewinnt die Geſchichte dieſer Lande hohe Bedeutung, indem ſie einerſeits in das fehdevolle Ritterleben des deutſchen Mittelalters recht eigentlich und tief hineinführt, andererſeits von einer großen Zahl preiswürdiger Fürſten zu erzählen weiß, deren rühmliches Walten ſich noch heute in dem blühenden Kunſtfleiße, wie in dem treubewahrten deutſchen Biederſinne des Volkes ausſpricht.

Zuerſt von unſern Landen taucht Klewe aus dem düſtern Nebel der Vorzeit auf, aber anfänglich allerdings in ſo ungewiſſen und ſchwankenden Umriſſen, voll innerer Widerſprüche, daſſ wir lange Zeit gebrauchen, ehe das fabelhafte Luftgebilde ſichere Formen annimmt, bis der Nebel ſich zerſtreut und wir die wirkliche Geſchichte vor uns ſehen. Die Sage leitet den erſten Urſprung der Stadt Klewe von Julius Cäſar, dem Beſieger Galliens, her. Eine alte Inſchrift in lateiniſcher Sprache im Vorhofe des Schloſſes, meldete, Kajus Julius, der Diktator, habe die Burg im ſechshundert und achtundneunzigſten Jahre der Erbauung Roms gegründet. Aber es iſt längſt erwieſen, daß dieſe Inſchrift einer viel ſpätern Zeit angehört, welche damit nichts weiter bekundet hat, als ihren Glauben an die Sage, das Schloſſ zu Klewe ſei von Cäſar gegründet. Dieſelbe Sage meldet, daſſ der Kaiſer Trajanus dort eine römiſche Niederlaſſung veranlaſſt, Adrianus aber dieſe zur Stadt erhoben habe. Die Quelle dieſer Sage, wofern ſie nicht auch aus mündlichen Ueberlieferungen entſtand, ſcheint hauptſächlich die Rede eines römiſchen Rhetors, Namens Eumenius, zu ſein, der um die Zeit der Kaiſer Diokletianus und Maximinianus, vor dem Statthalter Galliens eine Rede gehalten haben ſoll, welche die Wohlthaten preiſt, die Gallien von den Römern empfangen und worin man mit den deutlichſten Worten öftere Erwähnung der Stadt Klewe gefunden haben will.

Dieſer Eumenius ſei darauf nach Klewe geſchickt worden, um Unterrichtsanſtalten für die galliſche Jugend zu gründen und denſelben vorzuſtehen und großmüthig habe er das ihm zugewieſene Gehalt von jährlich ſechshundert Seſterzien, der Bürgerſchaft überlaſſen, um Schulen zu bauen. Die dankbare Stadt aber habe das Bild ihres Wohlthäters in Stein hauen und öffentlich aufſtellen laſſen, die ehrenvollſte Art der Erkenntlichkeit in jenen Zeiten. Und lange Zeit hat man wirklich eine ſteinerne Bildſäule an der Vorderſeite des innern Schloſſes für das Bild des Eumenius gehalten. Aber wenn ſich auch gegen die Echtheit jener Rede kein gegründeter Einwand finden ließe; ſo iſt die Echtheit derjenigen Stellen, worin der Redner der Stadt Klewe erwähnen ſoll, ſchon längſt mit deſto wichtigern Gründen in Zweifel gezogen und eben ſo klar erwieſen worden, daß die erwähnte Bildſäule jeden andern, nur nicht den Eumenius, darſtellen könne, deſſen ganze Wirkſamkeit in dieſer Stadt, kaum etwas mehr als eine, aus Mißverſtand hervorgegangene Fabel ſei. *) Und ſomit erliſcht der Schimmer gänzlich, der hier eine Spur der Vorzeit zu erhalten ſchien. Ob aber Klewe nicht dennoch römiſchen Urſprungs, ob nicht der Name ſelbſt, im mittelalterlichen Latein Clivia ausgeſprochen von Clivus (Hügel) abzuleiten ſei, laſſen wir als ziemlich gleichgültig hier ununterſucht und unentſchieden.

Eben ſo dunkel, wie der Urſprung der Stadt, iſt die erſte Geſchichte der Grafſchaft, die nach jener den Namen führt. Ihr Entſtehen dürfte wol nicht mit Unrecht in die erſten Zeiten des Frankenreiches zurück verſetzt werden können, wo ſie vielleicht einen jener Gaue bildete, in die das ganze Reich getheilt war und denen die Grafen als Beamtete des Königs vorſtanden. Aber ſeit welchem Jahre die Reihefolge der Grafen aus einem und demſelben Geſchlechte mit Sicherheit feſtzuſtellen ſei? und aus welcher Wurzel man dieſen gräflichen Stammbaum herleiten ſoll? das ſind zwei Fragen, auf welche die Forſchung bisher nur ſehr unbefriedigende Antwort zu geben vermochte.

---

*) Dittmar in den Anmerkungen zu Teſchenmachers Annalen.

Auch hier nahm der müßige Eifer, ein deutſches Fürſtenhaus durch fremde Abkunft zu verherrlichen, ſeine Zuflucht zu dem römiſchen Geſchlechte der Urſiner und die Sage trat hinzu, um das Ganze mit dem Reize des Wunderbaren zu bekleiden. Dieſe Sage von dem Urſprunge des klewiſchen Fürſtengeſchlechtes, wie märchenhaft ſie auch klingt und wie ſehr ſie auch durch den Umſtand, daß ſie die Erblichkeit der gräflichen Würde in eine Zeit verlegt, wo ſie durchaus nirgend gefunden wird, alle geſchichtliche Wahrheit verletzt, trägt dennoch ſo viele Anmuth und ein ſo ſtarkes Gepräge deutſcher Gemüthlichkeit an ſich, daſſ wir ſie nicht übergehen dürfen.

Theodorich, ein Abkömmling des Hauſes Urſini, — ſo erzählt ſie — gelangte durch Vermälung in den Beſitz der damals vereinigten Grafſchaften Teiſterbant *) und Klewe. Doch ſeiner Ehe waren keine Söhne entſproſſen, ſondern nur ein Fräulein, Beatrix genannt, die zur tugendſamen und ſchönen Jungfrau heranwuchs. Aber frühzeitig entriſſ ihr der Tod die Aeltern und jedes fürſorgenden Schutzes beraubt, bot das reiche Erbe der Verlaſſenen den rohen, kriegeriſchen Nachbarn willkommene Gelegenheit, das eigene Landgebiet zu vermehren. Während einige mit gewaffneter Hand auszogen, um für ſich zu erobern, was ihnen gefiel, bedrängten andere die ſchöne Beatrix mit ihren Heiraths-anträgen. Aber keiner der Bewerber gewann ihr Herz, denn die kluge Jungfrau ſah wohl, daſſ nur ihr Erbe die Freier herbeilockte. Da ſtand ſie einſt voll Gram und Sorge — es war ein ſchöner Sommertag des Jahres 711 — auf ihrer Burg Nimegen und ſchaute trüben Blikkes auf die Fluten des Rheines

*) Der jetzt längſt verſchollene Name der Grafſchaft Teiſterbant, ſoll zum erſten Male bei der Theilung, welche Ludwig der Fromme zwiſchen ſeinen Söhnen veranſtaltete, gebraucht worden ſein. Sie ſoll alles Land zwiſchen der Maas, der Waal und dem Rheine umfaſſt haben, und ſtellt ſich, nach ihrer frühzeitigen Erwähnung, unbeſtritten als ein fränkiſcher Gau heraus. Anfänglich verliert ſich der Name Klewe in ihr, bis dieſer entſchieden hervortritt. Bei dem Ausſterben der Grafen von Teiſterbant, wurde das Gebiet der Grafſchaft zertheilt und mit den Ländern benachbarter Fürſten verbunden.

nieder, die blinkend und rauſchend an ihr vorüberzogen. Siehe, da erweckte ein wunderſeltſamer Anblick das Fräulein aus ihrem kummervollen Hinbrüten. Denn den Strom hernieder glitt ſanft ein prächtiger, weißer Schwan, der an einer goldnen Kette, die von ſeinem ſchlanken Halſe niederhing, ein zierliches Schifflein nachzog. In dem Schifflein ſaß ein hoher, ritterlicher Jüngling, gar herrlich von Wuchs und Angeſicht, der trug ein goldenes Schwert in der Hand, und an ſeinem Finger blitzte ein köſtlicher Ring. An ſeinem Gürtel hing ein Jagdhorn und vor ihm ſtand ein gelber Schild, auf welchem acht goldne Szepter prangten, die von einer goldenen Spange mit einem Rubin zuſammengehalten wurden. Der Schwan aber ruderte allgemach dem Ufer zu, wo die Burg Nimegen ſtand; der Nachen hielt und der Jüngling ſtieg ans Land. Und wie das Fräulein die edle Heldengeſtalt des Gelandeten bewundernd betrachtete, da ſchien ihr der Fremdling nicht mehr unbekannt, und ſie entſann ſich, daſſ er einſt im Traumgebilde vor ihr geſtanden. Und zum erſten Male ergriff der Liebe ſüßes Sehnen ihren Buſen, und wie von unwiderſtehlicher Gewalt gezogen, ſtieg ſie die Burg hernieder und trat dem Rittersmann entgegen. Der grüßte ſittig das Fräulein und begann: „zu Deinem Schutze geſandt, holde Jungfrau, komme ich aus dem irdiſchen Paradieſe. Elias Grail iſt mein Name und wofern Du mir vertrauen magſt ſo ſoll mein Schwert Dich und Dein Erbe ſchirmen und Deine Feinde verſcheuchen.“ Erröthend reichte das Fräulein dem Jünglinge die Hand und führte ihn freundlich in die Burg, und bald darauf ſegnete ein Prieſter beide zum ehelichen Bunde ein. Elias Grail hielt Wort. Keiner widerſtand der Kraft ſeines Armes und weit und breit ſcheute man den Helden. Aber wie glücklich auch die ſchöne Gräfin in den Armen eines ſolchen Gatten ſich fühlen mochte: die Neugier quälte ſie, den frühern Stand und die Abkunft ihres Gemals zu erfahren, denn dieſer hatte ihr ſtrenge verboten, ihn darum zu befragen; er müſſe ſonſt auf ewig von ihr ſcheiden: denn ſie forſche nach einem Geheimniſſe, das er nicht enthüllen dürfe. — Jahre lang hatte Beatrix mit ihrer Neugierde ge-

rungen. Schon war ſie Mutter von drei holden Knaben und der leuchtende Heldenruhm ihres Gemals verſchönerte ihr eheliches Glück. Da ſiegte einſt dennoch, als ſie bei nächtlicher Weile an ihres Gatten Seite lag, die allgewaltige Neugier. „Mein Eheherr“ begann ſie, „Du ſollteſt Deinen Kindern mit Willen ſagen, welcher Abkunft Du biſt, damit ſie ihres Geſchlechtes ſich rühmen können,“ und mit holden Schmeicheleien und dringenden Fragen beſtürmte ſie den Gemal. Dieſer aber raffte ſich traurig vom Lager empor und ſprach: „ich muß jetzt auf immer von Dir ſcheiden, wie ich Dir zuvor geſagt.“ Darauf küßte er ſeine drei Knaben und gab dem älteſten ſeinen Schild und ſein Schwert, dem zweiten ſein Jagdhorn, dem jüngſten ſeinen Ring zum Angedenken, riß ſich von der beſtürzten und bitter bereuenden Gattin los und eilte von dannen. Der Silberſchwan und ſein Schifflein warteten des Herrn am Ufer des Rheinſtromes, und wie er einſt gekommen, ſo verſchwand er wieder. — Einige behaupten, er ſei mit Karl Martell gegen die Mauren gezogen, und habe dort, tapfer kämpfend, den Tod geſucht und gefunden, und das Räthſel ſeines Urſprunges mit in das Grab genommen. — Die ſchöne Beatrix aber beweinte mit heißen Reuethränen ihre Neugier, wie einſt die Mutter der Sterblichen, als das Paradies verloren war, und noch in demſelben Jahre, wo ihr Gatte von ihr ſchied, brach der Gram um den verlornen Geliebten ihr treues Herz. Ihre drei Söhne aber, Dietrich (Theodorich), Gottfried und Konrad, des Vaters Angedenken wohl bewahrend, wuchſen kräftig und edel heran und gelangten alle zu Hoheit und Ehren. Gottfried ward Graf von Loen, Konrad Graf in Heſſen, aber Dietrich ward von Karl Martell im Beſitze des mütterlichen Erbes, der Grafſchaft Klewe-Teiſterbant, beſtätigt, und pflanzte hier das edle Grafengeſchlecht in langer Reihe fort.

Alſo die Sage, die von Verſchiedenen zwar verſchieden und in manchen Nebenumſtänden abweichend, aber in der Hauptſache doch ziemlich übereinſtimmend erzählt, den Scharfſinn der ältern Geſchichtſchreiber hinreichend beſchäftigt hat. Welche Mühe hat

man ſich gegeben, um zu ermitteln, wer jener Elias Grail denn eigentlich geweſen und von wannen er gekommen ſein dürfte! Wir enthalten uns, wie billig jeder Mittheilung dieſer unfruchtbaren Unterſuchungen und laſſen der anmuthigen Sage nur eben als ſolcher ihr Recht. Wollte man aber in ihrer dichteriſchen Hülle irgend einen geſchichtlichen Kern ſuchen, ſo iſt die Annahme nicht unwahrſcheinlich, daſſ Karl Martell irgend einen ſeiner tapfern Krieger, Namens Elias Grail, von dunkler Herkunft, zum Gaugrafen des Gaues Teiſterbant-Klewe gemacht und daſſ dieſer die verwaiſte Tochter des Burgherrn von Nimegen geheirathet habe. Auch ſein Tod im Kampfe gegen die Sarazenen könnte geſchichtlich ſein. Hier wären dann leicht die Punkte zu erkennen, an welche die Sage ihre Fäden angeknüpft, um ihr luftig ſchillerndes Geſpinſt zu weben. Die dunkle Herkunft des Helden ſollte mit dem Schimmer des Wunderbaren umkleidet werden, und der Name des alten Schwanenthurms zu Klewe, der doch mit den Schickſalen des Herrſcherhauſes in irgend eine Beziehung gebracht werden muſſte, bot ſich der Erfindung von ſelbſt an. *)

Je ſchwankender und ungewiſſer aber der Urſprung des klewiſchen Grafengeſchlechtes iſt, um ſo zuverſichtlicher haben ältere und neuere Schriftſteller den angeblichen Sohn jenes fabelhaften Elias Grail, Dietrich oder Theodorich, als den erſten geſchichtlich bekundeten Grafen von Teiſterbant und Klewe und als den Ahnherrn des edlen Hauſes feſtgehalten. Wir wagen es nicht, dieſer Meinung zu widerſprechen, obgleich wol ſchwerlich eine andere Urkunde, als die, weit einer ſpätern Zeit angehörigen, immer zweifelhaften Angaben der Geſchichtenſammler (Chroniſten), dafür Zeugniß ablegen dürfte.

---

*) So hat auch der Name des Buttermilchthurms in der Vorburg des Schloſſes Marienburg auf ein ſeltſames Märchen von ſeiner Entſtehung geleitet. Der Thurm heiſſt in den alten Urkunden „der ſchiebelichte" (d. i. ſcheibenförmige) Thurm. Seine runde Geſtalt, die man vielleicht mit der eines Butterfaſſes ähnlich fand, mochte ihm unter dem Volke den Namen Butterthurm, oder Buttermilchthurm zugezogen haben. Und an dieſen Namen knüpfte ſich ſpäterhin eine ganz ungeſchichtliche Sage.

Dieſer Dietrich, den man demnach in der Reihefolge der Grafen von Klewe, ſeines Namens den erſten nennt, ſoll, den alten Berichten zufolge, ein gar frommer, tapferer und glücklicher Kriegsheld geweſen ſein, deſſen Verdienſte Karl Martell, der allvermögende Hausmeier des Frankenreiches dadurch belohnte, daſſ er ihm nicht nur die Verwaltung der Grafſchaften Teiſterbant und Klewe anvertraute, ſondern ihm auch die ſchöne Ida, die Tochter eines Grafen von Hennegau, zur Gemalin gab. Doch ſind die Berichterſtatter nicht einig, ob ihm die Verwaltung unſrer Grafſchaften durch Erbſchaft, als angeſtammtes Eigenthum, oder nur durch Verleihung, als königliches Amt, zugefallen ſei. Beweis genug von der Unzuverläßigkeit der ganzen Nachricht, da an einen erblichen Beſitz der Grafſchaften in jener Zeit nicht zu denken iſt. Weiter erzählt man, Dietrich habe, nach dem Tode Karl Martells (741) den beiden Söhnen deſſelben, Karlmann und Pipin, im Kampfe gegen die empörten Sachſen wacker geholfen, obgleich die Eiferſucht der Oſtfranken auf den Kriegsruhm des Helden, ihm mancherlei Hinderniſſe in den Weg legte. *) Nach einer fünfundzwanzigjährigen Verwaltung ſoll Dietrich im Jahre 759 geſtorben ſein.

Als ſein Sohn und Nachfolger im Grafenamte, wird uns Reinhold genannt. Was die alten Berichte von dieſem erzählen, iſt ſo offenbare Unwahrheit, daſſ es ſcheint, ſie hätten nur etwas erſonnen, um den Namen nicht leer ſtehen zu laſſen. Sie melden nämlich, der Graf Reinhold habe dem fränkiſchen Hausmeier Pipin von Herſtall gegen die Dänen oder Normannen kämpfen geholfen, welche die holländiſche Küſte und das Stift Utrecht mit Raub und Mord heimgeſucht; auch Radbod, der Frieſen König, ſei von dieſem Helden überwunden und aus dem Utrechter Lande vertrieben worden. **) Aber Pipin von Herſtall ſowol wie Radbod waren längſt tod, als Reinhold zur Grafenwürde in Klewe gelangte. Jener ſtarb bekanntlich 714,

*) Teschenmacher. Annal. Cliv. Jul. etc. edid. Dithmar §. 200.

**) Stephanus Pighius, in Hercule Prodicio. Vergl. Teschenmacher a. a. O. S. 201.

dieſer 719. Was hilft es nun, wenn man die Wahrheit dieſes Berichtes dadurch zu retten ſucht, daſſ man annimmt, die Erzähler haben nicht Pipin von Herſtall, ſondern Pipin den Kurzen, Karls des Großen Vater, auch nicht die Dänen, ſondern die Sachſen gemeint, auch ſei der Kriegsſchauplatz nicht in den Niederlanden, ſondern in Oſtfranken geweſen? — Dem Grafen Reinhold wird eine Verwaltungzeit von eilf Jahren zugemeſſen und ſein Tod in das Jahr 770 geſetzt. Während ſeiner Herrſchaft ſollen zu Deventer, Zütphen und Emmerich von dem heiligen Lebuin, einem britiſchen Prieſter, der den Franken und Sachſen das Evangelium predigte, Chorherrnſtifte angelegt worden ſein.*) Aber auch dieſe Angabe unterliegt dem Zweifel, da der heil. Lebuin bereits im Jahre 760 ſtarb,**) alſo alle jene Stiftungen im erſten Verwaltungjahre des Grafen Reinhold vollendet haben müſſte.

Nicht viel klarer und gewiſſer iſt es, was die Erzähler von den zunächſtfolgenden Grafen melden, die, nach ihrer Angabe, immer Söhne der vorhergehenden waren. Zwar liegt in dieſer Erbfolge eben keine Schwierigkeit. Denn es iſt bekannt, wie die Grafſchaften, gerade dadurch erblich wurden, daß die Könige nicht ohne bedeutende Urſache den Söhnen die Würde der Väter entzogen. So mochte auch hier, wo der Ueberlieferung zufolge, der Sohn dem Vater niemals an Treue, Tapferkeit und Tugend nachſtand, das Grafenamt den Sprößlingen deſſelben Hauſes immer und immer wieder verliehen worden ſein. Wol aber finden ſich die erheblichſten Schwierigkeiten in dem

---

*) „A S. Lebuino, qui a Gregorgio Episc. Traject. — — ad propagandam religionem christianam una cum Othelgrimo et Marchelno missus erat — — collegium canonicorum Daventriae, Zutphaniae et Embricae constitutum est“ lautet es — bei Teſchenmacher (§. 201), der ſich auf Henſeler und Schaten beruft. Demnach würden dieſe Stiftungen vom h. Lebuin, nicht aber dem h. Lebuin zu Ehren, geſtiftet, wie Knapp Th. I. S. 250 Anmerk. 160 zu meinen ſcheint, wenn hier nicht etwa ein Drukkfehler ſtatt findet.

**) Siehe den betreffenden Artikel „im Ausführlichen Heiligen-Lexicon“ ꝛc. — Köln und Frankfurt 1719.

Gewirre von Widerſprüchen, das die Geſchichte dieſer frühern Grafen von Klewe umgiebt und welches kaum der Entwirrung werth ſein dürfte, da es ja eines Theils nicht einmal die Geſchichte wirklicher Landesherrn, ſondern vielmehr königlicher Beamteter iſt, mit der wir es in jener Zeit zu thun haben, und da anderntheils die Nachrichten über dieſe Herren ſo dürftig und mager ſind, daſſ es kein Verluſt für die Geſchichte zu nennen wäre, wenn ſie vollends fehlten.

Ludolf, der Sohn des eben genannten Reinhold, ſoll der Grafſchaft zwanzig Jahre lang (von 770 bis 790) vorgeſtanden und ſowol durch ſein Schwert als durch ſeinen weiſen Rath bei Karl dem Großen viel gegolten haben. Vor allem, ſagt man, habe er ſich im Kampfe gegen die Sachſen hervorgethan. Endlich des kriegeriſchen Ruhmes ſatt, wandte er ſein Gemüth ganz dem Himmel zu und baute auf einem Hügel nahe bei Klewe, der von einem frommen Einſiedler Joachim den Namen führte, eine heilige Zelle, wo er in Gebet und Buße die übrige Zeit ſeines Lebens zubrachte. Seitdem ward jener Hügel der Bedtberg genannt und die fromme Stiftung von des Grafen Nachfolgern zum Kloſter umgeſtaltet. — Aber auch ſelbſt dieſe Nachricht, wenngleich an der Thatſache nicht gezweifelt werden dürfte, iſt dennoch ſchwankend und unſicher, da nicht alle Berichterſtatter darin übereinſtimmen, den Grafen Ludolf als Stifter des Bedtberges zu nennen. Mehre theilen die Ehre dieſer frommen Handlung dem Sohne Ludolfs zu, Johann, den erſten ſeines Namens in der Reihe der Grafen von Klewe, der das Grafenamt von ſeines Vaters Tode bis zum Jahre 801 bekleidet haben ſoll. Wie von ſeinem Vater, ſo wird auch von ihm gerühmt, daſſ er dem großen Kaiſer mit ehrenwerther Tapferkeit im Sachſenkriege gedient habe. Ihm legt die Sage eine Tochter des griechiſchen Kaiſers Michael, Konſtantia, als Gemalin bei. Der innere Widerſpruch dieſes Mährchens liegt klar am Tage. Denn der Graf Johann war längſt zu ſeinen Vätern gegangen, als Michael der erſte den griechiſchen Kaiſerthron beſtieg (811), oder die Berichterſtatter hätten ſich im Todesjahre des Grafen bedeutend geirrt, wodurch denn eine neue,

gar nicht zu löſende Verwirrung in die Zeitrechnung unſerer Geſchichte käme. Geben wir alſo lieber das Märchen auf, da ohnehin das deutſche Grafenhaus durch eine Vermiſchung mit dem Blute der damaligen oſtrömiſchen Kaiſer eben nicht veredelt worden wäre. Ob aber Konſtantia, die Gemalin Johanns, nicht vielleicht von Geburt eine Griechin ſein mochte, laſſen wir als ganz unwichtig dahin geſtellt ſein.

Johann hinterließ zwei Söhne, Robert und Balduin, von denen jener nur fünf Jahre der Grafſchaft vorgeſtanden und kinderlos in das Grab geſunken ſein ſoll, worauf Balduin mit dem Grafenamte beliehen worden (806). *) Doch auch dieſe Angabe iſt höchſt zweifelhaft, da es Ludwig der Fromme geweſen ſein ſoll, den Balduin in die Grafſchaft einſetzte. Das aber könnte vor dem Todesjahre Karls des Großen (814) kaum geſchehen ſein, und man müſſte dann die Lebenszeit des Grafen Robert bedeutend verlängern, oder annehmen, die Grafſchaft habe ſieben Jahre erledigt geſtanden.

Balduin, der Sage nach mit Hildegard, einer angeblichen Enkelin Karls des Großen und Tochter des Grafen Ludwig von der Provence vermält, ſoll im Jahre 822 geſtorben ſein. Deſto unwahrer erweiſt ſich die Nachricht, daſſ er dem bedrängten Kaiſer Ludwig gegen ſeine empörten Söhne treulich beigeſtanden und nicht wenig dazu beigetragen habe, den gefangenen Herrſcher zu befreien. Denn das Zerwürfniſſ Ludwigs des Frommen mit ſeinen Söhnen gehört in eine ſpätere Zeit. Darum dürfte es auch wol nicht glaubhafter ſein, wenn wir er-

---

*) Wir ſind hiebei den Angaben Teſchenmachers (§. 202) gefolgt. Denn Hr. Dr. Knapp, der die griechiſche Heirath rechtfertigen will und dieſe in das Jahr 812 verlegt, dürfte mit ſeiner Zeitrechnung ſchwerlich auskommen, da er den Tod Roberts in das Jahr 829—30 ſetzt, deſſenungeachtet aber den Grafen Eberhard I. ſchon im Jahre 827 folgen läßt, ſo daſſ für die Verwaltung Balduins und Ludwigs durchaus keine Zeit übrig bleibt und ſelbſt Robert zu Gunſten Eberhards, noch bei ſeinem Leben der Verwaltung entſagt haben müſſte, wofür ſich doch nicht der mindeſte Grund anführen läßt.

fahren, daſſ Balduin von dem dankbaren Kaiſer mit dem Lande Twent beſchenkt worden ſei und daſelbſt die Stadt Aldenſeel gegründet habe. Doch dieß Alles möchte ziemlich gleichgiltig ſein. Eine höhere Wichtigkeit für unſere Geſchichte gewinnt der Graf Balduin durch ſeine Söhne, welche eine Trennung der bisher vereinigten Lande Teiſterbant und Klewe veranlaſſten. Es wird nämlich berichtet, Balduin habe drei Söhne, Ludwig, Eberhard und Robert hinterlaſſen. Ludwig ſei zwar dem Vater in der Landesverwaltung gefolgt, aber ſchon nach vier oder fünf Jahren in das Grab geſunken. Die beiden überlebenden Brüder hätten hierauf das väterliche Erbe in ſolcher Weiſe getheilt, daſſ dem älteren, Eberhard, das Land Klewe, dem jüngeren aber Teiſterbant zugefallen ſei, jedoch mit der Bedingung der klewiſchen Lehenhoheit über Teiſterbant. Wäre dieſe Erzählung durch wirklich geſchichtliche Urkunden und nicht bloß durch den allemal unzuverläßigen Bericht ſpäterer Chroniſten begründet, ſo ließe ſich die wichtige Folgerung daraus ziehen, daſſ die Erblichkeit des Grafenamtes und der Uebergang deſſelben in wirkliche Landeshoheit von dieſer Zeit an als ausgemacht zu betrachten ſei, wenn auch nicht dem Rechte, ſo doch dem Thatbeſtande nach. Denn eine ſo eigenmächtige Theilung der bisher vereinigten Lande und gar die Auferlegung der Lehenverbindlichkeit, iſt ohne die Annahme eines erblich feſtſtehenden Beſitzes nicht denkbar. Für dieſe Annahme ſpricht das Zeitalter, wo unter der ſchwachen Herrſchaft der Nachkommen Karls des Großen die alten Bande der Ordnung ſich allmählig löſten, die alten Volksherzogthümer ſich wieder erhoben und die urſprüngliche Bedeutung des Grafenamtes nach und nach verſchwindet und in Erblichkeit der Würde und des Beſitzes überzugehen anfängt. Dagegen aber dürfte ſich einwenden laſſen, daſſ ſich in der klewiſchen Geſchichte weiter keine Spur von der ausbedungenen Lehenhoheit über Teiſterbant nachweiſen läſſt, und daſſ dieſes Land auch nach dem Ausſterben ſeiner Grafen nicht wieder mit Klewe vereinigt worden iſt.

Wie dem aber auch ſei: die Trennung beider Lande ſcheint um dieſe Zeit erfolgt zu ſein und es liegt nichts Unwahrſchein-

liches darin, daſſ es zwei Brüder aus dem klewiſchen Herrſcherhauſe waren, denen ſie zufielen.

Die Schickſale der Grafſchaft Teiſterbant gehören nicht in unſere Geſchichte und das Geſchlecht, welches Robert dort begründete, iſt nur inſofern von Bedeutung für uns, als es das Stammhaus ſowol der Grafen von Mark als derer von Berg geworden ſein ſoll. Denn der Graf Robert von Teiſterbant, ſo wird uns gemeldet, hatte drei Söhne, von denen der älteſte, Ludwig, das väterliche Land behielt und auf ſeine Nachkommen vererbte. Robert, der jüngſte aber, wird als Stammvater der Herren von Heusder, ſein älterer Bruder Dietrich als Ahnherr der Grafen von Mark und von Berg bezeichnet.

So ſind uns denn bisher, ſtatt einer verbürgten Geſchichte nur unſichre Sagen und höchſt zweifelhafte Angaben geboten worden und es dürfte nicht mit Unrecht in Frage geſtellt werden, ob die Reihe aller klewiſchen Grafen, von Elias Grail bis auf Balduin den erſten, etwas mehr ſei als eine ſpätere Erfindung, nur dazu erſonnen, um den Stammbaum des edeln Grafenhauſes zu vervollſtändigen und möglichſt weit in die Vorzeit hineinzuleiten. Denn wenn uns, außer einer Reihe von Namen, durchaus nichts Haltbares gegeben wird, wenn dasjenige, was man erzählt, nur in dieſe hohlen Namen einen Schein von Leben zu bringen, großentheils als augenfällige Unwahrheit zurückgewieſen werden muß, ſo wird der Zweifel von ſelbſt herbeigerufen und ſeine Stimme läßt ſich nicht mehr unterdrücken.

Nicht minder zweifelhaft aber als die Geſchichte der erſten Grafen, bleiben uns die innern Verhältniſſe der Grafſchaft. Wie weit ſich in jener frühern Zeit ihre Gränzen erſtreckten? ob es nicht vielleicht bloß die linke Rheinſeite war, die damals das Gebiet der Grafſchaft umſchloß? — das ſind Fragen, auf die wir keine gewiſſe Antwort zu haben, bekennen müſſen. So viel aber ſcheint gewiſſ, daſſ ſelbſt der Grund und Boden, auf welchem allmählig die bedeutendern Städte des Landes erwuchſen — die Hauptſtadt Klewe ausgenommen — damals nicht zu dem Gebiete der Grafſchaft gehörten. Denn ſowol Duisburg,

und Weſel als Emmerich, Xanten und Rees ſind erſt in viel ſpäterer Zeit unter klewiſche Herrſchaft gekommen, wie der Fortgang der Geſchichte es zeigen wird. Ueberhaupt konnte hier von eigentlichen Städten zu jener Zeit wol noch kaum die Rede ſein. Mochten allerdings aus den Zeiten der Römerherrſchaft ſich einige Spuren ſtädtiſchen Lebens erhalten haben, ſo war doch gewiſſ das Meiſte in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen. Wahrſcheinlich erhob ſich das neue ſtädtiſche Leben ſehr vielfach über den Trümmern des untergegangenen, ſich an alten Erinnerungen und Namen emporrankend. Die älteſte Stadt des Landes mag vielleicht Duisburg ſein, die allmählig um die feſte Hofburg eines Frankenkönigs Klodius, (431) erwachſen ſein ſoll. Wenigſtens ſcheinen diejenigen der Wahrheit näher zu kommen, die den Namen der Stadt von Tuit ableiten, als die, welche meinen, er habe anfangs Druſenburg gelautet und bewahre in ſeinem Klange das Andenken an die Eroberungen des Druſus. Wie alt aber auch die Stadt immer ſein möge: die erſte Urkunde, die ſie aufzuweiſen hat, ſtammt erſt aus dem Jahre 1124, wo der Kaiſer Lothar ihr den Gebrauch des benachbarten Waldes zum Holzfällen und Steinbrechen bewilligte. *) Xanten ſoll, wie die Legende will, ſeinen Namen von den heiligen Märtyrern (sanctis) der Thäbeiſchen Legion erhalten haben, die ihres chriſtlichen Glaubens wegen, unter dem Kaiſer Maximinianus — ſo erzählt die mährchenhafte Sage — hingerichtet wurden. Zum Andenken an dieſe Blutzeugen ſei ein Kloſter geſtiftet, das durch den Erzbiſchof Friedrich von Köln in ein Chorherrnſtift umgeſchaffen worden (1128), um welches allmälig die Stadt erwachſen ſei. Dieſe empfing ihre erſte Handfeſte von dem kölniſchen Erzbiſchofe Heinrich von Molenark im Jahre 1228. **) Ebenſo erwuchſen Weſel, Emmerich und Rees aus geiſtlichen Stiftungen, Weſel aus einem Nonnenkloſter, welches die Brüder Gottfried und Otto, Grafen von Kappenberg im Jahre 1125 gründeten, Emmerich um die dor-

---

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 148.

**) Derſ. S. 171.

tige Stiftkirche, welche um das Jahr 700 vom heiligen Wilibert, Biſchof von Utrecht, zum Gedächtniſſe des heiligen Biſchofs Martin von Tours ſoll erbaut worden ſein, und Rees aus einem Kloſter, das im Jahre 1010 von einer Gräfin Irmgard von Zütphen angelegt wurde. Doch keine dieſer Städte dürfte vor dem dreizehnten Jahrhunderte Urkunden aufzuweiſen haben. Weſel empfing ſeine erſten Gerechtſame von Theodor Luif, Herrn von Dinslaken (1252), Emmerich von Otto (III.), Grafen von Geldern und Zütpfen (1233), und Rees von dem kölniſchen Erzbiſchofe Konrad von Hochſteden (1245). *)

Auch die nächſtfolgenden Jahrhunderte bieten für unſre Geſchichte eben keine reichhaltigere und wichtigere Ausbeute, als die vorhergehenden. Es iſt kaum mehr, als eine Fortſetzung der Namen des gräflichen Stammbaumes, die wir hier zu melden haben. Indeſſen ſehen wir uns hier doch ſchon auf etwas feſterem Boden und nicht mehr alle Geſtalten verſchwimmen in Nebel und Nacht.

Die Herrſchaft Eberhard's des erſten fällt unter die Regierung Ludwigs des Frommen und ſeines Sohnes Lothar. Treulich ſoll auch er auf des Kaiſers Seite geſtanden haben, als die Herrſchſucht der Söhne den frommen Ludwig bedrängte, und der Zeit nach gebührt ihm dieſes Lob unſtreitig eher, als ſeinem Vater. Indeſſen hat die Geſchichte von ſeinen Thaten nichts Einzelnes aufbewahrt. Nur zweier geiſtlichen Stiftungen gedenkt ſie, durch welche der Graf ſeine Frömmigkeit, im Sinne jener Zeit bekundete. Zu Wiſſel begründete er ein Chorherrnſtift und zu Neus das Frauenſtift des heiligen Quirinus. Eine Tafel in der dortigen Quirinuskirche, die das Andenken dieſer frommen Stiftung durch eine Inſchrift aufbewahrte, enthielt aber der offenbaren Irrthümer ſo viele, daß dieſe Inſchrift wenigſtens nicht als ſichere Urkunde der Thatſache zu betrachten ſein dürfte. **) Da Neus übrigens ſpäterhin beſtändig zum

*) Alle dieſe Angaben nach Teſchenmacher a. a. O.

**) Sie ſetzt das Jahr der Stiftung auf 825 und nennt den Kaiſer Ludwig II. und den Erzbiſchof Günther von Köln, unter deren Regierung ſie ſtattgefunden haben ſollte.

Gebiete des kölniſchen Erzſtiftes gehörte, ſo würde ſich, wenn es mit der Stiftung Eberhards ſeine Richtigkeit hat, die Schluſſfolge von ſelbſt ergeben, daſſ der Ort damals dem Grafen von Klewe zuſtändig geweſen ſei. Doch wäre es offenbar voreilig, wenn man deshalb die Gränzen der Grafſchaft bis hieher ausdehnen wollte. Der Graf ſoll im Jahre 835 geſtorben und hinter dem Kreuzaltare der von ihm gegründeten Quirinuskirche ſeine Ruheſtatt gefunden haben.

Von ſeiner Gemalin Berta, einer Tochter des Baiernherzoges Ludwig [?] *) überlebten ihn zwei Söhne, Luthard und Berengar. Dieſer nahm das geiſtliche Gewand und ſtarb als Biſchof zu Toul in Lotharingen, jener folgte dem Vater in der Herrſchaft und leitete ſechsundvierzig Jahre lang die Verwaltung. Ein langer Zeitraum — aber ohne alle Thaten. Die alten Berichte wiſſen von dem Grafen Luthard nichts, als ſeine ungemeine Frömmigkeit zu rühmen. Wenn aber erzählt wird, er ſei wegen ſeiner Tugenden und wegen der Reinheit und Heiligkeit ſeines Lebens, der Ehre werth geachtet worden, mit dem Kaiſerhauſe in Blutsverwandſchaft zu treten, indem ihm der Kaiſer Arnulf ſeine Tochter Berta zur Gemalin gegeben, **) ſo lautet dieſe Nachricht um nichts zuverläßiger, als die Sagen von den frühern Grafen. Denn Arnulf gelangte erſt 887, alſo volle ſechs Jahre nach Luthards Tode, zur Herrſchaft und könnte alſo wenigſtens, wenn Luthard wirklich ſein Schwiegerſohn war, ihm nicht als Kaiſer ſeine Tochter ge-

---

*) Die Geſchichte weiß um dieſe Zeit von keinem andern Herzoge Ludwig von Baiern, als dem Sohne Ludwigs des Frommen, der in der Theilung ſeines Vaters, Baiern als Königreich überkommen hatte und ſpäterhin in der Theilung zu Verdun, ganz Oſtfranken zu ſeinem Antheil erhielt. Er iſt bekannt genug unter dem Namen Ludwig der Deutſche. Sollte nun Eberhard wirklich eine Tochter dieſes Fürſten zur Gemalin gehabt haben, ſo wäre ja das klewiſche Grafengeſchlecht dadurch viel genauer mit dem Kaiſerhauſe verwandt geweſen, als durch die angebliche Vermälung Lothars, des Sohnes Eberhard's, mit einer Tochter Arnulfs. Und doch heben die Chroniſten dieſe letztere Verbindung als beſonders ehrenvoll heraus. Was iſt alſo auf ſolche Nachrichten zu geben?

**) Pighius. Vergl. Teſchenmacher a. m. S. 206.

geben haben. Der Graf ſoll im Jahre 881 geſtorben und nach ſeinem Tode heilig geſprochen worden ſein. *)

Seine letzten Lebensjahre ſind merkwürdig durch die furchtbaren Einbrüche der Normannen, die mit Mord und Brand die Gegenden des Niederrheins bis nach Köln und Trier hin, entſetzlich heimſuchten. Auch Klewe und Xanten ſollen ihrer Wuth erlegen ſein und das mächtige Reich Karls des Großen war unter der kläglichen Herrſchaft ſeines unwürdigen Nachkommen, Karls des Dikken, ſo machtlos, daſſ es, um dieſe verwegenen Räuberſchaaren zu bekämpfen, nur fromme Gebete, aber keine Schwerter hatte. Als der unfähige Kaiſer endlich nach dem Reichstage zu Worms (882) mit einem ſtattlichen Heere aus allen deutſchen Landen gegen die Normannen zu Felde zog und ſie in ihrem feſten Lager bei Haslow an der Maas einſchloſſ, da hoffte alles Volk, die Stunde der gerechten Rache und der endlichen Erlöſung habe geſchlagen. Aber alles Volk irrte ſich. Karl der Dikke ſchloſſ mit dem Räuberfürſten Gottfried einen Vertrag, demgemäß den Normannen ein Stück von Friesland eingeräumt und zweitauſend Pfund in Gold und Silber bezahlt werden ſollten, wogegen Gottfried Chriſt zu werden und das Reich mit ſeinem Schwerte fernerhin zu verſchonen verhieß.

Auch Luthard ſoll zwei Söhne, Balduin und Rikkfried oder Siegfried, hinterlaſſen haben, von denen der jüngere den geiſtlichen Stand erwählte und als Biſchof zu Utrecht ſtarb, während der ältere die Würde und Herrſchaft des Vaters übernahm. Ihm war es beſchieden, das Morgenroth einer beſſern, ruhmvollern Zukunft für Deutſchland anbrechen zu ſehen. Der ſchmachvolle Vertrag, welchen Karl der Dikke mit den Normannen geſchloſſen, hatte dem Reiche keinen Frieden gebracht. Nach wie vor ſeufzten die Gegenden des Niederrheins unter der blutigen Geiſſel dieſer kühnen Räuber. Da trat endlich der männliche Arnulf an des Reiches Spitze und ſeine Heldenkraft

*) In dem oben angeführten Heiligen-Lexikon aber ſucht man ihn vergebens.

und Feſtigkeit errang unweit Löwen an der Dyle jenen herrlichen Sieg über die Normannen, der zuerſt die ungezügelte Kühnheit des Feindes brach. Auf ihre Ueberzahl und ihre günſtige Stellung vertrauend, erwarteten die Normannen das deutſche Heer in einem wohlverſchanzten Lager. Des Bodens Ungunſt erlaubte keinen Angriff zu Roſſe. Da ſprang Arnold von ſeinem Streithengſt und ſtürmte zu Fuß gegen die feindlichen Erdwälle. Des Königs Beiſpiel reizte das Volk zur Nachahmung, und weder das feſte Lager noch die Zahl ihrer tapfern Streiter ſchützte die Normannen. Ihre beiden Heerfürſten Gottfried und Siegfried wurden erſchlagen, und fünf Feldzeichen erobert. Unfehlbar focht auch der Graf von Klewe an dieſem ruhmvollen Tage mit. Denn ſchon vorher, als die Normannen mit ihren Raubſchiffen den Rhein hinabgeſegelt waren und Duisburg erſtürmt hatten, erhob ſich auf dem linken Ufer des Stromes der Landſturm gegen die Räuber und ſcheuchte ſie zurück.

Auch an den Kämpfen gegen die Hunnen, unter Konrad dem erſten, ſoll Balduin (II.) wakker Antheil genommen haben, obgleich dieſe Kämpfe damals noch zu keinem erwünſchten Ziele führten.

Der Graf ging im Jahr 917 zu ſeinen Vätern und hinterließ die Herrſchaft ſeinem Sohne Arnold (I.,) der Deutſchlands ruhmvolle Tage unter Heinrich dem Vogler und Otto dem Großen ſchaute. Aber von ſeinen Thaten hat uns die Geſchichte nichts aufbewahrt, außer, daſſ er in der Magyarenſchlacht bei Merſeburg mitgefochten haben ſoll. Er ſtarb im Jahr 962 und ihm folgte ſein Sohn Balduin (III.,) von deſſen Leben und Wirken wir nur die eine Nachricht erhalten, daſſ er in Gemeinſchaft mit ſeiner Gemalin Adele in ſeinem Todesjahre (1000) zu Zepflich ein Kloſter erbaute, wo auch ſeine Aſche eine Ruheſtatt fand. Noch weniger wiſſen wir von ſeinem Sohne und Nachfolger Konrad, der einundvierzig Jahre lang (1000 bis 1041) die Grafſchaft verwaltete. Denn wenn auch die Nachricht gegründet ſein ſollte, daſſ der Kaiſer Otto der dritte ihn auf dem Reichstage zu Worms (996) als den

erſten der vier Erbgrafen des Reichs anerkannt habe, ſo wäre ihm dieſe Auszeichnung zu Theil geworden, noch ehe ihm das väterliche Erbe zugefallen. Als Grund dieſer ehrenvollen Erhebung erzählt man, der junge Graf habe dem Kaiſer Otto III. im Kampfe gegen den aufrühreriſchen Kreszentius mit ſeinem tapfern Arme gar mannhaft und rühmlich beigeſtanden.

Von ihm ging die Grafſchaft auf ſeinen Sohn Dietrich II. über, den man den Fliegenden genannt hat. Ob die Zeitgenoſſen des Grafen oder ſpätere Schriftſteller dieſen Beinamen ſuchten, laſſen wir dahingeſtellt. Des Grafen raſtloſer Geiſt, ſeine Waffenfreudigkeit, Fehdeluſt und Raſchheit ſollte damit bezeichnet werden, wie die Chroniſten verſichern. Doch erzählen ſie uns keine Einzelheiten, um ihre Behauptung zu rechtfertigen. Nur im Allgemeinen wird erwähnt, daſſ er ſich keiner Fehde entzog und auch den Kaiſern in ihren Feldzügen als getreuer Lehenmann folgte und tapfer für ſie focht. Nur eines nähern Umſtandes aus dem Kampfe, welchen der Kaiſer Heinrich der dritte gegen Gottfried den Bärtigen, Herzog von Niederlotharingen führte, geſchieht Erwähnung. Der Herzog Gottfried ſtrekkte nämlich ſeine Hand auch nach Oberlotharingen aus, das, obgleich es ſeinem Vater Gozelo zugehört hatte, von dem Kaiſer Heinrich (III.) an den Herzog Adalbert von Elſaſſ vergeben worden war. Der Kaiſer aber bekam den empörten Vaſallen gefangen, der nicht eher entlaſſen wurde, als bis er ſeinen Sohn als Geiſel geſtellt hatte. Als aber Heinrich ſeinen Römerzug angetreten (1046), erhob Gottfried der Bärtige, in Verbindung mit den Grafen Balduin von Flandern und Dietrich von Vlaardingen abermals den Schild, um ſich des ganzen väterlichen Erbes zu bemächtigen. Doch der Kaiſer kehrte bei Zeiten aus Italien zurükk und eilte, den Empörer zu demüthigen. Bei dieſer Fehde nun ſoll es geſchehen ſein, daſſ Heinrich III. von Gottfried und ſeinen Bundesgenoſſen in Nymwegen eingeſchloſſen und hart bedrängt wurde. Da flog Dietrich, der Graf von Klewe, herbei und befreite den Kaiſer. Dankbar gab ihm dieſer die Burg Nymwegen nebſt ihrem Landgebiet für ſich und ſeine Nachkommen, gleichſam als Unterpfand

der kaiſerlichen Gnade, zu Lehen. Doch ſoll dem Grafen dabei die Bedingung geſtellt worden ſein, alljährlich am Andreastage funfzig Ellen engliſches Scharlachtuch von glänzender Farbe dem Kaiſer darzubringen. Der dritte Nachfolger Dietrichs aber verabſäumte dieſe Lehenpflicht und die Burg Nymwegen ging dem klewiſchen Hauſe verloren.

Dietrich der Fliegende ſtarb im Jahre 1085 und ſeine beiden Söhne, Dietrich III. und Arnold, folgten ihm nacheinander in der Regierung. Beide Brüder werden in den alten Berichten mit Lobſprüchen überhäuft. Der ritterliche Geiſt ihrer Ahnen hatte ſich in reichem Maaße auf beide vererbt, doch ſo, daſſ in Dietrich die mannhafte Tapferkeit, in Arnold mehr die Frömmigkeit und Milde hervorleuchteten. Jener, der das rauhe Getümmel der eiſernen Fehde den weichen Armen ſeiner holden Gemalin, Maria von Henneberg, bei weitem vorgezogen haben ſoll, erwarb durch ſeinen kriegeriſchen Muth den Beinamen des Mannhaften (virtuosus), während ſein ſanfter Bruder ſich von ſeinen Unterthanen Vater nennen hörte. Ein feuriges, nach Abenteuern dürſtendes Gemüth, wie das des Grafen Dietrich, konnte nicht ruhig daheim verweilen, als der Ruf: „Gott will es!“ durch das weſtliche Europa hallte und die Arme zum Kampfe für das heilige Grab waffnete. Auch er nahm das Kreuz. Doch von ſeinen Thaten im heiligen Lande verlautet nichts und eben ſo wenig, wie lange er dort geblieben. Im Jahr 1106 war er aber ſchon wieder in Deutſchland, denn es wird ausdrükklich gemeldet, daſſ er dem unglükklichen Kaiſer Heinrich dem vierten gegen ſeinen abtrünnigen Sohn (Heinrich V.) treulich beigeſtanden habe. Ueberhaupt wird ihm der Ruhm der Treue gegen jenen ſchwerverfolgten, ſelbſt noch von der Nachwelt zu ſtrenge beurtheilten Kaiſer, beigemeſſen, und der Pabſt Paſchalis II. ſoll ihm deshalb hart gezürnt haben.

Noch einmal rüſtete ſich der freudige Held, um an des Erlöſers Grabe zu fechten (1114). Aber kaum dort angekommen, ergriff ihn eine Krankheit, die ihn in das Grab ſtürzte. Er hinterließ keine Nachkommen und die Herrſchaft ging auf

ſeinen Bruder Arnold (II.) über. Schon während der öftern Kriegszüge Dietrichs hatte Arnold mit milder Hand die Zügel der Grafſchaft gelenkt. Er iſt in der That als eine ſeltene Erſcheinung in jenen kriegeriſchen Zeiten zu betrachten. Denn während andere Fürſten und Herren damals beſtändig das Schwert in der Fauſt trugen, ſehen wir ihn in ſeinem ungewöhnlich langen Leben kaum ein einziges Mal zu Kampf und Fehde auszìehn, wenigſtens ſchweigen alle Nachrichten von ſeinen kriegeriſchen Thaten. Nur dem Grafen Dietrich von Holland, der den Tod ſeines (1061) ermordeten Großvaters Florentin an dem Mörder rächen wollte, ſoll er Beiſtand geleiſtet haben. Doch bleibt es ungewiß, ob er perſönlich oder nur durch ſeine Dienſtmannen an dieſer Fehde Theil nahm. Ihm wird das einmüthige Lob einer wohlwollenden, väterlichen Herrſchaft geſpendet, aber Thatſachen werden leider nicht gemeldet. Für die hohe Achtung, deren der Graf von allen Seiten genoſſ, mag es als Zeugniſſ dienen, daſſ man ihm die Vogtei über die Kirche zu Zepflich übertrug, und in welchem Anſehen er bei dem Kaiſer Konrad dem dritten ſtand, geht daraus hervor, daſſ jener Herrſcher ihn, bei Ausſtellung wichtiger Urkunden, wiederholentlich zum Zeugen erwählte. Weiter iſt uns aus dem Leben Arnolds II. nichts aufbewahrt, außer daſſ man es vor allem der Erwähnung werth geachtet, wie der fromme Graf, auf Anrathen des berühmten Norbert, der damals als Chorherr in Xanten lebte, ſpäterhin Erzbiſchof von Magdeburg ward und nach ſeinem Tode unter die Heiligen verſetzt worden iſt, den, von ſeinen Ahnherrn geſtifteten Bedtberg bei Klewe in ein Prämonſtratenſer Kloſter umſchuf. Der Kaiſer Konrad verlieh dieſer Stiftung einen Theil des Reichswaldes und der Graf verband mit ihr die Kirche zu Klewe (1138).

Ob Arnold zweimal oder nur einmal vermält geweſen, und welchem Stamme ſeine Gemalin entſproſſen? dieſe Fragen ſind für uns ſo unwichtig, daſſ wir es der Mühe nicht werth halten, eine Antwort darauf zu ſuchen. Der fromme und friedliche Herr endete im Jahr 1162 und ruht an der Seite ſeiner Gemalin Ida, in der heiligen Erde des von ihm geſtifteten Kloſters.

Ihn überlebten zwei Söhne, Dietrich und Arnold, und zwei Töchter, Aleida (Adelheid) und Margaretha.

Drittes Kapitel.

Vorbemerkung. — Die Grafſchaft Jülich — ihre Städte. — Gänzliche Ungewiſſheit über den Urſprung der Grafen von Jülich. — Der erſte geſchichtlich erwieſene Graf iſt Gerhard I. zur Zeit Heinrichs I. — Ungewiſſheit über die zunächſtfolgenden Grafen. — Wilhelm II. — ſein Antheil an dem Kampfe Kaiſer Heinrichs IV. mit ſeinem Sohne Heinrich V. — Wilhelm III. — Der heilige Bernhard. — Judenverfolgung am Rheine. — Kreuzzug des Königs Konrad III. — Geſchichtliche Anfänge der Grafſchaften Mark (Altena) und Berg. — Sage über den Urſprung des gräflichen Geſchlechts und die Erbauung der Burg Altena. — Die Grafen von Altena und Berg ſtammen wahrſcheinlich von den Grafen von Teiſterbant. — Berg und Altenberg. — Die Brüder Adolf und Eberhard von Altena und Berg. — Adolfs abenteuerliche Büßergeſchichte. — Urſprung des Kloſters zu Altenberg. — Trennung der Grafſchaften Altena und Berg. — Eberhard Graf von Altena, Engelbert Graf von Berg. — Unbeſtimmtheit des Umfanges der Grafſchaften in jener Zeit.

Wir verglichen oben die Lande der jülich-klewiſchen Erbſchaft einem Kranze, den die Hand des Schikkſals allmälig zuſammengewunden. Aber die einzelnen Zweige, die zu dieſem Kranze zuſammengeflochten werden ſollten, ſtanden auf ihrem gemeinſamen Stamme ſo nahe aneinander, daſſ ſie lange vor ihrer ausdrükklichen Vereinigung in ſehr genaue Berührung mit einander treten muſſten, ja daſſ ſie, was die Hauptbegebenheiten anbetrifft, eigentlich von jeher nur e i n e Geſchichte haben. Die wichtigern Ereigniſſe, die den einen Zweig bewegten, ſetzten gewöhnlich auch die übrigen in Bewegung und kaum gab

es eine bedeutendere Fehde des einen Grafen, an der nicht die ſämmtlichen Grafen unſerer Lande Theil genommen hätten. Es würde daher nur zu ewigen Wiederholungen und zu fortwährenden Hindeutungen auf das bereits Erzählte oder auf das noch zu Erzählende nöthigen, wenn wir die Geſchichte einer jeden Grafſchaft einzeln darſtellen wollten. Wo ſo vieles Gemeinſame ſich darbietet, da darf die Geſchichte nicht, ohne dringende Nöthigung, trennen und ſondern. Für das Beſondere, ausſchließlich nur auf das einzelne Land ſich Beziehende, wird der Darſtellung dennoch überall Gelegenheit und Raum bleiben.

Wie wir nun, wenn auch mit ſehr unſicherm und wenig belohnendem Erfolge, der Entſtehung und erſten Entwikkelung der Grafſchaft Klewe unſere Aufmerkſamkeit zuwandten, ſo richten wir jetzt unſere Blikke auf die erſten geſchichtlichen Anfänge der übrigen Grafſchaften, von denen uns Jülich, als die ältere, zunächſt entgegentritt.

Der Umfang der Grafſchaft Jülich kann urſprünglich nur ſehr unbedeutend geweſen ſein. Denn wir ſehen ſehr viele Gebietstheile erſt in ſpäterer Zeit, theils durch kaiſerliche Vergünſtigung, theils durch Belehnung von Seiten der Pfalzgrafen bei Rhein, theils durch Kauf oder Heirath hinzukommen; Einiges wird auch durch das Schwert erworben. Unter den zahlreichen Städten des Landes giebt es keine, die durch Größe oder Einwohnerzahl bedeutend wäre, und bis auf Jülich und Nidekk und wenige andere ſind ſie alleſammt erſt ſpäter herzugebracht. Der Urſprung der meiſten iſt dunkel und ungewiſſ. Doch rühmen ſich Jülich, das dem Lande den Namen gab, und Düren mit Recht eines hohen Alterthums. Düren iſt nur die Verſtümmelung des Namens Markodurum, unter welchem dieſer Ort, als eine Stadt der Ubier, ſchon den Römern bekannt war. Jülich, bisweilen auch Gülich geſchrieben, deutet unabweisbar auf ſeinen römiſchen Urſprung; ob es aber von Julius Cäſar, oder von der Julia Agrippina, der Mutter Nero's, von der auch Köln (colonia Agrippinensis) ſeinen Namen empfing, benannt worden, oder ob es zu den funfzig Feſten gehörte, welche Druſus anlegte, dürfte ſchwerlich mit Gewiſſheit zu ermitteln ſein.

Die Burg zu Jülich war der Stammſitz der Grafen, die nach ihr ſich benannten; aber umſonſt haben die Geſchichtsforſcher ihren Scharfſinn aufgeboten, um von der Herkunft und Abſtammung dieſer Grafen uns ſichere Kunde zu geben. Die Erfolge ihrer Bemühungen ſind nichts, als unſichere und meiſtens unhaltbare Muthmaßungen, deren Aufzählung oder Widerlegung eine fruchtloſe Arbeit wäre. Nicht einmal eine Sage kommt uns hier zu Hilfe, um dem trokkenen Gegenſtande ein, wenn auch nur mährchenhaftes, Leben zu verleihen und einen, wenn auch nur luftigen, Anknüpfungspunkt zu gewähren.

Der erſte Graf von Jülich, deſſen die Geſchichte gedenkt, wird Gerhard (I.) genannt. Man erwähnt ſeiner unter den Helden, die in der Magyarenſchlacht bei Merſeburg mitgefochten, alſo zur Zeit Heinrichs des erſten. Auch bei einer großen Heerſchau,*) welche dieſer königliche Retter des Vaterlandes, dieſer Begründer der deutſchen Wehrverfaſſung, zu Magdeburg gehalten haben ſoll, wird der Graf Gerhard von Jülich mitgenannt. Die Chroniſten ſind nicht in Verlegenheit, auch die Gemalin des Grafen Gerhard namhaft zu machen. Sie nennen ſie Mathilde, die Tochter des Grafen Balduin (II.) von Klewe, und laſſen ſie zur Mutter von zwei Söhnen werden, von denen Wilhelm ſeinem Vater in der Grafenwürde folgte, Balduin aber Biſchof von Utrecht geworden ſein ſoll. Einen Balduin (XVIII.) finden wir allerdings um dieſe Zeit auf dem biſchöflichen Stuhle von Utrecht, aber keine Urkunde beweiſt uns, daß er des Grafen von Jülich Sohn geweſen. Auch weiß man zu erzählen, daſſ Kaiſer Otto der erſte den Grafen Gerhard zum Reichsmarſchall erhoben habe, ein Mährchen, das allzuſehr in die Augen fällt, um Widerlegung zu verdienen.

Der Graf Wilhelm, Gerhards angeblicher Sohn, ſteht nur als leerer Name in der Geſchichte da. Denn von ihm verlautet nichts, als die faſt unglaubliche Angabe, daſſ er zwei und ſechszig Jahre lang der Grafſchaft vorgeſtanden habe (von 940 bis 1002).

---

*) Die Chroniken fabeln von einem großen Turniere zu Magdeburg. Aber die Turniere kamen erſt im elften Jahrhunderte auf.

Eben dieſer Angabe wegen wird auch das Geſchlechtsregiſter der Grafen von Jülich zweifelhaft, indem man es nicht mit Unrecht in Frage ſtellt, ob Graf Gerhard II., der als Wilhelms Nachfolger genannt wird, für einen Sohn dieſes Herrn zu halten ſei? Auch ſtimmen die alten Berichte in der Reihenfolge der Grafen nicht überein, ſo daſſ wir hier nichts als Dunkelheit und Verwirrung vor uns ſehen. Zum Glükke liegt der Geſchichte wenig daran, ob die älteſten Grafen von Jülich eines Stammes waren oder nicht, und ob einer mehr oder weniger aufgezählt wird, da es meiſt nur hohle Namen ſind, die uns überliefert werden. Als Gerhards II. Nachfolger wird von Einigen Walram oder Waldrabe genannt, den Andere aber eben ſo wenig kennen, als den Grafen Wilhelm den zweiten, der auf Walram gefolgt ſein ſoll. *) Indeſſen geſchieht dieſes Grafen Wilhelm Erwähnung in der ſchon erwähnten Fehde des Kaiſers Heinrich (III.) mit dem Herzoge Gottfried dem Bärtigen von Niederlotharingen, wo der Graf von Jülich tapfer für ſeinen hohen Lehenherrn gefochten haben ſoll.

Etwas weniger hohl und nebelhaft tritt uns Gerhard der dritte entgegen, der auf Wilhelm (II.) folgte und in den ſtürmiſchen Zeiten jenes harten Kampfes lebte, den der Kaiſer Heinrich der vierte mit der hochaufſtrebenden Kirchengewalt zu beſtehen hatte. Aber auch hier geſtatten die widerſprechenden Nachrichten kaum, die wenigen Spuren von Leben, welche ſie dem Bilde des Grafen verleihen, zu einer klaren Anſchauung zuſammenzufaſſen. Denn während Einige berichten, **) Gerhard habe den Kaiſer Heinrich verlaſſen und ſich dem treuloſen Sohne deſſelben, Heinrich dem fünften, angeſchloſſen, behaupten Andere, er ſei im Gegentheile dem Kaiſer mit unerſchütterlicher Treue ergeben geblieben. ***) Indeſſen ſind beide Berichte darin ein=

---

*) Anmerkung 4. bei Teſchenmacher a. a. O. S. 386.

**) So Teſchenmacher a. a. O. S. 387. und nach ihm Dr. Knapp Th. I. S. 387. ff.

***) So Honſeler, Schaten u. m. a. Vergl. Anmerk. 1. bei Teſchenmacher a. a. O. S. 387.

ſtimmig, daſſ das Jülicher Land in dieſem Kriege hart mitgenommen, des Grafen Burg erſtürmt und er ſelbſt gefangen in des Feindes Hand gefallen ſei. Wann er aus dieſer Gefangenſchaft entlaſſen worden, übergehen beide Berichte; doch meldet der erſte, unter Heinrichs (V.) Nachfolger Lothar erſt habe Gerhard die Grafſchaft zurükkerhalten. Zur Ehre des Grafen erweiſt ſich aber die Erzählung von ſeiner rühmlichen Treue gegen den ſchwerverfolgten, tiefgekränkten Kaiſer bei weitem glaubwürdiger, als die, wahrſcheinlich aus Miſſverſtand und Namenverwechſelung entſtandene Sage von ſeiner Untreue. Denn es iſt hinreichend bekannt, daſſ die erſten Auftritte jenes unnatürlichen Krieges, den der Sohn gegen den Vater entflammte, nicht in der Rheingegend, ſondern viel tiefer im Innern Deutſchlands an den Ufern der Donau ſtattfanden, wie es denn auch die bairiſchen Großen geweſen waren, die den jungen König Heinrich gegen ſeinen kaiſerlichen Vater aufgereizt hatten. Bei Regensburg ſollte es zur entſcheidenden Schlacht kommen (1105), als der betrogene Kaiſer ſich plötzlich von den meiſten Fürſten verlaſſen ſah, die ihm bisher gefolgt waren. Bis dahin alſo gab es keine Gelegenheit zur Zerſtörung der Burg Jülich durch den Kaiſer. Da irrte der Verrathene hilfeſuchend im Reiche umher, bis er endlich an den Ufern des Niederrheins Beiſtand fand. Es iſt bekannt genug, daſſ eben hier die Herzen am treueſten für ihn ſchlugen. Sollte nur der Graf von Jülich eine Ausnahme davon gemacht haben? — Und wäre dies der Fall geweſen, und hätte der Kaiſer das Heer, welches ſich jetzt um ihn verſammelte, nicht beſſer zu gebrauchen gewuſſt, als daſſ er das Jülicher Land verheerte, die Burg des Grafen erſtürmte und den ungetreuen Lehenmann gefangen mit ſich führte — wie ſollte es erklärt werden, daſſ Heinrich der fünfte, nach dem kurz darauf erfolgten Tode ſeines Vaters, den Gefangenen nicht ſofort befreit und ihn in ſeine Güter und Würden wieder eingeſetzt habe? daſſ der Graf erſt unter Lothars Regierung wieder hergeſtellt worden ſei? — Uns däucht dieſer Widerſpruch ſei ſtark genug, um die Wahrheit der ganzen Erzählung mit Recht in Zweifel zu ziehen. Viel glaublicher iſt es unſtreitig,

daſſ Gerhard, nachdem der alte Kaiſer ſo verrätheriſch von ſeinem Sohne überliſtet und nach Ingelheim in die Gefangenſchaft geſchleppt worden war, ſich nebſt den übrigen Fürſten und Herren des Niederrheins, dem wakkern Herzoge Heinrich von Niederlotharingen und dem Erzbiſchofe Friedrich von Köln angeſchloſſen habe, welche muthig die Waffen erhoben, um dem ſchändlich verrathenen Kaiſer beizuſtehen, der ſich inzwiſchen aus ſeiner Gefangenſchaft glükklich gerettet und nach Lüttich gewandt hatte. Es iſt bekannt, mit welchem Ingrimme den unnatürlichen Sohn dieſe Nachrichten erfüllten, es iſt bekannt, wie hart er an den Freunden ſeines Vaters Rache nahm, wo er es konnte und wie er Köln — aber vergebens — beſtürmte, um die Stadt für ihre Treue gegen den Kaiſer zu züchtigen. Nachdem er Köln vergebens berennt, zog er vorwärts, dem Vater zur blutigen Entſcheidung zu begegnen. Auf dieſem Zuge mochte es ſein, daſſ er die Burg Jülich mit ſtürmender Hand gewann, das Land umher verwüſtete und den Grafen gefangen mit ſich führte. Das ſchwer belaſtete Herz des alten Kaiſers brach, noch ehe es zur Schlacht kam und Heinrich der fünfte ward Kaiſer. Ob nun der neue Kaiſer den Grafen von Jülich noch einige Zeit in Gefangenſchaft behalten habe, läſſt ſich nicht ermitteln. Daſſ aber Gerhard noch unter der Herrſchaft deſſelben ſeine Freiheit wieder erlangt, geht unbeſtritten aus der ſehr glaublichen Nachricht*) hervor, der Graf habe ſich nachmals, als des Kaiſers Härte gegen den ſächſiſchen Herzog Lothar und andere Große des Reiches, die Gemüther heftig erbitterte, dem Erzbiſchofe Friedrich von Köln und den unzufriedenen ſächſiſchen und weſtfäliſchen Herren zu einem Bunde gegen Heinrich angeſchloſſen. Dieſen Schritt konnte er freilich thun, auch ohne daſſ er vorher wieder in ſeine Würden eingeſetzt worden war. Nur der Freiheit bedurfte er dazu. War er aber damals wirklich ſchon wieder Herr ſeines Landes, ſo müßten wir annehmen, er ſei in dem Kampfe, den jetzt der Kaiſer gegen die empörten Vaſallen begann, entweder aufs Neue gefangen, oder doch we=

*) Henſeler a. a. O. Bei Teſchenmacher fehlt dieſe Nachricht.

nigſtens aus ſeiner Grafſchaft vertrieben worden. In ſolcher Weiſe reiht ſich auch die Nachricht, daſſ ihm erſt der Kaiſer Lothar Jülich zurükkgegeben, fügſam und ohne Schwierigkeit in den klaren Gang der Begebenheiten ein, und Dietrichs Bild, das Bild eines vielgetreuen, ehrenfeſten Ritters, der ſein Schwert nur für das offenbare Recht und gegen hartherzige Unterdrükkung führte, tritt deutlicher und lebendiger vor unſer Auge. Auch dem Kaiſer Lothar erwies er ſich ſtets als getreuer Lehenmann und begleitete ihn auf den meiſten ſeiner Heereszüge. Er ſtarb um das Jahr 1138.

Von ſeinem Sohne und Nachfolger Wilhelm (III.) iſt nichts weiter bekannt, als daſſ er dem König Konrad (III.) im Kriege gegen Heinrich den Stolzen Zuzug geleiſtet und ſpäterhin denſelben Kaiſer auf ſeinem Kreuzzuge (1147) begleitete. Liegt jener Kampf Konrads und Heinrichs ziemlich außerhalb des Kreiſes unſerer Geſchichte, ſo dürfen wir doch den Kreuzzug nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, der unſre Lande in mehr als einer Beziehung berührt.

Die Chriſtenherrſchaft im heiligen Lande ſchwankte und drohte den nahen Fall. Eiferſucht und kleinlicher Neid entzündete Zwietracht unter den Fürſten des Reiches, das nur in feſter Eintracht den anſtürmenden Waffen der Muſelmänner gewachſen ſein konnte. Auf dem Throne Jeruſalems ſaß ein dreizehnjähriger Knabe, Balduin (III.). Da gelang es den Sarazenen, Edeſſa zu erobern (1144) und wie dieſes Ereigniſſ die Verehrer Muhameds mit unnennbarem Jubel erfüllte, ſo brachte es den Chriſten unendliche Betrübniſſ und Sorge. Denn Edeſſa ward als des heiligen Landes Vormauer betrachtet. Als das Gerücht davon in Europa erſcholl, ergriff Trauer die ganze abendländiſche Chriſtenheit und in vielen tapfern Herzen regte ſich der Wunſch, den errungenen Vortheil mit muthiger Hand dem Feinde wieder abzugewinnen.

Vor allen zeigte ſich der König von Frankreich, Ludwig der ſiebente, zu einem Kreuzzuge geneigt. Denn auf ſeinem Gewiſſen laſtete eine entſetzliche Blutſchuld. In einer Fehde, die er kurz zuvor gegen den Grafen Thibaut von Champagne

geführt, hatten ſeine Krieger die Mordfakkel in ein heiliges Gotteshaus geſchleudert, und dreizehntauſend Chriſten, die hier an den Altären, Schutz ſuchend, verſammelt waren, fanden den gräſſlichen Tod in den Flammen. Ein ſolcher Frevel muſſte geſühnt werden und der König Ludwig war ſchon entſchloſſen, das Kreuz zu nehmen, als die begeiſternde Anmahnung des heiligen Bernhard, des hochberühmten Abtes von Clairvaux, ſeinen Entſchluſſ ſtärkte und raſch zur That führte. Der heilige Bernhard iſt eine der anziehendſten und ehrwürdigſten Erſcheinungen in jener rohen Zeit. In ſeinem hohen, frommen Gemüthe vereinigte ſich Alles, was in den Vorſtellungen ſeiner Mitwelt als wahrhaft chriſtlich und erhaben geprieſen ward. Es war die Religion der vollkommenſten Entſagung, die den Kranz irdiſcher Freuden verachtend von ſich wirft und mit Luſt nach den Schmerzen greift, um ſie lächelnd zu beſiegen im Hinblikke auf des Himmels Herrlichkeit, es war die Religion des leidenden Chriſtenthums, das gefliſſentlich die mühſamſten Dornenwege aufſucht, um auf ihnen ſich zu verklären und zur Herrlichkeit emporzuſchwingen, die mit ihrer ganzen rührenden Gewalt aus dem heiligen Bernhard wiederſtralte. Aus einem edlen, ritterlichen Geſchlechte Burgunds entſproſſen, jung und wohlgeſtaltet, warf er Hoheit, Jugend und alle Anſprüche auf des Lebens Genüſſe von ſich, um ſeinem Heiland das ſchwere Kreuz nachzutragen und ſchon als dreiundzwanzigjähriger Jüngling wählte er die einſame Kloſterzelle, um ſich den ſtrengſten Bußübungen zu unterwerfen und unausgeſetzt in den heiligen Schriften zu forſchen. Bewundernd lauſchten ſelbſt Greiſe auf das Wort, das ſeinen begeiſterten Lippen entſtrömte und zu gleicher Entſagung der Welt anmahnte. Dieſer Bernhard, damals längſt Abt von Clairvaux, war es, der jetzt in Frankreich das Kreuz predigte (1146) und deſſen hinreißende Beredtſamkeit eine Begeiſterung hervorrief, jener ähnlich, die vor funfzig Jahren Peter der Einſiedler entflammt hatte. Alles drängte ſich hinzu, aus den Händen des heiligen Mannes das Kreuz zu empfangen und als auf der Verſammlung zu Vezelay der König ſelbſt und viele Großen des Reiches das heilige Zeichen des

Gelübdes empfangen hatten, da muſſte Bernhard die eigene Kutte hergeben, um auch aus ihr Kreuzlein zu ſchneiden, weil die Menge der Begehrenden zahllos war.

Auch die Deutſchen hatte der begeiſterte Mönch nicht unbeachtet gelaſſen, ſondern durch eindringende und kräftige Schreiben ſie ermuntert, an der großen Sache Gottes wakker Theil zu nehmen. Aber die Briefe konnten ſeine rührende Stimme, die ergreifende Gewalt ſeines ehrfurchtgebietenden Anblikkes nicht in des Volkes Ohren und Augen bringen. Darum blieb es in Deutſchland vorerſt noch ruhig und kalt und nur eben in den Rheingegenden ließ ſich widerlich äffender Nachhall von Bernhards Begeiſterung vernehmen. Es war der Mönch Radulf, der hier das Kreuz predigte. „Aber," ſprach er, „ſollen wir denn die Feinde Gottes bloß in fernen Landen ſuchen? wohnen nicht auch mitten unter uns die Nachkömmlinge jenes verfluchten Volkes, das den Erlöſer gekreuzigt und die Blutrache über ſich und ſeine Nachkommen gerufen?" mit ſolchen und ähnlichen Worten erzielte der Boshafte oder Raſende die Wuth des Volkes gegen die armen Juden, die beſonders zahlreich in den Rheingegenden hauſten, wo ſich alle Vortheile eines lebhaften Handelverkehrs in ihren Händen befanden, die ihnen, da noch Niemand mit ihnen zu wetteifern Luſt hatte, außerordentliche Reichthümer zuführte. Schon dieſe Reichthümer wären hinreichend geweſen, den Neid der Menge zu erregen und jetzt heiligte Radulf den Neid und die Rachſucht durch die Vorſtellung, es ſei verdienſtlich an dieſem Geſchlechte zu ſtrafen, was vor mehr als tauſend Jahren einſt der hohe Rath zu Jeruſalem verbrochen. Genug, längs dem Rheinſtrome erhob ſich eine entſetzliche Judenverfolgung. Die Mordgier des Volkes fiel über die Wehrloſen her und erſchlug ſie zu Tauſenden. Viele verbrannte man in ihren eigenen Häuſern, andere quälte man mit grauſamen Martern zu Tode; allenthalben aber ſuchte man ihre Schätze ihnen zu entreißen. Lange Zeit waren die Befehle des Königs Konrad vergebens, dieſen Gräueln Einhalt zu thun, bis endlich der gräßliche Blutrauſch der raſenden Menge zu verrauchen begann und mit der ruhigern Beſinnung auch der

Gehorſam gegen des Königs Gebot zurükkehrte. Wohl aber iſt es der Erinnerung werth, was der heilige Bernhard, der mit Entſetzen und Unwillen die Kunde von jenen Blutauftritten vernommen, damals ermahnend und ſtrafend an den Erzbiſchof Heinrich von Mainz ſchrieb. „Soll denn — ſchrieb er — jenes allgemeine Gebet der Kirche, daſſ Gott die Juden aus ihrer traurigen Finſterniſſ erretten und zum Lichte der Wahrheit bekehren möge, vergebens ſein? wenn ihr die Juden mordet, wie ſollen ſie bekehrt werden? — und iſt es nicht ein ſchönerer und ruhmvollerer Sieg, das irrende Volk täglich zu belehren und zu bekehren, als es durch das Schwert zu vertilgen?"

Bald darauf kam der heilige Mann ſelbſt nach Deutſchland, um den König Konrad, der bereits in früheren Jahren einen Kreuzzug unternommen hatte und jetzt wenig Geneigtheit zu einem abermaligen Zuge blikken ließ, durch die unwiderſtehliche Macht ſeiner Beredtſamkeit zu gewinnen. Es gelang. Der König hatte eben zu Speier der heiligen Meſſe beigewohnt, als Bernhard zu ihm trat und ihn ſo eindringlich an die Verpflichtung mahnte, für die zahlloſen Wohlthaten, mit welchen Gott ſein Leben geziert und auf die höchſte Stufe irdiſcher Macht erhoben habe, ſich dankbar zu beweiſen, daſſ Konrads Auge ſich mit Thränen füllte. „Ich bin bereit — entgegnete er — dem Herrn zu dienen, der mich ohne mein Verdienſt mit ſo großen Wohlthaten geſegnet. Ich will nicht länger undankbar ſein, ſondern ihm folgen, da er ſelbſt mich ruft." — Der König nahm das Kreuz und viele deutſche Fürſten und Herren folgten ſeinem Beiſpiele, unter ihnen auch der Graf Wilhelm von Jülich. Den Fürſten folgten die Völker und im Frühlinge des Jahres 1147 ſah Deutſchland ein ſo ſtattliches Heer auf ſeinem Boden verſammelt, daſſ man kaum an einem günſtigen Erfolge des Zuges zweifeln mochte. Mehr als ſiebenzigtauſend geharniſchte Reiter glänzten ſtattlich und wohlgerüſtet, als des Heeres Kern und Stern, aus der zahllos wogenden Menge des Fußvolkes und der leichtbewaffneten Reiter hervor. Der König, als Führer, erwählte den Landweg durch Ungarn und das griechiſche Reich. Aber der Argwohn und die

Falſchheit der Griechen legte ſchon hier den Deutſchen mannigfache Schwierigkeiten in den Weg. Man wollte den Kreuzfahrern keine Lebensmittel zukommen laſſen und wenn man ſich ja dazu verſtand, ſo forderte man übertriebene Preiſe dafür, ſo daſſ den Deutſchen die Geduld ausriſſ und ſie mit Gewalt nahmen, was man ihnen nicht nach Billigkeit überlaſſen wollte. Noch ſchlimmer ging es dem Heere in Aſien. Die Städte ſperrten ihre Thore und ließen die Pilger nicht ein. Die nöthigen Bedürfniſſe muſſten mit ſchwerem Gelde aufgewogen werden und da der Handel meiſt in der Art getrieben wurde, daſſ die Griechen die gewünſchten Lebensmittel an langen Seilen von den Mauern ihrer Städte herabließen, wenn ſie zuvor das bedungene Geld auf dieſelbe Weiſe zu ſich hinaufgewunden hatten, ſo geſchah es öfter, daſſ man das Geld nahm, ohne die Waare zu geben. Auch klagen die Deutſchen, es ſei ihnen nicht ſelten Gift unter die Speiſen gemiſcht worden, wovon viele den Tod gefunden. Der ſchändlichſte Verrath vollendete endlich das traurige Schikkſal des Kreuzheeres. Die treuloſen griechiſchen Wegweiſer führten die Pilger in eine waſſerloſe Wüſte, wo zahlloſe Schwärme ſarazeniſcher Reiter ihrer warteten. Von Hunger und Durſt gepeinigt und raſtlos vom Feinde verfolgt, erlag hier das Kreuzheer dem Tode. Nur wenige Trümmer deſſelben retteten ſich durch die Flucht, unter ihnen auch der König Konrad, der ſich zuerſt nach Konſtantinopel begab, und von dort, nur von einem geringen Häuflein begleitet, auf ſicheren Wegen, ſeinen Weg nach Jeruſalem fortſetzte. Hier traf er mit dem Könige von Frankreich zuſammen, der mit ſeinem Kreuzheere kein beſſeres Geſchick erlebt hatte. Jetzt ſollte Damaskus erobert werden. Aber das Unternehmen ſchlug fehl und nun kehrten die beiden Könige unmuthig in ihre Reiche zurück (1149). So endete dieſer Kreuzzug, der mit ſo großen Hoffnungen unternommen worden war.

Welche Schikkſale der Graf Wilhelm von Jülich und die Seinen auf dieſer Fahrt erlitten und wann er in die Heimat zurükkgekehrt ſei, davon meldet die Geſchichte nichts. Nur daſſ der Graf im Jahre 1149 geſtorben ſei, wird uns berichtet, und

ſelbſt über ſeinen nächſten Nachfolger iſt man ungewiſſ, den einige ſeinen Sohn, andere ſeinen Bruder nennen und ſelbſt über den Namen nicht ganz einig ſind. Indeſſen iſt es die ziemlich allgemein angenommene Meinung, daſſ Wilhelms (III.) unmitelbarer Nachfolger Gerhard, ſeines Namens der vierte, geheißen habe und des vorigen Sohn geweſen ſei.

Um dieſe Zeit (1126 — 1160) begegnen wir auch den geſchichtlichen Anfängen der Grafſchaften Mark und Berg, obgleich die erſtere unter dieſem Namen erſt im dreizehnten Jahrhunderte vorkommt. Bei ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte heißt ſie Altena.

Auch an dem Geſchlechte der Grafen von Altena und von Berg hat ſich die Forſchung in wunderlichen Muthmaßungen erſchöpft, und die Sage, mit Namen ſpielend, hat ſich geſchwätzig erwieſen, ohne den Hörer zu ergötzen. Darin zwar iſt man einſtimmig, daſſ die Grafen von Altena eines Stammes und Urſprunges ſind mit den Grafen von Berg. Aber ob dieſe von jenen, oder jene von dieſen abſtammen, und welches die Wurzel ſei, aus welcher beide entſproſſen, das hat zu vielen Beweiſen und Gegenbeweiſen geführt. Einige erzählen, daſſ zur Zeit, als die römiſchen Gegenkaiſer Otho und Vitellius um die Herrſchaft ſtritten, ein Zwieſpalt unter den Ubiern (Kölnern) ausgebrochen ſei, indem die eine Partei es mit Otho, die andere mit Vitellius gehalten. Dadurch ſeien zwei vornehme Ubier, Brüder, bewogen worden, die Heimat zu verlaſſen und ſich auf das rechte Rheinufer zu begeben, wo ſie die Stammväter ſowol der Grafen von Altena als derer von Lippe geworden. Andere dagegen erzählen, daſſ zur Zeit des deutſchen Kaiſers Otto des dritten, zwei Brüder, Adolf und Eberhard, aus dem römiſchen Geſchlechte der Urſiner, nach Deutſchland gekommen, und von jenem die Burg Altena, von dieſem die Burg Altenberg erbaut worden ſei, ſo daſſ ſie als die Stammväter beider edeln Geſchlechter erſcheinen. Hier nun hat die Sage ſich vernehmen laſſen, um den Namen Altena zu erklären. Denn als Adolf Urſinus den Berg Wylfesegge ſich auserſehen, um hier ſeine Burg zu gründen, da geſchah es, während er ruhig ſitzend dem

Getümmel der Arbeiter zuſchaute, welche ſeine Gebote vollzogen, daſſ ein aufgeſcheuchtes Haſelhuhn in dem Schooße des edeln Herrn Schutz ſuchte. „Das iſt ein günſtiges Zeichen“ ſprach er „und mit Gottes Hilfe wird unſer Werk wohlgelingen.“ — Aber mit neidiſchen Blikken ſchaute der Graf von Arensberg von ſeiner Burg herüber auf den neuentſtehenden Bau, die künftige Größe des Geſchlechts ahnend, deſſen Wiege hier ſtehen ſollte. — „Die neue Burg ſei der ſeinigen allzunah; das könne er nicht dulden,“ ſoll er in ſeinem Unmuthe geäußert haben. Doch vergebens war ſo Klage als Gewalt, den Fortgang des Baues zu hindern, und als die ſtattliche Burg vollendet ſtand, da nannte ſie Adolf, den Neid des Grafen verhöhnend, Altena, d. h. Allzunah. —

Andere Berichte ſtimmen zwar darin überein, daſſ die Schlöſſer Altena und Altenberg von den zwei Brüdern aus dem Hauſe Urſinus erbaut worden ſeien, aber in der Zeit der Erbauung weichen ſie ab, indem ſie dieſe viel ſpäter verlegen, die einen unter die Regierung Heinrichs des Heiligen, die andern unter die Regierung Lothars II. *)

Wie dem aber auch ſei: wir finden alle dieſe Meinungen in dem Einen Punkte übereinſtimmend, daſſ es zwei Brüder waren, welche die Grafengeſchlechter von Mark und Berg begründeten, und daſſ beide Grafſchaften urſprünglich mit einander im engen Verbande geweſen. Folgt man der Annahme, daſſ ihr Urſprung erſt in die Zeit Lothars von Sachſen zu ſetzen ſei, ſo begegnet man hier ſchon der wirklichen Geſchichte und die Grafen Adolf und Eberhard ſind keine flüchtigen und ungewiſſen Luftbilder mehr. Ob aber dieſer Adolf und dieſer Eberhard, die uns hier als wirkliche Perſonen entgegentreten, auch die Erbauer beider genannten Stammſchlöſſer geweſen, dürfte ſchwer zu ermitteln ſein, und eben ſo ungewiſſ bleibt es, von wannen ſie kamen und welchem Stamme ſie entſproſſen waren? — Hier aber kommt uns der Name Altena zu Statten. Denn

---

*) Dithmar (Vergl. Teſchenmacher a. a. O. S. 259 Anmerk. 2.) führt dieſe Meinungen einzeln auf.

auch im Gebiete der Grafſchaft Teiſterbant gab es eine Burg dieſes Namens, und wenn wir, auf die Glaubwürdigkeit der alten Berichte hin, oben meldeten, daſſ Dietrich, der Sohn des Grafen Robert von Teiſterbant, Ahnherr des gräflichen Hauſes von Mark und Berg geworden ſei, ſo gründete ſich dieſe Angabe nur auf die Kunde, daſſ Dietrich, bei der Theilung der väterlichen Lande, die Burg Altena erhalten habe, wobei ſich von ſelbſt zu verſtehen ſcheint, daſſ dieſes Altena im Umfange der Teiſterbantſchen Herrſchaft, nicht aber in der entfernten (ſpätern) Grafſchaft Mark geſucht werden müſſe.*) Finden wir nun in ſpätern Zeiten denſelben Namen Altena für die Stammburg der Grafen von Mark in einem andern Lande wieder, ſo liegt die Vermuthung wol nahe genug, daſſ die Uebereinſtimmung des Namens auf eine genaue Verwandſchaft der Erbauer und Beſitzer mit den Herren von Altena in der Grafſchaft Teiſterbant hindeute. Dieſes dürfte der Hauptbeweis ſein, daſſ die Grafen von Altena und Mark dem Geſchlechte der Grafen von Klewe und Teiſterbant entſproſſen ſeien, ein Beweis, der ſein allerdings geringes Gewicht dadurch etwas erhöhen möchte, daſſ die Sage den Urſprung der märkiſchen Grafen aus dem Hauſe Urſini ableitet und daſſ eben dieſe Abſtammung für die Grafen von Klewe und Teiſterbant in Anſpruch genommen wird. Es dürfte ſchwerlich dagegen geltend gemacht werden können, daſſ ſchon gegen Ende des zehnten Jahrhunderts in geſchichtlichen Urkunden ein Graf Hermann von Berg vorkommt. Denn damit iſt uns ja noch keineswegs der Beweis gegeben, daſſ die nachmaligen Grafen von Berg, Nachkommen jenes Hermann ſeien, und wenn es wunderlich klingt, daſſ die Burg Altenberg neuern Urſprunges ſein ſoll, als die Burg Berg, nach welcher der Graf Hermann ſich nannte, ſo lieſſe ſich ja ſehr wohl denken, daſſ ſchon zu ſeinen Zeiten beide Burgen und beide Namen vorhanden geweſen, Altenberg aber, unbewohnt,

*) Das aber iſt keinesweges die Meinung der Genealogen. Dieſe nehmen wirklich an, Altena in der Grafſchaft Mark habe den Grafen von Teiſterbant zugehört.

verfallen und unbeachtet, erſt wieder durch den Grafen Eberhard hergeſtellt worden ſei. Hier fände der Name Altenberg hinreichende Erklärung, da es ſonſt immer unglaublich ſcheinen müſſte, wie eine neue Burg, gleich von vorn herein, mit dem Beinamen alt beehrt werden mochte.

Doch wir verlaſſen das unerfreuliche Gebiet der Muthmaßungen und der größern oder geringern Wahrſcheinlichkeiten und wenden uns zu den beiden Brüdern Adolf und Eberhard, die wir um das Jahr 1126 in dem gemeinſchaftlichen Beſitze der Burgen Altena und Altenberg finden, ſei es nun, daſſ ſie ſelbſt die Erbauer waren, oder daſſ ſie das Beſitzthum von ihren Vorfahren ererbt hatten. Was die Geſchichte von ihnen zu erzählen weiß, gründet ſich auf eine lateiniſche Handſchrift, die man erſt in neueren Zeiten in der aufgehobenen Abtei Altenberg vorgefunden. *) Sagenhaft allerdings, aber doch nicht unglaublich und keineswegs dem Geiſte jener Zeit widerſprechend iſt es, was jener Bericht uns meldet.

Die beiden Brüder Adolf und Eberhard, ſo heißt es, nicht weniger durch die Bande des Blutes als durch die treueſte und herzlichſte Freundſchaft miteinander verbunden, hatten ihre Beſitzungen dermaßen untereinander getheilt, daſſ jenem die Burg und Herrſchaft Altena, dieſem die Grafſchaft Berg mit dem Schloſſe Altenberg zugehörte. Da trug es ſich zu, daſſ der Kaiſer Lothar von Sachſen mit Gozzelo, dem Sohne Gottfrieds des Bärtigen von Niederlotharingen, zerfiel und ihn ſeiner Würden und Güter entſetzte, die er dem Grafen Walram von Limburg übertrug (1126). Aber nicht leichten Kaufes wollte Gozzelo aus dem väterlichen Erbe weichen und rüſtete mit Machte zu Schutz und Trutz. Der Graf von Limburg dagegen mochte das Geſchenk der kaiſerlichen Gnade nicht fahren laſſen, und warb um Beiſtand, den trotzenden Gozzelo zu vertreiben. Die beiden Brüder Adolf und Eberhard boten ihm ihre tapfern Schwerter an und führten ihre Fähnlein ihm zu. So verſtärkt eilte Walram dem Feinde entgegen und es erhob ſich ein heißes

*) Benzenbergs Urkunden. Hamm bei Schulz. 1821.

Schlagen, daſſ dem Grafen von Limburg den Sieg verlieh. Nicht wenig hatte das edle Brüderpaar zu dieſer günſtigen Entſcheidung mitgeholfen und auf dem eiſernen Felde dem Tode nahe genug in das Auge geſchaut. Eine feindliche Streitart hatte Eberhards Helm geſpalten und ſeine Stirn verwundet. Sei es nun, daſſ der Gedanke, wie nahe ihm der Tod geſtanden und wie wenig daran gefehlt, um auch ihn den Leichen beizugeſellen, welche kalt und blutig die Wahlſtatt bedekkten, den jungen Helden ernſt und nachſinnend machte, oder ſei es, daſſ die Erſchütterung des Schlages bedeutend auf ihn eingewirkt: trauernd uud bereuend wandelte er neben den Erſchlagenen her, unter denen mancher ſtumme Zeuge ſeiner Tapferkeit mit den bleichen Todtenlippen das entriſſene Leben von ihm zurükkzufordern ſchien. Da ergriff ihn ein namenloſes Entſetzen und eine unbeſchreibliche Bangigkeit. In ſeinen ritterlichen Waffen ſah er nur gräſſliche Mordwerkzeuge und warf ſie ſchaudernd von ſich, feſt entſchloſſen, die Blutſchuld, deren er ſich anklagte, durch ein ſtrenges Büßerleben zu tilgen. Flüchtig eilte er von dem blutbenetzten Boden, an dem Freudenjubel ſeiner Streitgenoſſen vorüber, die beim feſtlichen Mahle ihres Sieges ſich freuten. Nichts nahm er mit ſich als ein Knechtsgewand, das ihn vor den Blikken der Menſchen unkenntlich machte. So entkam er unbemerkt und das Ziel ſeiner heißen Sehnſucht war Rom, um hier zu den Füßen des heilisen Vaters ſeine Reue auszuweinen und Vergebung ſeiner Schuld zu erflehen. Die ödeſten und wildeſten Pfade wählte er auf, durch unwegſame Wälder und über rauhe Felſen führte ſein Weg, damit niemand ſeine Spur verfolgen, niemand ſeinen Vorſatz ſtören möchte. Wilde Wurzeln und Kräuter waren ſeine Nahrung und nur die bittere Reue ſein Gefährte, die ihn heftiger brannte, als der Schmerz ſeiner Wunde. Bleich und ſchwach wankte er daher und ſeine Kraft drohte zu erliegen. Da begegnete ihm ein mitleidiger Bauer, der ſich ſein erbarmte, den kranken Wanderer in ſeine einſame Hütte führte und ihn pflegte, bis ſein Leib geneſen war. Aber ſeine Seele genas nicht und kaum fühlte er neue Kraft in ſeinen Gliedern, ſo eilte er wieder von dannen.

Ein härenes Bußgewand dekkte den edeln Herrn und der Schmerz ſeines Innern ſprach aus den bleichen Zügen. Endlich kommt er nach Rom und benetzt mit glühenden Thränen die Gräber der heiligen Apoſtel, umfaſſt mit flehender Inbrunſt die Kniee des heiligen Vaters. Gerührt von ſeinen Leiden verkündet der Statthalter Chriſti ſo aufrichtiger Buſſe des Himmels gnädige Vergebung. Aber auch dieß tröſtende Gnadenwort löſcht die Flamme des Gewiſſens nicht aus. Der Büßer pilgert von Rom, um an dem Grabe des heiligen Jacob von Kompoſtella Ruhe zu ſuchen. Hier weilt er lange Zeit in Gebet und Faſten, mit ſchwerer Kaſteiung ſich peinigend. Da dämmert ihm das erſehnte Licht der Gnade. Er empfindet es, der ſtrenge Richter ſei erweicht, ſeine Schuld könne verziehen werden. Aber was jetzt anfangen? zurükkehren in die verlaſſene Herrlichkeit ſeines frühern Lebens? — nimmermehr! eintreten in die heilige Gemeinſchaft einer Kloſterbrüderſchaft? — er möchte es wohl, aber er fühlt ſich nicht rein genug dazu. Da erwählt er einen Ausweg, der ihm der beſſte ſcheint. Als der niedrigſte Knecht will er einem Kloſter dienen, um den heiligen Mauern nahe, durch Sklavenarbeit das Werk ſeiner Buße zu vollenden. In ſolcher Weiſe findet er eine Zuflucht in dem Kloſter Morimond in Frankreich. Man übertrug dem Unerkannten die Hut einer Heerde Schweine und mit ergebener Demuth übernahm der hohe Herr dieß niedrige Geſchäfft, mit treuem Eifer ſeine Pflicht erfüllend, und immer ruhiger wurde ſein Gemüth, immer zuverſichtlicher ſah der gläubige Blikk den Himmel offen.

Jahre waren vergangen. Graf Adolf hatte ſchon jegliche Hoffnung aufgegeben, des geliebten, ſo unerklärlich verſchwundenen Bruders Spur jemals zu erkunden und betrauerte den Verlornen als einen Todten. Da geſchah es, daſſ er einſt einige ſeiner Dienſtmannen gen Frankreich entſandte, um dort, man weiß nicht welchen Auftrag und bei wem, auszurichten. Der Weg führt den reiſigen Zug in die Nähe des Kloſters Morimond an der Trift vorüber, wo der Graf Eberhard, in Lumpen gehüllt, die Schweine hütete. Des Hirten edles Anſehn, ſein hoher Wuchs, ſeine ritterliche Geſtalt reizt die

Neugier der Reiſenden. Sie treten herzu und erkennen mit Erſtaunen den verſchwundenen Bruder ihres Herrn und Gebieters. Vergebens ſucht Eberhard vor ihnen ſich zu verſtellen — er iſt's! die Narbe an der Stirn widerlegt ſein Leugnen, die er an der Seite derer davon getragen, die jetzt ihn umſtanden. Mit Thränen beſchwören ihn die Getreuen, dem niedern Leben zu entſagen, mit warmer Beredtſamkeit ſchildern ſie ihm die ſehnſuchtsvolle Trauer des verwaisten Bruders. Vergebens! nichts vermag das Herz zu überzeugen, das lebenslängliche Buße ſich zugeſchworen. Da eilen die getreuen Mannen in das Kloſter und verkünden dem erſtaunten Abte, welches Standes der ſei, der ihm die Schweine hütet. Mit naſſen Augen vernimmt der fromme Vater die Geſchichte des büßenden Grafen. Wen hätte ſolch eine Selbſtentäußerung ungerührt laſſen mögen? — Er kommt herzu, umarmt den demüthigen Dulder und führt ihn unter die heilige Brüderſchaft. „Dieſen nehmt als den Euern auf! er iſt größer denn wir!" ſo ruft er und ertheilt dem freudig Ueberraſchten die klöſterliche Weihe.

Die Mannen des Grafen Adolf richteten inzwiſchen ihre Botſchaft aus und brachten die Kunde deſſen, was ſie erfahren, ihrem Herrn heim. Dem ſchwillt das Herz vor Freude, daſſ der todtgeglaubte Bruder noch lebend aufgefunden ſei, und ohne Säumen macht er ſich auf den Weg gen Morimond. Voll herzlicher Wonne umarmten ſich die treuen Brüder, aber dennoch blieb jedes Wort verſchwendet, das Adolf ausſprach, um den Wiedergefundenen zur Rükkehr zu bewegen. Nur ſo viel erlangten ſeine Bitten, daſſ Eberhard ſich willig finden ließ, noch einmal die Heimat zu beſuchen und die Freunde zu begrüßen, die ſeiner Ankunft dort liebend entgegenharrten. Der Abt gab freundlich die erbetene Erlaubniſſ und ſo kehrte Eberhard an des Bruders Seite in das Land ſeiner Väter zurükk. Mochte nun die langentbehrte Heimat mit Zaubergewalt auf den Wiederkehrenden wirken, oder mochte er dem liebenden Drange der brüderlichen Beredtſamkeit auf die Dauer nicht widerſtehen können: genug, Eberhard entſchloſſ ſich, im Vaterlande zu bleiben und ſein frommes Leben in der Heimat fort-

zuſetzen. Die Burg Altenberg verwandelte ſein Wille in ein Kloſter, der Abt von Morimond ſandte ihm Mönche, die neue Stiftung nach dem Muſter der dortigen einzurichten, und der Erzbiſchof Bruno von Köln gab dem Heiligthume der demüthigen Entſagung die Weihe. Auf Adolfs Verwendung bewog die fromme Giſela, Gemalin des Landgrafen Zizzo, nebſt ihren Söhnen Heinrich und Günther, ihren Eheherrn, den Berg des heiligen Georg nebſt Zubehör dem neuen Kloſter zu ſchenken. Eberhard aber ſtiftete auf dieſem Berge dem heiligen Ritter zu Ehren eine Abtei und beſchloſſ wahrſcheinlich hier, als Abt ſein frommes Leben.

Aber auch dieſe Sage läſſt manchen Zweifel übrig. Der gewichtigſte möchte wol ſein, daſſ eine Grabſchrift der Abtei zu St. George, gemeldet haben ſoll:*) Im Jahre des Herrn 1152 am 15. Weinmonds ſtarb Adolf, Mönch, nachdem er Graf geweſen, der Stifter dieſer Abtei. — Nach dieſer Grabſchrift, wofern ihre Echtheit erwieſen iſt, möchte man geneigt ſein, das oben Erzählte auf den Grafen Adolf zu übertragen. Indeſſen wäre es ja möglich, daſſ auch Adolf in ſeinen ſpätern Jahren den Frieden des Kloſters aufgeſucht habe und dort geſtorben ſei. Solche Schritte waren nichts Ungewöhnliches in jener Zeit. Wenn er aber Gründer der Abtei genannt wird, ſo mochte ſich das auf ſeine bedeutende Mitwirkung beziehen, ohne welche die fromme Stiftung ſchwerlich ins Leben getreten wäre. Die Annahme, daſſ er ſeine letzten Jahre im Kloſter zugebracht, gewinnt an Wahrſcheinlichkeit um ſo mehr, als von ſeinem übrigen Leben nichts bekannt iſt. Vermält ſoll Adolf mit Adelheid der Tochter des Grafen Arnold (II.) von Klewe geweſen ſein. Seine Söhne werden Adolf und Bruno genannt, von denen jener ihm in der Herrſchaft folgte, dieſer als Erzbiſchof von Köln ſtarb.

Nähere Umſtände aus dem Leben des Grafen Adolf des zweiten ſind uns gänzlich unbekannt, außer daſſ ſein Name einigemale in Urkunden der Kaiſer Konrad (III.) und Friedrich (I.)

*) Mappius P. II. Pag. 28.

vorkommt, wo er unter den Zeugen aufgeführt iſt. Selbſt ſein Todesjahr iſt ungewiſſ und ſchwankt zwiſchen 1160 und 1170. Indeſſen iſt ſein Tod für unſere Geſchichte inſofern merkwürdig, als durch denſelben die Trennung der bisher vereinigten Herrſchaften Altena und Berg herbeigeführt wurde. Denn einer väterlichen Beſtimmung gemäß, theilten die Brüder Eberhard und Engelbert dergeſtalt unter ſich, daſſ Eberhard die Grafſchaft Altena, Engelbert das bergiſche Land erhielt. So tritt denn mit Engelbert die Grafſchaft Berg zuerſt als geſondertes Land in unſerer Geſchichte hervor und die Trennung von dem Schweſterlande dauert bis in den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, wo wir alle unſre Lande unter einem Herrn vereinigt finden. Adolf der zweite hinterließ übrigens außer den genannten, noch zwei, nach andern ſogar noch vier Söhne. Zwei wenigſtens, Friedrich und Adolf, die nacheinander den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln inne hatten, dürfen als unbezweifelt angenommen werden.

Uebrigens gilt von den Grafſchaften Altena und Berg daſſelbe, was wir bei Klewe und Jülich bemerkten. Ihre Gebiete waren zur Zeit noch äußerſt unbedeutend und klein und wuchſen erſt im Laufe der Jahre heran. Der Urſprung der meiſten Städte in beiden Grafſchaften iſt dunkel und ungewiſſ. Einige ſcheinen ſehr alt zu ſein; doch römiſchen Urſprunges rühmt ſich keine. Viele ſind offenbar um ritterliche Burgen allmälig erwachſen, einige auch abſichtlich gegründet. Lünen, Bochum, Unna, Lippſtadt, Soeſt ſind ſpätere Erwerbungen der Grafen von Mark. Im bergiſchen Lande iſt unfehlbar Düſſeldorf eine der älteſten Städte. Schon um das Jahr 1000 wird ihrer gedacht. Elberfeld erhielt das Stadtrecht erſt 1610.

Viertes Kapitel.

Dietrich (IV.) von Klewe und ſeine Gemalin ſtiften Werke der Frömmigkeit. — Der Graf erweitert durch Kauf das klewiſche Gebiet. — Engelbert von Berg mit Kaiſer Friedrich vor Mailand. — Mailands Eroberung und Beſtrafung. — Engelbert empfängt vom Kaiſer ein Landgebiet an der Ruhr und die Burg Windekk — geräth in der Schlacht bei Legnano in Gefangenſchaft — nimmt gleich den Grafen von Klewe und Altena, Theil am Kampfe gegen Heinrich den Löwen und erhält Antheil an der Beute — er erkauft bedeutendes Landgebiet von Arnold von Tyvern — die Herren von Hükkeswagen werden ſeine Lehenleute. — Sorge des Grafen für das Gedeihen ſeines Landes. — Fehde mit dem Grafen von Arnsberg. — Engelbert begleitet den Kaiſer Friedrich auf deſſen Kreuzzug und wird auf der Rükkehr ermordet. — Ihm folgt ſein Sohn Adolf. — Unſere Grafen nehmen anfänglich für Kaiſer Otto Partei — dann treten ſie, dem Beiſpiele des Erzbiſchofs von Köln folgend, auf Kaiſer Philipps Seite. — Welche Rolle der Graf von Jülich in dieſen Händeln ſpielt. — Die Böhmen verheeren die Rheinlande. — Fehde mit dem Raubritter Arnold von Elverfeld. — Welchen Einfluſſ Kaiſer Philipps Ermordung auf unſere Lande übt. — Die Grafen von Berg und Jülich ziehen gegen die Albigenſer. — Eroberung von Beziers. — Kaiſer Friedrich II. — Die Grafen von Berg und Jülich deſſen treue Anhänger. — Adolf von Berg befreit den Biſchof von Münſter. — Die Grafen von Klewe, Berg und Jülich nehmen das Kreuz und die beiden Erſten ſterben vor Damiette.

Es iſt die große, vielbewegte Zeit des erſten Friedrich, die jetzt mit ihrem Glanze und ihren Gewitterſtürmen über die deutſche Erde wandelt, eine Zeit des Ruhmes und der Herrlichkeit, wie kaum zuvor und nachher eine andere. Aber eine ſolche Zeit, die mit mächtiger Gewalt alle Blikke und alle Gemüther auf die größten Entſcheidungen richtet, iſt nicht geeignet, das minder Bedeutende, in das allgemeine, großartige Treiben nicht rüſtig Eingreifende, ruhig und genau zu beobachten, um es dem Gedächtniſſe der Nachwelt zu überliefern. Wo das Auge zu den

höchſten Bergſpitzen emporſchaut, da ſcheinen ſich die Hügel dort unten zur Ebene zu verflachen und der Aufmerkſamkeit nicht werth zu ſein. Wo die Stralen des großen Hohenſtaufen, des erhabenen Kaiſers, leuchten, da verſchwindet neben ihm die Geſchichte der kleineren Reichsvaſallen in unſcheinbares Dunkel, und nur diejenigen treten bemerkbar, deutlich hervor, deren Geiſt dem Geiſte Friedrichs nacheiferte, ſei es, ihm trotzend, oder ſei es mit Auszeichnung für ihn kämpfend. Daher darf es nicht befremden, wenn die Geſchichte dieſer Zeit von dem Zuſtande unſerer Lande und von ihren Grafen nur äußerſt wenig zu melden weiß, ja wenn ſie uns von den beiden Grafen Eberhard I. und Friedrich von Altena, von denen jener etwa bis 1179, dieſer etwa bis 1198 der Grafſchaft vorſtand, kaum etwas mehr, als die leeren Namen aufbehalten hat. Auch des Grafen Gerhard (IV.) von Jülich (1149 bis 1218) geſchieht nur im Allgemeinen und nur in Bezug auf die Thaten des Kaiſers und ſeiner Nachfolger, Erwähnung. — Um etwas bedeutender erſcheint der Graf Dietrich (IV.) von Klewe (1162 bis gegen 1200). Denn wenn es auch der Mühe nicht werth iſt, nachzuerzählen, daſſ er dem Grafen Florentin (VII.) von Holland in einer Fehde, die um den Beſitz der Inſel Walchern ſich erhoben hatte, gegen den Grafen Philipp von Flandern Beiſtand leiſtete (1177) und daſſ er ein Jahr darauf dem Biſchofe von Utrecht, Balduin (II.), gegen den Grafen Gerhard von Geldern zu Hilfe zog, da beide Fehden ohne den mindeſten Einfluſſ auf die Geſchichte unſerer Lande geblieben ſind und die Erwähnung derſelben ziemlich nakkt und kahl in unſern Jahrbüchern daſteht — ſo ſind uns doch einige, wenn auch nur dürftige Nachrichten über das innere Walten und die Perſönlichkeit Dietrichs überliefert, die ſein Andenken mit einem Ehrenkranze ſchmükken. Zuvörderſt wird ſeiner Frömmigkeit gedacht, die er durch reiche Mildthätigkeit gegen geiſtliche Stiftungen bekundete. So ſchenkte er dem Kloſter zu Aldenkampen eine einträgliche Rheininſel, Häne genannt, die zwiſchen Rees und Weſel lag, *) und in ſeinen letzten Lebens-

*) Sie ſoll durch eine Ueberſchwemmung im Jahre 1312 untergegangen ſein.

jahren begabte er noch das Chorherrnſtift zu Weſel mit mehren Zehnten. Gleiche Werke der frommen Milde übte ſeine tugendſame Gemalin Adelheid. Die heilige Brüderſchaft zu Aldenkampen wurde von ihr an gewiſſen Jahrestagen mit Wein, Weizenbrot und Fiſchen reichlich verſorgt. Auch erbaute ſie eine Kapelle, dem Evangeliſten Johannes und dem heil. Servatius geweiht, der ſie nicht nur eine feſtſtehende Einnahme zuſicherte, ſondern, die ſie auch mit koſtbarem Altargeräthe prächtig ausſtattete. Dabei aber vergaß Dietrich nicht, für die Vergrößerung ſeiner Grafſchaft zu ſorgen, indem er die Herrſchaften Roſſum, Wolfern und Tiele nach und nach an ſich kaufte. Nach dieſen Schenkungen und Ankäufen zu ſchließen, muſſ es dem Grafen an Reichthümern nicht gefehlt haben und eben dieß meldet uns auch ein alter Bericht,*) der uns ſagt, der Graf habe großen Ueberfluſſ an Schätzen und Allem gehabt, deſſen man nöthig hat. Aber derſelbe Bericht ſetzt hinzu: er war gar hold an Geſtalt und Antlitz und ſeine Rede freundlich und milde gegen jeden, der ihn antrat, („eine ſeltene Tugend bei ſolchem Reichthume") und ein wakkerer Vertheidiger des Rechtes der Unterdrükkten. — Solche Eigenſchaften erklären es genugſam, daſſ man ihm den Beinamen des Rechtſchaffenen gegeben hat. Aber das Bild dieſes freundlichen Herrn droht auf eine unerfreuliche Weiſe auseinandergeriſſen zu werden, da mehr als ein Zeugniſſ**) zwei Grafen Dietrich, Vater und Sohn, in die Zeit hineinſtellt, welche wir für Dietrich den vierten allein in Anſpruch nehmen. Dieſe Berichte melden ausdrükklich, Dietrich (IV.) ſei im Jahre 1172 geſtorben und ſein gleichnamiger Sohn ihm in der Herrſchaft gefolgt, welcher Dietrich der Jüngere oder Kleinere (minor) genannt worden. Und auch dieſer kann kaum bis zum Schluſſe des Jahrhunderts gelebt haben, da im Jahre 1198 in einer wichtigen Urkunde des Kaiſers Otto (IV.) ſchon der Graf Arnold (III.) von Klewe unter den Zeugen vorkommt.***)

*) Annal Belgic. T. I. p. 362. „divitiis et necessariorum abundantia super esservens, dulcis alloquio omnium ad se venientium" p. p.

**) S. Dithmar's Anmerkung 7. bei Teſchenmacher a. a. O. S. 218.

***) Ebendaſelbſt.

Am klarſten und bedeutendſten tritt in dieſer Zeit die Geſtalt des Grafen Engelbert von Berg heraus, ſo daſſ wir am füglichſten den Faden unſerer Erzählung an ihn knüpfen.

Wir erblikken den ritterlichen Helden zuerſt im deutſchen Heere, das des großen Kaiſers gerechter Zorn vor Mailands Mauern geführt, um die trotzige Stadt zu demüthigen. — Wir erinnern uns nämlich, daſſ der ruhmvolle Hohenſtaufe ſeinen zweiten Römerzug, einen der glänzendſten und mächtigſten, der je die Alpen überſtiegen, (1158) hauptſächlich deſſhalb unternahm, um die Widerſetzlichkeit der Lombarden, vor allen Mailands, das mit dem ſchnödeſten Uebermuthe das kaiſerliche Anſehn verhöhnte, zu ſtrafen und zu dämpfen.

Am ſechſten Aerndtemonds ſtand das deutſche Heer vor Mailands Thoren und nach einer Belagerung von vier Wochen zwang der Hunger die ſtolze Stadt, ihren Herrn und Kaiſer um Gnade anzuflehen. Friedrich ſtrafte die Bezwungene mit edler Milde, doch vergaß er nicht, ſeine kaiſerlichen Rechte aufs Neue zu befeſtigen. Ihm ſtand die Hoheit der alten Kaiſer vor Augen und der Krone Macht und Gewalt ſollte in ihrem ganzen Umfange wieder hergeſtellt werden. Wie ſolches Streben den Pabſt Hadrian (IV.) zu der Beſorgniſſ reizte, es möchten alle Früchte verloren gehen, welche die hartnäkkige Staatsklugheit ſeiner Vorgänger, ſeit Gregor dem ſiebenten, errungen, wie er die lombardiſchen Städte zur fortwährenden Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer aufwiegelte und mit dem Könige Wilhelm von Sizilien ein Bündniſſ gegen Friedrich ſchloſſ und wie der abermalige Kampf der geiſtlichen Macht gegen die weltliche, nach Hadrians Tode (1159) noch fortdauerte und zu einer doppelten Pabſtwahl führte — dieſes Alles iſt uns, der Hauptſache nach, ſchon bekannt.*) Durch ſolche Umſtände begünſtigt, erhob Mailands kaum gezügelter Trotz ſehr bald wieder das kekke Haupt. Weit entfernt den Eid zu halten, den ſie in der tiefſten Demuth dem ſiegenden Kaiſer vor den Mauern der bezwungenen Stadt geſchworen, vertrieben die Bürger Friedrichs

*) Th. I. S. 90.

Geſandte und nahmen ſeine Obrigkeiten nicht an. Der Kaiſer noch immer in Italien weilend und mit der Bezwingung der kleinern, aber nicht minder trotzigen Städte in der Lombardei beſchäfftigt, ſprach die Acht über Mailand (1159) und zog zum zweiten Male gegen die mächtige Stadt. Aber die deutſchen Fürſten mit ihrem Kriegsvolk waren ſchon faſt alle wieder in die Heimat gezogen und Friedrichs Heer beſtand faſt nur aus den Mannſchaften ſolcher italiſchen Städte, die aus Haſſ gegen Mailand und deſſen Verbündete für den Kaiſer fochten. Mit ſo unzulänglicher Streitkraft aber mochte Mailand nicht bezwungen werden. Da ſtieg im Frühlinge des Jahres 1161 abermals ein deutſches Heer über die Alpen, dem kaiſerlichen Herrn kräftiger zu helfen. Bei dieſem Zuge wehte auch das bergiſche Fähnlein und unter den ritterlichen Helden des deutſchen Landes war der Graf Engelbert der gerühmteſten einer. Gleich als das Heer kaum vor Mailand angekommen, ſoll Engelbert Gelegenheit zu einer ausgezeichneten That gefunden haben. Die kühnen und tapfern Bürger Mailands — ſo erzählt die Sage — überfielen im nächtlichen Ausfalle einſt das kaiſerliche Lager. Schrekken und Verwirrung herrſchte überall. In den engen Gaſſen der Zelte ward gefochten und die Dunkelheit der Nacht vermehrte die Gefahr des blutigen Auftritts. Schon nahte ſich eine erleſene Schaar der Muthigſten von Mailands Jugend dem Zelte des Kaiſers, der kaum noch Zeit gewonnen, ſich zu waffnen; ſchon droht die feindliche Ueberzahl den herzhaften Widerſtand zu überwältigen, den das kleine Häuflein der Reiſigen leiſtet, das um den hohen Herrn ſich geſammelt — da fliegt im entſcheidenden Augenblikke Graf Engelbert mit ſeinen Mannen herbei und die Gefahr iſt vorüber, der Kaiſer gerettet. Voll Dank und Freude umarmt Friedrich den edeln Grafen und nimmer vergaß ſeine Huld des treuen Helfers in ſo dringender Noth.

Die Ankunft des deutſchen Heeres, mit dem auch Gerhard von Jülich und wahrſcheinlich, wenn auch in den Jahrbüchern ihre Namen nicht ausdrükklich genannt ſind, auch die Grafen von Klewe und Mark herbeigekommen waren, hauchte dem

ſtokkenden Gange der Belagerung ſofort neues Leben ein. Selten iſt ein Krieg mit ſo großer Erbitterung und ſo wüthender Grauſamkeit geführt worden, als dieſer. Endlich muſſte Mailand zum zweiten Male den trotzigen Nakken beugen. Es war am erſten Lenzmonds 1162, als der Rath und die Vornehmſten der Stadt im Lager der Deutſchen erſchienen und ſich dem Kaiſer zu Füßen warfen, Uebergabe auf Gnade und Ungnade verheißend. Wenige Tage darauf zog das ganze Volk daher, mit Strikken um den Hals, Kreuze in den Händen tragend baarfuß und das Haupt mit Aſche beſtreut, um die Gnade des Siegers anzuflehen. Ein jammervoller Anblikk! Ernſt ſchaute Friedrich auf den unabſehbaren Zug, der an ihm vorüberwallte. Jetzt kam auch der Fahnenwagen der bezwungenen Stadt, auf dem, an hohem Schafte, das Banner des heil. Ambroſius wehte. Ein Wink des Kaiſers — und das Banner ſenkte ſich und der Wagen lag zertrümmert im Staube. Da ſtürzte das Volk mit herzzerreißendem Wehruf zur Erde und flehte um Erbarmen. Thränen verdunkelten den Blikk der deutſchen Krieger — kein Auge blieb trokken. Nur des ſtrengen Richters Auge weinte nicht. — Zu Pavia ſprach darauf der verſammelte Reichstag das Strafurtheil über das treubrüchige Mailand. Das Leben der Bürger ſollte geſchont, die Stadt aber von Grund aus zerſtört werden. Das harte Urtheil ward vollzogen; doch ſchonte die Zerſtörung der Kirchen und anderer ausgezeichneter Gebäude.

Die Lombardei war nun bezwungen und wol hätte ſie Friedrich im Gehorſame erhalten mögen, wenn nicht der allzugrelle Gegenſatz zwiſchen der deutſchen und italiſchen Art und Sitte, vor allem aber die Roheit der von ihm eingeſetzten Obrigkeiten, neue Empörungen erzeugt und neue Kämpfe bereitet hätte. Das deutſche Heer zog für jetzt wieder heim; aber der Kaiſer kehrte ſchon im folgenden Jahre (1163) wieder nach Italien zurükk. Doch ſelbſt ſeine Gegenwart vermochte das Feuer der Erbitterung nicht zu dämpfen, das immer heller und heller unter der Aſche emporglühte, ſorgfältig angeſchürt von dem Pabſte Alexander (III.), der von den Feinden des Kaiſers

auf den Stuhl Petri erhoben, ſich gegen den, von Friedrich eingeſetzten Pabſt (Viktor IV. und darauf Paſchalis III.) nur dadurch erhalten konnte, daſſ er die Flamme der Zwietracht nicht erlöſchen ließ. Die lombardiſchen Städte traten in einen Bund zuſammen, um ſich gegen die kaiſerlichen Beamteten wechſelſeitig zu ſchützen und Friedrich erkannte, daſſ nur durch einen neuen Kriegszug der allenthalben wankende Gehorſam wieder hergeſtellt werden könne. Er ging nach Deutſchland zurükk, um zum neuen Kampfe zu rüſten (1164). Drei Jahre darnach (1167) wallte Friedrichs Banner zum vierten Male über die Alpen. Ob alle unſere Grafen auch an dieſem Zuge Theil genommen, wird nicht ausdrükklich gemeldet. Von Engelbert aber iſt es gewiſſ, da wir über ihn die Nachricht finden, er habe den Kaiſer auf ſeinem Zuge gegen Rom begleitet. Denn gegen dieſe Weltſtadt war dießmal des Kaiſers erſter Angriff gerichtet, um den Pabſt Alexander daraus zu vertreiben und Paſchalis, den das Volk vertrieben hatte, zurükkzuführen. Rom fiel nach tapferer Gegenwehr. Alexander muſſte fliehen und mit feſtlichem Gepränge ward Paſchalis in die Peterskirche geführt. — Da riſſen plötzlich giftige Seuchen im Heere der Deutſchen ein und der Tod raffte viele der Fürſten hin. Das entmuthigte und entkräftete Friedrichs tapfere Schaaren, aber den Italienern gab es neuen Muth und neue Kraft. Von der Peſt und den Waffen des Feindes ſtündlich umſtürmt, ſchmolz des Kaiſers Heer zum unbedeutenden Häuflein. Er ſelbſt entkam nur in Verkleidung und mit Mühe über die ſcharf bewachten Gebirge (1168).

Ueber ſechs Jahre vergingen, ehe der Kaiſer einen neuen Zug nach Italien zu Stande brachte. Nicht ohne ein mächtiges Heer wollte er kommen, um der vereinten Kraft der lombardiſchen Städte gewachſen zu ſein, und auf mehren Reichstagen ward dieſe Angelegenheit verhandelt. Endlich ward zu Aachen, im Frühlinge 1174 der Kriegszug beſchloſſen. Noch in demſelben Jahre ſollte er vor ſich gehen. Da geſchah es in dieſer feierlichen Reichsverſammlung, daſſ der Kaiſer die vielerprobte Treue und Dienſtwilligkeit des Grafen Engelbert

huldreich belohnte. Er verlieh dem Grafen ein anſehnliches Landgebiet an der Ruhr und die Burg Windekk nebſt ihrem Gebiete. Doch muſſte ſich der Graf für dieſe Begnadigung ausdrükklich zu dem neuen Römerzuge verpflichten.

Wie dieſer Zug geendet und wie ſein ungünſtiger Ausgang hauptſächlich durch den Treubruch Heinrichs des Löwen herbeigeführt worden, iſt uns hinreichend bekannt. In der blutigen Schlacht bei Legnano errangen die Lombarden ihre Freiheit, und Friedrichs kleines Heer erlag der Uebermacht (1176). Unter den Gefangenen, mit denen die Sieger prangten, ward auch Engelbert, der Graf von Berg, geſehen, und nur ein ſchweres Löſegeld befreite den edeln Herrn aus ſeiner Haft.

Als er wieder in die Heimath kam, hatte des Kaiſers Richterernſt bereits die Wetterwolken zuſammenbeſchworen, welche die Macht des hochmüthig trotzenden Löwen zertrümmern ſollten. An dem Kampfe gegen den gehaſſten und beneideten Heinrich nahmen alle unſre Grafen Theil, unter dem Banner des Erzbiſchofs von Köln, Philipp von Heinsberg, fechtend. Denn wie im Nordoſten Albrecht der Bär durch den Sturz des Löwen wachſen ſollte, ſo war im Weſten dem Erzbiſchofe von Köln ein anſehnlicher Antheil an der Beute zugedacht, nämlich die Herzogsgewalt über den größten Theil von Weſtfalen. Auch der Graf Engelbert ging nicht leer aus; denn auch ihm fiel in Weſtfalen Beſitzthum zu, doch ohne daſſ uns davon Namen aufbehalten wären. *)

Noch bedeutender vermehrte Engelbert den Umfang ſeiner Grafſchaft durch Ankauf und kluge Verträge. So erkaufte er von Arnold von Tyvern alles Land, was dieſem reichen Grundherrn auf der rechten Rheinſeite gehörte, mit Düſſeldorf, Himmelgeiſt, Monheim, Ratingen, Angerort. Die Herren von Hükkeswagen dagegen übertrugen ihm aus freiem Antriebe, wahrſcheinlich um in der fehdevollen Zeit an dem tapfern und mächtigen Grafen einen deſto ſicheren Beiſtand zu finden, die Lehenhoheit über ihre ſämmtlichen Beſitzungen. Und Engelbert verſtand

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 427.

es nicht nur, nach außen hin ſein Landgebiet zu vergrößern: den Werth des Ererbten und Erworbenen durch innern Anbau zu vermehren, mit väterlicher Fürſorge die Betriebſamkeit und dadurch den Wohlſtand ſeiner Unterthanen emporzuheben, und mit tapferer Fauſt die Ruhe ſeines Landes gegen Raubfehden und Gewaltthaten zu ſchirmen, gelang ihm eben ſo wohl. Aus den gewerbthätigen Niederlanden ſoll er Anſiedler in das Land gerufen haben; öde Landſtrekken wurden durch ihn urbar gemacht und mit Meierhöfen bebaut und Handwerker aller Art fanden Beſchäfftigung bei der Ausbeſſerung und Verſchönerung vorhandener und bei dem Aufbau neuer Burgen, die ſich dem Lande zu Schirm und Zier erhoben.

Denn der große Kaiſer hatte zwar ſtrenge Verbote gegen Landfriedebrecher und Landbeſchädiger ergehen laſſen, auch ſelbſt mit eigenem, ſtarken Arme, gleich nachdem er von ſeinem erſten Römerzuge heimgekehrt war, dem Raub- und Fehdeweſen Einhalt zu thun geſucht und von Worms, den Rheinſtrom entlang ziehend, eine Menge feſter Raubſchlöſſer gebrochen (1156), aber das Unweſen war dadurch nur für einige Zeit beſchränkt, doch keineswegs gänzlich ausgerottet worden. Friedrichs tiefe Verwikkelung in die italiſchen Angelegenheiten und ſeine häufigen Züge dorthin ermuthigten die Raubritter zu neuer Kühnheit und jeder Landesherr muſſte, ſo gut er konnte, ſich ſelber ihrer zu erwehren ſuchen. Graf Engelbert folgte des Kaiſers Beiſpiele und ſäuberte, ſo viel er vermochte, ſein Gebiet von den Wegelagerern und brach ihre Burgen. War er daheim, ſo ſcheuten die Böſen ſeinen ſtarken Arm und ließen das Land in Frieden, aber rief ihn ſeine Lehenpflicht unter die Banner des Kaiſers, dann erhob das Raubweſen immer wieder das freche Haupt, und der Graf muſſte jedesmal erſt die Ruhe mit ſeinem guten Schwerte wiederherſtellen.

Doch eine ernſtlichere Fehde erwartete ſein, als er aus der mailändiſchen Gefangenſchaft heimkehrte. Sein alter Erbfeind, der Graf von Arnsberg, hatte ſich aufgemacht und das herrenloſe bergiſche Land überfallen. Engelberts Lehenleute und Dienſtmannen empfingen den unholden Gaſt mit tapferm Widerſtande.

Er berannte Neuenburg, aber die Feſte widerſtand ſeinen Stürmen ſo wakker, daſſ er zürnend von ihren Mauern abzog und ſeinen Ingrimm durch Mord und Raub und Brand auf das offene Land ausgoſſ. Hierauf führte er ſeine Fähnlein vor die Burg Windekk, um an ihr zu verſuchen, was ihm an Neuenburg miſſlungen war. Da erſcholl die Botſchaft, Graf Engelbert ſei heimgekehrt und von allen Seiten her ſtrömten die wehrhaften Mannen zuſammen, ſich um ihren geliebten Herrn zu reihen, der ſofort aufbrach, blutige Rechenſchaft von dem Friedeſtörer zu fodern. Als der von Arnsberg vernahm, Engelbert ziehe mit großer Streitmacht herbei, wollte er ihn vor Windekks Mauern nicht abwarten, ſondern eilte, ſich und die Seinen, ſammt ihrer reichen Beute in Sicherheit zu bringen. Der Graf von Berg ihm haſtig nach. Bei Neuſtadt trafen die feindlichen Haufen gegeneinander und es ward heiß und blutig geſtritten. Aber Gott verlieh der gerechten Sache den Sieg. Die Arnsbergiſchen unterlagen und ließen die geſammte Beute nebſt vielen der Ihrigen als Gefangene zurükk. Die muſſten ſich theuer löſen, um durch ihr Geld die Wunden einigermaßen zu heilen, die ſie dem Lande geſchlagen.

In ſolcher Weiſe ſehen wir unſern Grafen auch im Innern ſeines Landes auf erfreuliche und ruhmvolle Weiſe thätig. Aber das Ziel ſeines vielſeitigen, hochherzigen Wirkens und Schaffens war nahe, und es mag als eine beſondere Gunſt des Schikkſals angeſehen werden, das ihm, dem ritterlichen Helden, auch ein ritterlicher Tod ward, der ſein Geſchikk, das ihn im Leben dem großen Hohenſtaufen ſo treu an die Seite ſtellte, noch enger mit dem Geſchikke des Kaiſers verſchwiſterte. Derſelbe Kreuzzug,*) auf welchem Friedrich der Erſte ſein großes, thatenreiches Leben beendete (1190), führte auch den Grafen Engelbert in das Grab. Zwar überlebte dieſer ſeinen erhabenen Gönner und führte ſein Schwert mit gewohnter Tapferkeit vor Akre bis die Stadt dem Banner des Kreuzes ihre Thore öffnete, und ſelbſt nach ihrer Eroberung (1191) ſcheint er noch längere Zeit im Kampfe mit

*) Auch die Grafen von Klewe und von Jülich nahmen an demſelben Theil.

den Ungläubigen auf dem heiligen Boden verweilt zu haben. Denn erſt im Jahre 1193 finden wir ihn im Ungarlande, auf der Rükkreiſe in die Heimat begriffen. Hier aber geſchah es in einem magyariſchen Dorfe, daſſ die Kreuzfahrer in heftigen Streit mit den Einwohnern geriethen. Vermittelnd und ſchlichtend, unbekümmert um die eigene Gefahr, die ihm unter der rohen, erbitterten Menge drohen mochte, drängte ſich der Graf mitten in das Getümmel der Streitenden. Da durchborte ein magyariſches Meſſer ihm den Nakken und entſeelt ſank er in den Staub. Es war am Tage des heiligen Martin, als er in ſolcher Weiſe, ſeine edle Seele aushauchte.

Zwei Söhne überlebten den ruhmvollen Vater, Adolf und Engelbert, von denen jener die väterliche Herrſchaft übernahm, dieſer bis zum erzbiſchöflichen Stuhle von Köln emporſtieg.

Die Zeit von ſieben Jahren, während welcher Heinrich der ſechſte das Kaiſerſchwert führte (1190 — 1197), geht an der Geſchichte unſerer Grafſchaften ohne alle nähere Beziehung ſchweigend vorüber. Erſt als nach Heinrichs Tode der Parteihaſſ der deutſchen Fürſten den blutigen, zehnjährigen Kronſtreit zwiſchen dem Welfen Otto und dem Hohenſtaufen Philipp, dem Herzoge von Schwaben, entflammte, gewinnt unſere Geſchichte wieder Leben und Bewegung. Doch iſt es auch in dieſem Zeitraume, bis zum Tode Otto's des vierten (1218) abermals das bergiſche Land, das mit ſeinen wakkern Grafen kräftig hervortritt, während die übrigen nur im dunkeln Hintergrunde erſcheinen. Das aber mag vielleicht weniger von den Grafen, die wir ſo unbedeutend auf der Bühne ihrer Zeit erſcheinen ſehen, als vielmehr von den Geſchichtſchreibern verſchuldet ſein, die entweder in älterer Zeit das Bemerkenswerthe nicht ſorgſam genug aufzeichneten, oder in neuerer Zeit, nicht Mühe genug anwandten, das Aufgezeichnete aus den Urkunden zu ſammeln und aus ſeiner Verborgenheit an das Licht zu ziehen.

Der Erbhaſſ, der ſeit Jahren die ruhmvollen Häuſer der Hohenſtaufen und Welfen von einander geſchieden, hatte in das Leben der deutſchen Völker übergegriffen, und auch dieſe

in zwei Parteien geſondert. Die Donner, welche von Rom aus, der Hohenſtaufen Macht und Glanz in den Staub zu ſchmettern ſuchten, blieben nicht ohne Wirkung auf die Gemüther und die Herrſchaft Heinrichs des ſechſten, ſein offenes Streben, die Erblichkeit der Kaiſerkrone zu erringen, war nicht geeignet, die Gemüther zu beruhigen und zu verſöhnen. Vor allen zeigten ſich die deutſchen Kirchenfürſten den Hohenſtaufen abgeneigt, und während die zahlreichen Freunde dieſes erhabenen Hauſes nichts natürlicher fanden, als daſſ die verwaiste Reichskrone auf Friedrich, den unmündigen Sohn des verſtorbenen Kaiſers übergehen müſſe, bereiteten dieſe eine entgegengeſetzte Wahl vor. An ihrer Spitze erblikken wir den Erzbiſchof Adolf von Köln, Sohn des Grafen Eberhard von Altena, der, weil eben der Erzbiſchof von Mainz, welchem ſonſt die Leitung der Kaiſerwahl oblag, im Morgenlande weilte, dieſes hochwichtige Geſchäft in Gemeinſchaft mit dem Erzbiſchofe von Trier übernommen und zum erſten Lenzmonds des Jahres 1198 den Wahltag ausgeſchrieben hatte. Allein die Freunde der Hohenſtaufen eilten ihm zuvorzukommen, und da in ſo bewegter Zeit die Krone auf dem Haupte eines Kindes nicht ſicher geweſen wäre, ſo ließ ſich der Herzog Philipp von Schwaben, des verſtorbenen Kaiſers Bruder, überreden, die Krone ſelbſt anzunehmen, um das Kleinod ſeinem Hauſe zu erhalten. Während dieſe Wahl zu Mühlhauſen vollzogen ward, berief die Gegenpartei den Herzog Berthold von Zähringen zum Throne. Der aber trat ſeine Anſprüche für Geld an Philipp ab und nun lenkte der Erzbiſchof von Köln die Wahl auf Otto (IV.), den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen. Es iſt uns bekannt,*) wie ſchlau der kluge Pabſt Innozenz der dritte dieſen Kronſtreit zu benutzen wuſſte, theils um die Kaiſerwahl an die Beſtätigung des heiligen Stuhls zu feſſeln, theils das gehaſſte Geſchlecht der Hohenſtaufen niederzudrükken. Indeſſen entbrannte in Deutſchland der offene Kampf und es darf uns nicht befremden, alle unſere Grafen, wie ergeben und treu ſie ſich auch bisher den

*) Th. I. S. 95. f. f.

Hohenſtaufen erwieſen hatten, jetzt zuerſt auf Otto's Seite gegen Philipp zum Schwerte greifen zu ſehen. Denn eines Theiles leitete unfehlbar der Einfluſſ und das Beiſpiel des mächtigen Erzbiſchofes von Köln, der mitten inne zwiſchen ihren Landen ſaß, die Schritte dieſer Fürſten, andern Theiles war ja der Graf Friedrich von Altena der Bruder und Adolf von Berg der Vetter des geiſtlichen Herrn und beide eben deſſhalb um ſo geneigter, ſich enge an ihn anzuſchließen und ſeinen Rathſchlägen Gehör zu geben. Uebrigens ſcheint Gerhard (IV.) von Jülich zuerſt unter ihnen die Partei Otto's verlaſſen zu haben und zu Philipp übergetreten zu ſein. *) Wahrſcheinlich hatte er ſich durch Philipps Geld gewinnen laſſen. Denn es iſt bekannt, daſſ dieſer ſeine Schätze nicht ſparte, um Anhänger zu gewinnen und es wird ausdrükklich gemeldet, **) der Graf von Jülich habe, als Otto eben in Köln verweilte, dem Gegenkönige Philipp ſeine Dienſte angetragen. „Wolle er ihm Reichthümer und Ehrenſtellen verleihen, ſo ſei er bereit auf ſeine Seite zu treten, ja er verſprach ſogar, auch den Erzbiſchof von Köln und ſonſt noch viele Anhänger Otto's ihm zuzuführen." Hoch erfreut habe Philipp dieſe Botſchaft aufgenommen und den Grafen zu ſich beſchieden, um das Nähere mit ihm zu verabreden. Der Graf ſei gekommen und habe ihm Treue geſchworen, worauf der König ihn mit einem Landgute beliehen, das jährlich 600 Mark eingetragen, auch mit Gold und Silber und mit prächtigen Kleidern und Roſſen ſei der Graf von dem freigebigen Herrn reichlich beſchenkt worden. — Dürfte dieſe Nachricht als verbürgt betrachtet werden, — und unwahrſcheinlich iſt

*) Adel. Erich. Chronic. Juliac. p. 240. Arnoldi Lubeccens. Chronic. slav. lib. 7. Am letztern Orte wird übrigens der Graf von Jülich nicht Gerhard, ſondern Wilhelm genannt. So hieß aber Gerhards Sohn und Nachfolger, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſſ dieſer letztere damals ſchon regierender Graf geweſen, weil nach der gewöhnlichen Annahme, daſſ Gerhard von 1149 bis 1218 die Verwaltung geführt, die Regierung deſſelben 59 Jahre gedauert haben müſſte, was doch ſchwer glaublich ſein dürfte.

**) Arnold a. a. O.

ſie eben nicht, wenn man erwägt, daſſ ſelbſt die erſten Fürſten des Reichs ſich durch engliſches und franzöſiſches Gold zur Wahl Otto's hatten erkaufen laſſen — ſo fiele dadurch eben kein vortheilhaftes Licht auf den Grafen, und ſein Verfahren ſtimmt ſchlecht zu der vielgerühmten deutſchen Treue, die aber auch ſonſt noch von den Fürſten jener Jahrhunderte oft genug verletzt wurde.

Als Otto zum Könige gewählt war, eilte er, von ſeinen Anhängern und ihren Streitſchaaren begleitet, den Eintritt in Aachen zu erkämpfen, um hier, wie die geheiligte Sitte es foderte, die deutſche Krone zu empfangen. Denn die Bürger Aachens hatten ſich bereits für Philipp erklärt und wollten von keinem andern Könige wiſſen. Auch widerſtand die alte Stadt mit rühmlicher Ausdauer lange Zeit Otto's mächtigem Heere (1198). Hier finden wir nun alle unſere Grafen in Eintracht für den königlichen Welfenſohn fechtend. Adolf von Berg ſoll mit einer Schaar von 1600 Streitern gekommen ſein und vor allen durch Muth und ritterliche Tapferkeit ſich ausgezeichnet haben. Endlich muſſte Aachen bezwungen ſeine Thore öffnen und ſiegprangend zog Otto, von den Fürſten begleitet, in den hohen Dom, wo ihm der Erzbiſchof von Köln die Krone aufſetzte. Mit mancherlei Gnadenbezeugungen lohnte der König ſeinen Freunden. Dem Erzbiſchofe beſtätigte er den Beſitz des Herzogthums Engern und Weſtfalen und gewährte ihm außerdem noch manche bedeutende Vergünſtigungen; auch Adolf von Berg ging nicht leer aus, doch wird ſeiner Belohnung nur im Allgemeinen gedacht.

Otto hatte nun zwar die Krone empfangen, aber jetzt galt es, ſie gegen den tapfern und mächtigen Philipp zu behaupten. Der zehnjährige Bürgerkrieg, welcher Deutſchland jetzt von einem Ende zum andern durchtobte, löste allenthalben die Bande der Ordnung und des Geſetzes und während die Fürſten um den Thron rangen, zogen die kleinen Lehenleute nach eigner Luſt und Wahl zur wilden Raubfehde aus. Mord und Brand wütheten im Lande und der Stärkere beraubte und miſſhandelte den Schwächeren.

Den langen blutigen Kronſtreit in ſeinen Einzelnheiten zu beſchreiben, gehört nicht hieher. Nur was unſere Grafſchaften unmittelbar berührte, ſei zu erwähnen geſtattet. Philipp hatte den Böhmenherzog Przimislaus Ottokar auf ſeine Seite gezogen, ihm die Königswürde erblich verleihend, womit frühere Kaiſer, einzelne Herzoge jenes Landes nur auf Lebenszeit geſchmükkt hatten. Während nun Philipp die Erbgüter Otto's angriff und dieſen zwang, mit ſeiner Heeresmacht ſich nach Deutſchlands Norden zu wenden, wandten die böhmiſchen Schaaren ihre Waffen gegen den Rhein, wo ſie in Verbindung mit dem Grafen Walram von Limburg vor allen das Erzſtift Köln ſchwer heimſuchten. Andernach, Linz, Unkel, Bonn und zahlloſe Dörfer gingen in Flammen auf und das wehrloſe Volk erlag dem Mordſchwerte des Feindes. Denn der Erzbiſchof mit ſeinen Mannen kämpfte in Sachſen für ſeinen König. Auch das bergiſche Gebiet blieb nicht verſchont von dieſen wilden Schaaren. Des Grafen Abweſenheit lokkte die Raubſucht, das unbeſchützte Land zu plündern und einige Streifhorden wagten ſich hinein. Die Abteien Siegberg, Altenberg und Heiſterberg wurden ihrer Schätze beraubt, Dörfer und Meierhöfe verbrannt und was das grauſame Schwert erreichen konnte, ward erſchlagen. In ſolcher Noth und Drangſal flüchtete das Volk in Gebirgsklüfte und Wälder, um wenigſtens das nakkte Leben davon zu tragen. Aber den Bedrängten zeigte ſich unerwartet ein Retter. Auf der Feſte Bensberg gebot Kurt von Arloff, ein vielgetreuer Lehenmann des Grafen. Der gedachte, wie es ihm und allen wakkern Rittern gezieme, das Land zu ſchützen, während der Graf in weiter Ferne unter Otto's Bannern focht. Da zog er mit einem Theile ſeiner Mannen aus der wohlbewehrten Burg und rief das kräftige Volk aus den Gebirgen zur muthigen Selbſthilfe auf. Mit freudigem Jubel ward ſolcher Ruf begrüßt und befolgt. Von den Bergen herab, aus den Wäldern hervor eilten die wehrhaften Männer und Jünglinge und folgten Arloff's ritterlichem Banner. Zwiſchen Berg und Lennep ereilte die freudige Schaar das abziehende Raubgeſindel und griff herzhaft an. Da erlagen die Böhmen

unter den nervigen Streichen der Deutſchen und nur wenige entrannen dem Tode. Die Sieger aber kehrten mit dem abgenommenen Raube freudig heim.

In ſolcher Weiſe war der äußere Feind für dießmal glükklich zurükkgetrieben. Aber es fehlte auch an innern Feinden nicht, welche die Abweſenheit des Landesherrn und die Wirren des allgemeinen Krieges benutzend, durch Gewaltthätigkeiten aller Art, die Schrekken jener blutigen Zeit vermehrten. Vor allen gefürchtet, trieb Arnold von Elverfeld ſein grauſames Weſen, die Geißel des Friedlichen, das Schrekken der Schwachen und Wehrloſen. Wo ſich jetzt die gewerbſame, blühende Stadt Elberfeld erhebt, ſtand wahrſcheinlich des gewaltigen Raubritters Burg, wenigſtens läſſt der gleiche Name darauf ſchließen. Obwol der Lehenhoheit des Grafen unterworfen, war Arnold doch reich und mächtig genug, um ſolch eine Beſchränkung gering zu achten und nach eigner Willkühr zu ſchalten. Er ſcheint ſogar gleich Anfangs für Philipp Parthei genommen zu haben, während ſein Lehenherr Otto's Fahnen folgte. Denn wir ſehen ihn ſpäterhin wirklich unter Philipps Banner fechten und alles Folgende gewinnt durch dieſe Annahme Erklärung. Die ganze Wildheit des rohen Jahrhunderts war in dieſem eiſernen Manne vereint, Fehde ſeine Luſt und Mord ſein Ergötzen. Kein menſchliches Gefühl ſchien in ſeiner rauhen Bruſt zu wohnen; den ſchuldloſen Säugling durchbort er vor den Augen der jammernden Mutter und ſchleudert ihn von ſeines Schwertes Spitze in ihre Arme, die Gefangenen läſſt er binden und mit ihren Häuſern verbrennen. Ihm mochte der Beitritt zu Philipps Partei nichts als Vorwand ſein, unter ehrlichem Namen ſein blutiges Gewerbe zu treiben und das Gebiet ſeines Lehenherrn anzufallen. Was vor ihm nicht in feſte Burgen flüchten konnte, erlag ſeiner Mordluſt und ſeine räuberiſche Hand ſtrekkte ſich nach jeglichem Eigenthume aus. Selbſt des Grafen unmittelbaren Beſitz verſchonte er nicht und plünderte und verbrannte ſeine Meierhöfe.

Als Adolf von ſolchen Freveln Kunde erhielt, eilte er ſchnell mit ſeinen Mannen heimwärts, um den Verwägenen zu

ſtrafen. Arnold aber ſuchte Schutz in den ſtarken Mauern ſeiner Burg. Doch der Graf berannte ihn hier ſo herzhaft und ſchloſſ ihn ſo enge ein, daſſ der ſtarre Trotz ſich beugen muſſte. Aber edler und menſchlicher, als der blutige Raubritter, begnügte ſich Adolf damit, den Gefürchteten unſchädlich zu machen. Er muſſte die Befeſtigungwerke ſeiner Burg zerſtören und mit ſchwerem Gelde den Schaden vergüten, den er dem Lande zugefügt.

Mittlerweile hatte ſich der Kaiſerkrieg aus Nordoſten nach Weſten gezogen. Philipp erſchien am Rhein (1201), um Köln zu züchtigen. Furchtbar litt das Erzſtift unter ſeinen eiſernen Streichen und manches Dorf, manche Stadt ging vor ſeinem Zorne in Flammen auf. Doch die feſte Stadt Köln ſelbſt widerſtand ſeinem Sturme und er wandte ihr den Rükken, als ſein Gegenkönig wohlgerüſtet herbeizog. Bei Weſſlingen in Schwaben kam es zur Schlacht und hier ſtand, unter Philipps Fahnen, Arnold von Elverfeld ſeinem Lehenherrn, dem Grafen von Berg im ehrlichen Kampfe gegenüber. Philipp unterlag und Arnold gerieth zum zweiten Male in die Gefangenſchaft des Grafen. Auch jetzt ward er mit edler Milde behandelt und ſeiner Haft bald wieder entlaſſen. Nicht lange darauf aber fand der wilde Krieger ſeinen Tod in einer Fehde gegen den Abt von Eſſen.

Inzwiſchen gewann Philipps Sache mehr und mehr die Oberhand. Einer nach dem andern von Otto's Anhängern trat auf ſeine Seite, entweder durch ſein Geld gewonnen, oder des alten Ruhmes der hohenſtaufenſchen Zeit eingedenk. Zum zweiten Male bedrängte Philipp jetzt das Erzſtift Köln (1204) und der Erzbiſchof, ſei es nun durch die Ueberredungen des Grafen von Jülich und die lokkenden Verſprechungen des Königs gewonnen, oder ſei es, durch die Gewalt der Waffen gezwungen, verließ des Welfen Sache und wandte ſich dem Hohenſtaufen zu. Mit ihm traten die Grafen von Altena, Berg und Klewe auf Philipps Seite und noch viele andere bewog ſeine Beredtſamkeit, ihm zu folgen. — Wie abgeneigt auch die Bürger von Köln ſich dieſem Wechſel zeigten, der Erzbiſchof führte den,

vor Kurzem noch ſo heftig bekämpften Feind, ſiegprangend nach Aachen und ſetzte ihn und ſeiner Gemalin am Tage der heiligen drei Könige die Krone auf (1205). Mit vielen Begnadigungen lohnte der Herrſcher; aber der Erzbiſchof hatte durch ſein Verhalten eine Saat ausgeſtreut, die ihm keinen Seegen bringen ſollte. Denn unmittelbar nach der vollzogenen Krönung traf ihn der Bannfluch des Pabſtes, der ihn ſeiner hohen Würde entſetzte, den Grafen Bruno von Sayn zu ſeinem Nachfolger ernennend. Der Kölner Liebe hatte der Entſetzte ſich nie zu gewinnen gewuſſt, wogegen Bruno's freundliche Milde allenthalben Anhang fand. Doch wollte er den erzbiſchöflichen Stuhl mit gutem Willen nicht räumen, und da die Stadt Köln, in deren Mauern damals der König Otto ſelber weilte, nicht bloß ihn, ſondern auch dem Könige Philipp hartnäkkig die Thore verſchloſſ, ſo ſammelte der Hohenſtaufe ſeine Macht, um ihren Trotz zu beugen. Bruno ſelbſt, einen tapfern Ausfall wagend, muſſte ſich in die Burg Waſſenberg flüchten, wo er, nach männlichem Widerſtande, endlich gefangen ward. Der König Otto, an ſeinem Glükke verzweifelnd, verließ Köln bei nächtlicher Weile. Doch die Stadt ſetzte unverzagt ihre Vertheidigung fort, bis der Graf Adolf von Berg die Burg Deutz eroberte und von hier aus den Kölnern mit ſeinen weitgerühmten, vielgeübten Bogenſchützen ſo hart zuſetzte, daſſ ihnen allmälig der Muth zu ſinken begann. Vergebens rüſteten ſie Schiffe mit Wurfgeſchütz aus und ſtrengten alle ihre Kräfte an, um Deutz wieder zu erobern. Der tapfere Graf vereitelte alle ihre Bemühungen und ſeine Geſchoſſe lichteten ihre tapferſten Reihen. Da beugte ſich Köln und öffnete dem Könige, wie dem Erzbiſchofe ſeine Thore.

Philipps Uebergewicht in Deutſchland war jetzt nicht mehr zweifelhaft und er rüſtete ſich eben zum letzten entſcheidenden Schlage, als ihn an dem Freudentage, wo er zu Bamberg die Vermälung ſeiner Nichte, Beatrix von Burgund, mit dem Herzoge Otto von Meran feierte, das Schwert Otto's von Wittelsbach mitten aus ſeiner glänzenden Laufbahn hinausſtieß (21. Heumonds 1208). Jetzt gewann Otto mit leichter Mühe

die Oberhand und der Erzbiſchof Adolf von Köln ſtand der Rache des verrathenen Königs um ſo mehr bloß gegeben, als auch des Pabſtes Zorn auf ihm laſtete. Den geiſtlichen Fürſtenſtuhl muſſte er nun ſeinem Gegner Bruno räumen und aus dem Erzſtifte weichen. Sein Ausgang iſt ungewiſſ.

In Deutſchland legten ſich nun allgemach die Wogen des langen, mörderiſchen Kampfes; aber die Hand, einmal ans Schwert gewöhnt, ließ ſo leicht das eiſerne Heft nicht wieder fahren, und gab es auf deutſchem Boden keine Gelegenheit mehr, die Kraft des Armes geltend zu machen, ſo fehlte es nicht an Kriegsgetümmel in andern Landen. Die Geſchichte richtet unſern Blikk zunächſt nach den blühenden Gegenden des ſüdlichen Frankreichs, wo eben jetzt der gräſſlichſte Vertilgungskrieg wüthete. Es war kein Kampf, den die Begierde nach Ruhm, oder das Verlangen nach Macht und Beſitzthum entzündet: es war ein Kampf, den die ſchnödeſte Zwingherrſchaft, im heiligen Gewande der Religion heuchleriſch prunkend, gegen Tugend und Glauben führte. Wie auch in der dunkelſten Nacht noch immer ein Schimmer ſichtbar bleibt, der die Erinnerung an den vergangenen, die Hoffnung auf den kommenden Tag bewahrt; ſo iſt das reine Himmelslicht der göttlichen Wahrheit nie ganz erloſchen in der chriſtlichen Kirche. Auch in den finſterſten Zeiten der Geiſtesknechtſchaft und des dikkſten Aberglaubens, leuchteten einzelne Sterne, auf Vergangenheit und Zukunft deutend. Der ſittenloſe Lebenswandel ſo vieler Geiſtlichen, die ſchreienden Miſſbräuche, welche den einfach erhabenen Bau der chriſtlichen Kirche unter ſinnlichen Prunkgebräuchen vergruben, hatten hie und da das Nachdenken rege gemacht und auf die erhabenen Quellen der Religion zurükkgewieſen. Es waren Parteien entſtanden, die laut genug von der Nothwendigkeit ſprachen, die Kirche Chriſti zu ihrer apoſtoliſchen Reinheit zurükkzuführen, und die, ſelber mit frommem Wandel voranleuchtend, die geſammte Chriſtenheit zur Nachfolge aufriefen. Vor allen war der glükkliche Himmel des ſüdlichen Frankreichs ein Hauptſitz dieſer — Ketzer, wie man ſie in Rom nannte. Von dem Ländchen Albigeois entlehnte man den Namen, womit man

Schlagen, daſſ dem Grafen von Limburg den Sieg verlieh. Nicht wenig hatte das edle Brüderpaar zu dieſer günſtigen Entſcheidung mitgeholfen und auf dem eiſernen Felde dem Tode nahe genug in das Auge geſchaut. Eine feindliche Streitaxt hatte Eberhards Helm geſpalten und ſeine Stirn verwundet. Sei es nun, daſſ der Gedanke, wie nahe ihm der Tod geſtanden und wie wenig daran gefehlt, um auch ihn den Leichen beizugeſellen, welche kalt und blutig die Wahlſtatt bedekkten, den jungen Helden ernſt und nachſinnend machte, oder ſei es, daſſ die Erſchütterung des Schlages bedeutend auf ihn eingewirkt: trauernd uud bereuend wandelte er neben den Erſchlagenen her, unter denen mancher ſtumme Zeuge ſeiner Tapferkeit mit den bleichen Todtenlippen das entriſſene Leben von ihm zurükkzufordern ſchien. Da ergriff ihn ein namenloſes Entſetzen und eine unbeſchreibliche Bangigkeit. In ſeinen ritterlichen Waffen ſah er nur gräſſliche Mordwerkzeuge und warf ſie ſchaudernd von ſich, feſt entſchloſſen, die Blutſchuld, deren er ſich anklagte, durch ein ſtrenges Büßerleben zu tilgen. Flüchtig eilte er von dem blutbenetzten Boden, an dem Freudenjubel ſeiner Streitgenoſſen vorüber, die beim feſtlichen Mahle ihres Sieges ſich freuten. Nichts nahm er mit ſich als ein Knechtsgewand, das ihn vor den Blikken der Menſchen unkenntlich machte. So entkam er unbemerkt und das Ziel ſeiner heißen Sehnſucht war Rom, um hier zu den Füßen des heilijen Vaters ſeine Reue auszuweinen und Vergebung ſeiner Schuld zu erflehen. Die ödeſten und wildeſten Pfade wählte er auf, durch unwegſame Wälder und über rauhe Felſen führte ſein Weg, damit niemand ſeine Spur verfolgen, niemand ſeinen Vorſatz ſtören möchte. Wilde Wurzeln und Kräuter waren ſeine Nahrung und nur die bittere Reue ſein Gefährte, die ihn heftiger brannte, als der Schmerz ſeiner Wunde. Bleich und ſchwach wankte er daher und ſeine Kraft drohte zu erliegen. Da begegnete ihm ein mitleidiger Bauer, der ſich ſein erbarmte, den kranken Wanderer in ſeine einſame Hütte führte und ihn pflegte, bis ſein Leib geneſen war. Aber ſeine Seele genas nicht und kaum fühlte er neue Kraft in ſeinen Gliedern, ſo eilte er wieder von dannen.

Ein hárenes Bußgewand dekkte den edeln Herrn und der Schmerz ſeines Innern ſprach aus den bleichen Zügen. Endlich kommt er nach Rom und benetzt mit glühenden Thränen die Gräber der heiligen Apoſtel, umfaſſt mit flehender Inbrunſt die Kniee des heiligen Vaters. Gerührt von ſeinen Leiden verkündet der Statthalter Chriſti ſo aufrichtiger Buſſe des Himmels gnädige Vergebung. Aber auch dieß tröſtende Gnadenwort löſcht die Flamme des Gewiſſens nicht aus. Der Büßer pilgert von Rom, um an dem Grabe des heiligen Jacob von Kompoſtella Ruhe zu ſuchen. Hier weilt er lange Zeit in Gebet und Faſten, mit ſchwerer Kaſteiung ſich peinigend. Da dämmert ihm das erſehnte Licht der Gnade. Er empfindet es, der ſtrenge Richter ſei erweicht, ſeine Schuld könne verziehen werden. Aber was jetzt anfangen? zurükkehren in die verlaſſene Herrlichkeit ſeines frühern Lebens? — nimmermehr! eintreten in die heilige Gemeinſchaft einer Kloſterbrüderſchaft? — er möchte es wohl, aber er fühlt ſich nicht rein genug dazu. Da erwählt er einen Ausweg, der ihm der beſſte ſcheint. Als der niedrigſte Knecht will er einem Kloſter dienen, um den heiligen Mauern nahe, durch Sklavenarbeit das Werk ſeiner Buße zu vollenden. In ſolcher Weiſe findet er eine Zuflucht in dem Kloſter Morimond in Frankreich. Man übertrug dem Unerkannten die Hut einer Heerde Schweine und mit ergebener Demuth übernahm der hohe Herr dieß niedrige Geſchäfft, mit treuem Eifer ſeine Pflicht erfüllend, und immer ruhiger wurde ſein Gemüth, immer zuverſichtlicher ſah der gläubige Blikk den Himmel offen.

Jahre waren vergangen. Graf Adolf hatte ſchon jegliche Hoffnung aufgegeben, des geliebten, ſo unerklärlich verſchwundenen Bruders Spur jemals zu erkunden und betrauerte den Verlornen als einen Todten. Da geſchah es, daſſ er einſt einige ſeiner Dienſtmannen gen Frankreich entſandte, um dort, man weiß nicht welchen Auftrag und bei wem, auszurichten. Der Weg führt den reiſigen Zug in die Nähe des Kloſters Morimond an der Trift vorüber, wo der Graf Eberhard, in Lumpen gehüllt, die Schweine hütete. Des Hirten edles Anſehn, ſein hoher Wuchs, ſeine ritterliche Geſtalt reizt die

Neugier der Reiſenden. Sie treten herzu und erkennen mit Erſtaunen den verſchwundenen Bruder ihres Herrn und Gebieters. Vergebens ſucht Eberhard vor ihnen ſich zu verſtellen — er iſt's! die Narbe an der Stirn widerlegt ſein Leugnen, die er an der Seite derer davon getragen, die jetzt ihn umſtanden. Mit Thränen beſchwören ihn die Getreuen, dem niedern Leben zu entſagen, mit warmer Beredtſamkeit ſchildern ſie ihm die ſehnſuchtsvolle Trauer des verwaisten Bruders. Vergebens! nichts vermag das Herz zu überzeugen, das lebenslängliche Buße ſich zugeſchworen. Da eilen die getreuen Mannen in das Kloſter und verkünden dem erſtaunten Abte, welches Standes der ſei, der ihm die Schweine hütet. Mit naſſen Augen vernimmt der fromme Vater die Geſchichte des büßenden Grafen. Wen hätte ſolch eine Selbſtentäußerung ungerührt laſſen mögen? — Er kommt herzu, umarmt den demüthigen Dulder und führt ihn unter die heilige Brüderſchaft. „Dieſen nehmt als den Euern auf! er iſt größer denn wir!" ſo ruft er und ertheilt dem freudig Ueberraſchten die klöſterliche Weihe.

Die Mannen des Grafen Adolf richteten inzwiſchen ihre Botſchaft aus und brachten die Kunde deſſen, was ſie erfahren, ihrem Herrn heim. Dem ſchwillt das Herz vor Freude, daſſ der todtgeglaubte Bruder noch lebend aufgefunden ſei, und ohne Säumen macht er ſich auf den Weg gen Morimond. Voll herzlicher Wonne umarmten ſich die treuen Brüder, aber dennoch blieb jedes Wort verſchwendet, das Adolf ausſprach, um den Wiedergefundenen zur Rükkkehr zu bewegen. Nur ſo viel erlangten ſeine Bitten, daſſ Eberhard ſich willig finden ließ, noch einmal die Heimat zu beſuchen und die Freunde zu begrüßen, die ſeiner Ankunft dort liebend entgegenharrten. Der Abt gab freundlich die erbetene Erlaubniſſ und ſo kehrte Eberhard an des Bruders Seite in das Land ſeiner Väter zurükk. Mochte nun die langentbehrte Heimat mit Zaubergewalt auf den Wiederkehrenden wirken, oder mochte er dem liebenden Drange der brüderlichen Beredtſamkeit auf die Dauer nicht widerſtehen können: genug, Eberhard entſchloſſ ſich, im Vaterlande zu bleiben und ſein frommes Leben in der Heimat fort-

zuſetzen. Die Burg Altenberg verwandelte ſein Wille in ein Kloſter, der Abt von Morimond ſandte ihm Mönche, die neue Stiftung nach dem Muſter der dortigen einzurichten, und der Erzbiſchof Bruno von Köln gab dem Heiligthume der demüthigen Entſagung die Weihe. Auf Adolfs Verwendung bewog die fromme Giſela, Gemalin des Landgrafen Zizzo, nebſt ihren Söhnen Heinrich und Günther, ihren Eheherrn, den Berg des heiligen Georg nebſt Zubehör dem neuen Kloſter zu ſchenken. Eberhard aber ſtiftete auf dieſem Berge dem heiligen Ritter zu Ehren eine Abtei und beſchloſſ wahrſcheinlich hier, als Abt ſein frommes Leben.

Aber auch dieſe Sage läſſt manchen Zweifel übrig. Der gewichtigſte möchte wol ſein, daſſ eine Grabſchrift der Abtei zu St. George, gemeldet haben ſoll:*) Im Jahre des Herrn 1152 am 15. Weinmonds ſtarb Adolf, Mönch, nachdem er Graf geweſen, der Stifter dieſer Abtei. — Nach dieſer Grabſchrift, wofern ihre Echtheit erwieſen iſt, möchte man geneigt ſein, das oben Erzählte auf den Grafen Adolf zu übertragen. Indeſſen wäre es ja möglich, daſſ auch Adolf in ſeinen ſpätern Jahren den Frieden des Kloſters aufgeſucht habe und dort geſtorben ſei. Solche Schritte waren nichts Ungewöhnliches in jener Zeit. Wenn er aber Gründer der Abtei genannt wird, ſo mochte ſich das auf ſeine bedeutende Mitwirkung beziehen, ohne welche die fromme Stiftung ſchwerlich ins Leben getreten wäre. Die Annahme, daſſ er ſeine letzten Jahre im Kloſter zugebracht, gewinnt an Wahrſcheinlichkeit um ſo mehr, als von ſeinem übrigen Leben nichts bekannt iſt. Vermält ſoll Adolf mit Adelheid der Tochter des Grafen Arnold (II.) von Klewe geweſen ſein. Seine Söhne werden Adolf und Bruno genannt, von denen jener ihm in der Herrſchaft folgte, dieſer als Erzbiſchof von Köln ſtarb.

Nähere Umſtände aus dem Leben des Grafen Adolf des zweiten ſind uns gänzlich unbekannt, außer daſſ ſein Name einigemale in Urkunden der Kaiſer Konrad (III.) und Friedrich (I.)

*) Mappius P. II. Pag. 28.

vorkommt, wo er unter den Zeugen aufgeführt iſt. Selbſt ſein Todesjahr iſt ungewiſſ und ſchwankt zwiſchen 1160 und 1170. Indeſſen iſt ſein Tod für unſere Geſchichte inſofern merkwürdig, als durch denſelben die Trennung der bisher vereinigten Herrſchaften Altena und Berg herbeigeführt wurde. Denn einer väterlichen Beſtimmung gemäß, theilten die Brüder Eberhard und Engelbert dergeſtalt unter ſich, daſſ Eberhard die Grafſchaft Altena, Engelbert das bergiſche Land erhielt. So tritt denn mit Engelbert die Grafſchaft Berg zuerſt als geſondertes Land in unſerer Geſchichte hervor und die Trennung von dem Schweſterlande dauert bis in den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, wo wir alle unſre Lande unter einem Herrn vereinigt finden. Adolf der zweite hinterließ übrigens außer den genannten, noch zwei, nach andern ſogar noch vier Söhne. Zwei wenigſtens, Friedrich und Adolf, die nacheinander den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln inne hatten, dürfen als unbezweifelt angenommen werden.

Uebrigens gilt von den Grafſchaften Altena und Berg daſſelbe, was wir bei Klewe und Jülich bemerkten. Ihre Gebiete waren zur Zeit noch äußerſt unbedeutend und klein und wuchſen erſt im Laufe der Jahre heran. Der Urſprung der meiſten Städte in beiden Grafſchaften iſt dunkel und ungewiſſ. Einige ſcheinen ſehr alt zu ſein; doch römiſchen Urſprunges rühmt ſich keine. Viele ſind offenbar um ritterliche Burgen allmälig erwachſen, einige auch abſichtlich gegründet. Lünen, Bochum, Unna, Lippſtadt, Soeſt ſind ſpätere Erwerbungen der Grafen von Mark. Im bergiſchen Lande iſt unfehlbar Düſſeldorf eine der älteſten Städte. Schon um das Jahr 1000 wird ihrer gedacht. Elberfeld erhielt das Stadtrecht erſt 1610.

Viertes Kapitel.

Dietrich (IV.) von Klewe und ſeine Gemalin ſtiften Werke der Frömmigkeit.— Der Graf erweitert durch Kauf das klewiſche Gebiet. — Engelbert von Berg mit Kaiſer Friedrich vor Mailand. — Mailands Eroberung und Beſtrafung. — Engelbert empfängt vom Kaiſer ein Landgebiet an der Ruhr und die Burg Windekk — geräth in der Schlacht bei Legnano in Gefangenſchaft — nimmt gleich den Grafen von Klewe und Altena, Theil am Kampfe gegen Heinrich den Löwen und erhält Antheil an der Beute — er erkauft bedeutendes Landgebiet von Arnold von Tyvern — die Herren von Hükkeswagen werden ſeine Lehenleute. — Sorge des Grafen für das Gedeihen ſeines Landes. — Fehde mit dem Grafen von Arnsberg. — Engelbert begleitet den Kaiſer Friedrich auf deſſen Kreuzzug und wird auf der Rükkehr ermordet. — Ihm folgt ſein Sohn Adolf. — Unſere Grafen nehmen anfänglich für Kaiſer Otto Partei — dann treten ſie, dem Beiſpiele des Erzbiſchofs von Köln folgend, auf Kaiſer Philipps Seite. — Welche Rolle der Graf von Jülich in dieſen Händeln ſpielt. — Die Böhmen verheeren die Rheinlande. — Fehde mit dem Raubritter Arnold von Elverfeld. — Welchen Einfluſſ Kaiſer Philipps Ermordung auf unſere Lande übt. — Die Grafen von Berg und Jülich ziehen gegen die Albigenſer. — Eroberung von Beziers. — Kaiſer Friedrich II. — Die Grafen von Berg und Jülich deſſen treue Anhänger. — Adolf von Berg befreit den Biſchof von Münſter. — Die Grafen von Klewe, Berg und Jülich nehmen das Kreuz und die beiden Erſten ſterben vor Damiette.

Es iſt die große, vielbewegte Zeit des erſten Friedrich, die jetzt mit ihrem Glanze und ihren Gewitterſtürmen über die deutſche Erde wandelt, eine Zeit des Ruhmes und der Herrlichkeit, wie kaum zuvor und nachher eine andere. Aber eine ſolche Zeit, die mit mächtiger Gewalt alle Blikke und alle Gemüther auf die größten Entſcheidungen richtet, iſt nicht geeignet, das minder Bedeutende, in das allgemeine, großartige Treiben nicht rüſtig Eingreifende, ruhig und genau zu beobachten, um es dem Gedächtniſſe der Nachwelt zu überliefern. Wo das Auge zu den

höchſten Bergſpitzen emporſchaut, da ſcheinen ſich die Hügel dort unten zur Ebene zu verflachen und der Aufmerkſamkeit nicht werth zu ſein. Wo die Stralen des großen Hohenſtaufen, des erhabenen Kaiſers, leuchten, da verſchwindet neben ihm die Geſchichte der kleineren Reichsvaſallen in unſcheinbares Dunkel, und nur diejenigen treten bemerkbar, deutlich hervor, deren Geiſt dem Geiſte Friedrichs nacheiferte, ſei es, ihm trotzend, oder ſei es mit Auszeichnung für ihn kämpfend. Daher darf es nicht befremden, wenn die Geſchichte dieſer Zeit von dem Zuſtande unſerer Lande und von ihren Grafen nur äußerſt wenig zu melden weiß, ja wenn ſie uns von den beiden Grafen Eberhard I. und Friedrich von Altena, von denen jener etwa bis 1179, dieſer etwa bis 1198 der Grafſchaft vorſtand, kaum etwas mehr, als die leeren Namen aufbehalten hat. Auch des Grafen Gerhard (IV.) von Jülich (1149 bis 1218) geſchieht nur im Allgemeinen und nur in Bezug auf die Thaten des Kaiſers und ſeiner Nachfolger, Erwähnung. — Um etwas bedeutender erſcheint der Graf Dietrich (IV.) von Klewe (1162 bis gegen 1200). Denn wenn es auch der Mühe nicht werth iſt, nachzuerzählen, daſſ er dem Grafen Florentin (VII.) von Holland in einer Fehde, die um den Beſitz der Inſel Walchern ſich erhoben hatte, gegen den Grafen Philipp von Flandern Beiſtand leiſtete (1177) und daſſ er ein Jahr darauf dem Biſchofe von Utrecht, Balduin (II.), gegen den Grafen Gerhard von Geldern zu Hilfe zog, da beide Fehden ohne den mindeſten Einfluſſ auf die Geſchichte unſerer Lande geblieben ſind und die Erwähnung derſelben ziemlich nakkt und kahl in unſern Jahrbüchern daſteht — ſo ſind uns doch einige, wenn auch nur dürftige Nachrichten über das innere Walten und die Perſönlichkeit Dietrichs überliefert, die ſein Andenken mit einem Ehrenkranze ſchmükken. Zuvörderſt wird ſeiner Frömmigkeit gedacht, die er durch reiche Mildthätigkeit gegen geiſtliche Stiftungen bekundete. So ſchenkte er dem Kloſter zu Aldenkampen eine einträgliche Rheininſel, Häne genannt, die zwiſchen Rees und Weſel lag, *) und in ſeinen letzten Lebens-

*) Sie ſoll durch eine Ueberſchwemmung im Jahre 1312 untergegangen ſein.

jahren begabte er noch das Chorherrnſtift zu Weſel mit mehren Zehnten. Gleiche Werke der frommen Milde übte ſeine tugendſame Gemalin Adelheid. Die heilige Brüderſchaft zu Aldenkampen wurde von ihr an gewiſſen Jahrestagen mit Wein, Weizenbrot und Fiſchen reichlich verſorgt. Auch erbaute ſie eine Kapelle, dem Evangeliſten Johannes und dem heil. Servatius geweiht, der ſie nicht nur eine feſtſtehende Einnahme zuſicherte, ſondern, die ſie auch mit koſtbarem Altargeräthe prächtig ausſtattete. Dabei aber vergaß Dietrich nicht, für die Vergrößerung ſeiner Grafſchaft zu ſorgen, indem er die Herrſchaften Roſſum, Wolfern und Tiele nach und nach an ſich kaufte. Nach dieſen Schenkungen und Ankäufen zu ſchließen, muſſ es dem Grafen an Reichthümern nicht gefehlt haben und eben dieß meldet uns auch ein alter Bericht, *) der uns ſagt, der Graf habe großen Ueberfluſſ an Schätzen und Allem gehabt, deſſen man nöthig hat. Aber derſelbe Bericht ſetzt hinzu: er war gar hold an Geſtalt und Antlitz und ſeine Rede freundlich und milde gegen jeden, der ihn antrat, („eine ſeltene Tugend bei ſolchem Reichthume") und ein wakkerer Vertheidiger des Rechtes der Unterdrükkten. — Solche Eigenſchaften erklären es genugſam, daſſ man ihm den Beinamen des Rechtſchaffenen gegeben hat. Aber das Bild dieſes freundlichen Herrn droht auf eine unerfreuliche Weiſe auseinandergeriſſen zu werden, da mehr als ein Zeugniſſ**) zwei Grafen Dietrich, Vater und Sohn, in die Zeit hineinſtellt, welche wir für Dietrich den vierten allein in Anſpruch nehmen. Dieſe Berichte melden ausdrükklich, Dietrich (IV.) ſei im Jahre 1172 geſtorben und ſein gleichnamiger Sohn ihm in der Herrſchaft gefolgt, welcher Dietrich der Jüngere oder Kleinere (minor) genannt worden. Und auch dieſer kann kaum bis zum Schluſſe des Jahrhunderts gelebt haben, da im Jahre 1198 in einer wichtigen Urkunde des Kaiſers Otto (IV.) ſchon der Graf Arnold (III.) von Klewe unter den Zeugen vorkommt. ***)

*) Annal Belgic. T. I. p. 362. „divitiis et necessariorum abundantia super esservens, dulcis alloquio omnium ad se venientium" p. p.

**) S. Dithmar's Anmerkung 7. bei Teſchenmacher a. a. O. S. 218.

***) Ebendaſelbſt.

Am klarſten und bedeutendſten tritt in dieſer Zeit die Geſtalt des Grafen Engelbert von Berg heraus, ſo daſſ wir am füglichſten den Faden unſerer Erzählung an ihn knüpfen.

Wir erblikken den ritterlichen Helden zuerſt im deutſchen Heere, das des großen Kaiſers gerechter Zorn vor Mailands Mauern geführt, um die trotzige Stadt zu demüthigen. — Wir erinnern uns nämlich, daſſ der ruhmvolle Hohenſtaufe ſeinen zweiten Römerzug, einen der glänzendſten und mächtigſten, der je die Alpen überſtiegen, (1158) hauptſächlich deſſhalb unternahm, um die Widerſetzlichkeit der Lombarden, vor allen Mailands, das mit dem ſchnödeſten Uebermuthe das kaiſerliche Anſehn verhöhnte, zu ſtrafen und zu dämpfen.

Am ſechſten Aerndtemonds ſtand das deutſche Heer vor Mailands Thoren und nach einer Belagerung von vier Wochen zwang der Hunger die ſtolze Stadt, ihren Herrn und Kaiſer um Gnade anzuflehen. Friedrich ſtrafte die Bezwungene mit edler Milde, doch vergaß er nicht, ſeine kaiſerlichen Rechte aufs Neue zu befeſtigen. Ihm ſtand die Hoheit der alten Kaiſer vor Augen und der Krone Macht und Gewalt ſollte in ihrem ganzen Umfange wieder hergeſtellt werden. Wie ſolches Streben den Pabſt Hadrian (IV.) zu der Beſorgniſſ reizte, es möchten alle Früchte verloren gehen, welche die hartnäkkige Staatsklugheit ſeiner Vorgänger, ſeit Gregor dem ſiebenten, errungen, wie er die lombardiſchen Städte zur fortwährenden Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer aufwiegelte und mit dem Könige Wilhelm von Sizilien ein Bündniſſ gegen Friedrich ſchloſſ und wie der abermalige Kampf der geiſtlichen Macht gegen die weltliche, nach Hadrians Tode (1159) noch fortdauerte und zu einer doppelten Pabſtwahl führte — dieſes Alles iſt uns, der Hauptſache nach, ſchon bekannt.*) Durch ſolche Umſtände begünſtigt, erhob Mailands kaum gezügelter Trotz ſehr bald wieder das kekke Haupt. Weit entfernt den Eid zu halten, den ſie in der tiefſten Demuth dem ſiegenden Kaiſer vor den Mauern der bezwungenen Stadt geſchworen, vertrieben die Bürger Friedrichs

*) Th. I. S. 90.

Geſandte und nahmen ſeine Obrigkeiten nicht an. Der Kaiſer noch immer in Italien weilend und mit der Bezwingung der kleinern, aber nicht minder trotzigen Städte in der Lombardei beſchäfftigt, ſprach die Acht über Mailand (1159) und zog zum zweiten Male gegen die mächtige Stadt. Aber die deutſchen Fürſten mit ihrem Kriegsvolk waren ſchon faſt alle wieder in die Heimat gezogen und Friedrichs Heer beſtand faſt nur aus den Mannſchaften ſolcher italiſchen Städte, die aus Haſſ gegen Mailand und deſſen Verbündete für den Kaiſer fochten. Mit ſo unzulänglicher Streitkraft aber mochte Mailand nicht bezwungen werden. Da ſtieg im Frühlinge des Jahres 1161 abermals ein deutſches Heer über die Alpen, dem kaiſerlichen Herrn kräftiger zu helfen. Bei dieſem Zuge wehte auch das bergiſche Fähnlein und unter den ritterlichen Helden des deutſchen Landes war der Graf Engelbert der gerühmteſten einer. Gleich als das Heer kaum vor Mailand angekommen, ſoll Engelbert Gelegenheit zu einer ausgezeichneten That gefunden haben. Die kühnen und tapfern Bürger Mailands — ſo erzählt die Sage — überfielen im nächtlichen Ausfalle einſt das kaiſerliche Lager. Schrekken und Verwirrung herrſchte überall. In den engen Gaſſen der Zelte ward gefochten und die Dunkelheit der Nacht vermehrte die Gefahr des blutigen Auftritts. Schon nahte ſich eine erleſene Schaar der Muthigſten von Mailands Jugend dem Zelte des Kaiſers, der kaum noch Zeit gewonnen, ſich zu waffnen; ſchon droht die feindliche Ueberzahl den herzhaften Widerſtand zu überwältigen, den das kleine Häuflein der Reiſigen leiſtet, das um den hohen Herrn ſich geſammelt — da fliegt im entſcheidenden Augenblikke Graf Engelbert mit ſeinen Mannen herbei und die Gefahr iſt vorüber, der Kaiſer gerettet. Voll Dank und Freude umarmt Friedrich den edeln Grafen und nimmer vergaß ſeine Huld des treuen Helfers in ſo dringender Noth.

Die Ankunft des deutſchen Heeres, mit dem auch Gerhard von Jülich und wahrſcheinlich, wenn auch in den Jahrbüchern ihre Namen nicht ausdrükklich genannt ſind, auch die Grafen von Klewe und Mark herbeigekommen waren, hauchte dem

ſtokkenden Gange der Belagerung ſofort neues Leben ein. Selten iſt ein Krieg mit ſo großer Erbitterung und ſo wüthender Grauſamkeit geführt worden, als dieſer. Endlich muſſte Mailand zum zweiten Male den trotzigen Nakken beugen. Es war am erſten Lenzmonds 1162, als der Rath und die Vornehmſten der Stadt im Lager der Deutſchen erſchienen und ſich dem Kaiſer zu Füßen warfen, Uebergabe auf Gnade und Ungnade verheißend. Wenige Tage darauf zog das ganze Volk daher, mit Strikken um den Hals, Kreuze in den Händen tragend baarfuß und das Haupt mit Aſche beſtreut, um die Gnade des Siegers anzuflehen. Ein jammervoller Anblikk! Ernſt ſchaute Friedrich auf den unabſehbaren Zug, der an ihm vorüberwallte. Jetzt kam auch der Fahnenwagen der bezwungenen Stadt, auf dem, an hohem Schafte, das Banner des heil. Ambroſius wehte. Ein Wink des Kaiſers — und das Banner ſenkte ſich und der Wagen lag zertrümmert im Staube. Da ſtürzte das Volk mit herzzerreißendem Wehruf zur Erde und flehte um Erbarmen. Thränen verdunkelten den Blikk der deutſchen Krieger — kein Auge blieb trokken. Nur des ſtrengen Richters Auge weinte nicht. — Zu Pavia ſprach darauf der verſammelte Reichstag das Strafurtheil über das treubrüchige Mailand. Das Leben der Bürger ſollte geſchont, die Stadt aber von Grund aus zerſtört werden. Das harte Urtheil ward vollzogen; doch ſchonte die Zerſtörung der Kirchen und anderer ausgezeichneter Gebäude.

Die Lombardei war nun bezwungen und wol hätte ſie Friedrich im Gehorſame erhalten mögen, wenn nicht der allzugrelle Gegenſatz zwiſchen der deutſchen und italiſchen Art und Sitte, vor allem aber die Roheit der von ihm eingeſetzten Obrigkeiten, neue Empörungen erzeugt und neue Kämpfe bereitet hätte. Das deutſche Heer zog für jetzt wieder heim; aber der Kaiſer kehrte ſchon im folgenden Jahre (1163) wieder nach Italien zurükk. Doch ſelbſt ſeine Gegenwart vermochte das Feuer der Erbitterung nicht zu dämpfen, das immer heller und heller unter der Aſche emporglühte, ſorgfältig angeſchürt von dem Pabſte Alexander (III.), der von den Feinden des Kaiſers

auf den Stuhl Petri erhoben, ſich gegen den, von Friedrich eingeſetzten Pabſt (Viktor IV. und darauf Paſchalis III.) nur dadurch erhalten konnte, daſſ er die Flamme der Zwietracht nicht erlöſchen ließ. Die lombardiſchen Städte traten in einen Bund zuſammen, um ſich gegen die kaiſerlichen Beamteten wechſelſeitig zu ſchützen und Friedrich erkannte, daſſ nur durch einen neuen Kriegszug der allenthalben wankende Gehorſam wieder hergeſtellt werden könne. Er ging nach Deutſchland zurükk, um zum neuen Kampfe zu rüſten (1164). Drei Jahre darnach (1167) wallte Friedrichs Banner zum vierten Male über die Alpen. Ob alle unſere Grafen auch an dieſem Zuge Theil genommen, wird nicht ausdrükklich gemeldet. Von Engelbert aber iſt es gewiſſ, da wir über ihn die Nachricht finden, er habe den Kaiſer auf ſeinem Zuge gegen Rom begleitet. Denn gegen dieſe Weltſtadt war dießmal des Kaiſers erſter Angriff gerichtet, um den Pabſt Alexander daraus zu vertreiben und Paſchalis, den das Volk vertrieben hatte, zurükkzuführen. Rom fiel nach tapferer Gegenwehr. Alexander muſſte fliehen und mit feſtlichem Gepränge ward Paſchalis in die Peterskirche geführt. — Da riſſen plötzlich giftige Seuchen im Heere der Deutſchen ein und der Tod raffte viele der Fürſten hin. Das entmuthigte und entkräftete Friedrichs tapfere Schaaren, aber den Italienern gab es neuen Muth und neue Kraft. Von der Peſt und den Waffen des Feindes ſtündlich umſtürmt, ſchmolz des Kaiſers Heer zum unbedeutenden Häuflein. Er ſelbſt entkam nur in Verkleidung und mit Mühe über die ſcharf bewachten Gebirge (1168).

Ueber ſechs Jahre vergingen, ehe der Kaiſer einen neuen Zug nach Italien zu Stande brachte. Nicht ohne ein mächtiges Heer wollte er kommen, um der vereinten Kraft der lombardiſchen Städte gewachſen zu ſein, und auf mehren Reichstagen ward dieſe Angelegenheit verhandelt. Endlich ward zu Aachen, im Frühlinge 1174 der Kriegszug beſchloſſen. Noch in demſelben Jahre ſollte er vor ſich gehen. Da geſchah es in dieſer feierlichen Reichsverſammlung, daſſ der Kaiſer die vielerprobte Treue und Dienſtwilligkeit des Grafen Engelbert

huldreich belohnte. Er verlieh dem Grafen ein anſehnliches Landgebiet an der Ruhr und die Burg Windekk nebſt ihrem Gebiete. Doch muſſte ſich der Graf für dieſe Begnadigung ausdrükklich zu dem neuen Römerzuge verpflichten.

Wie dieſer Zug geendet und wie ſein ungünſtiger Ausgang hauptſächlich durch den Treubruch Heinrichs des Löwen herbeigeführt worden, iſt uns hinreichend bekannt. In der blutigen Schlacht bei Legnano errangen die Lombarden ihre Freiheit, und Friedrichs kleines Heer erlag der Uebermacht (1176). Unter den Gefangenen, mit denen die Sieger prangten, ward auch Engelbert, der Graf von Berg, geſehen, und nur ein ſchweres Löſegeld befreite den edeln Herrn aus ſeiner Haft.

Als er wieder in die Heimath kam, hatte des Kaiſers Richterernſt bereits die Wetterwolken zuſammenbeſchworen, welche die Macht des hochmüthig trotzenden Löwen zertrümmern ſollten. An dem Kampfe gegen den gehaſſten und beneideten Heinrich nahmen alle unſre Grafen Theil, unter dem Banner des Erzbiſchofs von Köln, Philipp von Heinsberg, fechtend. Denn wie im Nordoſten Albrecht der Bär durch den Sturz des Löwen wachſen ſollte, ſo war im Weſten dem Erzbiſchofe von Köln ein anſehnlicher Antheil an der Beute zugedacht, nämlich die Herzogsgewalt über den größten Theil von Weſtfalen. Auch der Graf Engelbert ging nicht leer aus; denn auch ihm fiel in Weſtfalen Beſitzthum zu, doch ohne daſſ uns davon Namen aufbehalten wären. *)

Noch bedeutender vermehrte Engelbert den Umfang ſeiner Grafſchaft durch Ankauf und kluge Verträge. So erkaufte er von Arnold von Tyvern alles Land, was dieſem reichen Grundherrn auf der rechten Rheinſeite gehörte, mit Düſſeldorf, Himmelgeiſt, Monheim, Ratingen, Angerort. Die Herren von Hükkeswagen dagegen übertrugen ihm aus freiem Antriebe, wahrſcheinlich um in der fehdevollen Zeit an dem tapfern und mächtigen Grafen einen deſto ſicheren Beiſtand zu finden, die Lehenhoheit über ihre ſämmtlichen Beſitzungen. Und Engelbert verſtand

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 427.

es nicht nur, nach außen hin ſein Landgebiet zu vergrößern: den Werth des Ererbten und Erworbenen durch innern Anbau zu vermehren, mit väterlicher Fürſorge die Betriebſamkeit und dadurch den Wohlſtand ſeiner Unterthanen emporzuheben, und mit tapferer Fauſt die Ruhe ſeines Landes gegen Raubfehden und Gewaltthaten zu ſchirmen, gelang ihm eben ſo wohl. Aus den gewerbthätigen Niederlanden ſoll er Anſiedler in das Land gerufen haben; öde Landſtrekken wurden durch ihn urbar gemacht und mit Meierhöfen bebaut und Handwerker aller Art fanden Beſchäfftigung bei der Ausbeſſerung und Verſchönerung vorhandener und bei dem Aufbau neuer Burgen, die ſich dem Lande zu Schirm und Zier erhoben.

Denn der große Kaiſer hatte zwar ſtrenge Verbote gegen Landfriedebrecher und Landbeſchädiger ergehen laſſen, auch ſelbſt mit eigenem, ſtarken Arme, gleich nachdem er von ſeinem erſten Römerzuge heimgekehrt war, dem Raub- und Fehdeweſen Einhalt zu thun geſucht und von Worms, den Rheinſtrom entlang ziehend, eine Menge feſter Raubſchlöſſer gebrochen (1156), aber das Unweſen war dadurch nur für einige Zeit beſchränkt, doch keineswegs gänzlich ausgerottet worden. Friedrichs tiefe Verwikkelung in die italiſchen Angelegenheiten und ſeine häufigen Züge dorthin ermuthigten die Raubritter zu neuer Kühnheit und jeder Landesherr muſſte, ſo gut er konnte, ſich ſelber ihrer zu erwehren ſuchen. Graf Engelbert folgte des Kaiſers Beiſpiele und ſäuberte, ſo viel er vermochte, ſein Gebiet von den Wegelagerern und brach ihre Burgen. War er daheim, ſo ſcheuten die Böſen ſeinen ſtarken Arm und ließen das Land in Frieden, aber rief ihn ſeine Lehenpflicht unter die Banner des Kaiſers, dann erhob das Raubweſen immer wieder das freche Haupt, und der Graf muſſte jedesmal erſt die Ruhe mit ſeinem guten Schwerte wiederherſtellen.

Doch eine ernſtlichere Fehde erwartete ſein, als er aus der mailändiſchen Gefangenſchaft heimkehrte. Sein alter Erbfeind, der Graf von Arnsberg, hatte ſich aufgemacht und das herrenloſe bergiſche Land überfallen. Engelberts Lehenleute und Dienſtmannen empfingen den unholden Gaſt mit tapferm Widerſtande.

Er berannte Neuenburg, aber die Feſte widerſtand ſeinen Stürmen ſo wakker, daſſ er zürnend von ihren Mauern abzog und ſeinen Ingrimm durch Mord und Raub und Brand auf das offene Land ausgoſſ. Hierauf führte er ſeine Fähnlein vor die Burg Windekk, um an ihr zu verſuchen, was ihm an Neuenburg miſſlungen war. Da erſcholl die Botſchaft, Graf Engelbert ſei heimgekehrt und von allen Seiten her ſtrömten die wehrhaften Mannen zuſammen, ſich um ihren geliebten Herrn zu reihen, der ſofort aufbrach, blutige Rechenſchaft von dem Friedeſtörer zu fodern. Als der von Arnsberg vernahm, Engelbert ziehe mit großer Streitmacht herbei, wollte er ihn vor Windekks Mauern nicht abwarten, ſondern eilte, ſich und die Seinen, ſammt ihrer reichen Beute in Sicherheit zu bringen. Der Graf von Berg ihm haſtig nach. Bei Neuſtadt trafen die feindlichen Haufen gegeneinander und es ward heiß und blutig geſtritten. Aber Gott verlieh der gerechten Sache den Sieg. Die Arnsbergiſchen unterlagen und ließen die geſammte Beute nebſt vielen der Ihrigen als Gefangene zurükk. Die muſſten ſich theuer löſen, um durch ihr Geld die Wunden einigermaßen zu heilen, die ſie dem Lande geſchlagen.

In ſolcher Weiſe ſehen wir unſern Grafen auch im Innern ſeines Landes auf erfreuliche und ruhmvolle Weiſe thätig. Aber das Ziel ſeines vielſeitigen, hochherzigen Wirkens und Schaffens war nahe, und es mag als eine beſondere Gunſt des Schikkſals angeſehen werden, das ihm, dem ritterlichen Helden, auch ein ritterlicher Tod ward, der ſein Geſchikk, das ihn im Leben dem großen Hohenſtaufen ſo treu an die Seite ſtellte, noch enger mit dem Geſchikke des Kaiſers verſchwiſterte. Derſelbe Kreuzzug,*) auf welchem Friedrich der Erſte ſein großes, thatenreiches Leben beendete (1190), führte auch den Grafen Engelbert in das Grab. Zwar überlebte dieſer ſeinen erhabenen Gönner und führte ſein Schwert mit gewohnter Tapferkeit vor Akre bis die Stadt dem Banner des Kreuzes ihre Thore öffnete, und ſelbſt nach ihrer Eroberung (1191) ſcheint er noch längere Zeit im Kampfe mit

---

*) Auch die Grafen von Klewe und von Jülich nahmen an demſelben Theil.

den Ungläubigen auf dem heiligen Boden verweilt zu haben. Denn erſt im Jahre 1193 finden wir ihn im Ungarlande, auf der Rükkreiſe in die Heimat begriffen. Hier aber geſchah es in einem magyariſchen Dorfe, daſſ die Kreuzfahrer in heftigen Streit mit den Einwohnern geriethen. Vermittelnd und ſchlichtend, unbekümmert um die eigene Gefahr, die ihm unter der rohen, erbitterten Menge drohen mochte, drängte ſich der Graf mitten in das Getümmel der Streitenden. Da durchborte ein magyariſches Meſſer ihm den Nakken und entſeelt ſank er in den Staub. Es war am Tage des heiligen Martin, als er in ſolcher Weiſe, ſeine edle Seele aushauchte.

Zwei Söhne überlebten den ruhmvollen Vater, Adolf und Engelbert, von denen jener die väterliche Herrſchaft übernahm, dieſer bis zum erzbiſchöflichen Stuhle von Köln emporſtieg.

Die Zeit von ſieben Jahren, während welcher Heinrich der ſechſte das Kaiſerſchwert führte (1190 — 1197), geht an der Geſchichte unſerer Grafſchaften ohne alle nähere Beziehung ſchweigend vorüber. Erſt als nach Heinrichs Tode der Parteihaſſ der deutſchen Fürſten den blutigen, zehnjährigen Kronſtreit zwiſchen dem Welfen Otto und dem Hohenſtaufen Philipp, dem Herzoge von Schwaben, entflammte, gewinnt unſere Geſchichte wieder Leben und Bewegung. Doch iſt es auch in dieſem Zeitraume, bis zum Tode Otto's des vierten (1218) abermals das bergiſche Land, das mit ſeinen wakkern Grafen kräftig hervortritt, während die übrigen nur im dunkeln Hintergrunde erſcheinen. Das aber mag vielleicht weniger von den Grafen, die wir ſo unbedeutend auf der Bühne ihrer Zeit erſcheinen ſehen, als vielmehr von den Geſchichtſchreibern verſchuldet ſein, die entweder in älterer Zeit das Bemerkenswerthe nicht ſorgſam genug aufzeichneten, oder in neuerer Zeit, nicht Mühe genug anwandten, das Aufgezeichnete aus den Urkunden zu ſammeln und aus ſeiner Verborgenheit an das Licht zu ziehen.

Der Erbhaſſ, der ſeit Jahren die ruhmvollen Häuſer der Hohenſtaufen und Welfen von einander geſchieden, hatte in das Leben der deutſchen Völker übergegriffen, und auch dieſe

in zwei Parteien geſondert. Die Donner, welche von Rom aus, der Hohenſtaufen Macht und Glanz in den Staub zu ſchmettern ſuchten, blieben nicht ohne Wirkung auf die Gemüther und die Herrſchaft Heinrichs des ſechſten, ſein offenes Streben, die Erblichkeit der Kaiſerkrone zu erringen, war nicht geeignet, die Gemüther zu beruhigen und zu verſöhnen. Vor allen zeigten ſich die deutſchen Kirchenfürſten den Hohenſtaufen abgeneigt, und während die zahlreichen Freunde dieſes erhabenen Hauſes nichts natürlicher fanden, als daſſ die verwaiste Reichskrone auf Friedrich, den unmündigen Sohn des verſtorbenen Kaiſers übergehen müſſe, bereiteten dieſe eine entgegengeſetzte Wahl vor. An ihrer Spitze erblikken wir den Erzbiſchof Adolf von Köln, Sohn des Grafen Eberhard von Altena, der, weil eben der Erzbiſchof von Mainz, welchem ſonſt die Leitung der Kaiſerwahl oblag, im Morgenlande weilte, dieſes hochwichtige Geſchäft in Gemeinſchaft mit dem Erzbiſchofe von Trier übernommen und zum erſten Lenzmonds des Jahres 1198 den Wahltag ausgeſchrieben hatte. Allein die Freunde der Hohenſtaufen eilten ihm zuvorzukommen, und da in ſo bewegter Zeit die Krone auf dem Haupte eines Kindes nicht ſicher geweſen wäre, ſo ließ ſich der Herzog Philipp von Schwaben, des verſtorbenen Kaiſers Bruder, überreden, die Krone ſelbſt anzunehmen, um das Kleinod ſeinem Hauſe zu erhalten. Während dieſe Wahl zu Mühlhauſen vollzogen ward, berief die Gegenpartei den Herzog Berthold von Zähringen zum Throne. Der aber trat ſeine Anſprüche für Geld an Philipp ab und nun lenkte der Erzbiſchof von Köln die Wahl auf Otto (IV.), den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen. Es iſt uns bekannt, *) wie ſchlau der kluge Pabſt Innozenz der dritte dieſen Kronſtreit zu benutzen wuſſte, theils um die Kaiſerwahl an die Beſtätigung des heiligen Stuhls zu feſſeln, theils das gehaſſte Geſchlecht der Hohenſtaufen niederzudrükken. Indeſſen entbrannte in Deutſchland der offene Kampf und es darf uns nicht befremden, alle unſere Grafen, wie ergeben und treu ſie ſich auch bisher den

*) Th. I. S. 95. f. f.

Hohenſtaufen erwieſen hatten, jetzt zuerſt auf Otto's Seite gegen Philipp zum Schwerte greifen zu ſehen. Denn eines Theiles leitete unfehlbar der Einfluſſ und das Beiſpiel des mächtigen Erzbiſchofes von Köln, der mitten inne zwiſchen ihren Landen ſaß, die Schritte dieſer Fürſten, andern Theiles war ja der Graf Friedrich von Altena der Bruder und Adolf von Berg der Vetter des geiſtlichen Herrn und beide eben deſſhalb um ſo geneigter, ſich enge an ihn anzuſchließen und ſeinen Rathſchlägen Gehör zu geben. Uebrigens ſcheint Gerhard (IV.) von Jülich zuerſt unter ihnen die Partei Otto's verlaſſen zu haben und zu Philipp übergetreten zu ſein. *) Wahrſcheinlich hatte er ſich durch Philipps Geld gewinnen laſſen. Denn es iſt bekannt, daſſ dieſer ſeine Schätze nicht ſparte, um Anhänger zu gewinnen und es wird ausdrükklich gemeldet, **) der Graf von Jülich habe, als Otto eben in Köln verweilte, dem Gegenkönige Philipp ſeine Dienſte angetragen. „Wolle er ihm Reichthümer und Ehrenſtellen verleihen, ſo ſei er bereit auf ſeine Seite zu treten, ja er verſprach ſogar, auch den Erzbiſchof von Köln und ſonſt noch viele Anhänger Otto's ihm zuzuführen." Hoch erfreut habe Philipp dieſe Botſchaft aufgenommen und den Grafen zu ſich beſchieden, um das Nähere mit ihm zu verabreden. Der Graf ſei gekommen und habe ihm Treue geſchworen, worauf der König ihn mit einem Landgute beliehen, das jährlich 600 Mark eingetragen, auch mit Gold und Silber und mit prächtigen Kleidern und Roſſen ſei der Graf von dem freigebigen Herrn reichlich beſchenkt worden. — Dürfte dieſe Nachricht als verbürgt betrachtet werden, — und unwahrſcheinlich iſt

---

*) Adel. Erich. Chronic. Juliac. p. 240. Arnoldi Lubeccens. Chronic. slav. lib. 7. Am letztern Orte wird übrigens der Graf von Jülich nicht Gerhard, ſondern Wilhelm genannt. So hieß aber Gerhards Sohn und Nachfolger, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſſ dieſer letztere damals ſchon regierender Graf geweſen, weil nach der gewöhnlichen Annahme, daſſ Gerhard von 1149 bis 1218 die Verwaltung geführt, die Regierung deſſelben 59 Jahre gedauert haben müſſte, was doch ſchwer glaublich ſein dürfte.

**) Arnold a. a. O.

ſie eben nicht, wenn man erwägt, daſſ ſelbſt die erſten Fürſten des Reichs ſich durch engliſches und franzöſiſches Gold zur Wahl Otto's hatten erkaufen laſſen — ſo fiele dadurch eben kein vortheilhaftes Licht auf den Grafen, und ſein Verfahren ſtimmt ſchlecht zu der vielgerühmten deutſchen Treue, die aber auch ſonſt noch von den Fürſten jener Jahrhunderte oft genug verletzt wurde.

Als Otto zum Könige gewählt war, eilte er, von ſeinen Anhängern und ihren Streitſchaaren begleitet, den Eintritt in Aachen zu erkämpfen, um hier, wie die geheiligte Sitte es foderte, die deutſche Krone zu empfangen. Denn die Bürger Aachens hatten ſich bereits für Philipp erklärt und wollten von keinem andern Könige wiſſen. Auch widerſtand die alte Stadt mit rühmlicher Ausdauer lange Zeit Otto's mächtigem Heere (1198). Hier finden wir nun alle unſere Grafen in Eintracht für den königlichen Welfenſohn fechtend. Adolf von Berg ſoll mit einer Schaar von 1600 Streitern gekommen ſein und vor allen durch Muth und ritterliche Tapferkeit ſich ausgezeichnet haben. Endlich muſſte Aachen bezwungen ſeine Thore öffnen und ſiegprangend zog Otto, von den Fürſten begleitet, in den hohen Dom, wo ihm der Erzbiſchof von Köln die Krone aufſetzte. Mit mancherlei Gnadenbezeugungen lohnte der König ſeinen Freunden. Dem Erzbiſchofe beſtätigte er den Beſitz des Herzogthums Engern und Weſtfalen und gewährte ihm außerdem noch manche bedeutende Vergünſtigungen; auch Adolf von Berg ging nicht leer aus, doch wird ſeiner Belohnung nur im Allgemeinen gedacht.

Otto hatte nun zwar die Krone empfangen, aber jetzt galt es, ſie gegen den tapfern und mächtigen Philipp zu behaupten. Der zehnjährige Bürgerkrieg, welcher Deutſchland jetzt von einem Ende zum andern durchtobte, löste allenthalben die Bande der Ordnung und des Geſetzes und während die Fürſten um den Thron rangen, zogen die kleinen Lehenleute nach eigner Luſt und Wahl zur wilden Raubfehde aus. Mord und Brand wütheten im Lande und der Stärkere beraubte und miſſhandelte den Schwächeren.

Den langen blutigen Kronſtreit in ſeinen Einzelnheiten zu beſchreiben, gehört nicht hieher. Nur was unſere Grafſchaften unmittelbar berührte, ſei zu erwähnen geſtattet. Philipp hatte den Böhmenherzog Przimislaus Ottokar auf ſeine Seite gezogen, ihm die Königswürde erblich verleihend, womit frühere Kaiſer, einzelne Herzoge jenes Landes nur auf Lebenszeit geſchmükkt hatten. Während nun Philipp die Erbgüter Otto's angriff und dieſen zwang, mit ſeiner Heeresmacht ſich nach Deutſchlands Norden zu wenden, wandten die böhmiſchen Schaaren ihre Waffen gegen den Rhein, wo ſie in Verbindung mit dem Grafen Walram von Limburg vor allen das Erzſtift Köln ſchwer heimſuchten. Andernach, Linz, Unkel, Bonn und zahlloſe Dörfer gingen in Flammen auf und das wehrloſe Volk erlag dem Mordſchwerte des Feindes. Denn der Erzbiſchof mit ſeinen Mannen kämpfte in Sachſen für ſeinen König. Auch das bergiſche Gebiet blieb nicht verſchont von dieſen wilden Schaaren. Des Grafen Abweſenheit lokkte die Raubſucht, das unbeſchützte Land zu plündern und einige Streifhorden wagten ſich hinein. Die Abteien Siegberg, Altenberg und Heiſterberg wurden ihrer Schätze beraubt, Dörfer und Meierhöfe verbrannt und was das grauſame Schwert erreichen konnte, ward erſchlagen. In ſolcher Noth und Drangſal flüchtete das Volk in Gebirgsklüfte und Wälder, um wenigſtens das nakkte Leben davon zu tragen. Aber den Bedrängten zeigte ſich unerwartet ein Retter. Auf der Feſte Bensberg gebot Kurt von Arloff, ein vielgetreuer Lehenmann des Grafen. Der gedachte, wie es ihm und allen wakkern Rittern gezieme, das Land zu ſchützen, während der Graf in weiter Ferne unter Otto's Bannern focht. Da zog er mit einem Theile ſeiner Mannen aus der wohlbewehrten Burg und rief das kräftige Volk aus den Gebirgen zur muthigen Selbſthilfe auf. Mit freudigem Jubel ward ſolcher Ruf begrüßt und befolgt. Von den Bergen herab, aus den Wäldern hervor eilten die wehrhaften Männer und Jünglinge und folgten Arloff's ritterlichem Banner. Zwiſchen Berg und Lennep ereilte die freudige Schaar das abziehende Raubgeſindel und griff herzhaft an. Da erlagen die Böhmen

unter den nervigen Streichen der Deutſchen und nur wenige entrannen dem Tode. Die Sieger aber kehrten mit dem abgenommenen Raube freudig heim.

In ſolcher Weiſe war der äußere Feind für dießmal glükklich zurükkgetrieben. Aber es fehlte auch an innern Feinden nicht, welche die Abweſenheit des Landesherrn und die Wirren des allgemeinen Krieges benutzend, durch Gewaltthätigkeiten aller Art, die Schrekken jener blutigen Zeit vermehrten. Vor allen gefürchtet, trieb Arnold von Elverfeld ſein grauſames Weſen, die Geißel des Friedlichen, das Schrekken der Schwachen und Wehrloſen. Wo ſich jetzt die gewerbſame, blühende Stadt Elberfeld erhebt, ſtand wahrſcheinlich des gewaltigen Raubritters Burg, wenigſtens läſſt der gleiche Name darauf ſchließen. Obwol der Lehenhoheit des Grafen unterworfen, war Arnold doch reich und mächtig genug, um ſolch eine Beſchränkung gering zu achten und nach eigner Willkühr zu ſchalten. Er ſcheint ſogar gleich Anfangs für Philipp Parthei genommen zu haben, während ſein Lehenherr Otto's Fahnen folgte. Denn wir ſehen ihn ſpäterhin wirklich unter Philipps Banner fechten und alles Folgende gewinnt durch dieſe Annahme Erklärung. Die ganze Wildheit des rohen Jahrhunderts war in dieſem eiſernen Manne vereint, Fehde ſeine Luſt und Mord ſein Ergötzen. Kein menſchliches Gefühl ſchien in ſeiner rauhen Bruſt zu wohnen; den ſchuldloſen Säugling durchbort er vor den Augen der jammernden Mutter und ſchleudert ihn von ſeines Schwertes Spitze in ihre Arme, die Gefangenen läſſt er binden und mit ihren Häuſern verbrennen. Ihm mochte der Beitritt zu Philipps Partei nichts als Vorwand ſein, unter ehrlichem Namen ſein blutiges Gewerbe zu treiben und das Gebiet ſeines Lehenherrn anzufallen. Was vor ihm nicht in feſte Burgen flüchten konnte, erlag ſeiner Mordluſt und ſeine räuberiſche Hand ſtrekkte ſich nach jeglichem Eigenthume aus. Selbſt des Grafen unmittelbaren Beſitz verſchonte er nicht und plünderte und verbrannte ſeine Meierhöfe.

Als Adolf von ſolchen Freveln Kunde erhielt, eilte er ſchnell mit ſeinen Mannen heimwärts, um den Verwägenen zu

ſtrafen. Arnold aber ſuchte Schutz in den ſtarken Mauern ſeiner Burg. Doch der Graf berannte ihn hier ſo herzhaft und ſchloſſ ihn ſo enge ein, daſſ der ſtarre Trotz ſich beugen muſſte. Aber edler und menſchlicher, als der blutige Raubritter, begnügte ſich Adolf damit, den Gefürchteten unſchädlich zu machen. Er muſſte die Befeſtigungwerke ſeiner Burg zerſtören und mit ſchwerem Gelde den Schaden vergüten, den er dem Lande zugefügt.

Mittlerweile hatte ſich der Kaiſerkrieg aus Nordoſten nach Weſten gezogen. Philipp erſchien am Rhein (1201), um Köln zu züchtigen. Furchtbar litt das Erzſtift unter ſeinen eiſernen Streichen und manches Dorf, manche Stadt ging vor ſeinem Zorne in Flammen auf. Doch die feſte Stadt Köln ſelbſt widerſtand ſeinem Sturme und er wandte ihr den Rükken, als ſein Gegenkönig wohlgerüſtet herbeizog. Bei Weſſlingen in Schwaben kam es zur Schlacht und hier ſtand, unter Philipps Fahnen, Arnold von Elverfeld ſeinem Lehenherrn, dem Grafen von Berg im ehrlichen Kampfe gegenüber. Philipp unterlag und Arnold gerieth zum zweiten Male in die Gefangenſchaft des Grafen. Auch jetzt ward er mit edler Milde behandelt und ſeiner Haft bald wieder entlaſſen. Nicht lange darauf aber fand der wilde Krieger ſeinen Tod in einer Fehde gegen den Abt von Eſſen.

Inzwiſchen gewann Philipps Sache mehr und mehr die Oberhand. Einer nach dem andern von Otto's Anhängern trat auf ſeine Seite, entweder durch ſein Geld gewonnen, oder des alten Ruhmes der hohenſtaufenſchen Zeit eingedenk. Zum zweiten Male bedrängte Philipp jetzt das Erzſtift Köln (1204) und der Erzbiſchof, ſei es nun durch die Ueberredungen des Grafen von Jülich und die lokkenden Verſprechungen des Königs gewonnen, oder ſei es, durch die Gewalt der Waffen gezwungen, verließ des Welfen Sache und wandte ſich dem Hohenſtaufen zu. Mit ihm traten die Grafen von Altena, Berg und Klewe auf Philipps Seite und noch viele andere bewog ſeine Beredtſamkeit, ihm zu folgen. — Wie abgeneigt auch die Bürger von Köln ſich dieſem Wechſel zeigten, der Erzbiſchof führte den,

vor Kurzem noch ſo heftig bekämpften Feind, ſiegprangend nach Aachen und ſetzte ihn und ſeiner Gemalin am Tage der heiligen drei Könige die Krone auf (1205). Mit vielen Begnadigungen lohnte der Herrſcher; aber der Erzbiſchof hatte durch ſein Verhalten eine Saat ausgeſtreut, die ihm keinen Seegen bringen ſollte. Denn unmittelbar nach der vollzogenen Krönung traf ihn der Bannfluch des Pabſtes, der ihn ſeiner hohen Würde entſetzte, den Grafen Bruno von Sayn zu ſeinem Nachfolger ernennend. Der Kölner Liebe hatte der Entſetzte ſich nie zu gewinnen gewuſſt, wogegen Bruno's freundliche Milde allenthalben Anhang fand. Doch wollte er den erzbiſchöflichen Stuhl mit gutem Willen nicht räumen, und da die Stadt Köln, in deren Mauern damals der König Otto ſelber weilte, nicht bloß ihn, ſondern auch dem Könige Philipp hartnäkkig die Thore verſchloſſ, ſo ſammelte der Hohenſtaufe ſeine Macht, um ihren Trotz zu beugen. Bruno ſelbſt, einen tapfern Ausfall wagend, muſſte ſich in die Burg Waſſenberg flüchten, wo er, nach männlichem Widerſtande, endlich gefangen ward. Der König Otto, an ſeinem Glükke verzweifelnd, verließ Köln bei nächtlicher Weile. Doch die Stadt ſetzte unverzagt ihre Vertheidigung fort, bis der Graf Adolf von Berg die Burg Deutz eroberte und von hier aus den Kölnern mit ſeinen weitgerühmten, vielgeübten Bogenſchützen ſo hart zuſetzte, daſſ ihnen allmälig der Muth zu ſinken begann. Vergebens rüſteten ſie Schiffe mit Wurfgeſchütz aus und ſtrengten alle ihre Kräfte an, um Deutz wieder zu erobern. Der tapfere Graf vereitelte alle ihre Bemühungen und ſeine Geſchoſſe lichteten ihre tapferſten Reihen. Da beugte ſich Köln und öffnete dem Könige, wie dem Erzbiſchofe ſeine Thore.

Philipps Uebergewicht in Deutſchland war jetzt nicht mehr zweifelhaft und er rüſtete ſich eben zum letzten entſcheidenden Schlage, als ihn an dem Freudentage, wo er zu Bamberg die Vermälung ſeiner Nichte, Beatrix von Burgund, mit dem Herzoge Otto von Meran feierte, das Schwert Otto's von Wittelsbach mitten aus ſeiner glänzenden Laufbahn hinausſtieß (21. Heumonds 1208). Jetzt gewann Otto mit leichter Mühe

die Oberhand und der Erzbiſchof Adolf von Köln ſtand der Rache des verrathenen Königs um ſo mehr bloß gegeben, als auch des Pabſtes Zorn auf ihm laſtete. Den geiſtlichen Fürſtenſtuhl muſſte er nun ſeinem Gegner Bruno räumen und aus dem Erzſtifte weichen. Sein Ausgang iſt ungewiſſ.

In Deutſchland legten ſich nun allgemach die Wogen des langen, mörderiſchen Kampfes; aber die Hand, einmal ans Schwert gewöhnt, ließ ſo leicht das eiſerne Heft nicht wieder fahren, und gab es auf deutſchem Boden keine Gelegenheit mehr, die Kraft des Armes geltend zu machen, ſo fehlte es nicht an Kriegsgetümmel in andern Landen. Die Geſchichte richtet unſern Blikk zunächſt nach den blühenden Gegenden des ſüdlichen Frankreichs, wo eben jetzt der gräſſlichſte Vertilgungskrieg wüthete. Es war kein Kampf, den die Begierde nach Ruhm, oder das Verlangen nach Macht und Beſitzthum entzündet: es war ein Kampf, den die ſchnödeſte Zwingherrſchaft, im heiligen Gewande der Religion heuchleriſch prunkend, gegen Tugend und Glauben führte. Wie auch in der dunkelſten Nacht noch immer ein Schimmer ſichtbar bleibt, der die Erinnerung an den vergangenen, die Hoffnung auf den kommenden Tag bewahrt; ſo iſt das reine Himmelslicht der göttlichen Wahrheit nie ganz erloſchen in der chriſtlichen Kirche. Auch in den finſterſten Zeiten der Geiſtesknechtſchaft und des dikkſten Aberglaubens, leuchteten einzelne Sterne, auf Vergangenheit und Zukunft deutend. Der ſittenloſe Lebenswandel ſo vieler Geiſtlichen, die ſchreienden Miſſbräuche, welche den einfach erhabenen Bau der chriſtlichen Kirche unter ſinnlichen Prunkgebräuchen vergruben, hatten hie und da das Nachdenken rege gemacht und auf die erhabenen Quellen der Religion zurükkgewieſen. Es waren Parteien entſtanden, die laut genug von der Nothwendigkeit ſprachen, die Kirche Chriſti zu ihrer apoſtoliſchen Reinheit zurükkzuführen, und die, ſelber mit frommem Wandel voranleuchtend, die geſammte Chriſtenheit zur Nachfolge aufriefen. Vor allen war der glükkliche Himmel des ſüdlichen Frankreichs ein Hauptſitz dieſer — Ketzer, wie man ſie in Rom nannte. Von dem Ländchen Albigeois entlehnte man den Namen, womit man

alle die Ketzer des ſüdlichen Frankreichs, wie abweichend ſie auch in ihren einzelnen Meinungen ſein mochten, gemeinſam begriff. Wer den Miſſbräuchen der herrſchenden Kirche ſich widerſetzte, war Albigenſer. Nicht ohne Unruhe vernahm Innozentius der dritte, wie die Anhänger dieſer gefährlichen Geiſtesrichtung ſich täglich mehrten. Die Geiſtlichen klagten, daſſ die Kirchen leer ſtehen blieben und wenn das Unkraut ſo ungehindert fortwüchſe, bald unheilbarer Schaden daraus entſtehen möchte. Da ſuchte der Pabſt durch Belehrung, Ueberredung und Drohung die irrende Heerde wieder auf den breiten Weg zurükzuführen. Doch fruchtlos blieben alle ſolche Bemühungen und der erzürnte Vater griff jetzt zur eiſernen Ruthe. Er ließ das Kreuz gegen die Albigenſer predigen (1205). „Es ſei nicht minder verdienſtlich, gegen die halsſtarrigen und gottloſen Ketzer, die mit ihrem verderblichen Gifte die ganze Heerde Chriſti anzuſtekken drohten, das Schwert zu führen, als gegen Heiden und Muſelmänner. Die väterliche Milde ſei verachtet worden; jetzt dürfe die gerechte Strafe nicht länger ſäumen." — Schwerlich ſah der heilige Vater die entſetzlichen Gräuel voraus, die ſein Aufruf an die Chriſtenheit heraufbeſchwor. Er dachte wol nur daran, den Trotz der ungehorſamen Kinder zu beugen, daſſ ſie mit reuiger Demuth um Gnade flehen ſollten. Aber die einmal entfeſſelte Raſerei des Religionskrieges wüthete fort, gleich einem unlöſchbaren Brande, und verwandelte das geſeegneteſte Land Europa's, in ein Land des Fluches und des Entſetzens. Habſucht und Eigennutz, Mordluſt und Rachgier geſellten ſich dazu und raſteten nicht eher, als bis man die Albigenſer vom Angeſichte der Erde vertilgt zu haben meinte. Graf Simon von Montfort, der ſein furchtbares Schwert am nachdrükklichſten gegen die Ketzer ſchwang, rang nicht bloß nach der Himmelskrone. Die reichen und großen Beſitzungen des edlen Grafen Raimund von Toulouſe zu gewinnen, der den Lehren der Albigenſer im Herzen zugethan war und ſeine unglükklichen Unterthanen vergebens zu ſchützen ſuchte, — das war der lokkende Gewinn, der ihm aus dieſem blutigen Kriege erblühen ſollte.

Auch am Niederrhein donnerten die Kreuzpredigten gegen die Ketzer und riefen die Gläubigen zum Schwerte. Zwei Mönche, Johann von Xanten und Oliver von Köln, entzündeten mit dem Feuer ihrer Beredtſamkeit Herren und Knechte, und in den Reihen der deutſchen Edlen, die das Kreuz gegen die Albigenſer trugen, zogen auch die Grafen Adolf von Berg und Wilhelm *) von Jülich (1209). Es mochte vielleicht weniger der heilige Eifer gegen die Ketzer ſein, der die beiden Herren von ihren väterlichen Burgen in die Fremde trieb, als vielmehr die Beſorgniſſ, der Kaiſer Otto dürfte wegen ihres Abfalles von ihm auf Rache ſinnen. Denn der Graf von Jülich war mit dem Beiſpiele des Treubruches vorangegangen und der Graf von Berg, obwol durch ſeine nahe Beziehung zum Erzbiſchofe von Köln zu entſchuldigen, hatte ſich vor allen durch Eifer im Kampfe gegen den verlaſſenen König ausgezeichnet. Ein Kreuzzug aber entzog ſie der kaiſerlichen Rache, da das Geſetz die Güter der Kreuzfahrer für unantaſtbar erklärte.

Von den Thaten der beiden Grafen im Ketzerkriege iſt uns wenig gemeldet. Nur einen Zug edler Menſchlichkeit, der in dieſem blutigen Gewirre von Gräueln und Abſcheulichkeiten um ſo heller hervorleuchtet, hat die Sage vom Grafen Adolf aufbewahrt. Vor der Stadt Beziers ſtand das Heer der Kreuzfahrer zum Sturme bereit, an ſeiner Spitze der Abt Arnold von Citeaux, der im Auftrage des Pabſtes den ganzen Kreuzzug in Bewegung geſetzt hatte. Schon ſollten die Drommeten zum Sturme ſchmettern, da trat einer der Heerführer an den Mönch. Nicht alle, ſprach er, die in jener Stadt wohnen, ſind Ketzer und wenn uns nun der Sturm gelungen, woran ſollen wir die Rechtgläubigen erkennen, daſſ unſer Schwert ihrer ſchone? — „Schlagt nur todt!“ entgegnete der Abt, „der Herr kennt die Seinen!“ — Bald war der Belagerten muthiger Widerſtand bezwungen, die Mauern erſtiegen, die Thore geſprengt und die

---

*) Auch hier wird wieder Graf Wilhelm (und nicht Gerhard) von Jülich genannt. Ein neuer Beweis, daſſ Gerhard wol lange vor dem Jahre 1218 zu ſeinen Vätern heimgegangen ſein mochte.

mordluſtigen Schaaren ergoſſen ſich über die unglükkliche Stadt. Kein Alter, kein Geſchlecht fand Schonung. Das gräſſliche Bluturtheil des entſetzlichen Mönchs wurde ſtrenge vollzogen. In der Magdalenenkirche wurden ſiebentauſend Menſchen verbrannt, zwanzigtauſend andre erlagen dem Schwerte. Da geſchah es, daſſ ein junges Weib, den Säugling auf dem Arme, zitternd durch die blutigen Straßen floh, in ihrer Todesangſt nach Rettung umherſpähend. In einem entlegenen, einſamen Hauſe ſucht ſie Sicherheit. Sie eilt hinein — doch ach! ihre Verfolger hatten ſie bemerkt und ſtürzten ihr nach. Das herzzerreißende Jammergeſchrei der Unglükklichen wekkt kein Mitleid in der Fühlloſen Bruſt, und ſchon ſind die Schwerter nach ihrem Herzen gezükkt. Da tritt der Graf von Berg hinzu, und von der Angſt der bebenden Mutter gerührt, ſtellt er ſich vor ſie und ſcheucht mit ſeinem guten Schwerte die Mörder von dannen und rettet zwei unſchuldige Leben.

Wie lange die beiden Grafen auf dieſem jammervollen Schauplatze des grauſamſten Krieges verweilten, iſt ungewiſſ. Doch dürfte es wahrſcheinlich ſein, daſſ ſie nicht früher heimkehrten, als bis der Pabſt ſeinen Bannſtral nach dem Haupte des Kaiſers Otto geſchleudert und damit den Freunden der Hohenſtaufen in Deutſchland aufs Neue die Waffen in die Hand gegeben hatte.*) Der junge Friedrich (II.), von den Deutſchen aus Neapel herbeigerufen und vom Pabſte begünſtigt, trat als Gegenkönig auf und ſchnell ging Otto's Stern wieder unter.

Adolf von Berg ergriff mit großem Eifer Friedrichs Partei und bald fand er Gelegenheit, ihr einen weſentlichen Dienſt zu leiſten. Kölns Bürger nämlich hielten noch immer mit feſter Treue an Otto und weder des Pabſtes Bannfluch, noch der Abfall der meiſten deutſchen Fürſten, vermochte ihren Sinn zu ändern. Es war ihnen gelungen, den Biſchof von Münſter, Otto von Bentheim, ein eifriges Werkzeug des päbſtlichen Willens, und darum auch jetzt mit vielem Nachdrukke für Friedrich von Hohenſtaufen bemüht, in ihrer Stadt zum Gefangenen zu

*) Thl. I. S. 96. f. f.

machen. Sie hatten ihn auf die feſte Burg Kaiſerswerth mitten im Rheine, in Verwahrſam gebracht und ſchon zwanzig Monden ſehnte ſich hier der geiſtliche Herr nach Freiheit und Rettung. Da beauftragte Friedrich den Grafen von Berg, des gefangenen Biſchofs Kerker zu ſprengen und ihn mit Gewalt aus ſeiner Haft zu reißen. Aber die kölniſche Beſatzung auf Kaiſerswerth ſchlug jeden Angriff der Bergiſchen herzhaft zurükk. Denn die Belagerer konnten der Feſte nur in Kähnen nahe kommen, die leicht von den Wurfſteinen erreicht und umgeſtürzt wurden. Schon faſſte der Graf den kühnen Plan, einen Erdwall durch den Rhein zu führen, als der Fluſſ ihm ſelbſt unerwartet zum Bundesgenoſſen ward. Denn das Gewäſſer des Stromes fiel plötzlich ſo bedeutend, daſſ man bis zur Feſte durchwaten konnte. Da wurden die Sturmleitern getroſt angelegt und trotz des Feindes kräftiger Gegenwehr, die Burg erſtiegen und der ſchmachtende Biſchof erlöſt (1213).

Mittlerweile ſuchte der Pabſt Innozentius (III.) die Chriſtenheit Europa's zu einem neuen, allgemeinen Kreuzzuge in das Morgenland zu bewegen. Auf einer Kirchenverſammlung zu Rom ward endlich dieſer Zug beſchloſſen (1215), aber Innozentius erlebte nicht mehr die Ausführung. Dieſe verzögerte ſich noch bis zum Jahre 1217, wo der König Andreas von Ungarn, dem einige deutſche Fürſten ſich anſchloſſen, das Kreuz nahm. Zu einer allgemeinen Begeiſterung aber wollte es nicht kommen, obwol hin und wieder ein lebhafter Eifer für das Unternehmen rege ward. Vor allen zeichneten ſich die Gegenden des Niederrheins aus. Die Grafen Arnold von Klewe, Adolf von Berg und Wilhelm von Jülich griffen zu den Schwertern und ſchloſſen ſich den Schaaren an, welche der Graf Wilhelm von Holland zu Schiffe in das Morgenland führen wollte. Bei Vlaardingen wurden im Sommermonde des Jahres 1217 die Anker gelichtet. Als aber die Flotte auf ihrer Fahrt vor Liſſabon Halt machte, kam ihr der Biſchof Severus entgegen, die chriſtlichen Streiter um Beiſtand gegen die Mauren anrufend. Der Sturm der Portugieſen rüttelte eben an Alkazar's ſtarken Mauern und zur Bezwingung dieſer Feſte wünſchte man

die Unterſtützung der Kreuzfahrer. Die Bitte ward gewährt. Doch die mauriſchen Fürſten Spaniens zogen der belagerten Stadt zu Hilfe und eine blutige Schlacht rang lange ſchwankend um die Entſcheidung. Endlich ſiegte das Kreuz, die Mauren mufſten fliehen. Alkazar öffnete bezwungen ſeine Thore. — Nach ſolchen Thaten ſpannte die Flotte der Kreuzfahrer ihre Segel wieder auf und landete im Mai des folgenden Jahres, nach mancher Mühe und Drangſal, vor Akkon.

Hier rüſteten die Heerfürſten der Chriſten eben jenen wohlüberlegten, aber fruchtlos ausgeführten Zug nach Aegypten *). Das nächſte Ziel des Angriffs war Damiette. Aber noch ehe die Stadt vor den Waffen des Kreuzes ſich beugte, raffte die Ruhr die beiden Grafen von Klewe und Berg dahin (1218). Wann Wilhelm von Jülich in die Heimat zurükkgekehrt ſei, wird nicht gemeldet.

Fünftes Kapitel.

Arnold von Altena erkauft die Burg Mark, die der Grafſchaft den Namen giebt. — Dietrich (V.) von Klewe erlangt die Herrſchaft Goye. — Fehde gegen Rud. v. Kövorden. — Dietrich erheirathet die Herrſchaft Dynslaken. — Erbfolgeſtreit zwiſchen dem Erzbiſchofe von Köln (Engelbert v. Berg), und dem Schwiegerſohne des Grafen Adolf v. Berg, Heinrich von Limburg. — Erzbiſchof Engelbert behält die Regierung. — Charakter dieſes Mannes. — Er iſt dem Adel verhaſſt und vor allen dem Grafen Friedrich v. Iſenburg. — Iſenburg ermordet den Erzbiſchof — gegen den Mörder wird Acht und Bann geſprochen — und ſelbſt ſeine Vettern, vor allen der Graf Adolf von Mark, helfen den Bann vollſtrekken. — Adolf v. Mark eignet ſich den größten Theil der iſenburgiſchen

*) Thl. I. S. 138.

Güter zu. — Iſenburgs Ausgang. — Heinrich v. Limburg und Berg nimmt ſich der verlaſſenen Kinder Iſenburgs an — löst die, von ſeinem Schwiegervater verpfändeten landesherrlichen Güter ein — begleitet K. Friedrich II. auf dem Kreuzzuge — fodert von dem Grafen v. Mark die iſenburgiſchen Güter zurükk. — Fehde zwiſchen Berg und Mark — Ludolf v. Boinen, des Grafen v. Mark treuer Truchſeſſ — Heinrich erlangt für ſeine Schüzlinge nichts, als die Burg Limburg, die er neu aufbaut und ſie ſeinem Neffen zu Lehen giebt. — Adolf v. Mark ſorgt für das Gedeihen ſeines Landes — erbaut Hamm und Blankenſtein. — Ausgang der Fehde. — Kezerkrieg gegen die Stedinger, an welchem alle unſre Grafen Theil nehmen. — Der v. Klewe hilft den Sieg erfechten. — Treue Wilhelms v. Jülich gegen K. Friedrich II. — Welches Urtheil die Chroniſten über dieſen Grafen fällen. — Dietrichs von Klewe Abenteuer auf einem Turnier zu Korwey. — Faſt gleichzeitiger Ausgang unſerer Grafen.

Wäre die Annahme wahrſcheinlich, daſſ Gerhard (IV.) von Jülich bis zum Jahre 1218 gelebt habe, und ſein Sohn Wilhelm (IV.) nur darum ſchon früher genannt werde, weil Gerhard, hoch in den Jahren vorgerükkt, nicht mehr ſelbſt an Kriegsabenteuern und auswärtigen Händeln Theil nehmen mochte, ſondern den Sohn an ſeiner Stelle handeln ließ; ſo wäre eben dieſes Jahr 1218 für unſere Geſchichte merkwürdig genug, weil es faſt alle unſre Lande mit neuen Herren beſchenkt. Nur die Grafſchaft Altena litt in dieſer Zeit keinen Herrſcherwechſel. Denn hier waltete ſeit Friedrichs Tode (1198) deſſen Sohn Adolf, ſeines Namens der dritte. Aber blieb hier die Herrſchaft unverändert, ſo wechſelte das Land ſelbſt, gerade um dieſe Zeit ſeinen Namen. Adolf hatte die Burg Mark erkauft und nannte ſich von ihr fortan Graf von Mark und Altena. Die erſte Urkunde, worin er dieſen Titel annimmt, iſt vom Jahre 1203 *); ſpäterhin wird die Benennung nach dem Schloſſe Mark vorherrſchend, bis endlich der Name Altena im Titel der Grafen ganz verhallt. Daſſ die Grafſchaft Mark nach einer Burg,

*) v. Steinen a. a. O. S. 117.

die alſo geheißen, ihren Namen führe, darüber findet kein Zweifel Statt. Aber an welchem Orte dieſe Burg geſtanden, wann und von wem ſie erbaut worden, und welches die Umſtände waren, unter denen Graf Adolf (III.) ſie erkaufte? — darüber waltet ein tiefes Dunkel. Der Name Mark ſelbſt hat zu vielfachen Erklärungen und Vermuthungen Veranlaſſung gegeben. Am natürlichſten und angemeſſenſten dürfte es wol ſcheinen, dabei an Gränze zu denken und anzunehmen, daſſ jene Burg irgend einmal die Gränzmark zwiſchen Franken und Weſtfalen geweſen ſein möchte. Doch wir hüten uns vor dem ſchlüpfrigen Felde der Vermuthungen und laſſen den Gegenſtand als ziemlich unwichtig und jedenfalls als unerwieſen, auf ſich beruhen.

In Klewe ging die Herrſchaft auf Arnolds Sohn, Dietrich den fünften, über. Ein fehdeluſtiger, mannhafter Fürſt tritt uns in dieſem Grafen entgegen, der ſein tapferes Schwert ſelten aus der Hand gelegt zu haben ſcheint. Denn wir ſehen ihn ſogleich an einer Fehde Theil nehmen, worin er dem Biſchofe von Münſter, Ludolf von Holten, gegen die Grafen von Flandern und Geldern Beiſtand leiſtete. Die Dienſtmannen des Biſchofs hatten einigen Vaſallen jener Grafen das Vieh fortgetrieben. Eine Wittwe Meinhöfel, deren Söhne im Hofdienſte der Grafen ſtanden, rief den Schutz ihrer Lehenherren an und die von Flandern und Geldern überzogen den Biſchof mit Fehde. Aber Dietrich von Klewe führte das Schwert für den geiſtlichen Herrn ſo nachdrükklich, daſſ ein blutiges Haupttreffen den ganzen Kampf beendete. Der Graf hatte viele Gefangene gemacht, unter ihnen auch die Söhne und Enkel der Wittwe, welche die Fehde entzündet. Dieſe ließ der Biſchof ſofort hinrichten und die unglükkliche Mutter wurde aus ihren Beſitzungen verjagt. Aber Dietrich erlangte als Löſegeld für die übrigen Gefangenen die Herrſchaft Goye, von dem Grafen Gerhard von Geldern.

Kurze Zeit darauf zog Graf Dietrich für den Biſchof Otto von Utrecht das Schwert. Dieſer ſtand im Kampfe gegen den Ritter Rudolf von Kövorden, der, wie es ſcheint, die Drentefrieſen zur Empörung gegen Egbert, den Statthalter von

Gröningen verleitet hatte. Der Biſchof, als Oberlehenherr, griff zu den Waffen, den Abfall zu dämpfen und zu beſtrafen. Dieſe Fehde, obgleich bedeutender und blutiger, als die frühere, gehört dennoch nicht in unſre Geſchichte, zu der ſie nur eben durch die Theilnahme des Grafen Dietrich in einiger Beziehung ſteht. Es ſei daher genug zu melden, daſſ ſie für den Biſchof und viele ſeiner Bundesgenoſſen, höchſt unglükklich ablief. Denn Rudolf von Kövorden errang in einem mörderiſchen Gefechte, nahe an ſeiner Burg, einen vollſtändigen Sieg. Der Biſchof von Utrecht nebſt vielen Herren und Rittern erſtikkten jämmerlich im Sumpfe, viele andere wurden gefangen. Graf Dietrich ſcheint indeſſen glükklich entkommen zu ſein. Erſt Wilibrand von Oldenburg, der Nachfolger Ottos auf dem Biſchofſtuhle von Utrecht, rächte die Schmach und den Tod ſeines Vorgängers. Die Burg Kövorden wurde erſtürmt, Rudolf nebſt ſeinem Waffenbruder, Heinrich von Gransdorf, gefangen und beide unter Martern hingerichtet (1228).

Uebrigens verdankt das klewiſche Gebiet dem Grafen Dietrich einen anſehnlichen Zuwachs. Er vermälte ſich mit Mathilde, der einzigen Erbin des Grafen von Dinslaken und die Beſitzungen dieſes Herrn wurden demnach, mit Genehmigung des Kaiſers Friedrich (II.) mit der Grafſchaft Klewe vereinigt.

Als der Graf Dietrich, ohne alle Schwierigkeit ſeinem Vater in der Herrſchaft von Klewe folgte, veranlaſſte der Tod des Grafen Adolf von Berg Zerwürfniſſ und Streit über die Erbfolge. Denn Adolf hinterließ keinen Sohn, der unbeſtritten in des Vaters Rechte hätte treten mögen. Der einzige männliche Sprößling, der ſeiner Ehe entblühte, war in früher Jugend geſtorben und es überlebte den Vater nur eine Tochter, Irmgard, die er mit Heinrich, dem Erben und Sohne des Herzogs Walram von Limburg, vermält hatte. Gemäß dem Herkommen, das in den Gegenden des Niederrheins von jeher gegolten zu haben ſcheint, waren auch weibliche Nachkommen zur Erbfolge berechtigt und Irmgard ſah ſich demnach als die rechtmäßige Beſitzerin der Grafſchaft Berg an. Aber ihr Ohm, der Erzbiſchof Engelbert von Köln, ihres verſtorbenen Vaters

Bruder, ſchien anderer Meinung. Als Graf Adolf zum heiligen Kriege auszog, hatte er dem einſichtvollen, hochſtehenden Bruder die Verwaltung der Grafſchaft anvertraut, und Engelbert wollte die einmal erfaſſten Zügel der Herrſchaft nicht wieder fahren laſſen. Auch iſt nicht zu leugnen, daſſ das Recht, nach dem fränkiſchen Geſetze, auf ſeiner Seite ſtand. Der Herzog von Limburg aber wollte ſeinem Sohne die Erbſchaft nicht entgehen laſſen und ſchon waren die Schwerter entblößt, um den Streit blutig zu ſchlichten. Auf des Herzogs Seite trat ſein Verwandter, der Graf Dietrich (V.) von Klewe, auch ſah man ſich nach andern Bundesgenoſſen um, dem mächtigen Erzbiſchofe deſto ſicherer die Waage halten zu können. Doch Engelbert ließ es nicht zum offenen Kampfe kommen. Das Uebergewicht ſeines Geiſtes, die überzeugende Gewalt ſeiner Beredtſamkeit, auf die feſten Gründe des Rechtes geſtützt, beſchwichtigte die aufgebrachten Gemüther und führte ihn ohne Schwertſchlag zum Ziele. Heinrich und Irmgard begnügten ſich mit einem Jahrgelde, das der Kirchenfürſt ihnen zahlte, und beruhigt durch die allſeitig verbürgte Hoffnung, nach des Oheims Tode die Erbſchaft ohne Widerſpruch anzutreten, lebten ſie ſtill und zurükkgezogen auf dem Schloſſe Neuenburg.

Engelbert, ſchon in ſeinem dreißigſten Lebensjahre auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln erhoben (1215), vereinigte in ſich auf ſeltene Weiſe die mannichfaltigſten Vorzüge des Geiſtes und Körpers. Hoch und kräftig gewachſen, edel von Geſtalt und Antlitz, war ſeine Schönheit ſo groß, daſſ ein Chroniſt von ihm rühmt, unter Pfaffen und Laien ſei nicht ſeines Gleichen zu finden geweſen.*) Dabei blitzte der reichbegabte Geiſt aus ſeinem feurigen Auge und ſein ungemeiner Scharfſinn, ſeine Gewandtheit und Klugheit offenbarten ſich in Wort und That. Geſchmükkt mit vielfachen Kenntniſſen, fein und gebildet, muthig in der Gefahr und allenthalben voll Kraft und Feſtigkeit, war der ſeltene Mann des ehrenden Vertrauens ganz würdig, womit der große Hohenſtaufe, Kaiſer Friedrich der zweite, ihn be-

*) Chron. Belgic. S. 218.

ſchenkte, indem er ihn auf dem Frankfurter Reichstage (1220) mit unbeſchränkter Vollmacht zum Reichsverweſer in Deutſchland einſetzte und ihm die Oberaufſicht über die Erziehung ſeines Sohnes Heinrich, des erwählten Königes der Deutſchen anvertraute. Aber bei allen Vorzügen, die den Erzbiſchof ſchmükkten, war er nicht frei von den Fehlern, die man ſeinem Stande von jeher zur Laſt gelegt hat. Stolz und herrſchſüchtig ſtrebte ſein kühner Geiſt nach einem ungemeſſenen Ziele der Macht und der Ehre. Seine Unterthanen liebten ihn mit einer faſt ſchwärmeriſchen Begeiſterung. Denn er ſuchte auf jede Weiſe ihren Wohlſtand zu heben, hauchte dem Akkerbau, den Gewerben, dem Handel neues Leben ein, baute zerſtörte Dörfer und zerfallende Städte wieder auf und gründete zwekkmäßige Anſtalten zur Pflege und Verbreitung der Geſittung und Bildung. Auch die Grafſchaft Berg hatte ſolcher ſeegensreichen Wirkſamkeit ſich zu erfreuen, und gedieh, unter des Erzbiſchofs Herrſchaft, zu einer herrlichen, vorher nicht gekannten Blüte. In gleichem Maße aber wie der Bürger und der Bauer den ſeltenen Fürſten liebten und verehrten, ward er von den unruhigen und fehdeluſtigen Rittern gehaſſt, deren zügelloſe Willkühr er mit kräftiger Hand beſchränkte, ihrem hochfahrenden Stolze den Fuß auf den eiſernen Nakken ſetzend. Ein unerbittlicher Richter gegen Landfriedebruch und Raubfehde, ſuchte er durch Begünſtigung und Vervielfältigung der Klöſter, der Macht des Adels die geiſtliche Gewalt als hemmenden Damm entgegen zu ſtellen. Wol mag der Stolz und die Herrſchſucht, die man ihm vorwirft, hier oft zu weit gegriffen, nicht immer altherkömmliche Rechte geſchont, die Verhältniſſe nicht immer parteilos unterſucht und berükkſichtigt haben. Wie er die Herrſchaft des bergiſchen Landes an ſich riſſ, ſo mochte er auch wol gegen andre die Billigkeit aus den Augen ſetzen und nur der Stimme des Ehrgeizes und dem Kitzel, ſeine Macht fühlbar zu machen, nachgegeben haben. Wenigſtens läſſt ſich die glühende Rachſucht ſeiner Gegner, kaum anders erklären, die nicht eher raſtete, als bis ſie ſein Blut getrunken.

Mächtiger aber tobte der Haſſ gegen den Erzbiſchof in

keiner Bruſt, als in der des Grafen Friedrich von Iſenburg. Den erſten Urſprung dieſes Haſſes dürfte man vielleicht mit einiger Wahrſcheinlichkeit in dem erwähnten Erbfolgeſtreite zu ſuchen haben, den der Erzbiſchof mit ſeiner Nichte und deren Gemal, Heinrich von Limburg, führte. Denn Friedrich von Iſenburg, ein Enkel Eberhards des erſten, Grafen von Altena *), war den Grafen von Mark und denen von Berg gleichmäßig nahe verwandt **) und überdieß mit Heinrich von Limburg verſchwägert; denn Heinrichs Schweſter war Friedrichs Gemalin. Mochte er ſich nun durch das Unrecht beleidigt fühlen, welches der Erzbiſchof ſeinem Schwager dadurch angethan, daſſ er die Herrſchaft des bergiſchen Landes an ſich riſſ, oder mochte er, wie andre meinen, vielleicht ſelbſt Abſichten auf dieſe Erbſchaft gehegt haben: genug, er ſcheint von jener Zeit an ſeinem hochſtehenden Vetter unhold geweſen zu ſein. Die Spannung ſteigerte ſich, troz der Gunſt, welche der Erzbiſchof Friedrichs Brüdern erwies, von denen er den einen zum münſterſchen, den andern zum Biſchofſtuhle von Osnabrükk beförderte. Der Graf von Iſenburg, leidenſchaftlich wie er war, ließ ſeinen Groll an Klöſtern und geiſtlichen Gütern aus, die er auf mancherlei Weiſe beeinträchtigte und beunruhigte. Auch mochte er mit trozigem Neide auf die hohe Vollmacht hinblikken, die der Kaiſer in die Hand ſeines Vetters gelegt, dem er nun Gehorſam leiſten, ſich vor ihm beugen ſollte. Es kam zu mancherlei Reibungen und der ſtolze Erzbiſchof ſeinerſeits bemühte ſich nicht, den wilden Sinn des Grafen durch Milde zu gewinnen, ſondern ließ ihn ſein Uebergewicht oft ſchmerzhaft fühlen. So geſchah es nun, daſſ der Abt von Eſſen bei dem Erzbiſchofe über den Grafen klagbar ward. Friedrich, hieß es, habe die Schirmvogtei, die ihm über das Kloſter zuſtand, verlezt.

---

*) Eberhard I. hatte drei Söhne, Friedrich, ſein Nachfolger in Altena, Adolf, Erzbiſchof von Köln — (beide kennen wir) — und Arnold, dem aus der väterlichen Erbſchaft die Grafſchaften Iſenburg und Nienburg zufielen. Dieſes Arnolds Sohn war Friedrich von Iſenburg.

**) Der Erzbiſchof Engelbert war ſein Vetter im zweiten Gliede.

Welches Unrecht er dem Kloſter angethan, wird nicht genauer gemeldet. Der Erzbiſchof beſchloſſ, durch eine ernſtliche Rüge den Grafen zur Ordnung zu führen und lud ihn im Reifmonde des Jahres 1225 vor eine Verſammlung der weſtfäliſchen Biſchöfe nach Soeſt. Friedrich erſchien. Außer ihm waren auch noch andre Herren vorgeladen, unter denen wir die Grafen von Teklenburg, von Arnsberg, von Schwalenburg bemerken, die gleichfalls mit der Geiſtlichkeit in Unfrieden lebten. Den näheren Verlauf dieſer Verſammlung wiſſen wir nicht anzugeben. Nur ſo viel iſt gewiſſ, daſſ der Erzbiſchof, da man ſich nicht einigen konnte, dem nächſten Reichstage, der bereits nach Nürnberg ausgeſchrieben war, die Sache zur Entſcheidung übergeben wollte. Aber Iſenburgs leidenſchaftliches Gemüth fühlte ſich durch das hochfahrende Betragen des Kirchenfürſten ſo aufgeregt und verletzt, daſſ er, die Verſammlung verlaſſend, ſeinen ritterlichen Begleitern zuſchwur, der ſtolze Pfaff ſolle mit dem Leben für ſeinen Hochmuth büßen! jetzt habe ſeine Stunde geſchlagen und noch heute wolle er das Schwert in ſein Blut tauchen. — Die furchtbare Drohung ward von einem Anhänger des Erzbiſchofs erlauſcht und dieſem hinterbracht. Aber Engelbert, ſeit langer Zeit gewohnt, ſich mit gewaffneten Reiſigen zu umgeben, und zu ſtolz, um Furcht blikken zu laſſen, verſchmähte es, der drohenden Gefahr in irgend einer Weiſe vorzubeugen. Er reiſte getroſt und ohne ſeine Begleitung zu vermehren, zur feſtgeſetzten Stunde von Soeſt ab; doch muſſte ihm der Biſchof von Minden zuvor das heilige Nachtmahl reichen. Der Heimweg ſollte ihn über Schwelm führen, wo er eine neue Kirche einzuweihen gedachte. — Friedrich von Iſenburg, den Mordanſchlag mit der Larve erzwungener Freundlichkeit verdekkend, geſellte ſich dem Reiſenden zu und ſuchte durch höfliches Betragen und muntere Reden, wie beides ihm ſonſt nicht eigen war, jeden Verdacht von ſich abzuwenden. Aber Engelberts Scharfblikk erkannte gerade an dieſem Zeichen, daſſ der Graf Böſes im Sinne trage, und als er gen Weſthofen kam, wo er die Nacht zu bleiben gedachte, und Iſenburg ſich freundlichſt von ihm beurlaubte, weil er nach ſeinem

Schloſſe Nienburg wolle, da ſann er doch auf Maßregeln zu ſeiner Sicherheit. Denn als er am folgenden Tage weiter zog, ließ er ſeine Reiſigen an der Ruhrbrükke zurükk, damit ſie dem Grafen den Uebergang verwehren möchten. Aber Iſenburgs Schnelligkeit hatte dieſe Vorſicht bereits erfolglos gemacht. Bei nächtlicher Weile über die Brükke ſetzend, war er mit fünfund-zwanzig Gewaffneten zum Gevelsberge unfern Schwelm geeilt, und dort, wo zwei Hohlwege einander kreuzen, lag er lauernd im verſtekkenden Buſchwerk. Mittlerweile zog der Erzbiſchof, — es war am ſiebenten des Reifmonds — nur von einigen Prieſtern, zwei Reiſigen und zwei Edelknaben begleitet, ſorglos daher. Er befand ſich ja nun auf eigenem Grund' und Boden, die gefährliche Brükke war bewacht und Schwelm nicht mehr fern — was hatte er zu fürchten? — Da brach der Graf mit ſeinen Knechten aus dem Hinterhalte auf die Vorüberzie-henden los. Im Nu waren die beiden Reiſigen und die Edel-knaben von den Roſſen gerannt, gebunden, geknebelt und in das Dikkicht geſchleppt — nur der eine Edelknabe entging die-ſem Schikkſal, da er für todt unter den Hufen der Roſſe am Boden lag. Die geiſtlichen Begleiter des Erzbiſchofs ſtoben auseinander und der Fürſt ſelbſt vertraute der Schnelligkeit ſei-nes edeln Renners, der pfeilſchnell mit ihm dahinflog. Da verſperrte ihm Herbert von Rükkerode den Weg, ein wilder Rittersmann, der von gleichem Haſſe gegen den Erzbiſchof be-ſeelt, ſich mit dem Grafen von Iſenburg zu der blutigen That verbündet hatte. Mit raſcher Hand fiel er Engelberts flüchti-gem Roſſe in die Zügel und zerrte mit der andern den Sträu-benden zur Erde. In Todesangſt rang der Erzbiſchof mit dem Ritter und ſchon war es ihm gelungen, ſich des Feindes eiſer-nen Armen zu entwinden und den Ausgang des Hohlweges zu erreichen, als Herbert ihn zum zweiten Male erhaſchte. Jetzt ſprengte auch Iſenburg mit ſeinen Mordgeſellen herbei. „Schlagt den ſtolzen Hund nieder!“ donnerte er. Es war um den Un-glükklichen geſchehn! Vergebens rang das blühende Leben des kräftigen Mannes gegen den gräſſlichen Tod. Was vermochte der Waffenloſe gegen die Uebermacht ſeiner bewaffneten Mör-

der? — Ein Schwerthieb trennte ihm die rechte Hand vom Rumpfe, ein andrer traf ſein Haupt, ein dritter ſeine Hüfte — noch gab er die Hoffnung des Lebens nicht auf, noch ſetzte er die fruchtloſe Vertheidigung fort. Da ſpaltete ein Knecht des Grafen ihm mit der Streitaxt den Kopf und als er röchelnd niederſank, rannte ihm Herbert von Rükkerode das Jagdmeſſer in den Leib. „Mehr als genug!“ rief Friedrich von Iſenburg und ſah, ſchaudernd nach vollbrachter That, das edle Blut ſeines eigenen Geſchlechtes am Boden fließen, und die Mordgeſellen ſprengten fort von dem gräſſlich verſtümmelten Leichnam. — Mittlerweile hatte der Edelknabe ſich erholt, der ohnmächtig auf dem Platze des erſten Angriffes liegen geblieben war. Das Mordgeſchrei lenkte die ſchweren Schritte des hart Beſchädigten zu der Stelle, wo eben die entſetzliche That vollführt war. Mühſam ſchleppte er ſich herbei und legte weinend das Haupt ſeines röchelnden Herrn in ſeinen Schooß, an ſeine treue Bruſt, bis der Gemordete den letzten Athem verhaucht. Schon dämmert der frühe Herbſtabend, da zieht ein Bauer mit ſeinem Karren die Straße entlang und ſieht mit Schrekken und Jammer, was hier vorgegangen. Auf ſeinem elenden Fuhrwerke bringt er die entſtellte Leiche nach Schwelm und allgemeines Wehklagen erhebt ſich um den vielgeliebten Herrn, Alles ſtrömt herbei, den jämmerlich Ermordeten zu ſehen und ihm Thränen der Liebe zu weihen. Sieben und vierzig Wunden bedekkten blutig den Leib des Erſchlagenen und ſchienen um Mitleid und Rache zu rufen.

Am zehnten Reifmonds kam der Trauerzug in Köln an. Die Leiche ward dem Volke zur Schau geſtellt und dann mit aller Pracht, die dem hohen Kirchenfürſten gebührte, das feierliche Todtenamt gehalten. Hatte das Volk den Lebenden verehrt, ſo betete es den Todten an. „Er ſei ein heiliger Märtyrer, der um ſeiner Gerechtigkeit willen von den Gottloſen gehaſſt, und weil er die Kirche Chriſti kräftig beſchützt, von ihnen erſchlagen worden ſei. Die trauernde Klage könne ihn nicht mehr in das Leben zurükkrufen. Der Schmerz um ſeinen Tod müſſe ſich in der Rache gegen den Mörder abkühlen.“

Und als nun fünf Tage danach das Domkapitel zur Wahl eines neuen Erzbiſchofs ſchritt und Heinrich von Molenark zu dieſer Würde erhoben ward, da ſprach der Erwählte nur die Stimmung des ganzen Volkes aus, als er ſofort alle Dienſtmannen des Erzſtiftes zu den Waffen rief, um ohne Säumen, das Werk der Rache zu beginnen. Doch ganz Deutſchland, das ganze Reich ſollte in Bewegung geſetzt werden, um den Schuldigen zu verfolgen und ihn von der Erde zu vertilgen. Der neue Erzbiſchof zog gen Nürnberg, wo noch im Spätherbſte der Reichstag zuſammentrat. Sein Zug war ein ernſter Leichenzug. Denn mit ſich führte er den Erſchlagenen im Sarge *). Schon waren die Stände des Reiches um den jungen König Heinrich, des Kaiſers Sohn, verſammelt, da öffnen ſich die hohen Pforten des Saales und herein wird der Sarg getragen, begleitet vom Erzbiſchofe und ſeinem zahlreichen Gefolge. Ernſt und in Trauerkleider gehüllt, ſchreiten ſie daher. Die Bahre wird niedergeſetzt und der Abt des Kloſters Altenberg hebt das Leichentuch fort. Da erblikkte die ſchaudernde Verſammlung den verſtümmelten Leichnam in das erzbiſchöfliche Gewand gehüllt, das von den Streichen den Mörder zerriſſen und mit Blut beſudelt war. Neben ihm lag die abgehauene Rechte. Der Abt hob ſie empor, die Hand, die des Reiches Zügel an Kaiſers Statt geführt, die des jungen Königs Erziehung geleitet, die das Allerheiligſte dem Volke gezeigt und den Seegen geſpendet hatte. Unbeſchreiblich war der Eindrukk, den dieſer Anblikk auf die edle Verſammlung machte. Der Todte ſelbſt ſchien zu klagen und ſein ſtarrer Mund beredter zu ſprechen, als der Abt es vermochte, der jetzt mit ergreifenden Worten die Anklage gegen den Mörder erhob, und die ſtrafende Gerechtigkeit der Vertreter des geſammten Vaterlandes aufrief. Kaum hatte er geendet, als ſtürmiſch und laut von allen Seiten her der Abſcheu vor der verruchten That ſich kund gab und hunderte von Stimmen die Reichsacht über den Mörder

---

*) Er ſoll die Leiche haben ſieden laſſen, um ſie vor der Verweſung zu ſchützen.

ausriefen. Doch ſoll es dem Grafen Friedrich von Iſenburg auch nicht an Vertheidigern gefehlt haben. „Man erbiete ſich mit Schwert oder Lanze im ehrlichen Zweikampfe gegen jedermänniglich die Anklage als erlogen und falſch zu beweiſen.“ Das Getümmel wuchs und das wilde Hin- und Herdrängen ward ſo groß, daſſ mehr als funfzig Ritter dabei niedergetreten und umgekommen ſein ſollen. Endlich ward die Ruhe wiederhergeſtellt und die Reichsacht gegen Friedrich von Iſenburg und ſeine Mordgeſellen feierlich und förmlich ausgeſprochen. Der Erzbiſchof aber verkündete laut, wer ihm den Mörder, ſei es todt oder lebendig, ausliefern würde, habe eines Lohnes von 2000 Mark kölniſch zu gewarten. Hierauf zog er mit dem ganzen Trauerzuge wieder von dannen. Nach Köln heimgekehrt, ließ er es ſeine erſte Sorge ſein, die Reichsacht weit und breit bekannt zu machen und alle benachbarten Fürſten und Herren zur Vollziehung derſelben aufzurufen. Der Kardinal Konrad von Portia, des Pabſtes Bevollmächtigter, ſprach ſodann auch den Fluch der Kirche über den Geächteten und ſeine Mitſchuldigen aus, um ſie gleichmäßig vom Himmel, wie von der Erde zu verſtoßen. Erſt dann beſorgte man mit großer Pracht die Beſtattung des Ermordeten. Im Dome zu Köln fand Engelbert ſeine Ruheſtatt (23te Hornung 1226). Der heilige Vater zu Rom aber verlieh dem Verſtorbenen bald darauf die höchſte Würde der Dahingeſchiedenen — er ſprach ihn heilig.

Mittlerweile war der Aufruf des Erzbiſchofs zur Vollziehung der Acht gegen den Mörder nicht unwirkſam geblieben und von allen Seiten eilten bewaffnete Schaaren herbei, an den iſenburgiſchen Landen blutig zu rächen, was ihr Herr verſchuldet. Sogar Friedrichs Verwandte griffen ohne Bedenken zum Schwerte, um die Blutrache zu vollziehen. Wol mochte manchen die Furcht vor Acht und Bann dazu treiben, die meiſten aber kamen, um Antheil an dem allgemeinen Raube zu haben. Denn von den Gütern des Geächteten wollte jeder ſich zueignen, was er behaupten konnte. Wir ſehen hier alle unſre Grafen vereint vor die Feſte Iſenburg ziehen, wo der Verfolgte

ſich mannhaft vertheidigte. Die Grafen Wilhelm von Jülich, Adolf von Mark und Dietrich von Klewe wetteiferten hier um den Preis der Tapferkeit. Vor allen aber ſoll der von Klewe ſich muthig hervorgethan haben. Denn auf ihm laſtete der Verdacht der Mitwiſſenſchaft um den Mordanſchlag und nur das Wort des Königs Heinrich hatte ihn davon freigeſprochen. Jetzt ſollte die eigene That ihn reinigen. Sturm auf Sturm rüttelte an der Feſte und das klewiſche Schwert blitzte allenthalben furchtbar voran. Dem Iſenburger entſchwand der Muth. Dem Schutze ſeiner Brüder Wilhelm und Gottfried die Burg und das Land vertrauend, entkam er durch heimliche Flucht. Die Feſte aber ward erſtürmt und ohne Erbarmen würgte das Schwert, was in ihr athmete. Selbſt der lebloſen Mauern wurde nicht geſchont, die den Namen des Verfluchten trugen. Die Iſenburg ward dem Boden gleich gemacht und nur zertrümmertes Gemäuer verkündete noch ſchwermuthvoll die ehemalige Pracht und Herrlichkeit des Grafenſitzes.

Während Feuer und Schwert in den iſenburgiſchen Landen wüthete und vor allen Graf Adolf von Mark, durch ſeine nahe Verwandtſchaft mit dem Geächteten, ſich zur gewaltſamen Beerbung deſſelben berechtigt glaubte und einen Bezirk nach dem andern für ſich eroberte, irrte der Vertriebene, von den Furien des Gewiſſens gepeitſcht, unſtät und flüchtig im Lande umher. Seine ſchuldloſe, edle Gattin tödtete der Gram über des Gemals Frevel und Unglükk, ſeine alte Mutter ergriff in ihrem Jammer den Pilgerſtab zur Walfahrt nach Rom, um für die Seele des Gemordeten zu beten und die blutige Schuld ihres Kindes durch Mutterthränen abzuwaſchen, ihm Gnade zu erflehen vor dem Richter der Lebendigen und der Todten. Als ſie von Rom heimkehrte ſtiftete ſie ein Nonnenkloſter, worin ſie, unter Bußübungen und Herzeleid, den kummervollen Reſt ihres grambelaſteten Lebens verweinte *). — Friedrich ſelbſt aber, ohne Freund und Heimat umherirrend, von Gott und Welt verlaſſen, ward zwiſchen Lüttich und Hui von dem Ritter

---

*) Teſchenmacher a. a. O.

Balduin am Genepp erkannt und ergriffen und dem Erzbiſchofe von Köln ausgeliefert. Da feierte die Rache ihr ſchwelgeriſches Feſt. Vor dem Severinthor ward der Unglükkliche dem Volke zur Schau mit langſamen Quaalen hingerichtet. Die zerbrochenen Glieder des noch Lebenden flocht man auf das Rad während die Prieſter „Herr Gott Dich loben wir“ anſtimmten (1220).

Des Hingerichteten Söhne, Dietrich und Friedrich, hatten inzwiſchen Schutz und Aufnahme bei ihrem Oheim, Heinrich von Limburg und Grafen von Berg gefunden. Das Opfer war gefallen, die Rache geſättigt — welchen Antheil hatten die ſchuldloſen Knaben an des Vaters Verbrechen, daſſ ſie ihres Erbes beraubt werden ſollten? Heinrich ſuchte davon zu retten ſo viel er konnte; aber das Meiſte riſſ der Graf von Mark dennoch an ſich. Wenn erſt kräftige, wehrhafte Jünglinge aus den Knaben geworden, dann ſei es immer noch Zeit genug, den Raub zurükkzufodern, dachte Heinrich. Der Sturm, der jetzt gegen Iſenburgs Geſchlecht tobt, hat ſich dann gelegt und die alten Freunde des Vaters werden wieder Muth faſſen, den geplünderten Söhnen beizuſtehen, und zu dem Ihrigen zu verhelfen.

Hierauf ſcheinen für unſre geſammten Lande einige Jahre in ziemlicher Ruhe vorübergegangen zu ſein. Wenigſtens iſt uns nichts Erhebliches aus jener Zeit überliefert worden. Heinrich von Limburg benutzte dieſe Ruhe, um in den Widerbeſitz verſchiedener Güter und Rechte zu kommen, die von ſeinem Schwiegervater, dem Grafen Adolf von Berg verpfändet worden waren. Die häufigen Kriegsfehden, in welche jener verwikkelt war, vor allen ſein Zug gegen die Albigenſer und in das Morgenland, hatten ſeine Kaſſen bald erſchöpft und Verpfändungen, das damals gewöhnliche Auskunftmittel gelдbedürftiger Fürſten, nothwendig gemacht. Deſſ freuten ſich die reichen Abteien, die bereitwillig ihre Schätze öffneten, um wohlfeilen Kaufes ihre Ländereien zu vermehren. Der Graf ſcheint ohnehin gegen geiſtliche Stiftungen ſehr freigebig geweſen zu ſein und ihnen außerdem noch manches als Geſchenk

überlaſſen zu haben. Heinrich ſchritt nun zur Einlöſung. Dabei fand er in der Hartnäkkigkeit der Geiſtlichen, die den einmal errungenen Beſitz nicht los laſſen wollten, bedeutende Schwierigkeiten. Doch gelang ihm ſein Unternehmen großentheils.

Als der Kaiſer Friedrich der zweite endlich den längſt angelobten Kreuzzug unternahm (1228), der den Chriſten auf kurze Zeit Jeruſalems Beſitz wieder verſchaffte,*) nahm auch Heinrich das Kreuz, um Gefahr und Ruhm mit ſeinem kaiſerlichen Herrn zu theilen. Von ſeinen Abenteuern auf dieſem Zuge iſt uns nichts berichtet und wir ſehen ihn ſchon im folgenden Jahre wieder in die Heimat zurükkehren. — Seit Iſenburgs blutiger That waren nun mehr als vier Jahre vergangen und der junge Dietrich, des Hingerichteten älteſter Sohn, ſtand als kräftiger Jüngling vor ſeinem heimgekehrten Pflegevater. Da gedachte dieſer, daſſ es jetzt an der Zeit wäre, das Erbe ſeiner Schweſterſöhne zurükzufodern und bereitwillig verhießen die Grafen von Lippe, von Steinfurt und andere, auch der Biſchof Otto von Osnabrükk, des Grafen Friedrich von Iſenburg Bruder, ſein redliches Vorhaben nach Kräften zu unterſtützen.

Demnach wandte er ſich an den Grafen Adolf von Mark und ſtellte dieſem vor, wie es ihm nicht wol anſtehe, ſich mit dem Erbe ſeiner verwaisten Stammvettern zu bereichern. Er möge nun den rechtmäßigen Eigenthümern zurükgeben, was er ſchon allzulange beſeſſen. Aber Adolf gab ſolchen Vorſtellungen kein Gehör. „Friedrich von Iſenburg ſei in des Reiches Acht und in der Kirche Bann geſtorben. Ein Geächteter habe keinen Beſitz mehr und ſei erblos. Darum ſtehe ihm, als dem nächſten Stammvetter, das Recht auf die iſenburgiſchen Beſitzungen zu, die ja ohnehin in früherer Zeit mit der Grafſchaft Altena verbunden geweſen. Er gedenke ſie zu behalten und nöthigen Falls ſein Recht mit dem Schwerte zu beweiſen.“ — Auch hatte der Graf nichts unterlaſſen, ſich in dem eroberten Lande feſtzuſetzen. Während er durch mancherlei Vergünſtigungen die Liebe

*) Th. I. S. 99.

ſeiner neuen Unterthanen zu gewinnen ſuchte, mit thätiger Sorge Alles umfaſſend, was die Wunden heilen mochte, die der wilde Kriegsſturm dem Lande zugefügt, erbaute er da, wo die Ahſe ſich in die Lippe mündet, die Stadt Hamm, um, wie ein alter Berichterſtatter *) meldet, den Unglükklichen, welche durch die Zerſtörung der iſenburgſchen Feſte Nienburg heimatlos geworden waren und nun zerſtreut im Lande umherirrten, eine neue Heimat zu gewähren. Es war am Aſchermittwoch des Jahres 1226, als der Grund zu dieſer neuen Stadt gelegt ward. In gleicher Abſicht begann er am Tage des h. Pankratius 1227 den Bau der Burgfeſte Blankenſtein, auf derſelben Stelle, wo die zertrümmerte Iſenburg geſtanden. Auch hier fanden viele von denen, die in der blutigen Fehde Obdach und Eigenthum verloren hatten, Schutz und Heimat. Bei allen dieſen weiſen und wohlüberlegten Schritten ſoll der Graf dem Rathe ſeines vielgetreuen Truchſeſſ, des ehrenhaften und tapfern Ritters Ludolf von Boinen gefolgt ſein. Auf den Rath dieſes Getreuen trat er auch mit dem Herrn Dietrich von Volmarſtein in Unterhandlung und erkaufte die Stadt Lünen von ihm. „Ludolf von Boinen — ſo rühmen die Berichte **) — ſei ein Vorbild aller treuen Diener geweſen, nur immer den Vortheil ſeines Herrn im Auge haltend, an ſeinen eigenen Gewinn ſo wenig denkend, daſſ er ſeinen Kindern nur eine kleine Burg hinterließ, während er doch Jahre lang die Grafſchaft verwaltete und ſeinen Herrn reich machte“. Ein herrliches Zeugniſſ für den Diener, aber kein geringeres für den Herrn, dem ſo eifrige Treue ſich liebend widmete.

Mittlerweile rüſteten beide Theile aus aller Macht zum nahen Kampfe und der Frühling des Jahres 1230 entblößte die Schwerter. Während Heinrich ſelbſt die Feſte Limburg an der Lenne, eine alte Beſitzung des iſenburgiſchen Hauſes, mit raſcher Hand durch glükklichen Ueberfall gewann, fielen ſeine Bundesgenoſſen, der Biſchof von Osnabrükk und die Grafen

*) Levold Northof. S. 386.

**) Ebendaſ.

von Lippe und Steinfurt, von zwei Seiten her das märkiſche Gebiet an. Mit Feuer und Schwert grimmig hauſend, drang die eine Schaar vorwärts, begleitet vom Wehrufe des Landvolkes, deſſen Hütten ſie verbrannten, deſſen Heerden ſie mit ſich führten, indeſſen die andere ſich vor die kaum erſtandenen Mauern der Stadt Hamm warf und ſie belagerte. Aber Ludolf von Boinen, eben ſo tapfer im Felde, als weiſe im Rathe, flog mit dem märkiſchen Kriegsvolke eilig dem Feinde entgegen und ſein tapferer Arm traf zuerſt die Schaar, welche plündernd das Land durchzog und trieb ſie glükklich über die Gränze, dann eilte er zum Entſatze der belagerten Stadt und zwang auch hier den Feind mit Haſt zum Rükkzuge. Doch die Limburg zurükkzuerobern gelang ihm nicht; denn Heinrich hatte nicht geſäumt, die ſchadhafte Feſte, aufs ſchleunigſte auszubeſſern und ſie gehörig zu bemannen. Damit noch nicht zufrieden, begann er jetzt, als die Fehde den Sommer über ruhte, den Bau einer neuen Burg, die an Feſtigkeit und Umfang bei weitem die alte übertraf. Als das Schloſſ fertig war, übergab er es ſeinem Neffen Dietrich zum künftigen Stammſitze ſeines Geſchlechtes. Doch muſſte Dietrich, in dankbarer Anerkennung des Schutzes, den ihm der Oheim geleiſtet, ſich die Lehenhoheit der Grafen von Berg gefallen laſſen.

Kaum waren die Früchte des Herbſtes eingeärndtet, als die Fehde von Neuem entbrannte. Aber auch jetzt lächelte kein beſſeres Glükk den bergiſchen und ihren Bundesgenoſſen. Wie ein unbezwinglicher Wächter ſchützte Ludolf von Boinen ſeinen Fürſten und ſein Vaterland und alle Anſchläge des Feindes ſcheiterten an ſeiner Feldherrnklugheit und Tapferkeit. Einſt hatte der Graf von Berg mit einer auserleſenen Schaar ſich im Dikkicht des Lurwaldes in Hinterhalt gelegt. Er gedachte hier den Grafen Adolf von Mark durch Ueberfall zu fangen; denn ihm war Kunde gekommen, wie der Graf durch den Wald zöge, um eine Fuhrt über das Gewäſſer der Ruhr aufzuſuchen. Aber einer von Adolfs Jägern erſpähte den lauernden Feind und entdekkte ſeinem Herrn die drohende Gefahr. Schnell und heimlich verließ man die eingeſchlagene Richtung, umging die

Bergiſchen und fiel ihnen ſo plötzlich in den Rükken, daſſ Heinrich ſelbſt verwundet wurde und nur mit genauer Mühe den Märkiſchen entrann. — So zog ſich die Fehde dahin, als Heinrich die Trauerkunde erhielt ſein Vater Walram, der Herzog von Limburg, ſei entſchlafen (1231). Da übergab er die Verwaltung des Landes ſeinem älteſten Sohne Adolf, die Leitung des Kampfes den Händen des jungen Grafen Dietrich von Iſenburg anvertrauend, der jetzt männlich und wehrhaft genug war, ſein Recht ſelbſt zu verfechten. Denn Dietrich hatte das achtzehnte Lebensjahr vollendet. Heinrich aber begab ſich in das Herzogthum Limburg, die väterliche Erbſchaft anzutreten und die Huldigung der Unterthanen in Empfang zu nehmen. Doch nur ein Jahr verweilte er dort und kaum war er in das bergiſche Land zurükkgekehrt, als er wieder ernſthaft der Fehde gedachte und durch einen verheerenden Einbruch in das märkiſche Gebiet dem Feinde ſeine Gegenwart kund gab. Die Stadt Schwerte an der Ruhr ging vor ſeinem Zorne in Flammen auf und weit und breit litt das Land unter ſeinem eiſernen Fußtritte. Aber bei Vielgeiſt trat ihm Ludolf von Boinen entgegen und errang, nach heißem Schlagen, abermals den Sieg, verfolgte dann die Fliehenden und vergalt am bergiſchen Lande reichlich, was die Mark ſo eben gelitten (1232).

Heinrich war nun des Kampfes müde. Die übrigen Bundesgenoſſen ſcheinen ſich ſchon früher zurükkgezogen zu haben. Nur Dietrich von Iſenburg ſelbſt gab ſein Recht nimmer auf und ſetzte die Fehde noch Jahrelang fort, bis es endlich zwiſchen ihm und dem Grafen Adolf von Mark zum friedlichen Vergleiche kam. Dietrich erlangte dadurch nur wenig mehr, als was er durch die frühere Fürſorge ſeines Oheims Heinrich ſchon inne hatte. Der größere Theil der iſenburgiſchen Beſitzungen blieb mit der Grafſchaft Mark vereinigt, deren Gebiet dadurch anſehnlich erweitert wurde.

Mitterweile hatte ein neuer Ketzerkrieg das nordweſtliche Deutſchland in Bewegung geſetzt. Seitdem die Dominikanermönche im ſüdlichen Frankreich und in Spanien, unter dem Schutze und auf Befehl des heiligen Vaters in Rom, jene blu=

tigen Glaubensgerichte eröffnet hatten, die mit Kerker und Scheiterhaufen den nach Licht und Wahrheit ringenden Menſchengeiſt in das grauenvollſte Dunkel des Aberglaubens und der Geiſtesknechtſchaft zurükkzuſcheuchen bemüht waren, wurden allenthalben Ketzereien aufgeſpürt und verfolgt. Auch in Deutſchland hatte der Beichtvater der Landgräfin Eliſabeth von Thüringen, jener verrufene Konrad von Marburg, die Ketzerjagd rege gemacht. Zwar hat der geſunde, kräftige Sinn des deutſchen Volkes ſich nie die Gräuel der Glaubensgerichte gefallen laſſen; aber wo es darauf ankam, im männlichen Kampfe zur Ehre Gottes und zum Heile der Kirche, Ketzer todtzuſchlagen, da fehlte es auch in Deutſchland nie an bereitwilligen Armen und die Habſucht der Geiſtlichen wuſſte davon Gebrauch zu machen. Gewiſſ war es bis jetzt noch Keinem eingefallen, daſſ es eine Sünde gegen den Glauben ſei, einem Biſchofe den kirchlichen Zehnten zu verweigern; jetzt ſollte die Welt von dieſer Lehre überzeugt werden.

Die Stedinger oder Stiffländer, ein frieſiſcher Volksſtamm, der die Gegenden von Oldenburg und Delmenhorſt bewohnte, ſchlecht und recht dahinlebend und durch hartes Tagewerk zur See und auf dem Lande mühſam das Nothwendige erwerbend, konnte es nicht begreifen, weshalb der Menſch verpflichtet ſein ſollte, mit ſeinem Schweiße die müßige Schwelgerei der Prieſter zu ernähren. Schon ſeit Jahren führten die Erzbiſchöfe von Bremen darüber Klage, daſſ die Stedinger ihnen den Zehnten verweigerten und manches Mittel der Gewalt und Strenge war verſucht worden, ſie zur ſchuldigen Unterthänigkeit zu bewegen. Aber in den Stedingern lebte noch zu viel von der altgermaniſchen Freiheitliebe, als daſſ ſie nicht kräftigen Widerſtand geleiſtet hätten. Was hatte auch der reiche Erzbiſchof an den armen Bauern und Fiſchern zu ſuchen? — Aber der Erzbiſchof Gerhard (II.) war nicht länger geneigt, ihren Trotz zu ertragen. Er ſchilderte dem Pabſte Gregor (IX.) jenes Volk als die verruchteſten, halsſtarrigſten Ketzer und flehte um ſeinen Beiſtand. Der heilige Vater zögerte nicht mit ſeinem Bannſtrahle und befahl das Kreuz gegen die Kinder des Abfalls zu predigen (1231). Da ſtrömten die Gläubigen ſchaarenweiſe gen Bremen, um, ih-

rer rohen Raub= und Fehdeluſt genügend, ſich den Himmel zu erkämpfen. An ihrer Spitze ſtand der Graf Herrmann von Lippe, des Erzbiſchofs Bruder. Am heiligen Weihnachtfeſte brach das Kreuzheer gegen die Ketzer auf. Aber die Stedinger empfingen die böſen Weihnachtgäſte ſo derb, daſſ nur wenige ihren kräftigen Händen entrannen. Der Graf von Lippe ſelbſt blieb erſchlagen auf dem Felde. Schmerz und wilder Zorn ergriffen den Erzbiſchof ob dieſer Kunde. Von Neuem donnerten die Kreuzpredigten durch Deutſchlands Gauen und von Neuem ſtrömten zahlloſe Schaaren herbei, im Kampfe mit den halsſtarrigen, tapfern Ketzern, des Armes Kraft zu verſuchen. Da kam auch der Graf Dietrich von Klewe mit anſehnlichem Kriegsvolk, es kam der Graf Wilhelm von Jülich herbei und Adolf, der Sohn Heinrichs von Limburg und Berg, ſtellte ſich an die Spitze derer, die aus ſeinem Lande das Kreuz nahmen. Nur der unmittelbaren Theilnahme des Grafen Adolf von Mark wird nicht erwähnt, obgleich auch viele ſeiner Lehenleute und Dienſtmannen dem Zuge ſich anſchloſſen.

Es war im Sommer 1233 als das neue Kreuzheer, von dem Herzoge von Brabant geführt, die Grenzmarken der Stedinger überſchritt. Nur neuntauſend Männer hatten dieſe dem mächtigen Feinde entgegenzuſtellen, deſſen Zahl wol ſchwerlich zu hoch angeſchlagen wird, wenn man ſie auf vierzigtauſend berechnet. Am ſechsundzwanzigſten des Heumonds kam es zur Schlacht. Ermuthigt von der biedern und herzhaften Zuſprache ihrer Führer, hielten die Stedinger mit Löwenmuth den ungeſtümen Angriff des Kreuzheeres aus, das von den Geſängen der Mönche, die jenſeit des Ochtefluſſes dem Kampfe zuſchauten, begeiſtert, die Waffen ſchwang. Lange Zeit ſchwankte der Streit unentſchieden. Hier galt es Freiheit und Leben, dort des Glaubens Ehre und rühmliche Beute; hier rang kernige Urkraft durch den Muth der Verzweiflung geſtählt, dort ſchien die ungeheure Uebermacht des nahen Sieges gewiſſ. Aber dieſer Anſchein war nur trügeriſch. Schon wankte das Kreuzheer auf allen Seiten, ſchon zerriſſ die Ordnung und die Flucht ward allgemein. Siegestrunken ſtürzten die Stedinger ſich den Flie=

henden nach — da wandte ſich das Geſchikk. Der Graf von Klewe bemerkte, wie der Feind die eigenen Reihen auflöſte und ſich in der Verfolgung zerſtreute. Raſch ſammelte er ſeine wakkere Schaar um ſich und erneute den Kampf. Ihm ſchloſſen ſich die Tapferſten und Muthigſten an und ihr Beiſpiel brachte die noch Fliehenden zur Beſinnung. Die Stedinger ſahen ſich aus ihrem Siegestraume furchtbar erwekkt. Von allen Seiten umringt, eng eingeſchloſſen von den Waffen der Feinde, blieb ihnen keine andere Wahl, als ein ehrenvoller Tod. Sie ſtarben ihn, wie es deutſchen Männern ziemt. Wer von ihnen in jener Schlacht nicht mitgekämpſt, oder im Kampfe nicht erlegen war, ging einem gräſſlichen Geſchikk entgegen. Ihre Hütten gingen in Feuer auf, Weiber und Kinder erlagen der heiligen Wuth ihrer Verfolger, Hunderte kamen in den Flammen um und den Ueberlebenden ward das Joch der Knechtſchaft ſchwer auf den bezwungenen Nakken gebürdet.

Nach ſolchen Thaten zog das Kreuzheer heim, und auch unſere Grafen, froh des „guten Werkes,“ an dem ſie Theil genommen, lenkten ihre Roſſe den heimiſchen Burgen zu.

Welchen Antheil ſie an dem immer höher ſich ſteigernden, immer ernſter ſich geſtaltenden Kampfe zwiſchen dem Pabſte und dem Kaiſer Friedrich dem zweiten genommen, meldet uns die Geſchichte nicht. Wahrſcheinlich alſo blieben ſie ihrem edlen Herrn und Kaiſer mit unerſchütterlicher Treue ergeben. Wenigſtens an der Empörung des jungen Königes Heinrich nahm gewiſſ keiner von ihnen Antheil, und von dem Grafen Wilhelm von Jülich wird ausdrükklich berichtet, daſſ er, bis an ſeinen Tod (1247) ſtandhaft auf Friedrichs Seite geblieben. Gerade in dieſer Anhänglichkeit an den, von Rom aus verfluchten Hohenſtaufen, mag die Urſache liegen, daſſ die Chroniſten das Andenken dieſes Grafen mit Tadel überhäufen. „Obgleich von der Natur reich begabt“ — heißt es von ihm — „und hoch berühmt durch ſeine Waffenkunde, die er, glühend von heiligem Eifer, für den wahren Glauben, im Kampfe gegen die ſtedingiſchen Ketzer aufs herrlichſte bewährt hatte, ſank er doch in ſpätern Jahren von ſeiner frühern Tugend und Frömmigkeit zu viel-

fachen Laſtern hinab. Denn dem Kaiſer Friedrich II. anhangend, der durch den Pabſt und die Kirchenverſammlung von Lyon abgeſetzt ward, wurde er mit jenem zugleich ein Feind der Kirche und der Diener Gottes, die er an Gut und Leib höchlich beſchädigte, fing, beraubte und verſtümmelte, als ob ſie nicht mit dem heiligen Oele geſalbt wären, weshalb auch ihn die Strafe des Kirchenbannes traf, die er aber mit ſtolzem Geiſte verachtete. Darum verkehrte Gott ſein Herz zu verworfener Geſinnung, daſſ er, ſein eigenes Weib des Ehebruchs anklagend und in den Kerker werfend, ſelbſt der ſchändlichſte Ehebrecher und Jungfrauenſchänder wurde. In ſeiner Burg Nidekk erkrankt, wandte er ſich nach Köln, um Hilfe bei den dortigen Aerzten zu ſuchen. Doch als er, von dieſen aufgegeben, auf der Heimreiſe begriffen war, ſtarb er jämmerlich auf freiem Felde im Schooße einer Ritterfrau, die er ihrem Gatten mit Gewalt entführt hatte." *) „Schändlich, wie er gelebt, ſtarb er auch," fügt ein anderer**) hinzu. Das Jahr ſeines Todes war 1247.***) Ein mitleidiger Mönch unterließ nicht, dem hart Getadelten wenigſtens die Ausſicht auf den Himmel offen zu erhalten. Ein Geſang der Engel habe ihn auf ſeinem Krankenbette umtönt und zur Buße gerufen, berichtet er; doch melden andere dagegen, ſein irrer, gequälter Geiſt habe nach dem Tode keine Ruhe gefunden, ſondern ſei ſpukend noch lange umhergewandelt. Kaum aber dürfen wir den Anklagen gegen ſeine Sitten größern Glauben ſchenken, als dieſem Geiſtermährchen, das mit jenen aus derſelben Quelle fließt. Wenn nicht in dem langen Zeitraume von 1197 bis 1245 oder 1247 zwei Grafen Wilhelm nacheinander über Jülich herrſchten, — was allerdings nicht ganz unwahrſcheinlich iſt — ſo war dieſer eine, wie wir ihn hier vor uns haben, wol in jedem Falle ſchon viel zu hoch im Greiſenalter vorgerükkt, um noch an Liebeswerk und Frauenraub zu denken. Ihn verleumdete der Pfaffenhaſſ, der ihn gemeinſam

*) Honſeler a. a. O.

**) Teſchenmacher a. a. O.

***) Nach andern 1245.

mit ſeinem kaiſerlichen Herrn verfolgte, und war er derſelbe Graf von Jülich, der einſt zur Zeit der Gegenkönige Otto und Philipp ſeine Treue für Geld feil bot, ſo müſſen wir uns freuen, ihn am Abende ſeines Lebens dieſen Makel der Ehre durch unerſchütterliche Anhänglichkeit an den großen Kaiſer austilgen zu ſehen. Ihm folgte in der Herrſchaft ſein Sohn Wilhelm, dieſes Namens der fünfte.

Dietrichs (V.) von Klewe aber wartete noch ein gar ſeltſames ritterliches Abenteuer, als er von dem Kampfe gegen die Stedinger heimgekehrt war. Der Graf von Klermont nämlich lud ihn und eine große Menge hochberühmter Ritter zum Lanzenbrechen nach Korwey. Mit Freuden nahm der waffenkundige Graf die Einladung an und zog mit ſeinem Vetter, Florentin von Holland, zum Turnier. Graf Florentin leuchtete an ſchöner Heldengeſtalt und unübertrefflicher Gewandheit im Waffenſpiele vor allen andern. Niemand widerſtand ſeinem männlichen Arme und vor ſeiner Lanze blieb keiner bügelfeſt. Das verdroſſ die franzöſiſchen Ritter, die dem Turniere beiwohnten und vor allen den Grafen von Klermont ſelbſt. Sah dieſer ſchon mit neidiſchem Grolle den edeln Gaſt in jedem Rennen den erſten Preis davon tragen, ſo verdroſſ es ihn noch mehr, als der ſchöne Mund ſeiner Hausfrau vom Lobe des Fremden überſtrömte und mit dem freundlichſten Blikke dem Sieger den Ehrendank ſpendete. Neid und Eiferſucht kochten in Klermonts Buſen. Der ſolle die Sonne nicht länger ſchauen, ſchwur er, den ſein Weib gelobt und freundlich angeblikkt. Die franzöſiſchen Ritter ſchürten das Feuer und boten ihm ihre Arme zum Beiſtande an. Raſch blitzten die Schwerter empor und mit Mordgebrüll drangen die Feinde auf den ungewarnten Grafen ein. Dietrich von Klewe ſah die Gefahr ſeines edeln Waffenbruders und flog herbei, ihn zu retten. Aber zu ſpät! ſchon rann das Blut des Helden am Boden, ſchon röchelte die durchborte Bruſt im Todeskampfe. Zur Rettung war es zu ſpät — doch nicht zur Rache. Hart traf Dietrichs Schwert den Grafen von Klermont, daſſ der Mörder ſterbend zu dem Gemordeten ſank. Dann bahnte ſich der klewiſche Muth rings durch die

wuthſchnaubenden Feinde den Weg' und eilend verließ der Graf das blutbeſudelte Feſt. Doch ein Freund ſtand auf, auch Klermonts Tod zu rächen. Ein Graf von Nivella (ein Brabantiſcher) kündigte dem von Klewe Fehde an auf Tod und Leben. Aber Dietrich trug in einer heiſſen Schlacht den Sieg davon und ſein ſtarker Arm erlegte auch dieſen Feind (1234—1235).

Faſt gleichzeitig mit Wilhelm dem vierten von Jülich, ſehen wir alle unſere Grafen von der Bühne des Lebens abtreten und ihren Söhnen den Platz räumen. In einem und demſelben Jahre (1244) ſtarb der mannhafte Dietrich von Klewe und Heinrich, Herzog von Limburg und Graf von Berg. Jenen folgte ſein gleichnamiger Sohn, Dietrich (VI.), dieſer hinterließ zwei Söhne, welche die väterlichen Beſitzungen dergeſtalt theilten, daſſ Adolf, der erſtgeborene, die Grafſchaft Berg, Walram, der jüngere, das Herzogthum Limburg erhielt. — Den Grafen Adolf von Mark, der erſt im Jahre 1249 zu ſeinen Vätern heimging, überlebten drei oder vier Söhne und eine Tochter. Engelbert*), der älteſte von ihnen, folgte dem Vater in der Herrſchaft.

Sechstes Kapitel.

Hinblikk auf die allgemeinen Verhältniſſe des Reiches. — Unſelbſtſtändigkeit der Geſchichte unſerer Grafſchaften. — Im Kampfe des Pabſtes gegen Friedrich II., iſt von unſern Grafen nur Wilhelm V. von Jülich entſchieden auf des Kaiſers Seite. — Adolf von Berg für den Gegenkönig Heinrich — Einfluſſ des Erzbiſchofs von Köln Konrad von Hochſteden. — Ausgang Heinrichs von Thüringen — Wahl Wilhelms von Holland zum Gegenkönige — bis auf Wilhelm von Jülich ſind alle unſere Grafen für dieſen. — König Wilhelm belagert Aachen, das von dem Grafen von Jülich

*) Ein älterer Sohn, Eberhard, war vor dem Vater, auf einem Turnier (1243) umgekommen.

vertheidigt wird. — Wilhelms Anſehn ſinkt — ſeine Fehde mit Margaretha von Flandern, wo Dietrich von Klewe den Namen „klewiſcher Wolf" erwirbt. — Dietrich VI. von Klewe ſtirbt — ihm folgt ſein Sohn Dietrich VII. — Raubfehden. — Der Erzbiſchof Konrad trachtet nach der Landeshoheit über die Reichsſtadt Köln — ſeine Fehde mit Köln — unſre Grafen leiſten ihm Beiſtand — auch der von Jülich. — Die Kölner ſiegen über den Erzbiſchof — und fallen in die Grafſchaft Berg. — Biſchof Simon von Paderborn und mehre weſtfäliſche und ſächſiſche Große befehden den Erzbiſchof, welchem Engelbert von Mark und Adolf von Berg Beiſtand leiſten — Graf Engelbert ſiegt auf dem Wulfskamp. — Adolf von Berg kommt zu Neuß auf einem Turnier um — ſein früherer Streit mit ſeiner Mutter — er erlangt die Lehenhoheit über Wildenbrug — legt den Grund zur Kloſterkirche zu Altenberg — ihm folgt ſein Sohn Adolf (III.) — Die Könige Richard und Alfons. — Fortſetzung der Fehde des Erzbiſchofs gegen Köln. — Engelbert von Dalkenburg, Erzbiſchof — erbaut zwei Zwingburgen in Köln — ſeine Fehde mit dem Grafen Engelbert von Mark — — Bernhard Bitter. — Die Kölner zerſtören die Zwingburgen. — Wilhelm von Jülich tritt auf die Seite der Kölner gegen den Erzbiſchof. — Dietrich von Klewe für den Erzbiſchof — vereitelter Ueberfall — die Kölner ſuchen den Schutz der Grafen von Berg, Jülich und Geldern. — Der Erzbiſchof befehdet Wilhelm von Jülich — wird nebſt Dietrich von Klewe gefangen. — Wilhelm von Jülich kommt bei einem Ueberfall auf Aachen um. — Engelbert von Mark ſtirbt in der Gefangenſchaft eines Raubritters — faſt gleichzeitig ſtirbt Dietrich VII. von Klewe.

Der Pabſt Innozentius der vierte, Gregors (IX.) Nachfolger, an Kraft und Geiſt keinem ſeiner Vorgänger weichend, an ränkevoller Schlauheit und ungemeſſener Herrſchſucht vielleicht alle übertreffend, war in jeder Hinſicht befähigt, den Kampf um die Weltherrſchaft mit einem Rieſen, wie Friedrich der zweite, muthvoll zu wagen. Auf der Kirchenverſammlung zu Lyon erklärte er den mächtigen Kaiſer „ſeiner Würden und Ehren für beraubt und entſetzt" (17. Sommermond 1245). Den Deutſchen überließ er es, einen andern König zu wählen, während er es ſich ſelbſt vorbehielt, über das ſiziliſche Reich zu beſtimmen. Aber das Donnerwort der Entſetzung vermochte den großen Hohenſtaufen weder zu demüthigen, noch zu zerſchmettern, ſondern nur ſeinen gerechten Zorn zu erregen. „Nicht der erſte bin ich"

ſchrieb er an die Herrſcher Europa's, „den der Miſſbrauch der geiſtlichen Gewalt in das Verderben zu ſtürzen ſucht. Und dennoch gehorcht ihr bethört dieſen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz noch das Weltmeer zu verſchlingen hofft. — — Doch glaubt nicht, daſſ unſre Majeſtät und Größe durch den Ausſpruch des Pabſtes gelitten habe. Unſer Gewiſſen iſt rein und folglich Gott mit uns." Wir kennen den Ausgang des Kampfes, der das ganze Kaiſerreich, vor allen Deutſchland, in unermeſſliche Wirren ſtürzte. Alle Schrekken des Fauſtrechts lebten hier mit erneuter Kraft wieder auf, während die Bande der Ordnung und des Geſetzes ſich löſten und der königliche Name zu einem leeren Schalle hinabſank. Es iſt die grauenvolle Zeit des ſogenannten großen Zwiſchenreichs, die wir zunächſt vor uns haben, jene Zeit, wo mit Wilhelm von Holland das königliche Anſehn zum Schattenbilde wurde, und wo nach dieſem Könige, die Krone, die leuchtender als je auf dem Haupte der großen Hohenſtaufen gefunkelt hatte, als ein ſeltener Kopfputz an fremde Fürſten für Geld feil geboten wurde, bis Rudolf von Habsburg dem entweihten Heiligthume wieder Glanz und Würde verlieh.

Die Geſchichte unſerer Grafſchaften entbehrt in dieſer Zeit aller Selbſtſtändigkeit und bewegt ſich faſt ausſchließlich nur in fremden Fehden. Anfangs iſt es der Kampf der Gegenkönige, ſpäterhin ſind es die Streitigkeiten der kölniſchen Erzbiſchöfe mit der Reichsſtadt Köln, welche faſt ausſchließlich den Mittelpunkt aller wichtigern Begebenheiten bilden.

Als Innozenz den Kaiſer Friedrich für abgeſetzt erklärte, die Völker ihrer Eide und Pflichten gegen den Herrſcher entband und die deutſchen Fürſten aufforderte, einen andern König zu wählen, da fand ſein Wort in Deutſchland zunächſt bei den geiſtlichen Fürſten Gehör. Zu Hochheim, bei Würzburg, wählten die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln, nebſt den Biſchöfen von Metz, Speier und Straßburg am 22. Blütenmonds (1246) den Landgrafen Heinrich von Thüringen zum Könige, der die angetragene Krone „zur Ehre Gottes und der Kirche, und zum Heile der Chriſtenheit" annahm. Unter den weltlichen

Fürſten ſtimmten indeſſen nur wenige dieſem Schritte bei, vor der Hand noch den Hohenſtaufen ihre Treue bewahrend. Was indeſſen unſern Grafen anbetrifft, ſo zeigt ſich unter ihnen nur Wilhelm (V.) von Jülich als des Kaiſers entſchiedener Anhänger, während Adolf (II.)*) von Berg beſonders thätig für die päbſtliche Partei erſcheint. Konrad von Hochſteden,**) der Erzbiſchof von Köln, war der Schwager des letztern und ſo iſt es erklärlich, weſſhalb Adolf auf die Seite des Gegenkönigs trat. Uebrigens iſt es nicht unwahrſcheinlich, daſſ auch die Grafen von Klewe und Mark für Heinrich Raspe Partei genommen haben, da ſie gleichfalls mit dem Kölner Erzbiſchofe in genauen verwandſchaftlichen Verhältniſſen ſtanden. Wenigſtens finden wir ſie ein Jahr ſpäter für den Gegenkönig Wilhelm, Grafen von Holland, ohne Bedenken die Schwerter ziehen. Denn obwol die Bettelmönche, auf des Pabſtes Geheiß, gegen den Kaiſer förmlich das Kreuz predigten, obwol Innozenz den „Pfaffenkönig“ Heinrich ſo reichlich mit Gelde verſorgte, daſſ dieſer durch Beſtechungen die Zahl ſeiner Anhänger anſehnlich vermehren und ſelbſt zwei ſchwäbiſche Grafen, unmittelbare Vaſallen des Kaiſers, zum ſchändlichen Verrathe gegen ihren Herrn gewinnen konnte, obgleich Heinrich durch Hilfe dieſer Verräther in der Schlacht bei Frankfurt a. M. (24. Sommermonds 1246) über Friedrichs Sohn, den jungen König Konrad, den Sieg davontrug; ſo neigte ſich doch des Thüringers Glükksgeſtirn

---

*) Wir zählen die Grafen von Berg erſt ſeit dem Jahre 1160 von Engelbert I. und weichen hierin von den übrigen Geſchichtſchreibern ab, welche diejenigen Grafen mitzählen, die Altena und Berg gemeinſam beſeſſen haben.

**) Teſchenmacher a. a. O. S. 390 nennt ihn „Lotharii et Mechthildi filius.“ Wenn ihn aber Herr Dr. Knapp (a. a. O. Th. 1. S. 289) einen Sohn des Kaiſers Lothar nennt, ſo kann das wol nur au einem Irrthume beruhen, wenn es nicht ein bloßer Drukkfehler iſt. Denn wie iſt es möglich, daſſ der Kaiſer Lothar, der bereit im Jahre 1137 verſtorben war, einen Sohn hinterlaſſen konnte, der mehr als ein Jahrhundert nach ſeinem Tode Erzbiſchof von Köl war?

ſchnell zu Ende, als Konrad ſich von der erſten Beſtürzung erholte und mit einem neu geſammelten Kriegsheere ihm bei Ulm die Schlacht anbot. Heinrich verlor gänzlich das Feld und ſtarb neun Monden danach auf der Wartburg an ſeinen Wunden (17. Hornung 1247).

Indeſſen verdoppelte Innozenz ſeine Anſtrengungen, den Kaiſer zu verderben. Schaarenweiſe durchzogen die Bettelmönche das Reich und ihre Kreuzpredigten foderten jeden guten Chriſten auf, das Schwert gegen den gottloſen Hohenſtaufen zu ergreifen. Man verſuchte ſogar den jungen König Konrad gegen den eigenen Vater zu empören und als dies miſſlang, richtete der Pabſt ſeine Blikke auf Hakon, den König von Norwegen, ihm die Kaiſerkrone entgegenbietend. Doch Hakon wies den Antrag zurükk. „Ich bin zwar bereit zum Kampfe gegen alle Feinde der Kirche, doch nicht gegen alle Feinde des Pabſtes," ſprach er. In ſolcher Verlegenheit gab Innozenz mit Freuden dem Vorſchlage des Erzbiſchofs von Köln Gehör, der ſeinen Vetter, den kaum zwanzigjährigen Grafen Wilhelm von Holland, zum Gegenkönige empfahl. Des jungen Grafen Oheim, der mächtige Herzog von Brabant, verhieß gern ſeinen Beiſtand und des Pabſtes Geld brachte es bald dahin, daſſ Wilhelm am 3. des Weinmonds (1247) zu Wöringen wirklich zum Könige erwählt ward. Wilhelm war hochherzig und tapfer; aber weder ſeine Jahre noch ſeine Kraft waren einem Gegner, wie Friedrich von Hohenſtaufen, gewachſen. Zudem waren es meiſt nur wieder die geiſtlichen Fürſten und unter den weltlichen nur die minder mächtigen, die für ſeine Wahl geſtimmt hatten. Die großen Fürſten des Reiches wagten ſich nicht für ihn und die mächtigen Städte blieben dem Hohenſtaufen treu.

Mittlerweile ſammelte der neue König ein ſtattliches Kriegsheer um ſich, das die Bemühungen der Kreuzprediger noch vergrößerte. Der Zug ſollte zur Krönung, nach Aachen gehn. Aber die alte, ehrwürdige Stadt, weder durch Bitten und Verſprechungen, noch durch Drohungen in ihrer Treue gegen den Kaiſer wankend gemacht, verſchloſſ dem neuen Könige beharrlich ihre Thore.

Der Graf Wilhelm von Jülich, der ſeine Anhänglichkeit gegen den großen Hohenſtaufen keinen Augenblikk verläugnet und ſich unfehlbar durch treue Dienſtleiſtungen ſchon rühmlich ausgezeichnet hatte, war von dem Kaiſer durch mancherlei Begnadigungen belohnt worden. Unter anderm war ihm die Stadt Düren für 15000 Gulden verpfändet und die Vogtei über die Reichsſtadt Aachen anvertraut worden. So ſehen wir ihn denn jezt, als Vogt von Aachen, mit allem Eifer bemüht, die wichtige Stadt dem Kaiſer zu erhalten. Er war es, der den Rath und die Bürgerſchaft Aachens bewog, durch eine ſchriftliche Urkunde dem Kaiſer ihre Treue zu verbürgen und ſich zu verpflichten, keinen andern Herrn und König, als ihn und ſeinen Sohn Konrad anzuerkennen, er war es, der die Stadt zum beherzten Widerſtande gegen Wilhelm und ſein Heer ermunterte und ihre Vertheidigung leitete.

In dem Heere des Gegenköniges, das jezt Aachen umlagerte, fochten auch die Grafen von Klewe und Berg, wahrſcheinlich auch der von Mark. Denn ſie alle waren ja des neuen Herrn Verwandte und Vettern. Die alte Krönungsſtadt ertrug mit einer wahrhaft heldenmüthigen Ausdauer eine Belagerung von dreizehn Monden. Kein Mittel blieb unverſucht, um ihren Muth zu beugen. Täglich brauſte und rüttelte der wilde Waffenſturm an ihren Mauern und als man erkannte, daſſ ſie nicht minder feſt ſtänden, als der unbeugſame Muth der Belagerten, da ließ Wilhelm von Holland einen vierzig Fuß hohen Damm aufſchütten, um den Abzug des Waſſers aus der Stadt zu verhindern und in ſolcher Weiſe die Bürger in ihren eigenen Mauern durch Ueberſchwemmung zu plagen. Aber man ſchlug in den überflutheten Straßen Gerüſte auf und vereitelte auch dieſe Anſtrengung. Erſt als die Stadt, durch ſtrenge Einſchließung, vom Hunger heimgeſucht ward, zeigte ſie ſich geneigt, mit Wilhelm in Unterhandlungen zu treten. Auf das Verſprechen, daſſ ihre alten Freiheiten und Rechte in allen Stükken beſtätigt und wegen des Widerſtandes, den ſie dem Könige geleiſtet, ihr kein Schade zugefügt werden ſollte, muſſte ſie ſich bequemen, ihre Thore zur Krönung Wilhelms zu öffnen

und ihm Treue zu geloben. Der Graf von Jülich und zwölf von den Vornehmſten der Stadt beſchworen den alſo geſchloſſenen Vertrag (1248).

So empfing nun zwar Wilhelm von Holland die Königskrone, ohne daſſ ſowol der Kaiſer, den der wilde Kampf in Italien vollkommen beſchäftigte, als auch der König Konrad, der ſich kaum in den ſchwäbiſchen Erblanden gegen die Waffen der verrätheriſchen Vaſallen zu halten vermochte, der Stadt Aachen zu Hilfe kommen und die Abſicht ihres Gegners vereiteln konnte. Aber die Krone verlieh dem Grafen von Holland darum noch nicht königliche Macht und Herrſchaft. Wollte er dem äußerlichen Schmukke innern Gehalt verleihen, ſo konnte ſolches nur durch die höchſte Anſtrengung eines ſiegreich fortgeſetzten Kampfes geſchehen. Doch die geiſtlichen Herren, die den jungen Fürſten zu der gefährlichen Höhe emporgehoben hatten, auf der ſich, unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen, nur ein rieſenhafter Geiſt hätte würdig erhalten mögen, beabſichtigten den erwählten Oberrherrn in ſtäter Abhängigkeit zu erhalten und ſelbſt zu herrſchen, ſtatt ſich beherrſchen zu laſſen. Daher geſchah es, daſſ der König Wilhelm gar bald mit ſeinen früher ſo eifrigen, geiſtlichen Freunden zerfiel, und indem es ihm an hinreichender Macht gebrach, um mit überwiegender Kraft aufzutreten, in keiner Weiſe ſein königliches Anſehn emporhalten konnte. Selbſt den Tod des Kaiſers (1250) und die Entfernung des Königs Konrad, der ſich ſofort nach Italien begeben hatte, um ſich hier die Kronen ſeines Vaters zu ſichern — ſelbſt dieſe, an und für ſich ſo günſtigen Umſtände, vermochte oder verſtand Wilhelm nicht zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Ja ſogar, als Konrad nach vier Jahren in Italien ſtarb und nun kein Gegenkönig mehr dem Grafen von Holland die deutſche Krone ſtreitig machte, ſogar da gelang es dieſem nicht, ſich königliche Geltung zu verſchaffen. Sein Anſehn war ſo tief geſunken, daſſ der hochfahrende Erzbiſchof von Köln es zu Neuß wagen durfte, ihm zu drohen, er werde ihn in ſeinem Schloſſe verbrennen, daſſ die Bürger von Koblenz ſein Gefolge ohne Scheu anfielen, ein Raubritter ſeine Gemalin ausplün=

derte und ſogar zu Utrecht ein gemeiner Bürger nach dem Könige ſelbſt einen Stein warf. Die deutſchen Fürſten, Ritter und Städte, thaten vollkommen ſo, als ob ſie keinen König hätten, und jeder ſchaltete und befehdete ſeine Nachbarn nach Belieben.

Nicht eine der geringſten Urſachen der traurigen Lage, worin wir den König Wilhelm erblikken, war unfehlbar der Umſtand, daſſ ihm ſeine Erblande fortwährend viel zu ſchaffen machten und ihn zwangen, ſeine Aufmerkſamkeit beſtändig auf dieſe gerichtet zu halten. So gerieth er gleich anfangs in einen bedenklichen Streit mit der Gräfin Margaretha (II.) von Flandern und Hennegau. Dieſe Frau hatte mit einem geiſtlichen Herrn, Burchard von Avesnes in ſehr vertrautem Umgange gelebt und ihm zwei Söhne, Johann und Balduin, geboren. Als aber Burchard nach Rom reiſte, um die Aufhebung ſeiner geiſtlichen Gelübde zu erlangen und die Gräfin dann als ſeine Gemalin öffentlich anzuerkennen, wandte ſich das veränderliche Herz der Dame dem Grafen Wilhelm von Dampierre zu, mit dem ſie ſich ſofort vermälte und ihn nach und nach mit drei Söhnen beſchenkte. Schon damals erhob ſich Streit, wem einſt die Nachfolge in Flandern gebühren würde? — Mittlerweile wuchſen die Söhne ihrer früheren Verbindung heran und der älteste, Johann von Avesnes, vermälte ſich mit Adelheid, der Schweſter des Königes Wilhelm. Es war natürlich, daſſ dieſer, in dem obwaltenden Erbfolgeſtreite, zu Gunſten ſeines Schwagers entſchied. Auf einem Reichstage zu Frankfurt ſprach er der Gräfin Margaretha und ihren ehelichen Kindern alle Lehen ab und gab dieſe dem Grafen Johann von Avesnes. Die erbitterte Gräfin rüſtete alsbald ein ſehr bedeutendes Heer, das ſie dem Oberbefehle der beiden älteſten von ihren ehelichen Söhnen anvertraute, um damit alte Anſprüche auf Zeeland geltend zu machen, das zu den Erblanden des Königes Wilhelm gehörte. Im Jahre 1253 brach die Fehde los, deren wir nur darum Erwähnung gethan haben, weil der Graf Dietrich (VI.) von Klewe mit Auszeichnung in ihr gefochten hat — das einzige Erhebliche, was die Geſchichte aus dem Leben dieſes Grafen zu melden weiß.

Dietrich reihte ſich den Schaaren an, die unter dem Bruder des Königes, dem Grafen Florentin von Holland, dem Angriffe Margarethens Widerſtand leiſteten. Bei Weſtkappel kam es zur Schlacht und obgleich das Panier von Flandern an Streiterzahl dem holländiſchen bei weitem überlegen war, ſo erlag es doch, nach einem blutigen Schlagen, das den Kampfplatz mit 30000 Gefallenen bedekkte. Unter den Leichen ſah man auch die beiden jungen Söhne der Gräfin Margaretha, die ritterlich fechtend den Tod gefunden hatten. Nicht geringen Antheil hatte Dietrichs Tapferkeit an dieſem Siege und auch in den folgenden Gefechten erwies ſich ſeines Armes Kraft ſo gewaltig, daſſ man ihn mit dem Beinamen des klewiſchen Wolfes beehrte.

Ob er aber an dem Zuge Theil genommen, welchen der König Wilhelm drei Jahre danach gegen die empörten Frieſen unternahm und der dem Leben dieſes jungen Fürſten ein Ziel ſetzte (1256), iſt ungewiſſ.

Mit dem Erzbiſchofe Konrad von Köln ſehen wir den klewiſchen Grafen in keiner weitern Beziehung mehr, außer, daſſ er ſeine Einwilligung ertheilte, als jener dem bisher offenen Orte Dorſten das Stadtrecht verlieh und ihn mit Mauern umgab (1251). Der Graf ſcheint die letzten Jahre ſeines Lebens in völliger Ruhe und mit Werken der Frömmigkeit zugebracht zu haben. So hören wir, daſſ er das Chorherrnſtift zu Wiſſel und das Kloſter zu Kappen mit reichlichen Geſchenken bedachte. Er ſtarb im Jahre 1260 und hinterließ die Herrſchaft ſeinem gleichnamigen Sohne, Dietrich dem ſiebenten, der gleichfalls in unſrer Geſchichte eine höchſt unbedeutende Rolle ſpielt, da uns von demjenigen, was er für ſein Land gethan, auch nicht die mindeſte Kunde zugekommen iſt. Er unterſtützte den Sohn des erſchlagenen Königs Wilhelm in dem Kampfe, den jener junge Fürſt (Florentin V.) unternahm, um das Blut ſeines Vaters an den Frieſen zu rächen. Späterhin werden wir ihn, als Bundesgenoſſen des kölniſchen Erzbiſchofs, gegen die Reichsſtadt Köln zu Felde ziehen ſehen.

Mittlerweile ruhte der ordnungloſe Zuſtand der Dinge, wie ein ſchwerer Fluch auf den deutſchen Landen. Ueberall, wo

man hinblikkte, tobte Fehde, und der eiſerne Speer in des Raubritters ſchonungsloſer Hand erſchrekkte den friedlichen Bürger und Landmann. Auch die Fürſten wollten die Freiheiten und Rechte der Städte, die, von den Hohenſtaufen emporgehoben, den Neid der Landesherren erregten, in deren Gebieten ſie lagen, nicht unangefochten laſſen. Während ein Ritter von Sponheim, bei Kreuznach bergiſchen Handelsleuten aus Düſſeldorf, Ratingen und Mühlheim auflauerte, ſie furchtbar miſshandelte und ihrer Waaren beraubte, kündigte der Graf Engelbert von Mark der Stadt Dortrecht Fehde an, man weiß nicht, weshalb? und erpreſſte ein bedeutendes Geld von ihr. Da übrigens Engelbert, ſeiner Gerechtigkeit und Milde wegen, von den alten Geſchichtſchreibern mit vielen Lobſprüchen überhäuft wird, ſo mag die Stadt wol ſelbſt, durch irgend eine Verletzung ſeiner Rechte, ihm das Schwert in die Hand gezwungen haben.*) Aber Adolf von Berg ſuchte an dem von Sponheim die Unbill zu rächen, welche ſeine Unterthanen erlitten hatten. Gegenſeitige Verheerungen waren die Folge davon, und der Raubritter ſcheint weder zur Vergütung des Schadens, noch zur Rükkkehr unter das Geſetz der Ordnung und des Friedens vermocht zu ſein. Und nicht bloß die wilden Ritter und weltlichen Fürſten tummelten ſich in Kampf und Fehde umher, überall den Schwächern niedertretend und kein anderes Recht als das der Stärke, auch die Fürſten der Kirche, deren Pflicht es geweſen wäre, durch Worte des Friedens und heilſames Beiſpiel die empörten Wogen der Zeit zu beſchwichtigen, trugen das Kriegsſchwert in der Hand und ſuchten ihre weltliche Macht durch mannigfaltige Beeinträchtigung fremder Rechte zu vermehren.

Vor allen zeichnete ſich hierin Konrad von Hochſteden, der Erzbiſchof von Köln, unrühmlich aus. Wir erinnern uns, daſſ nach dem Sturze Heinrichs des Löwen, das Herzogthum Weſtfalen und Engern dem Erzſtifte Köln anheim fiel, und daſſ die-

*) Dieſe ganze Fehde iſt ungewiſſ, da die Nachrichten (in der jülichſchen Chronik) ſich auffallend widerſprechen.

ſer Erwerb von den nachfolgenden Kaiſern beſtätigt ward. Konrad von Hochſteden nun war für die reichsunmittelbaren Landherren Weſtfalens ein gefährlicher und läſtiger Nachbar. Er griff mit gierigen Händen um ſich und verletzte durch immer neue Anmaßungen die ſtolzen Herren und Ritter. Sogar ſein geiſtlicher Amtsbruder, der Biſchof Simon von Paderborn, blieb von ſeinen zudringlichen Eingriffen nicht verſchont und muſſte ſein Bisthum gegen den kölniſchen Oberhirten, wie gegen einen räuberiſchen Wolf, in den kräftigſten Vertheidigungſtand ſetzen.*) Schon mehrmal hatten die Waffen der beiden geiſtlichen Herren gegeneinander geblitzt und der Erzbiſchof war ſogar ſchon einmal in des Gegners Hand gerathen. Aber durch dieſen Unfall mehr erbittert, als gewarnt, nahm er keine friedlichern Geſinnungen, kein verſöhnenderes Betragen an, und ein gewaltiges Ungewitter zog ſich allmälig in Weſtfalen gegen ihn zuſammen. Wagte er es dort, den Fürſten und Herrn des Reiches Trotz zu bieten, ſo darf es nicht befremden, wenn er die Freiheiten und Gerechtſame der Stadt Köln niederzutreten ſuchte. Den Erzbiſchöfen ſtand ſeit alter Zeit die kaiſerliche Vogtei über die Reichsſtadt Köln zu, aber dieſe verlieh ihnen durchaus keine Befugniſſ, in die innern Angelegenheiten der Stadt ſich zu miſchen oder landesherrliche Rechte ſich anzumaßen. Es war aber natürlich, daſſ die Erzbiſchöfe danach trachteten, ſei es mit Gewalt oder ſei es mit dem guten Willen der Bürger, ſolche Rechte ſich anzueignen. Konrad von Hochſteden fand die Zeit gelegen genug, dieſes Ziel zu erreichen. Aber die Kölner waren auf ihrer Hut. Sie mochten den hochfahrenden, herrſchſüchtigen Mann ſchon näher kennen gelernt haben, noch ehe ihn die Wahl des Kapitels an die Spitze des Erzſtiftes rief. Sie verſchloſſen vor ihm die Thore und erklärten, man würde ihn nicht eher einlaſſen, als bis er die päbſtliche und kaiſerliche Beſtätigung ſeiner Würde ſich aus Rom geholt hätte.**) — Seitdem herrſchte fortwährendes Zerwürfniſſ zwiſchen dem Erzbiſchofe und der Bürgerſchaft und nur für

*) Geſchichte von Paderborn (von Beſſen, 1820) B. I. S. 204.
**) Teſchenmacher a. a. O. S. 390.

kurze Zeit ſcheint ein friedlicherer Zuſtand eingetreten zu ſein, als König Wilhelm von Holland die Stadt beſuchte und der Erzbiſchof, bei dieſer Gelegenheit, den Grund zu dem vielbewunderten Dome legte (1248). — Bald darauf aber brach der Streit in offene Fehde aus. Die Kölner ſperrten vor dem Erzbiſchofe abermals die Thore und der erbitterte Kirchenfürſt ſammelte ein Heer, um die trotzige Stadt mit Gewalt in ſeinen Gehorſam zu bringen (1253).

Es darf nicht befremden, unter dem erzbiſchöflichen Banner auch das Fähnlein des Grafen Adolf von Berg zu finden; vielleicht mochte auch Engelbert von Mark mit ſeinen Mannen ſich dem Kriegszuge gegen Köln angeſchloſſen haben, obwol es an ausdrükklichen Nachrichten darüber fehlt. Denn beide Grafen ſtanden mit dem geiſtlichen Herrn in Verwandſchaft und freundlichen Verhältniſſen. Aber auch Wilhelm von Jülich griff für den Erzbiſchof zum Schwerte und das iſt allerdings auffallend, da wir dieſen Grafen früher unter den eifrigſten Gegnern Konrad's von Hochſteden und ſeiner Partei erblikkten. Was ihn zu einer ſolchen Veränderung ſeiner Geſinnungen vermocht habe, wird nicht gemeldet. Vielleicht war durch den Tod Friedrichs des zweiten der Grund des früheren Zerwürfniſſes gänzlich gehoben, zumal da der Erzbiſchof ſich um Wilhelm von Holland nun auch nicht weiter kümmerte.

Als die Kölner von der Annäherung des feindlichen Kriegsheeres Kunde erhielten, zogen ſie wohlgerüſtet aus ihren Thoren, um durch muthvollen Angriff eine abermalige Einſchließung ihrer Stadt zu verhüten. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſſ ſie ſich hiebei des Beiſtandes anderer Rheinſtädte erfreuten. Denn ſchon ſeit ſechs Jahren beſtand jenes Bündniſſ, das unter dem Namen des „rheiniſchen Bundes“ bekannt, gegen ſiebenzig Städte zur Aufrechthaltung des gemeinen Friedens und zu gegenſeitigem Beiſtande vereinigte. Eine ſolche Maßregel war allerdings in jener Zeit nothwendig, um dem gänzlichen Verfalle aller Ordnung vorzubeugen. Auch Fürſten und Ritter traten ſpäter dieſem Bunde bei, der im Jahre 1255 vom Könige Wilhelm beſtätigt ward. Köln aber gehörte zu den Häuptern des

Vereines. — Wie dem aber auch ſei, die Kölner trafen bei Effern auf den Feind und wuſſten ihre Schwerter ſo tapfer zu führen, daſſ der Erzbiſchof nebſt ſeinen Bundesgenoſſen ihnen weichen muſſte. Die Kölner aber verfolgten muthig ihren Sieg. Vor allen ſollte der Graf von Berg, des Erzbiſchofs thätigſter Verbündeter, ihre Rache fühlen. Schnell ſetzte eine wohlbewaffnete Schaar über den Rhein und begann das Land zu verheeren. Zunächſt richtete ihr Trachten ſich darauf, nahe bei dem Kloſter Dünewald einen landesherrlichen Forſt zu zerſtören. Schon ſtürzten die Bäume unter ihren Streichen, als Graf Adolf in ſeiner Feſte Bensberg von dem Frevel Kunde erhielt. Raſch war er zu Roſſe und flog mit ſeinen Reiſigen dem Feinde entgegen. Die Ueberfallenen griffen zu den Waffen und ein erbittertes Kämpfen erhob ſich. Der größte Theil der Kölner erlag dem Schwerte des Grafen und nur wenige entkamen über den Rhein, die böſe Mähr ihrer Vaterſtadt zu melden.

Der Erzbiſchof konnte vor der Hand nicht daran denken, ſeine Abſichten auf Köln mit Nachdrukk zu verfolgen. Denn gerade jetzt brach das Gewitter los, welches im weſtfäliſchen Lande ſich gegen ihn zuſammengezogen hatte. Der Biſchof Simon von Paderborn und ſeine Verwandten, die Grafen von Lippe, im Bunde mit den Herzogen von Sachſen, die dem Erzſtifte den Beſitz des Herzogthums Weſtfalen miſſgönnten, hatten ein ſtattliches Heer zuſammengebracht und begannen die Fehde mit einem Einbruche in das erzbiſchöfliche Gebiet. Aber ſie fanden ihren Gegner bereits gerüſtet. Der Graf von Berg, die Grafen von Sain und Bielſtein, vor allen aber Engelbert von Mark, hatten für den geiſtlichen Herrn die Waffen ergriffen. Muſſte doch Graf Engelbert, wenn es dem Feinde gelang, dem Erzbiſchofe das Herzogthum Weſtfalen zu entreißen, mit Recht beſorgt ſein, daſſ auch der Antheil, den ſeine Vorfahren von der Beute Heinrichs des Löwen erworben hatten, nicht unangetaſtet bleiben würde. Es war am vierzehnten Erndtemonds (1254), als die feindlichen Heere auf dem Wulfskamp unfern dem Dorfe Brechten, ſich in blutiger Schlacht begegneten. Graf Engelbert focht als Feldherr an der Spitze

des erzbiſchöflichen Heeres und von beiden Seiten wurde mit gleichen Kräften und gleichem Muthe geſtritten. Nach ſieben blutigen Stunden endlich errang Graf Engelbert den Sieg. Ordnunglos und zerſtreut flohen die Gegner und der Biſchof von Paderborn ſelbſt ward auf der Flucht gefangen. Frohlokkend führte Konrad von Hochſteden den Gefangenen mit ſich und hielt ihn zwei lange Jahre in Haft.

Doch nach dieſem Siege ſcheint die Fehde gegen Köln geruht zu haben, oder doch nur ohne Nachdrukk fortgeſetzt worden zu ſein. Wenigſtens vernehmen wir mehre Jahre lang nichts von ihr. Vielleicht mochte der Tod des Grafen Adolf (II.) von Berg, dieſes treuen und eifrigen Bundesgenoſſen Konrads von Hochſteden, einigen Antheil an jener Unthätigkeit haben. Graf Adolf endete auf einem Turnier, wo das edle Ritterſpiel „zu Scherz und Schimpf," ſich in furchtbaren Ernſt verwandelte. Es war die Zeit, in welcher die wilden Mongolenſchwärme der Chriſtenheit neue, ſchrekkliche Gefahr drohten. Aber vergebens ermahnte der Pabſt zu gemeinſamer Abwehr. Viel zu tief in eigene Fehden verwikkelt, begnügten ſich Herren und Ritter damit, Mongolenſchlachten in den Turnierſchranken aufzuführen. So geſchah es, daſſ die Ritterſchaft des Niederrheins zu Neuß (1255 oder 1256) ein gar ſtattliches Schimpfſpiel veranſtaltete, wo die Kämpfer in geſchloſſenen Reihen einander gegenübertraten. Der eine Theil, in ritterlicher Waffenrüſtung prangend, ſtellte das Heer der Chriſten vor, während die andern ſich in mongoliſcher Kriegstracht in die Schranken begaben. Den Zug dieſer Mongolen führte der Graf Adolf von Berg und ſo ehrlich gemeint waren ſeine Streiche, daſſ er, wie man berichtet, dem Kampfroſſe eines Gegners, das bäumend gegen ihn anſprengte, mit e i n e m Schwertſchlage beide Vorderfüße abhieb. Er ſoll damit einem alten Grolle gegen den Reiter Luft gemacht haben. Flugs blitzte bittrer Ernſt aus jeglichem Auge und die Rennbahn ward zum Schlachtfelde. Sechs und dreißig Ritter und mehr als dreihundert Knechte ſollen ihr Leben ausgeblutet haben. Zu den Leichen zählte man auch den Grafen Adolf von Berg und Eberhard, den Bruder Engelberts von Mark

Die Verwaltung des Grafen Adolf (II.) iſt für das bergiſche Land in mehrfacher Beziehung nicht ohne Wichtigkeit geweſen. Gleich nach dem Tode ſeines Vaters zerfiel er mit ſeiner Mutter, der Gräfin Irmgard. Dieſe, ſich ſelbſt als die eigentliche Herrin der Grafſchaft Berg betrachtend, ſcheint, was die innere Verwaltung anbetrifft, ſelbſt als ihr Gemal noch lebte, ziemlich unbeſchränkt die Zügel gelenkt zu haben, und war jetzt keineswegs geneigt, dieſe in des Sohnes Hand zu legen. Wir laſſen die Rechtsgründe, auf die ſie ſich ſtützen mochte, ununterſucht; ſo viel aber iſt gewiſſ, daſſ die Gräfin von dem Vorwurfe der Herrſchſucht nicht frei zu ſprechen ſein dürfte. Denn ihr Sohn war den Jahren der Minderjährigkeit längſt entwachſen und durfte, nach dem ſaliſchen Geſetze, mit vollkommenem Rechte die Zügel der Herrſchaft verlangen. Freilich iſt es nicht das Betragen frommer Kindlichkeit, womit er gegen die Mutter auftrat. Aber dem kräftigen Manne, der durch Gott und ſein gutes Recht zur Hoheit und Herrſchaft berufen iſt, mag es kaum verargt werden, wenn er ſich dagegen ſträubt, die Vormundſchaft einer Frau anzuerkennen. Handelte denn Frau Irmgard mütterlich gegen ihn? — Durch Vermittelung des Grafen von Jülich und des Erzbiſchofs von Köln, kam endlich zwiſchen Mutter und Sohn ein Vergleich zu Stande, wonach das bergiſche Land in zwei gleiche Theile zerlegt ward, deren einer dem Grafen, der andere ſeiner Mutter zufiel. Indeſſen verhinderte Irmgards gleich darauf erfolgter Tod (1247) alle weitern Folgen dieſer Theilung und Adolf war ſeitdem alleiniger Herr der ganzen Grafſchaft.

Bald darauf ward ſeine Macht nicht unbedeutend dadurch vergrößert, daſſ Gerhard von Wildenbrug, ein reicher Landherr in Weſtfalen, ihm ſeine geſammten Güter zu Lehen auftrug. Beweis genug, daſſ Graf Adolf ſich eines bedeutenden Anſehens erfreute.

Noch kurz vor ſeinem Tode ſtiftete er, nebſt ſeinem Bruder Walram von Limburg, ein Werk der Frömmigkeit, das ſeines Namens Gedächtniſſ noch der ſpäten Nachwelt aufbewahrt. Es war dieß die Kirche zu Altenberg, zu welcher der

Graf im Frühlinge des Jahres 1255 mit großem Gepränge den Grundſtein legte. Mehr als dreihundert edle Gäſte, unter denen auch der Erzbiſchof von Köln, der Biſchof von Münſter und der Graf von Mark nicht fehlten, verherrlichten die Feier des Tages. Der Abt von Altenberg weihte den Grundſtein des künftigen Gotteshauſes und die ganze Verſammlung ward mit einem glänzenden Feſtmahl bewirthet. Das war des Kloſters Schade nicht. Denn jeder der edeln Gäſte ehrte die fromme Stiftung mit reichem Geſchenke.

In den heiligen Mauern dieſes Kloſters fand der Graf bald darauf die ernſte Ruheſtatt. Von ſeiner Gemalin, Margaretha von Hochſteden, überlebten ihn ſechs Söhne und eine Tochter. Die beiden älteſten Söhne, Adolf (III.) und Wilhelm, folgten nacheinander dem Vater in der Herrſchaft. Der jüngſte, Heinrich, ward mit der Burg Windekk nebſt Zubehör abgefunden, die andern drei erwählten das geiſtliche Gewand. Frau Margaretha aber legte nach einigen Jahren ihren Wittwenſchleier ab und ſchritt zur zweiten Vermälung mit einem Herrn von Hükkeswagen.

Mittlerweile erledigte König Wilhelms unglükkliches Ende den deutſchen Königsthron, der jetzt ſo leer an Macht und Glanz daſtand, daſſ von den heimiſchen Fürſten keiner nach ihm begehrte. Es iſt bekannt, wie die Reichskrone für baares Geld an fremde Fürſten feil geboten wurde. Der Erzbiſchof von Köln foderte von dem Herzoge Richard von Kornwall, der danach Verlangen trug, nicht weniger denn zwölftauſend Mark für ſich ſelber, für den Herzog von Baiern aber achtzehntauſend Pfund Sterling, für den Grafen von Würtemberg tauſend Mark und ſo ferner, nach Maßgabe der Macht und Wichtigkeit der einzelnen Fürſten, die geneigt waren dem Briten ihre Stimme zu geben. Auf dieſelbe Weiſe unterhandelte der Erzbiſchof von Trier mit dem Könige Alfons von Kaſtilien, und wie wir wiſſen, wurden beide zu gleicher Zeit, jeder von ſeiner erkauften Partei, zum Throne berufen. — Herzog Richard war tapfer und verſtändig, und er hätte die Krone wol rühmlich tragen mögen, wenn er durch die Wirren, unter denen damals auch

Engelland ſeufte, nicht verhindert worden wäre, in Deutſchland zu verweilen. Indeſſen erſchien er im Frühlinge des Jahres 1257 auf deutſchem Boden und ward mit vielen Ehren und freudigen Erwartungen empfangen. Bereitwillig öffnete ihm Aachen die Thore und am 17. Blütenmonds ſetzte der Erzbiſchof von Köln die Reichskrone ihm auf das Haupt. Gegen dreitauſend Ritter, dreißig Fürſten, zwei Erzbiſchöfe und zehn Biſchöfe erhöhten mit ihrer Gegenwart den Glanz des Feſtes, und mit ſtattlichem Geleite durchzog der neue König darauf die Rheinlande und hielt in ihren Städten Hof. Doch ſchon im folgenden Jahre rief ihn die Kunde von den unruhigen Bewegungen der engelländiſchen Großen, die den freilich ſchlechtverwalteten Königsthron umzuſtürzen drohten, in ſeine heimiſche Inſel zurükk, um ſeinem Bruder, dem Könige Heinrich (III.) Beiſtand zu leiſten. —

Seine Entfernung aus Deutſchland gab den kaum ſchlummernden Fehden in den Rheingegenden ſofort neues Leben und vor allen ſehen wir den Erzbiſchof Konrad ſeinen Kampf gegen Köln mit aller Kraft wieder aufnehmen. Dießmal aber befand ſich von unſern Grafen nur allein Wilhelm von Jülich in dem Heere des Kirchenfürſten, der die Stadt durch eine harte Belagerung ſo ängſtete, daſſ ſie die Vermittelung nicht verſchmähte, welche Hermann von Vitinghofen, ein Lehenmann und betrauter Rathgeber des Erzbiſchofs, ihr antrug. Es gehört nicht hieher zu erzählen, wie Konrad von Hochſteden, nachdem er ſeine Anſprüche auf die Landeshoheit über Köln ſcheinbar aufgegeben, mit vieler Liſt Zwietracht unter der Bürgerſchaft auszuſäen und die wakkerſten und freiſinnigſten Männer verdächtig zu machen wuſſte, ſo daſſ es ihm auf dieſem Wege endlich gelang, die Stadt vollkommen in ſeine Gewalt zu bringen.

Zwei Jahre darnach bettete der Tod*) den herrſchſüchtigen

*) Die belgiſche Chronik, M. Chronic. Belgic. S. 237 meldet, der Erzbiſchof ſei nach Kelns Bezwingung mit dem Grafen von Jülich zerfallen, von dieſem gefangen genommen und nach der Burg Niddekk in Verwahrſam gebracht worden, wo er 9 Monate lang geſchmachtet.

Kirchenfürſten in die Gruft (1260); aber weder die Stadt Köln, noch unſere Grafſchaften erlangten dadurch die erwünſchte Ruhe. Denn Engelbert von Falkenburg, ſein Nachfolger auf dem erzbiſchöflichen Stuhle, übertraf ihn, wie es ſcheint, noch weit an Habgier, Herrſchſucht und ränkevoller Liſt. Um Köln deſto ſicherer in ſeiner Gewalt zu erhalten, erbaute er zwei Zwingburgen, die eine innerhalb der Ringmauern, nahe am Kunibertsthurme, die andere außerhalb der Stadt, zu Bayen. In ſolcher Weiſe hoffte er nun den ſtarren Nakken der Freiheit für immer unter das Joch gebeugt zu haben, und foderte gebieteriſch Geldſteuern ein. Doch für Köln ſchlug unerwartet die Stunde der Erlöſung. Bernhard Bitter, ein vornehmer Dienſtmann des Grafen Engelbert von Mark, hatte Fehde mit der Stadt Soeſt, die damals noch dem kölniſchen Erzſtifte zugehörte. Es iſt nicht klar, aus welchen Gründen dieſe Fehde entſprungen war. Doch ſcheint es, daſſ ſchon längere Zeit zwiſchen der reichen Stadt und den bergiſchen Unterthanen Miſſverhältniſſe obwalteten, die durch gegenſeitige Beeinträchtigungen ſich immer höher ſteigerten, bis es endlich zum Kampfe kam. Unfehlbar handelte Bernhard Bitter mit dem Vorwiſſen und auf den Befehl ſeines Herrn, als er einige Soeſter Kaufleute überfiel und ſie gefangen nach Altenburg brachte. Kaum vernahm der Erzbiſchof dieſe Kunde, als er ſofort wohlgerüſtet herbeieilte, um an dem Grafen Engelbert und ſeinem Lande Rache zu nehmen. Mit Feuer und Schwert drang er in das märkiſche Gebiet und opferte Hattingen den Flammen. Doch hier ereilte ihn die Vergeltung. Bernhard Bitter zog ihm entgegen und die märkiſchen Kriegsmannen, durch den Anblikk der rauchenden Trümmern

---

Sollte hier nicht eine Verwechſelung mit dem Nachfolger Konrads von Hochſteden ſtattgefunden haben? — Herr Dr. Knapp aber behauptet gar, a. a. O. Th. I. 488 f., Konrad von Hochſteden ſei zwei Jahre lang in der Gefangenſchaft Wilhelms von Jülich geweſen und auch darin geſtorben. Er beruft ſich dabei auf die Leſer und ſagt „dieſer Umſtand ſei ſchon bekannt.“ Aber an welchem Orte hat Herr Dr. Knapp ihn bekannt gemacht? und auf welche Quellen gründet ſich ſeine Nachricht?

geſpornt, fielen ſo muthig den bei weitem zahlreichern Feind an, daſſ der Erzbiſchof ſelbſt nur mit Mühe der Verfolgung entkam. (1262) — Kaum in Sicherheit, ſammelte er ſeine ganze Streitmacht und überſchritt von Neuem das märkiſche Gebiet. Aber bei Kettwig traf er den Grafen Engelbert mit ſeinen Mannen zur Schlacht bereit. Das hatte der geiſtliche Herr nicht vermuthet, und eingedenk der kräftigen Schwertſtreiche, die bei Hattingen ihm den Sieg entriſſen, fürchtete er den offenen Kampf und nahm zu trügeriſcher Liſt ſeine Zuflucht. Er ſtellte ſich friedlich geſinnt und knüpfte mit dem leichtverſöhnten Grafen Unterhandlungen an, denen gemäß beide Theile ihre Mannſchaft entließen. Aber die Erzbiſchöflichen hatten heimlichen Befehl, ſich zuſammen zu halten und auf den erſten Wink ihres Herrn wieder ſchlagfertig zu ſein. Kaum hatten ſich nun des Grafen Schaaren aufgelöſt, und eilten freudig ihrer Heimat entgegen, da fiel der hinterliſtige Kirchenfürſt rachedürſtend über das entwaffnete Land her und richtete die grauſamſte Verheerung an. Unna, damals erſt kürzlich mit Mauern umgeben, leiſtete heldenhaften Widerſtand. Denn Bernhard Bitter vertheidigte den Ort. Endlich aber ſanken die ſchwachen Mauern vor dem Sturme des Feindes und Feuer und Schwert zerſtörten das kaum aufblühende Städtchen. Bernhard Bitter zog ſich kämpfend mit ſeinen wenigen Mannen zurükk. Aber die Soeſter überfielen ihn auf der Flucht und gaben dem Gefangenen den Tod. — In ſolcher Weiſe, mit Beſchädigung und Wiedervergeltung, hätte die Fehde ſich vielleicht noch längere Zeit hinziehen mögen, wenn nicht die Grafen von Klewe und von Jülich vermittelnd zwiſchen die beiden Gegner getreten wären. Sowol dem Erzbiſchofe als dem Grafen von Berg kam dieſe Vermittelung erwünſcht; denn während dieſer, friedlicher geſinnt als die meiſten Fürſten ſeiner Zeit, nur mit Widerwillen das Schwert führte, brauchte jener freie Arme, um ſeine ganze Kraft gegen die Stadt Köln zu wenden. So kam bald ein friedlicher Vergleich zu Stande, deſſen Feſtigkeit darin Bürgſchaft fand, daſſ der Graf von Mark, eben damals zum Wittwer geworden, die Nichte des Erzbiſchofs, Fräulein

Eliſabeth von Falkenburg, zu ſeiner zweiten Gemahlin erwählte.

Als der Erzbiſchof in die Fehde gegen Mark zog, meinte er die Stadt Köln, durch ſeine Zwingburgen gefeſſelt, würde ſich nicht weiter gegen ihn zu regen wagen. Aber die muthige Bürgerſchaft wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, das verhaſſte Joch abzuſchütteln. Kaum hatte ihr Zwingherr mit ſeinen Kriegsſchaaren den Rheinſtrom überſchritten, als ſie kräftig zu den Waffen griffen. Nicht lange vermochten die erzbiſchöflichen Burgen dem begeiſterten Sturme der Freiheit zu widerſtehen, und die Kölner zerſtörten jubelnd dieſe Denkmale ihrer Knechtſchaft, nur allein die Burg zu Bayen verſchonend, damit ſie ein immerwährendes Andenken ihres Sieges bleibe. Schwer ergrimmt zog nun der Erzbiſchof vor die Stadt. Aber die Kölner hielten ſich ſo wakker, daſſ er ihnen nichts anhaben konnte. Da trat der Graf Wilhelm von Jülich nebſt dem Biſchofe von Lüttich und deſſen Bruder, dem Grafen Otto von Geldern, verſöhnend ins Mittel. Wir ſehen hier den Grafen Wilhelm von Jülich zum erſten Male entſchieden die Partei der beeinträchtigten Stadt haltend und zu ihrem Vortheile handelnd. Der Erzbiſchof muſſte verſprechen, die uralten Freiheiten und Gerechtſame der Bürgerſchaft unangetaſtet zu laſſen und die Stadt zahlte ihm dafür ſechstauſend Mark Silber.

Doch Engelbert von Falkenburg war nicht der Mann, der ſich durch Verträge die Hände binden ließ. Zwar dürfte wol ſchwerlich Alles zu glauben ſein, was die Erbitterung der Kölner ihm aufbürdet. Denn es klingt doch gar zu mährchenhaft, was die Sage von ihm berichtet. Er ladet den Bürgermeiſter Grynäus — ſo erzählt man*) — unter dem Scheine der Freundſchaft zum Schmauſe ein. Ohne Argwohn erſcheint der Geladene, aber kaum befindet er ſich in der Gewalt des Erzbiſchofs, als dieſer ihn ſofort ergreifen und einem Löwen (?) vorwerfen läſſt. Der kräftige Mann ringt mit dem Ungeheuer und es gelingt ihm, ſeinen Mantel in den offenen Rachen des ſchrekk-

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 391.

lichen Feindes zu ſtekken, ſo daſſ der Löwe, dem Erſticken nahe, vom Kampfe abläſſt. Da ſendet der geiſtliche Erzhirt ſeine Knechte und läſſt den muthigen Sieger erdolchen. Kaum glaublicher, als dieſes Mährchen, iſt ein anderes, daſſ er in ſeinem Zorne zwei Domherren, die es wahrſcheinlich mit der Bürgerſchaft gehalten, öffentlich im papiſchen Thore habe aufhängen laſſen. Das wäre ein unerhörter Gewaltſchritt geweſen, der gewiſſ das ganze Kapitel gegen ihn empört und zuverläſſig eine Klage bei dem Pabſte veranlaſſt haben würde. Ob aber der Erzbiſchof nicht zum Meuchelmorde Zuflucht genommen, um ſich ſeiner gefährlichſten Gegner im Geheim zu entledigen, bleibe dahingeſtellt. Ausgemacht nur iſt es, daſſ er die Bürgerſchaft aufs Neue gegen ſich empörte und daſſ die kaum beendete Fehde ſchnell wieder auflebte. Er ſuchte dießmal die Kölner mit dem päbſtlichen Banne zu ſchrekken, den er von Klemens dem vierten ausgewirkt. Aber die Stadt, durch den römiſchen Wetterſtral keineswegs entmuthigt, zwang ihre Geiſtlichen und Mönche zur Abhaltung des Gottesdienſtes und trotzte mit geſchloſſenen Thoren und feſten Mauern, dem Ingrimme des Erzbiſchofs. Doch unter den Mönchen fanden ſich zwei Verräther die mit dem Feinde, der die Stadt umlagerte, Verbindung und Einverſtändniſſ unterhielten. Sie entdekkten dem Erzbiſchofe eine ſchwache Stelle in der Stadtmauer, die zur Nachtzeit um ſo ſicherer zu durchbrechen wäre, als ſie durch eine davorgebaute Scheuer dem Anblikke der Wächter entzogen würde. Sie ſelber erboten ſich die Oeffnung weit genug zu machen, um einen gewaffneten Mann durchzulaſſen. Mit Freuden vernahm Engelbert von Falkenburg dieſe Kunde, und ſeine Bundesgenoſſen, der Herzog Walram von Limburg, der Graf Dietrich von Falkenburg, des Erzbiſchofs Bruder, ſo wie der Graf Dietrich von Klewe, wollten das kühne Abenteuer mit ihm theilen. Eine dunkle Regennacht ward erſehen, um den Anſchlag auszuführen. Wohlgerüſtet und von dreihundert auserwählten Bewaffneten begleitet, nahten ſich die Herren der bezeichneten Mauerſtelle. Da ſchrekkte den Grafen von Klewe eine himmliſche Erſcheinung. Ihm ſchien die heilige Urſula mit ihren Jungfrauen,

ihm ſchienen die Blutzeugen der thäbeiſchen Legion ſchützend und zürnend auf den Mauern der bedrohten Stadt zu ſtehen, und eilig wandte er ſeine Schritte und kehrte nach Hulkenrad zurükk. Die andern aber hatten nichts geſehen und ließen ſich in ihrem Vorſatze nicht irren. Schon waren der Erzbiſchof, ſein Bruder Dietrich, Herzog Walram und ein großer Theil des Kriegsvolkes glükklich durch die enge Maueröffnung in die Stadt gelangt, als ein armer Bürger, Herrmann Winkelbart, ſie zufällig erſpähte und ſofort die Stadt zu den Waffen rief. Einigen Nachrichten zufolge*) befand ſich auch Wilhelm von Jülich zum Schutze der Bürgerſchaft in Köln und ſein Schwert blitzte voran, als man in ſtürmender Eile dem eingedrungenen Feinde entgegenging. Es war ein Kampf der Verzweiflung, der die Ruhe der Nacht ſtörte und die engen Straßen mit Blut und Leichen anfüllte. Schon durfte der Erzbiſchof mit den Seinen nicht mehr an Sieg und Eroberung denken — nur für ihr glükkliches Entkommen, für ihr Leben und ihre Freiheit fochten ſie. Doch die enge Oeffnung in der Mauer hinderte eine ſchnelle Flucht und von allen Seiten angefallen, erlagen ſie der Uebermacht. Graf Dietrich von Falkenburg und viele edle Ritter fielen im heißen Gewühle des Kampfes; der Erzbiſchof aber nebſt dem Herzog Walram von Limburg geriethen lebend in die Hände der Sieger.

Die Kölner waren faſt in Verlegenheit, wie ſie ihr gutes Glükk benutzen ſollten. Selbſt wenn ſie es hätten wagen wollen, ihren gefangenen Feind zu tödten, ſo würde aus ſeinem Blute nur eine furchtbare Saat des Unheils für ſie aufgewachſen ſein, und nicht minder gefährlich war es, den hochgeſtellten Kirchenfürſten in langer Haft zu behalten und ihn dadurch unſchädlich zu machen. Wenigſtens Frieden hätte die Stadt durch ein ſolches Verfahren nimmer erlangt. Denn die zahlreichen und mächtigen Verwandten und Freunde des Gefangenen, würden nicht eher geraſtet haben, bis ſie ihn ſeiner Haft mit Gewalt entriſſen hätten; auch war der Zorn des heiligen Vaters

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 267.

zu befürchten. Daher gaben ſie den Vorſtellungen des Biſchofs von Lüttich und der Grafen von Geldern und Mark, Gehör, die auf Freilaſſung des Erzbiſchofs drangen, und ſchon nach zwei Monden entließen ſie ihre gefährliche Beute, nachdem der Erzbiſchof ihnen abermals das Verſprechen wiederholt, ihre Rechte fortan ungekränkt zu laſſen, auch ſich anheiſchig gemacht, die Aufhebung des Bannes, der die Stadt belaſtete, zu bewirken. Ein Löſegeld ſcheint von ihm nicht gefordert zu ſein; der Herzog von Limburg dagegen muſſte ſolches in reichlichem Maße erlegen. *)

Kaum in Freiheit, gedachte Engelbert von Falkenburg des abgedrungenen Verſprechens nicht weiter, ſondern fuhr fort die Stadt auf jede Weiſe zu beläſtigen und zu befehden. Die Bürger, vom langen Kampfe ermüdet, öfter auch durch angeſponnenen Verrath in ihren eigenen Mauern, und ſelbſt durch innere Zwiſtigkeiten zu banger Beſorgniſſ getrieben, nahmen endlich ihre Zuflucht zu einigen benachbarten Fürſten, die ſich theils ſchon als ihre Freunde bewieſen, theils durch ihre rechtliche Geſinnung Zutrauen erworben hatten. Es waren dieſes die Grafen Wilhelm von Jülich, Adolf von Berg und Otto von Geldern. Auch wird noch eines Grafen von Heſſen erwähnt, doch ſcheint dieſe Angabe um ſo zweifelhafter, als der Name jenes Herrn ungemeldet bleibt. Die Kölner baten um Schutz und Beiſtand und erſuchten die Fürſten es möge jeder von ihnen eine Schaar tüchtiger Krieger in die Stadt legen, um der ſchier erſchöpften Bürgerſchaft die vielbedrohten Mauern vertheidigen zu helfen (1266). Die Bitte ward gewährt und von Berg, Jülich und Geldern zogen wohlgerüſtete Mannen in Kölns Thore ein.

Irren wir nicht, ſo dürften wir wol in dieſer Thatſache

---

*) Die Zeitfolge der gemeldeten Begebenheiten wird von den Chroniſten ſo widerſprechend und verworren angegeben, daſſ wir uns jeder Jahreszahl enthalten haben. Teſchenmacher ſetzt faſt Alles in das Jahr 1262. So viel aber dürfte unbeſtritten ſein, daſſ es ſich zwiſchen 1262 und 1266 zugetragen.

einen Beweis finden, daſſ die drei genannten Grafen dem „rheiniſchen Bunde“ angehörten und daſſ ſie mit dem Beiſtande, den ſie der bedrängten Stadt leiſteten, nur ihrer Bundespflicht Genüge leiſteten. Dieſe Anſicht gewinnt an Wahrſcheinlichkeit noch mehr, wenn wir erfahren, daſſ um dieſe Zeit ein großer Theil der niederrheiniſchen Ritterſchaft, auf den Antrieb des Erzbiſchofs von Mainz, zu einem Landfriedebündniſſ zuſammentrat. Hier finden wir den Grafen Adolf von Berg ausdrüklich genannt und Engelbert von Falkenburg wollte die verſammelte Bundesmannſchaft zu einem Angriffe auf Köln bewegen, da ihm eben Kunde gekommen war, daſſ in der Stadt ein innerer Zwieſpalt gähre. Doch die Kölner vereitelten durch Wachſamkeit und ſchnelle Beilegung des Bürgerzwiſtes dieſen Plan.

Als der Erzbiſchof Engelbert von dem Schutze Kunde erhielt, den Köln bei Jülich, Berg und Geldern gefunden, ergrimmte er zumeiſt über den Grafen Wilhelm von Jülich und wollte dieſem ſeine ſchwere Hand fühlen laſſen. Sofort raffte er ſo vieles Kriegsvolk zuſammen, als ihm zu Gebote ſtand, und brach verheerend in das jülichſche Gebiet ein. Auch bei dieſer Gelegenheit finden wir wieder den Grafen Dietrich (VII.) von Klewe mit ſeinen Mannen, im Bunde mit dem Erzbiſchof. Es ſcheint, als ob der plötzliche Angriff den Grafen Wilhelm wenig vorbereitet gefunden habe. Denn ohne erheblichen Widerſtand zu finden, hauste der Erzbiſchof mit Feuer und Schwert und eroberte das Städtchen Zinzig. Mit reicher Beute beladen wollte der Erzbiſchof nun heimkehren. Aber der Graf hatte mittlerweile ſeine Lehenleute und Dienſtmannen zu den Waffen gerufen, auch von Geldern her Zuzug erhalten und ereilte den Feind zwiſchen den Städten Zülpich und Lechenich. Es war am Tage der h. Lucia (1267). Sofort entbrannte ein heftiger Kampf. Die Schaaren des Erzbiſchofs waren an Zahl dem Kriegsvolke Wilhelms bedeutend überlegen und ſo geſchah es, daſſ das Fähnlein von Jülich bereits zu wanken begann. Da rief der ritterliche Graf mit lauter Stimme den Seinen zu, ob ſie dem Feinde die Beute gönnten, die er ihren Landsleuten abgenommen, und ob er ungeſtraft, ihres ſchwachen Angriffes

ſpottend, heimkehren dürfe? — und mit verdoppelter Kraft ſtürzte er ſelbſt ſich aufs Neue mitten unter die feindlichen Waffen, Alles mit Macht vor ſich niederwerfend. Durch ſolches Beiſpiel ermuthigt, erneuten die Seinen den ſchon aufgegebenen Kampf und nicht lange mehr ſchwankte der Sieg. Die Erzbiſchöflichen vermochten nicht mehr dem Schwerte von Jülich zu widerſtehen und flohen ordnunglos vom Wahlplatze. Des Sieges köſtlichſter Preis aber war es, daſſ der hochfahrende Erzbiſchof ſelbſt und ſein Bundesgenoſſe, Graf Dietrich von Klewe im Kampfe gefangen wurden. Graf Wilhelm kehrte freudig heim und ließ die beiden hohen Gefangenen auf die Burg Nidekk bringen. Dietrich von Klewe, für deſſen Löſung ſich die Grafen von Berg und Mark bemühten, erhielt ſeine Freiheit bald wieder. Die näheren Bedingungen, unter denen ſolches geſchah, wiſſen wir nicht. Nur ſo viel wird uns gemeldet, daſſ in Folge derſelben Dietrichs Tochter, Eliſabeth, mit Gerhard, einem Sohne Wilhelms verlobt ward. — Der Erzbiſchof aber muſſte viertehalb Jahre in der Gefangenſchaft ſchmachten. Denn mit unbeugſamem Starrſinne verwarf er alle Bedingungen die man ihm vorlegte. Weder den Bann, der auf Köln ruhte, wollte er löſen, noch ſich zu den Opfern bequemen, die ſonſt von ihm gefodert wurden. Indeſſen ſcheint er doch endlich einige der hauptſächlichſten Foderungen des Grafen befriedigt und in die Abtretung einiger, zwiſchen dem Erzſtifte und dem Grafen von Jülich längſt ſtreitiger Ortſchaften gewilligt zu haben. Doch iſt uns nichts Näheres darüber aufbehalten.

Nicht lange überlebte der Erzbiſchof die wiedergewonnene Freiheit; auch ſcheint er keinen Verſuch mehr gemacht zu haben, ſein Miſſgeſchikk an den Grafen von Jülich zu rächen. Er ſtarb im Jahre 1272. Doch ſein Tod ward jetzt die Urſache abermaliger Zerwürfniſſ und neuer Fehde. Denn um den erledigten erzbiſchöflichen Stuhl bewarb ſich Konrad, ein Bruder des Grafen Adolf von Berg, der als Probſt zu Köln lebte. Ihm entgegen aber trat mit gleicher Bewerbung der Domdechant Siegfried von Weſterburg. Für jenen war das Volk und

der Adel, für dieſen die Geiſtlichkeit. Natürlich alſo, daſſ Siegfried den Sieg errang, trotz der Bemühungen, welche die Grafen von Berg, Mark und Jülich für Konrad verwandten. Adolf von Berg drohte ſogar mit den Waffen in der Hand ſeinem Bruder den heiligen Sitz zu erringen und baute zwei feſte Burgen am Rhein, zu Mühlheim und Monheim. — Doch Siegfried von Weſterburg, obgleich er nicht mehr Wahlſtimmen für ſich hatte, als ſein Mitbewerber, wuſſte ſich ſofort die Beſtätigung des heiligen Vaters zu verſchaffen. Dennoch wollte Adolf von Berg die Anſprüche ſeines Bruders keineswegs als aufgegeben betrachten, und im Bunde mit den Grafen von Mark und von Jülich erhob er offene Fehde gegen den neuen Erzbiſchof. Dieſer, von drei Seiten zugleich mit großer Heftigkeit angefallen, und überdieß noch mit der Bürgerſchaft von Köln im Kampfe begriffen, die ihn in ſeiner Würde nicht anerkennen wollte, vertheidigte ſich gleichwol ſo herzhaft und männlich, daſſ ſeine Feinde ihm wenig anhaben konnten. Schon hatte die Fehde einige Monden gedauert und in allen betheiligten Landen vielfache Verwüſtungen angerichtet, als man ſich endlich zu einem friedlichen Vergleiche bequemte. Siegfried von Weſterburg ſtellte ſeinen Nebenbuhler Konrad von Berg durch eine angemeſſene Entſchädigungſumme zufrieden und dieſer verzichtete nun förmlich auf eine Würde, die er ſeinem Gegner zu entreißen, keine Ausſicht mehr hatte. — Die Grafen von Berg und Mark ſtekkten ihre Schwerter ein. Doch Wilhelm von Jülich ſcheint noch als Bundesgenoſſe der Reichsſtadt Köln die Waffen in der Hand behalten zu haben. Vielleicht wollte auch der Erzbiſchof Siegfried in die Gebietsabtretungen nicht willigen, zu denen ſein Vorgänger ſich hatte bequemen müſſen: genug, auf dieſer Seite dauerten Feindſchaft und Fehde fort. Mittlerweile war Rudolf von Habsburg auf den deutſchen Königthron gerufen und ſuchte mit ſtarker Hand die Wunden zu heilen, die das verderbliche Zwiſchenreich dem blutenden Lande geſchlagen. Vor allem bemühte er ſich, dem grauenvollen Raub- und Fehdeweſen zu ſteuern und erließ Gebote zur Wiederherſtellung des allgemeinen Landfriedens. Da aber die Fehde in

dem Falle, daſſ man vor Gericht kein genügendes Recht gefunden, auch fernerhin erlaubt blieb, ſo ward dem Unweſen durch Rudolfs Bemühungen im Ganzen nur wenig Einhalt gethan, und unter dem Vorwande „ehrlicher Fehde“ übten Raubluſt und Rachſucht ungeſcheut ihre Frevel.

Der Ausgang des Grafen Engelbert von Mark liefert einen Beweis für den damaligen Zuſtand der Dinge. Es war am Allerheiligentage des Jahres 1277 als der Graf, nur von wenigen Reiſigen begleitet, gen Teklenburg zog, wohin Geſchäffte ihn riefen. Denn ihm war die Vogtei über die Grafſchaft Teklenburg übertragen worden. Da lauerte ihm ein benachbarter Ritter, Herrmann von Loen, auf, der dem Grafen wahrſcheinlich darum grollte, weil er ſich durch den Herrn in ſeinen Raubfehden behindert ſehen mochte.*) Nach heftiger Gegenwehr wurden Engelberts Reiſige übermannt, und er ſelbſt, der edle Herr, gerieth ſchwer verwundet in die Hände ſeines Feindes. Der ſchleppte ihn auf ſeine Feſte Bredevort in harte Gefangenſchaft und hier erlag der Graf nach wenigen Wochen, mehr dem Grame über die erlittene Unbill als den empfangenen Wunden, wie die alten Berichte verſichern. Er ſtarb am 16. Reifmonds 1277 und der Räuber hielt ſogar ſeinen Leichnam noch in Gefangenſchaft. — Ihm folgte in der Herrſchaft ſein Sohn Eberhard. —

Zwei Jahre vor ihm (1275), war der Graf Dietrich VII. von Klewe, nachdem er zuvor noch dem Grafen Florentin von Holland den Tod des Königs Wilhelm an den empörten Fürſten hatte rächen helfen, zu ſeinen Vätern heimgegangen, ſeinem gleichnamigen Sohne Dietrich (VIII.) die Grafſchaft hinterlaſſend.

Inzwiſchen war der Graf Wilhelm von Jülich in ein ernſtliches Zerwürfniſſ mit der Stadt Aachen gerathen. Unfehlbar lag der erſte Keim dazu ſchon in dem Argwohne, mit wel=

---

*) Eine alte Chronik nennt Herrmann v. Loen „Strauchräuber.“ Indeſſen bezeugt der Name offenbar, daſſ Herrmann einem vornehmen Geſchlechte angehörte.

chem die Reichsſtädte, den kaiſerlichen Vögten gegenüber, ihre Freiheiten und Gerechtſame zu bewachen pflegten. Denn allenthalben begegnen wir dem Streben der Vögte, ihren Berechtigungen eine möglichſt große Ausdehnung zu erringen, wodurch der Widerſtand und die Eiferſucht der Städte von ſelbſt hervorgerufen wurde. Die nächſte Veranlaſſung des Zwieſpaltes zwiſchen dem Grafen Wilhelm und der Stadt Aachen, war indeſſen der ſtreitige Beſitz einer Waldung, „der Sepulienbuſch“ genannt. Der Graf behauptete, dieſelbe vom Könige Richard zum Eigenthume erhalten zu haben, während die Aachner ſich auf den König Rudolf beriefen, der ihnen die Waldung für 700 Mark verpfändet habe. Vielleicht hatten beide Recht und eben deſſhalb konnte man ſich um ſo weniger einigen und es kam zur offenen Fehde. Die Aachner aber riefen den Schutz und Beiſtand des Erzbiſchofs Siegfried von Köln an, der, erfreut einen neuen Bundesgenoſſen gegen ſeinen verhaſſten Feind gefunden zu haben, nicht ſäumte, ſolcher Bitte Gehör zu geben. So mochte die Fehde ſchon eine Zeitlang gedauert haben, als noch eine neue Urſache der Feindſchaft hinzutrat.

Wir erinnern uns aus der Geſchichte Brandenburgs *) des Kampfes, welchen der König Rudolf mit Ottokar von Böhmen auszufechten hatte, und wiſſen, wie der ſtolze Böhme, durch eignen Ehrgeiz geſtachelt und durch ſeine Gemalin aufgereizt, am Schluſſe des Jahres 1277 zum zweiten Male gegen das Oberhaupt des Reiches die Waffen erhob. Rudolf rüſtete mit aller Macht, dem kühnen und immer noch mächtigen Feinde zu begegnen. — Auch der Graf von Jülich wollte ſeinem königlichen Herrn kräftigen Zuzug leiſten und war deshalb ermächtigt worden, von der Stadt Aachen eine Steuer zn erheben, die der König ihr auferlegt. Aber Aachen wollte jetzt um ſo weniger zahlen, da die Fehde wegen des Sepulienbuſches noch nicht einmal beendet war. Die Sache hatte indeſſen Eile und der Graf faſſte daher den Entſchluſſ, durch ein kühnes Wagniſſ die Stadt in ſeine Gewalt zu bringen. Es gelang ihm mit

*) Th. 2. S. 279. f. f.

einigen Bürgern in Einverſtändniſſ zu treten. Sie verſprachen das kölniſche Thor dem Grafen und ſeinen Schaaren bei nächtlicher Weile zu öffnen und ſo die Stadt in ſeine Hand zu liefern. Tag und Stunde wurden genau verabredet und Alles ſchien auf ein günſtiges Gelingen des Unternehmens hinzudeuten.

Es war am Abende vor dem Gertrudentage*) (16. Lenzmonds) des Jahres 1278. Eine dunkle Nacht hatte ſich über Aachens Mauern gelagert und die neunte Abendſtunde war vorüber. Das Geräuſch des Tages war in der Stadt längſt verhallt und tiefe Ruhe herrſchte auf den Straßen, wie in den Häuſern. Da nahte ſich behutſam und leiſe eine wohlgerüſtete Reiterſchaar dem kölniſchen Thore. Ein Zeichen wird gegeben und die ſchweren Flügel öffnen ſich, das Schutzgitter ſteigt empor und die Reiter ziehen in die Stadt. Es iſt der Graf Wilhelm von Jülich mit den Seinen. Ihm zur Seite reitet ſein älteſter Sohn, Wilhelm, und zwei andere Söhne, die dem Herrn außer der Ehe geboren worden, drei kräftige Jünglinge voll ritterlichen Muthes. Mehr als vierhundert und ſiebenzig Ritter und Knechte folgen in langer Reihe dem kühnen Führer. Der Graf reitet ſo freudig in das offene Thor, als ob der Sieg ſchon errungen, die Stadt ſchon überwältigt wäre und nicht die fernſte Ahnung eines böſen Geſchikkes ſcheint ſeine Stirn zu umwölken. Und doch hatte Walram von Falkenburg, der Sohn jenes Falkenburg, der, wie wir uns erinnern, bei einem ähnlichen Ueberfalle auf Köln, ſeinen Tod fand, warnend und ahnungvoll den Grafen von Jülich an jenen verderblichen Ausgang gemahnt, und ihn dringend beſchworen, ſich nicht in gleiches Verderben zu ſtürzen. Wilhelms Entſchluſſ blieb ungebeugt und ſein ſtarker, ſieggewohnter Arm war die einzige Vorbedeutung, auf die er achtete. Schon hat er mit den Seinen glükklich den großen Markt erreicht und der laute Siegesruf: „Julia nostra domina!“ durchbrach die Stille der

---

*) Nicht, wie Hr. Dr. Knapp ſagt, am Gertrudentage. Denn der Gertrudentag fällt auf den 17. März.

Nacht. Aber ſchon hatte auch der Roſſe Hufſchlag und das Klirren der Waffen die Bürger aus dem erſten Schlafe gewekkt und die Sturmglokke rief jetzt zum Kampfe für Freiheit und Herd. Durch alle Straßen wogen dichte Schaaren bewaffneter Bürger gegen den Markt heran, aus allen Häuſern ſtürzt die wehrhafte Mannſchaft hervor und ein furchtbares Kampfgewühl miſcht bald heiß und blutig Alles durcheinander. In dem wilden Gedränge finden die Roſſe keinen Raum ſich zu bewegen und ſelbſt die ſchwere Bewaffnung wird den Rittern hinderlich. Die Aachner fechten mit dem Muthe der Verzweiflung und ihre nervigen Fäuſte lichten mehr und mehr die Reihen der Jülicher. Von den Roſſen geſtürzt und zertreten lagen viele der Tapferſten bereits am Boden. Vergebens ruft der Graf zum herzhaften Widerſtande auf. Die Seinen fliehen und die Nacht, die ſie mit ihrem Dunkel begünſtigen ſollte, gereicht den meiſten zum Verderben. Faſt von Allen verlaſſen, nur noch von ſeinen drei Söhnen umgeben, die des Vaters Haupt mit ihren Schwertern zu ſchützen ſuchen, ringt der Graf gegen die furchtbare Uebermacht. Sein ſtarker Arm bahnt ihm endlich einen blutigen Weg mitten durch den Feind und ſchon hat er die Jakobsſtraße erreicht und hofft, ſein Leben in ſchleuniger Flucht davon zu tragen. Da ſperren ihm die Fleiſcher den Weg und ſchwingen drohend ihre blutigen Beile gegen ſein Haupt. Ein furchtbarer Schlag ſtürzt ihn vom Roſſe und mit geſpaltenem Kopfe liegt er ſterbend am Boden. Neben ihm fielen ſeine Söhne und nur ſehr wenige von der Schaar des Grafen entrannen dem Blutbade.

Die Aachner hatten vollſtändig geſiegt und als ſie am nächſten Morgen die blutbeflekkten Straßen von den zahlreichen Leichen reinigten und unter den Erſchlagenen auch den Grafen und ſeine Söhne fanden, da ſandten ſie ehrerbietig die edeln Gefallenen gen Nidekk, in des Grafen Hofburg, wo die Entſeelten, unter Jammer und Klage, in der Pfarrkirche ihre Ruheſtatt fanden. —

Als aber dieſe Mähr zu den Ohren des Erzbiſchofs von Köln gelangte, da eilte der Kirchenfürſt hocherfreut zum Altare

und ſtimmte die Meſſe vom h. Petrus an, die mit den Worten beginnt: „Nun weiß ich wahrhaftig, daſſ der Herr ſeinen Engel geſandt hat und mich errettet von dem Rachen des Löwen.“*) (Ap. Geſch. 12, 11).

Siebentes Kapitel.

Die Zeit der Kaiſer Rudolf von Habsburg (1272), Adolf von Naſſau und Albrecht von Oeſterreich von 1277 bis 1308.

In Klewe die Grafen Dietrich VIII. und IX. und Otto; in Mark Graf Eberhard II.; in Berg Adolf III. und Wilhelm; in Jülich Walram und Wilhelm VI.

Der Erzbiſchof ſetzt die Fehde gegen Jülich fort, wo des erſchlagenen Grafen zweiter Sohn zur Herrſchaft gelangt — Brabant und Flandern ziehen gegen Aachen, Limburg und Berg gegen den Erzbiſchof — es kommt zum Frieden. — Allgemeine Urſachen der häufigen Fehden zwiſchen den Grafen und den geiſtlichen Fürſten, namentlich den Erzbiſchöfen von Köln. — Eberhard II. v. Mark — rächt den Tod ſeines Vaters an Herrmann von Loen — ſteht in hoher Gunſt bei K. Rudolf. — Das Herzogthum Limburg wird erledigt — Erbfolgeſtreit zwiſchen Reinhold von Geldern und Adolf v. Berg — Adolf verkauft ſeine Anſprüche an Brabant — Krieg zwiſchen Geldern und Brabant — die Stadt Köln, im Bunde mit Ad. v. Berg fodert d. Herzog v. Brabant zum Beiſtande gegen den Erzbiſchof auf — der Erzbiſchof ſucht vergebens Mark und Berg zurükk zu ſchrekken — Schlacht bei Woringen — Joh. v. Brabant ſiegt — der Erzbiſchof geräth in die Gefangenſchaft Adolfs v. Berg — Frieden. — Eberhards Fehde mit Osnabrükk — des Erzbiſchofs Treuloſigkeit und Verrath gegen Ad. v. Berg. — Unglükklicher Ausgang des edlen Grafen —

---

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 391. —

ſeine wohlthätige Landesverwaltung — ihm folgt ſein jüngerer Bruder Wilhelm. — Rachezug unſerer Grafen gegen den Erzbiſchof. — Der Erzbiſchof ſtirbt. — Wigbold v. Holte ſein Nachfolger. — Walram v. Jülich ſtirbt — ihm folgt ſein Sohn, Wilhelm VI. — Antheil unſerer Grafen am flandriſch-franzöſiſchen Kriege. — Wilhelm v. Jülich ſtirbt in franzöſiſcher Gefangenſchaft — ihm folgt ſein Bruder Gerhard V. — Die Grafen v. Klewe — Ungewiſſheit der Geſchichte — Graf Dietrichs Verwandtſchaft mit K. Rudolf — die Grafſchaft gewinnt bedeutenden Zuwachs — Graf Otto der Friedfertige — innere Verwaltung — Wunder mit einer Hoſtie — Eberhard's v. Mark fernere Fehden — Kampf gegen den Erzbiſchof von Köln, in Beziehung auf K. Albrechts Streit mit den Kurfürſten. — K. Albrechts Vergünſtigungen gegen Mark. — Eberhards Fehde mit d. Erzbiſchof wegen der Burg Bredevort — Münſterſche Fehde — Eberhard ſtirbt — ſeine Landesverwaltung — Wilhelm v. Berg ſtirbt — ſeine wohlthätige Landesverwaltung.

Aber der Erzbiſchof begnügte ſich nicht mit Dankgebeten für den Tod ſeines Feindes. Jülichs tapferſte Mannen lagen erſchlagen, die Trauermähr von dem, was in Aachen geſchehen, hatte das ganze Land in Verwirrung und Schrekken geſetzt und verwaist und ſchutzlos ſtand die Grafſchaft dem Anfalle jedes Feindes offen, der die allgemeine Beſtürzung zu ſeinem Vortheile benutzen wollte. Denn wie hätte Hildegard, des erſchlagenen Grafen Gemalin und Tochter des Herzogs Walram von Limburg, da auch ihr Erſtgeborner gefallen war, an Widerſtand und Vertheidigung denken mögen? Zwar lebten ihr noch zwei jüngere Söhne, Walram und Gerhard. Aber jener hatte das geiſtliche Gewand genommen und war zur Zeit Probſt der Marienkirche zu Aachen, dieſer, mit der kleinen Herrſchaft Kaſter abgefunden, beſaß nicht Macht genug, um die väterliche Grafſchaft zu ſchützen. Allerdings durfte Frau Irmgard und ihre Söhne auf den Beiſtand ihrer mächtigen Verwandten, der Herzoge von Limburg und von Brabant und des Grafen Guido von Flandern zählen; aber der Erzbiſchof wartete nicht, bis jene Herren ſich gerüſtet hatten. Raſch ſchnallte er den Panzer um das heilige Gewand und führte ſeine Schaaren in das

Gebiet von Jülich. Ihn ſtachelte die eigne Rachſucht und ſein jüngſt geſchloſſenes Bündniſſ mit der Stadt Aachen lieh ihm den Vorwand. Die allgemeine Beſtürzung des herrenloſen Landes, die durch ſeinen Einfall noch vermehrt ward, erleichterte ihm das böſe Spiel. Nirgend fand er bedeutenden Widerſtand. Zuerſt fiel Düren, bald darauf Jülich unter ſeinen ſtürmenden Waffen und er mochte ſich die wilde Luſt nicht verſagen, die Stammburg der Grafen zu Jülich dem Boden gleich zu machen. Nicht lange, ſo war die ganze Grafſchaft in ſeiner Gewalt; nur die Burgen Windekk und Hambach trotzten, gleich einſamen Felſen, ſeiner Macht, und von ihren Thürmen wehte noch das Fähnlein von Jülich, zum Zeichen, daſſ noch nicht Alles verloren ſei.

Mittlerweile hatten die Verwandten und Freunde des erſchlagenen Grafen Wilhelm zu den Schwertern gegriffen, theils um an der Stadt Aachen das Blut des edeln Herrn zu rächen, theils um den Erzbiſchof aus den jülichſchen Gränzen zu verjagen und ihn zum Frieden zu zwingen. Hinſichtlich der Erbfolge in der verwaisten Grafſchaft war man übereingekommen, daſſ Walram, der Probſt zu Aachen, als der zunächſt Berechtigte, dem Vater in der Herrſchaft folgen ſollte und es wurden bei dem heiligen Vater die erfoderlichen Schritte gethan, um jenem eine Losſprechung von ſeinen geiſtlichen Gelübden zu erwirken. Die Sache ſcheint zu Rom keine Schwierigkeiten gefunden zu haben, denn Walram vertauſchte kurze Zeit danach wirklich das prieſterliche Gewand mit der Grafenkrone und vermälte ſich mit einer Tochter des Grafen Guido von Flandern. Nur ſein Bruder Gerhard, Herr von Kaſter, ſoll mit dieſer Anordnung nicht zufrieden geweſen ſein und die väterliche Herrſchaft für ſich ſelbſt in Anſpruch genommen haben. Nach heftigem Zwiſte verglichen ſich indeſſen die Brüder und Walram blieb im Beſitze der Grafſchaft.

Während dieſer Verhandlungen ruhten die Schwerter nicht. Der Herzog Johann von Brabant und Guido, Graf von Flandern, zogen drohend vor Aachens Mauern, um Blutrache zu nehmen, während der Herzog von Limburg und Graf Adolf

von Berg in das kölniſche Erzſtift einbrachen, furchtbare Vergeltung übend für das, was der Erzbiſchof an dem Jülicher Lande verſchuldet. Aachen widerſtand indeſſen mit tapferm Muthe den Waffen der Belagerer und Siegfried von Weſterburg bot mit gewohnter Entſchloſſenheit ſeinen Feinden Trotz. So dauerte die Fehde bereits länger denn ein Jahr, als der heilige Vater ſelbſt die Kämpfenden dringend zur Verſöhnung ermahnte. Und ſie gaben dießmal der wohlgemeinten Ermahnung williges Gehör. Zuerſt verſöhnte ſich der Erzbiſchof mit der verwittweten Gräfin von Jülich und ihren Söhnen (1279). Er gab den größten Theil ſeiner Eroberungen heraus und damit ſchienen vor der Hand alle Parteien befriedigt. Doch mit dem Grafen Adolf von Berg ſcheint zu Piesheim bei Lechenich, wo dieſer Vertrag geſchloſſen ward, noch kein Vergleich zu Stande gekommen zu ſein. Denn Siegfried von Weſterburg brach unmittelbar darauf in das bergiſche Gebiet ein und zerſtörte die beiden Burgen zu Mühlheim und Monheim. Graf Adolf war ſo wenig auf dieſen Angriff vorbereitet, daſſ er keinen Widerſtand zu leiſten vermochte und ſich ſogar, um nur Frieden zu erlangen, zu dem Verſprechen verſtehen muſſte, die gebrochenen Burgen, die dem Erzſtifte zwei hochgefährliche und ſchädliche Nachbarn geweſen waren, nicht wieder aufzubauen.

Ein Jahr darauf (1280) kam auch, unter Vermittelung des Erzbiſchofs und des Herzogs Johann von Brabant, ein Vergleich zwiſchen Aachen und den Hinterbliebenen des Grafen Wilhelm zu Stande. Die Stadt bequemte ſich zu einem Sühnegelde von 15000 brabantiſchen Marken und errichtete außerdem noch vier Altäre zum Troſte für die Seele des Erſchlagenen, den einen im Kloſter der weißen Nonnen, nahe der Stelle, wo der Graf ſeinen Tod gefunden, zwei in der Kirche zu Nidekk und einen in dem Städtlein Portz am Rheine. Auch wurden jeglichem Altare beſtimmte Einkünfte angewieſen, damit es dem Erſchlagenen an Seelenmeſſen nicht fehlen möchte. Alſo ſühnte die Stadt Aachen den Mord, den ſie an ihrem Vogte begangen. Die Vogtei aber ging für einige Zeit dem Grafen Walram verloren. Johann von Brabant wuſſte ſie, für ein

Darlehn von 1300 Mark an ſich zu bringen, und erſt von dem Könige Adolf (von Naſſau) erhielt Walram das Recht, ſie wieder einzulöſen (1292).

Es iſt merkwürdig genug, daſſ zu einer Zeit, wo die Kirche allmächtig war und ſelbſt ihre geringſten Diener, dem Arme der weltlichen Macht beinahe gänzlich entzogen, als unverletzlich und heilig betrachtet wurden, zu einer Zeit, wo man diejenigen als Ketzer verfolgte, die ſich weigerten ihren Biſchöfen den kirchlichen Zehnten zu entrichten, dennoch Niemand eine Sünde darin ſah, mit dem Schwerte in der Hand geiſtliche Fürſten und Herren zu befehden, ihre Ländereien zu verheeren und auf dem eiſernen Felde der Schlacht ohne alles Bedenken die blutige Streitart gegen ein Haupt zu erheben, das durch der Kirche heiliges Salböl geweiht war. Indeſſen liegt die Erklärung dieſer ſeltſamen Erſcheinung eben in der Doppelnatur der kirchlichen Würdenträger ſelbſt. Sie waren unverletzlich als Prieſter, aber verwundbar als Fürſten und Herren eines oft ſehr beträchtlichen weltlichen Grundbeſitzes. Sie hielten dieſen Unterſchied ſelbſt aufrecht, indem ſie ſich eifrig in die Händel der Welt ſtürzten und ihr geiſtliches Gewand unter dem ritterlichen Panzer verbargen. Obwol nun dieſen Herren an der Vermehrung ihres Grundbeſitzes und ihrer weltlichen Macht bei weitem ſo viel nicht gelegen ſein konnte, als den weltlichen Fürſten, die dabei immer ihre Nachkommen, die Erhebung ihres Geſchlechtes, vor Augen hatten, ſo iſt der Reiz einer bloß perſönlichen Machtfülle und Herrſchgewalt dennoch ein eben ſo kräftiger Sporn des Ehrgeizes, als die Ausſicht, einer langen Reihe von Stammerben das rühmlich Erworbene zu hinterlaſſen. Die geiſtlichen Fürſten, durch ihre Eheloſigkeit aus der Verkettung der menſchlichen Geſellſchaft herausgehoben und auf ſich ſelbſt beſchränkt, waren um ſo herrſchſüchtiger, ehrgeiziger und habgieriger, weil ihnen die Ausſicht abgeſchnitten war, in fürſtlichen Nachkommen fortzuleben und weil ihre Verhältniſſe ſie darauf hinwieſen, ſich ſelbſt ſo viele Geltung als möglich zu verſchaffen. Es kam dazu, daſſ die Befugniſſe und Rechte der einzelnen Landesherren in Deutſchland damals noch keineswegs

ſcharf geſondert und begränzt waren und die ſchwankenden Verhältniſſe der vielfach verſchlungenen Lehenverbindungen boten beſtändig Gelegenheit zu Zerwürfniſſ und Fehde. Jeder Fürſt trachtete danach, ſeine Rechte möglichſt weit auszudehnen und alle hemmenden Feſſeln abzuſtreifen. Bei alledem ſahen die vornehmen Geſchlechter auf die höheren kirchlichen Würden, als auf ein wohl geeignetes Mittel, ihre jüngeren Söhne und Brüder anſtändig zu verſorgen und eine neue Biſchofwahl führte daher nicht ſelten blutige Kämpfe herbei, ganz ähnlich denjenigen, die über den Beſitz der Reichskrone entſchieden. Der geiſtliche Fürſt aber, dem es dann endlich gelang, den Sieg davon zu tragen, wurde von der überwundenen Partei ſtets mit neidiſchen Blikken voll Argwohn betrachtet, ſo wie er ſeinerſeits des Widerſtandes nicht vergaß, den er bei ſeinen Gegnern gefunden. So blieb in beiden Theilen jedesmal der Keim zu neuen Fehden zurükk, der nur der geringſten Veranlaſſung bedurfte, um ſich blutig zu entwikkeln.

Wenn wir in früheren Zeiten unſere Grafen ſtets geneigt fanden, ſich den Erzbiſchöfen von Köln anzuſchließen und von ihnen ſich leiten zu laſſen, ſo lag dieß wol eines Theils in den nahen verwandtſchaftlichen Verhältniſſen, welche unſere Grafenhäuſer an die damaligen Erzbiſchöfe knüpften, andern Theils aber auch in der geiſtigen Ueberlegenheit jener Kirchenfürſten und in dem geringen Umfange von Macht, den die früheren Grafen aufzuweiſen hatten. Sie muſſten ſich an einen Mächtigern anſchließen, weil die eigene Kraft nicht ausreichte, um ſich in den Wirren der Zeit aufrecht zu erhalten. Seitdem aber hatten ſich die Verhältniſſe bedeutend geändert. Die Grafen waren, durch Vergrößerung ihres Landgebietes, mächtiger geworden und der ritterliche Stolz durfte es wagen, dem mächtigen Prieſter gegenüber ſich geltend zu machen. Es war ein ſchwaches Abbild des großartigen Kampfes, den die Kaiſer mit den Päbſten geführt hatten und es galt der Frage, ob Ritter oder Pfaff herrſchen ſollte? — Es war ein Kampf gegenſeitiger Eiferſucht, und es darf kaum erwähnt werden, daſſ die Händel der Erzbiſchöfe mit der Stadt Köln, die ſich bisher gleichſam als Mittelpunkt des Kampfes

zeigten, von den Grafen nur als ein willkommener Vorwand benutzt wurden.

Aber in keinem unſerer Grafen ſpiegelte ſich der ritterliche Geiſt des Zeitalters lebendiger, als in Eberhard (II.) von Mark. Schon ſeine hohe, kräftige Geſtalt und die männliche Schönheit ſeines vielverſprechenden Antlitzes bekundeten den Helden. In allen ritterlichen Uebungen war er Meiſter und die Waffen ſeine Freude. Mit wahrer Luſt ſtürzte er aus einer Fehde in die andere und ſeine dreißigjährige Herrſchaft bildet eine faſt ununterbrochene Kette von Kampf und Schlachtgetümmel. Dabei war er heiter, lebensfroh und offenen Herzens, aber auch voll Umſicht und kluger Rathſchläge. Dem Prieſterſtolze ſetzte er mit eiſerner Fauſt den Ritterſtolz entgegen und die meiſten ſeiner Fehden waren gegen geiſtliche Herren gerichtet. Was kümmerte es ihn, wenn ihn die Pfaffen eine Geißel der Biſchöfe, einen wilden jähzornigen Mann, einen Unruheſtifter und Feind der Kirche *) nannten? Den weltlichen Fürſten war er um ſo angenehmer und ſelbſt Rudolf von Habsburg, an deſſen Hof Eberhard als Jüngling lange verweilte, hatte den jungen Helden ſo lieb gewonnen, daſſ er nicht verſtimmt ſein konnte, ſo lange er in das lebensfriſche Antlitz des Grafen ſchaute. **)

Als Eberhard an dem Hofe des Königes Rudolf von dem verrätheriſchen Streiche Botſchaft erhielt, der ſeinem edeln Vater das Herz brach, eilte er ungeſäumt in die Heimat, um den Urheber jenes Bubenſtükkes, Herrmann von Loen, zu züchtigen. Adolf von Berg, deſſen Schweſter Irmgard Eberhards Gemalin war, und Dietrich (VIII.) von Klewe boten ihm bereitwillig Beiſtand an. Im Beginn des Jahres 1278 führte Eberhard ſeine Mannen, mit einem Streithaufen ſeiner Bundesgenoſſen vereinigt, vor die Feſte Bredevort. Herrmann von Loen erkannte bald, daſſ mit dem Sohne, der des Vaters Tod zu rächen kam, kein Vertrag zu ſchließen war und vertheidigte ſich auf der feſten Burg mit dem Muthe der Verzweiflung. Aber der Ernſt und

*) Schaten.

**) Lev. Nortkof pag. 391.

die Macht der Belagerer raubten ihm jede Hoffnung auf einen glükklichen Erfolg ſeines Widerſtandes. Daher beſchloſſ er, Eberhards gerechten Zorn wenn auch nicht zu beſeitigen, doch zu mildern und ſandte dem Grafen den wohlerhaltenen Leichnam *) ſeines Vaters ehrerbietig in das Lager. Aber der Anblikk des geliebten Todten rief dem trauernden Sohne mit verdoppelter Schärfe die Unbill zurükk, die der Verblichene erfahren und um ſo heftiger rüttelte der Sturm an der trotzenden Feſte. Immer ſchwächer und ſparſamer ward der Vertheidiger Widerſtand und ein Hauptangriff ſollte jetzt das Werk der Rache vollenden. Mit lautem Schlachtruf ſtürmt der Graf den Seinigen voraus gegen die ſtarken Mauern. Aber da drinnen regt ſich kein Arm zur Abwehr, kein Wurfgeſchoſſ fliegt den Stürmenden entgegen, kein Vertheidiger läſſt ſich blikken. Ohne den mindeſten Widerſtand gelangt Eberhard an das Burgthor; es fällt unter den Streichen der Axt und die Sieger ziehen ein, noch immer eine Kriegsliſt des Feindes vermuthend. Aber die Feſte iſt leer. Ein heimlicher Gang, der aus dem Schloſſe in die nahe Waldung führt, hatte den Burgherren und ſeine Mannen dem erhobenen Arme der Gerechtigkeit entzogen. Herrmann von Loen begab ſich zu ſeinen mächtigen Verwandten, die ihm Zuflucht und Schutz gewährten. Eberhard aber, voll Zornes über die getäuſchte Rache, ließ die Raubfeſte brechen, daſſ nur wüſte Trümmer die Stätte bezeichneten, wo ſeines Vaters Sterbelager geweſen war. Dann zog er mit der erkämpften, theuern Leiche heim und brachte ſie in der geweihten Erde des Kloſters Kappenberg zur Ruhe.

Hierauf verließ der Graf abermals das heimiſche Land, die Verwaltung deſſelben einem erprobten Diener anvertrauend, und begab ſich zu ſeinem erlauchten Freunde, dem Könige Rudolf. Wie lange er an der Seite des hohen Herrn verweilt und welchen Antheil er an den Unternehmungen desſelben gehabt, iſt uns nicht aufbehalten worden. Wahrſcheinlich aber iſt es, daſſ er eine geraume Zeit im Gefolge des Königs verblieben und ihn während derſelben auf allen ſeinen Zügen begleitet habe. Denn erſt nach

*) aromatibus conditum ſagt Teſchenmacher a. a. O. S. 268.

neun Jahren (1287) tritt er wieder in unſern Landen auf, und es iſt nicht wol denkbar, daſſ ein Mann, wie Graf Eberhard, eine ſo lange Zeit in thatenloſer Ruhe auf ſeiner Burg zugebracht haben ſollte. Wäre er früher daheim geweſen, ſo würden wir, ohne Zweifel, auch ſchon früher von ihm hören. — Es iſt ein Krieg gegen den Erzbiſchof von Köln, in welchem wir den ritterlichen Grafen jetzt thätig finden.

Die feindſelige Spannung zwiſchen jenem Kirchenfürſten und dem Grafen Adolf von Berg war im Laufe der Jahre keinesweges vermindert worden. Obwol für ſich allein nicht mächtig genug, um dem Erzbiſchofe in offener Fehde die Waage zu halten, wuſſte Adolf dennoch durch kluge Benutzung der Umſtände und durch Bündniſſe, ſeinem mächtigen, ſtets lauernden Nachbar gegenüber, eine ſo entſchloſſene Haltung zu beobachten, daſſ Siegfried von Weſterburg, der überdieß in fortwährende Händel mit der Stadt Köln verflochten war, keinen unmittelbaren Angriff gegen ihn gewagt, oder keine Veranlaſſung zu ehrlicher Fehde gefunden zu haben ſcheint. Dieſe aber bot ſich jetzt von ſelbſt dar. Adolfs Großoheim, der Herzog Walram von Limburg, war im Beginne des Jahres 1282 in das Grab geſunken. Er hinterließ keine Söhne, ſondern nur eine Tochter, Irmgard, die an den Grafen Reinhold von Geldern vermält war. Nach dem Gebrauche, der in den Ländern des Niederrheins ſich geltend gemacht, trat Irmgard ohne Widerſpruch das väterliche Erbe an. Aber ihre Ehe war kinderlos und demnach hatte Adolf von Berg die nächſte Ausſicht auf den Beſitz des Landes ſeiner Ahnen, wenn ſeine Baſe vor ihm hinſtarb. Indeſſen hatte Reinhold von Geldern vom Könige Rudolf die Zuſicherung zu erlangen gewuſſt, daſſ er auf Lebens Zeit im Beſitze des Herzogthumes Limburg verbleiben ſollte, auch wenn ſeine Gemalin vor ihm mit Tode abginge. In dieſer Bewilligung des Reichsoberhauptes aber ſah Adolf von Berg nur eine offenbare Verletzung ſeines unzweifelhaften Erbrechtes, das er in jedem Falle in voller Geltung zu erhalten beſchloſſ. Das Schikkſal führte die Entſcheidung ſehr ſchnell herbei. Die Herzogin Irmgard folgte ihrem Vater noch in demſelben Jahre ins Grab. Mit Waffengewalt

ſeine nun eröffneten Anſprüche durchzuſetzen, fühlte ſich Adolf um ſo weniger ſtark genug, als er mit Sicherheit darauf rechnen muſſte, daſſ Reinhold von Geldern an dem Erzbiſchofe von Köln einen Bundesgenoſſen finden würde. Eben ſo wenig aber wollte er ſein Recht bis zum Tode Reinholds ruhen laſſen, weil dadurch ſeine Anſprüche leicht für immer verloren gehen konnten. Denn es war möglich, daſſ jener zu einer zweiten Vermälung ſchritt, die nicht ſo unfruchtbar blieb, als ſeine erſte Ehe, und dann war in jedem Falle ein Erbfolgeſtreit gewiſſ, der um ſo ſchwieriger werden muſſte, als es nun galt, einen ſchon verjährten Beſitz den Händen der Beſitzer zu entwinden. Aber die Möglichkeit, das erledigte Herzogthum für ſich zu gewinnen und zu behaupten, lag ſo ferne, daſſ Adolf daran verzweifelte und ſolcher Hoffnung ganz entſagte. Nur einen Ausweg ſah er vor ſich, ſeine Anſprüche geltend zu machen, ohne ſich der Gefahr eines ungleichen Kampfes auszuſetzen, nämlich den, ſein Anrecht auf Limburg an einen Fürſten zu verkaufen, der Macht genug beſaß, einen ſolchen Erwerb mit dem Schwerte zu behaupten. Er trat deſſhalb in Unterhandlung mit dem Herzoge von Brabant, Johann dem Siegreichen, einem Fürſten, deſſen Macht und Reichthum ſeinem hochſtrebenden Sinne gleichkam und der noch überdieß in ſeiner Verwandtſchaft mit dem franzöſiſchen Königshauſe einen kräftigen Stützpunkt fand. Bald war man Handels einig und der Herzog zahlte dem Grafen für ſeine Anſprüche dreiundzwanzigtauſend Mark. Aber dieſer Vertrag bedurfte jeden Falles noch der Beſtätigung des Reichsoberhauptes. Adolf erſuchte den König Rudolf darum in einem Schreiben (am fünften Tage nach Pfingſten 1282), worin er ihm meldete, daſſ er das Herzogthum Limburg, welches ihm als rechtmäßiges Erbe zugefallen, dem Herzoge Johann von Brabant unter dem Namen einer Schenkung überlaſſen habe.*) Es iſt keine Nachricht vorhanden, daſſ die nachgeſuchte Beſtätigung erfolgt ſei und es läſſt ſich vielmehr das Gegentheil vermuthen, weil Rudolf ſonſt das Verſprechen, welches er dem Grafen von Geldern gegeben, hätte zurücknehmen

*) Dithmar (in ſeiner Ausgabe von Teſchenmachers Annalen) S. 435. §. XII.

müſſen. Ueberdieß hatte Adolf offenbar die beſtehenden Formen ſchon dadurch verletzt, daſſ er der Zuſtimmung ſeiner Geſchwiſter nicht gedenkt, die doch nothwendig war, wenn ein Erbanſpruch ſeines Hauſes rechtsgiltig veräußert werden ſollte. Indeſſen ſcheint ſowol Heinrich von Windekk, Adolfs Bruder, als auch ſeine Schweſter, die Gemalin Eberhards von Mark, mit dem Verkaufe vollkommen einverſtanden geweſen zu ſein, da beide der Sache des Bruders ohne Wanken ergeben blieben. Doch ſei dem, wie ihm wolle: Johann der Siegreiche hielt ſeinen Kauf für rechtsgiltig und machte ſofort Anſtalten, den neuen Beſitz anzutreten. Aber er fand hiebei weit größere Schwierigkeiten, als er vermuthet. Reinhold von Geldern hatte nicht nur die Mehrzahl der Vaſallen und Lehenleute des Limburger Landes für ſich, ſondern fand auch bei ſeinen Verwandten, den Grafen von Luxemburg, Naſſau, Mörs u. a. m., kräftige Unterſtützung. Sein eifrigſter und mächtigſter Bundesgenoſſe aber war Siegfried von Weſterburg, der Erzbiſchof von Köln, der ſich die willkommene Gelegenheit nicht entgehen ließ, ſeiner alten Feindſchaft gegen den Grafen von Berg aufs Neue Befriedigung zu gewähren.

Graf Adolf ſelbſt nahm indeſſen keinen Theil an der Fehde. Er hatte ſich weislich gehütet, dem Herzoge von Brabant für den überlaſſenen Beſitz von Limburg Gewähr zu leiſten und konnte deſſhalb dem Kampfe ruhig zuſehen, der, nach der Gewohnheit jener Zeit, ſich Jahre lang in gegenſeitigen Fehdezügen ohne Nachdrukk hinſchleppte und keine Entſcheidung herbeiführte, während die Freunde beider Parteien und ſelbſt die Könige von Frankreich und Engelland, ſich vergebens bemühten, einen friedlichen Vergleich zu vermitteln.

So war der Stand der Angelegenheiten, als die Stadt Köln plötzlich eine kräftige Entſcheidung herbeiführte. Die ewigen Händel dieſer alten Reichsſtadt mit dem Erzbiſchofe hatten keinen Augenblikk geruht und ſogen aus der gegenſeitigen Erbitterung immer neue Nahrung. Unter den vielfachen Beſchwerden, welche die Bürger gegen den geiſtlichen Herrn erhoben, war es keine der geringſten, daſſ Siegfried von Weſterburg die zerfallene Feſte zu Woringen wieder aufgebaut und mit einer

raub= und fehdeluſtigen Beſatzung verſehen hatte, die nicht bloß die Rheinſchiffahrt beunruhigte, ſondern auch zu Lande den reiſenden Kaufleuten auflauerte und namentlich den Kölnern vielfachen Schaden zufügte. Vergebens beſchwerten ſich Rath und Bürgerſchaft bei dem Erzbiſchofe, vergebens verlangten ſie Rükkgabe der geraubten Güter und Entſchädigung für die Gemiſſhandelten. Der geiſtliche Oberhirt entließ die Bittenden mit höhniſchem Beſcheide. Dieſe ſuchten zunächſt in einem Bündniſſe mit dem Grafen Adolf von Berg Schutz. Denn auch Adolfs Unterthanen litten von dem Raubgeſindel, das zu Woringen hauſte. Doch fühlten ſich die Verbündeten nicht ſtark genug, die verhaſſte Burg anzugreifen und begnügten ſich mit der Uebereinkunft, es nicht zulaſſen zu wollen, daſſ eine neue Feſte, auf welchem Ufer des Stromes es ſei, angelegt werde. Namentlich ward die Gegend zwiſchen Remdorf und Zündorf bezeichnet, wo man den Aufbau neuer Burgen verhindern wollte. Indeſſen wandten ſich die Kölner, wahrſcheinlich auf Adolfs Rath, an den Herzog von Brabant und baten ihn um ſeinen Schutz gegen den Erzbiſchof und deſſen räuberiſche Mannen. Er möge mit ſeiner ſiegreichen Hand dem Unweſen der Woringer ſteuern und die Handelswege zwiſchen dem Rheine und der Maas unter ſeinen Schild nehmen. Sie verſprachen, alle ihre Streitkräfte zu des Herzogs Verfügung zu ſtellen. Mit großer Freude nahm Johann der Siegreiche die neuen Bundesgenoſſen auf und beſchloſſ durch einen kräftigen Schlag gegen den Erzbiſchof, den mächtigſten ſeiner Gegner, ſeine Anſprüche auf Limburg durchzuſetzen. Jetzt foderte er auch die Grafen von Berg und von Mark zu ſeinem Beiſtande auf, und beide gürteten ſofort die Schwerter um, da der Kampf jetzt zunächſt ihrem unverſöhnlichen Feinde galt (1287).

Kaum erhielt Siegfried von Weſterburg von dieſem Bündniſſe Kunde, als er einen Angriff auf die Grafſchaft Berg beſchloſſ, um dieſen Gegner vereinzelt niederzuwerfen und die Verbindung ſeiner Feinde dadurch zu ſchwächen. Zuvor aber gab er ſeinem Hauptmanne in der Herrſchaft Rekklinghauſen, Dietrich Kigge, der auf der Burg Aahaus waltete, geheimen

Befehl, in die Grafſchaft Mark einzubrechen und auf dieſe Weiſe auch den Grafen Eberhard in ſeinem eigenen Lande zu beſchäfftigen.

Dietrich Kigge hatte ſchon ſeit längerer Zeit, mit Zuſtimmung ſeines Herrn, die Märker in ähnlicher Weiſe geplagt, als die Beſatzung von Woringen das bergiſche Land. Um ſo willkommener war ihm der jetzige Auftrag und er eilte ſofort, ihn auszuführen. Eberhard verweilte in Kamen und ſoll eben bei der Mahlzeit geſeſſen haben, als ein Bote ihm meldete, Kigge mit den Erzbiſchöflichen ſei in das Land gefallen und hauſe arg mit Raub und Feuer in den wehrloſen Dörfern. Raſch ſprang der Graf bei ſolcher Kunde vom Seſſel auf und rief nach Panzer und Roſſ. Mit den wenigen Mannen, die er um ſich hatte, eilte er ohne Verzug dem räuberiſchen Feinde entgegen. Der aber zog auf die Kunde, daſſ Eberhard ihn aufſuche, mit ſeiner Beute eilend von dannen und hatte faſt die Burg Aahaus erreicht, als er ſich von den Nachſetzenden eingeholt ſah. Kaum aber gewahrte Dietrich Kigge die geringe Anzahl der Verfolgenden, ſo entſchloſſ er ſich den Kampf anzunehmen und gebot den Seinigen Halt. Sei es nun um dem Feinde Verachtung zu zeigen, oder ſei es, daſſ ihm der Boden für einen Kampf zu Fuß geeigneter ſchien: er ſprang vom Roſſe und ſandte ſeinen Streithengſt in die nahe Burg. Die Seinen folgten dem Beiſpiele ihres Führers und in dicht geſchloſſener Reihe hielten ſie dem daherſprengenden Grafen einen Wald von Lanzen entgegen. Aber Eberhard erſchrakk nicht vor der drohenden Gefahr und ſtürzte im vollen Roſſeslaufe in die dichte Schaar des Feindes und dem edeln Führer folgten unverzagt die wakkern Märker. Nur wenige Augenblikke ſchwankte der Sieg. Von gerechtem Zorne entflammt und zum Schirm des heimiſchen Landes die Waffen führend, verdoppelten ſich die Kräfte der märkiſchen Streitmannen und erſetzten durch die kühnſte Tapferkeit ihre geringe Anzahl. Bald ſah Kigge ſeine Reihen durchbrochen und zerſprengt und in eiliger Flucht ſtrebte ſeine Schaar der nahen Feſte entgegen, Rettung und Schutz hinter ihren Mauern ſuchend. Doch nur wenigen gelang es, dieſes

Ziel zu erreichen und auch dieſen eilte die Rache nach. Denn Eberhard ließ den erſchrokkenen Burgmannen keine Zeit zur Vertheidigung. Mit Ungeſtüm drang er den Fliehenden nach und erſtürmte die ſteilen Höhen der Burg faſt mit jenen zugleich. Im wilden Ueberfalle erlag die Feſte, ihre Vertheidiger fielen unter dem Schwerte, ihre Mauern wurden gebrochen. — Froh des ſchnell errungenen Sieges führte der Graf ſeine Schaaren darauf vor die benachbarte Feſte Raffenberg und auch dieſe ward am Tage vor Maria's Himmelfahrt erſtiegen.

Nicht viel glükklicher endete der Zug, welchen der Erzbiſchof ſelbſt, einige Monate ſpäter, in das bergiſche Gebiet unternahm. Zwar muſſte das arme Land, ſo weit der Fuß des gepanzerten Kirchenfürſten es betrat, ſchwer büßen; aber der Graf Adolf wagte bald beherzten Widerſtand und ſetzte den grauſamen Verheerungen des Feindes ein Ziel. Ein frühzeitiger Winter verbündete ſich mit dem Grafen und häufte eine ſolche Menge von Schnee in den Gebirgen auf, daſſ der Erzbiſchof von ferneren Unternehmungen abſtehen muſſte. Als ihm nun noch überdieß die Kunde zukam, Johann der Siegreiche rüſte mit Macht zu einem Einfalle in das Erzſtift, da zog er ſchnell von dannen, ohne einen andern Zwekk erreicht zu haben, als ſeinem Grolle gegen Berg Luft zu machen.

So war das Vorſpiel des Kampfes beendet. Der Erzbiſchof hatte ſeine Gegner nur noch mehr gereizt und beide Parteien brannten vor Begierde ſich ernſtlich mit einander zu meſſen. Aber die lang anhaltende Kälte des ſchneereichen Winters hielt noch die Schwerter in der Scheide zurükk und gewährte hinreichende Muße zu gegenſeitigen Rüſtungen, bis die mildere Jahreszeit die Kampfbegierigen in das Feld rief.

Es war im Blütenmonde des Jahres 1288, als der Herzog Johann von Brabant die Fehde damit eröffnete, daſſ er ſeine Schaaren vor die Feſte Woringen führte. In der Woringer Haide, inmitten des Weges von Köln nach Neuß, ſammelten ſich um ihn die Fähnlein ſeiner Verbündeten. Hier ſah man vor allen die edeln Grafen von Berg und von Mark; auch Walram von Jülich hatte das Schwert ergriffen, um die Unbill

zu vergelten, die ſein Vater und ſein Land von dem Haſſe des Erzbiſchofs erlitten. Es ſtanden hier die Grafen Robert von Virneburg, Otto von Waldekk, Simon von Teklenburg, Walrabe von Zegenheim, die edeln Herren Friedrich von Reiferſcheid, Johann von Bedburg, Heinrich von Wildenburg und viele andre deutſche Grafen und Herren, außer der großen Menge brabantiſcher und limburgiſcher Ritter, deren Anzahl auf anderthalbtauſend angegeben wird. Im Ganzen zählte das Heer des Herzogs gegen funfzehntauſend Streiter zu Roſſ und zu Fuß. Doch mit ungleich größerer Heeresmacht rükkte ihm der Erzbiſchof entgegen, der die Seinen zu Bedburg und Bergheim geſammelt hatte. Mit ihm zogen die Grafen von Luxemburg, Naſſau, Mörs, Iſenburg und Salms und vor allen Reinhold von Geldern, voll der muthigen Hoffnung, hier mit einem Schlage den alten Streit um die Limburger Erbſchaft zu ſeinem Vortheile zu entſcheiden. Und nicht unbegründet muſſte dieſe Hoffnung erſcheinen, wenn man die Streitkräfte beider Heere gegeneinander maß. Denn die Schaaren des Erzbiſchofs und ſeiner Verbündeten überwogen an Zahl die Gegner um mehr, als das Doppelte, und an Tapferkeit und Muth ſtanden ſie ihnen gleich. Darum erfüllte auch die ſtolzeſte Siegeshoffnung den geiſtlichen Herrn, als er am Abende vor dem Tage des heil. Bonifacius (4ten Heumonds) das Lager des Feindes erblikkte und den geringen Umfang desſelben mit ſeiner eigenen Kraft verglich. Freudig ſchaute er von ſeinem hohen Schlachtroſſe auf die langen, glänzenden Reihen, die ſeinem Banner folgten, und auf den Feind hindeutend rief er mit Hohn: „Der Walfiſch liegt im Trokknen! mit ſeinem Schwimmen iſt es aus und fliegen kann er nicht!“

Der nächſte Morgen ſchaute den Beginn der blutigſten Schlacht, die ſeit Jahrhunderten in dieſer Gegend geſchlagen worden. Weder des Reiches Ehre, noch das Heil des Geſammtvaterlandes ſtand auf dem Spiele; es war kein Kampf gegen einen auswärtigen Feind, kein Kampf für Freiheit und Herd: die Wetterwolke langjährigen Fürſtengrolles entlud ſich hier in blutigen Schlägen auf die Söhne eines Reiches. Die Blüte

der niederrheiniſchen Ritterſchaft war hier beiſammen, um, wie ſonſt im luſtigen Schimpfſpiele, ſo jetzt im furchtbaren Ernſte ihre Heldenkraft miteinander zu meſſen, und von jeher haben die Deutſchen nie tapfrer gefochten, als wenn ſie feindlich ihre Schwerter gegeneinander richteten. So war auch der fünfte Tag des Heumonds 1288 reich an glänzenden Waffenthaten, die eines höhern Zwekkes werth geweſen wären.

In der Abtei Brauweiler hatte der Erzbiſchof die Nacht zugebracht und als der Morgen dämmerte, begab er ſich zum Altare, um des Himmels Beiſtand zu dem blutigen Tagewerke zu erflehen. Dieſelbe Hand, die nach wenigen Stunden das eiſerne Schlachtſchwert führen wollte, bereitete ſich zu dieſem mörderiſchen Geſchäffte dadurch vor, daſſ ſie der verſammelten Menge das Allerheiligſte zeigte und ihr den Seegen ſpendete. Den Uebergang von dieſer heiligen Handlung zu der Blutarbeit der nächſten Stunden wuſſte der Kirchenfürſt darin zu finden, daſſ er, nachdem er die Meſſe geendet, noch an heiliger Stätte den Bannfluch der Kirche gegen ſeine Feinde verkündete. Dann ſchritt er vom Altare in die Rüſtkammer und vertauſchte das Meſſgewand mit dem Panzer, die Monſtranz mit dem Speere, und führte ſeine Schaaren dem Feinde entgegen.

Der ruhmvolle Name Johanns des Siegreichen, ſeine weitgeprieſene Tapferkeit und Kriegskunde, verliehen dem Heere, das dieſer führte, eine Zuverſicht, die der feindlichen Uebermacht kaltblütig Stand hielt und der freudige Muth, die gefeierte Heldenkraft ſo vieler edeln Grafen und Ritter, theilte ſich auch dem geringſten Lanzenknechte mit. Mit ſtaunender Luſt ſah das Kriegsvolk den Helmbuſch ſeines fürſtlichen Führers in der Feinde dichteſten Schaaren flattern und Mann um Mann vor ſeinem Speere zu Boden ſinken. Da drängt aus den Reihen der Gegner ein edler Ritter unaufhaltſam gegen den ſiegreichen Herzog. Es iſt der Graf Heinrich von Luxemburg, der tiefen, bittern Groll gegen den Brabanter in ſeiner Seele trug und auf dem weiten Felde des Kampfes nur auf dieſen Feind ſein Auge gerichtet hat, um eiſern ihm zu begegnen. Endlich hat er ihn erreicht und die beiden Todfeinde ſtehen ſich gegenüber. Aber

ihre Speere ſind zerbrochen — ſie greifen zu den Schwertern. Doch keinem Streiche will des Gegners Panzer weichen und die Kämpfer ſind ſo nahe, daſſ ſie in ihrem Grimme ſich mit den nervigen Armen pakken, einer den andern vom Roſſe zu ſtürzen ſuchend. Doch gleiche Kraft gönnt keinem den Sieg. Da ſtürzt Johanns Streithengſt, ſchwer getroffen, unter ihm zu Boden. Doch einer ſeiner Getreuen hilft ihm ſchnell auf ein anderes Pferd und kaum fühlt ſich der Herzog wieder bügelfeſt, ſo ſtrekkt ſein Schwert den luxemburgiſchen Bannerträger zu Boden. Aber in dieſem Augenblikke umſchlingt der Graf von Luxemburg mit eiſernem Arme ſo gewaltig des Gegners Hals, daſſ dieſem ſchier der Athem entweicht und er auf ſeinem Sattel ſchwankt. Ein wohlgezielter Schwertſtoß rettet indeſſen den Herzog aus dieſer furchtbaren Umarmung. Der edle Graf von Luxemburg ſinkt zu den Leichen und Furcht und Zagen überkommt ſeine Mannen. Es fruchtet wenig, daſſ zwei tapfre Ritter den ſinkenden Muth der Ihrigen durch die kühnſten Thaten wieder zu erheben ſuchen. Sie theilen bald das Schikkſal des gefallenen Grafen.

Voll Zorn erkennt der Erzbiſchof des Feindes errungenen Vortheil und raſch fliegt er mit ſeinen wakkern weſtfäliſchen Fußknechten den Brabantern entgegen, die vom langen, ſechsſtündigen Kampfe ermüdet, kaum den Angriff des neuen Feindes ertragen können. Aber Adolf von Berg und Eberhard von Mark mit ihren Mannen werfen ſich gleich einem Schilde vor die ermatteten Bundesfreunde, den Schaaren des Erzbiſchofs entgegen. So entbrennt hier ein neuer Kampf mit ungeſchwächten Kräften. Doch nicht lange werden die beiden Grafen der großen Uebermacht des Feindes widerſtehen können, wenn ihnen nicht Hilfe kommt. Und dieſe Hilfe naht herbei. Es ſind bergiſche Landleute, nur mit Keulen und Spießen bewaffnet, die ihrem geliebten Grafen freiwillig zur Fehde folgten, um den Uebermuth des gehaſſten Erzbiſchofs dämpfen zu helfen. Mit Kölns Bürgern vereint war eine Stellung hart am Ufer des Rheins ihnen angewieſen, zur Dekkung des Stromes. Jetzt aber meldete ihnen Walter Dodde, ihr Prieſter, der ſie in das Feld der

Waffen begleitet, wie ihr edler Herr in hartem Drange ſtehe und ermahnt ſie zu ſeinem Beiſtande. Es bedurfte für die mu= thigen, willigen Herzen nicht vieler Worte. Sie erheben freu= dig ihre Waffen und begleitet von Kölns Bürgern, fallen ſi dem Feinde in den Rükken. „Berge rohmrike!" ſchallt es lau von ihren Lippen und ihre nervigen Arme ſchwingen gewaltig die mächtigen Keulen. Da ergreift Verwirrung und Beſtürzung die Schaarkn des Erzbiſchofs, die in Stirn und Rükken mit gleicher Wuth ſich angefallen ſehn. Eine Streitaxt trifft das Roſſ des kriegeriſchen Kirchenfürſten. Es ſtürzt und in dieſem Augenblikke nahet ſich der Graf von Berg und ergreift mit ſtar= ker Hand die edle Beute. Siegfried von Weſterburg muſſ ſich ſeinem Todfeinde ergeben, der ihn ungeſäumt über den Rhein ſchaffen und wohl bewachen läſſt.

Mit dieſem Erfolge war eigentlich des Tages Entſcheidung herbeigeführt, zumal, da kurz nach des Erzbiſchofs Gefangen= nahme auch der Graf von Geldern in die Gewalt ſeines Geg= ners, des Herzogs von Brabant, gerieth. Es war vergebens, daſſ der tapfre Graf Walram von Falkenburg ſeiner Partei noch einige Vortheile errang und das Geſchikk zu wenden ſuchte — er fiel mitten in ſeinem rühmlichen Beginnen. Die Schlacht war ohne Rettung verloren und Johann der Siegreiche hatte ſeinem Namen abermals volle Geltung verſchafft.

Gegen achttauſend Erſchlagene von beiden Seiten bedekkten die blutige Haide von Woringen und eine große Anzahl edler Gefangener erfreute die Sieger. Seltſam genug hatte das Schikkſal es gewollt, daſſ die beiden Haupturheber des Kampfes, der Erzbiſchof und der Graf von Geldern, die noch vor weni= gen Stunden mit der ſicherſten Hoffnung des Sieges und mit höhnendem Stolze auf ihre Gegner blikkten, ſich unter den Ge= fangenen, und zwar jeder von ihnen, in der Gewalt ſeines bit= terſten Feindes ſehen muſſten. Auch der junge Graf Adolf von Naſſau, der nachmalige römiſche König, war lebend überwältigt und entwaffnet worden, nachdem er fünf der ausgezeichneteſten brabantiſchen Ritter erlegt. Der Herzog Johann aber ehrte die Tapferkeit des jungen Helden, indem er ihn ohne Löſegeld frei

ließ.*) — Wol ſtand ihm, dem Siegreichen, ſolche Großmuth an dem glükklichen Tage zu, der den langen Streit um die limburgiſche Erbſchaft ſo ganz zu ſeinem Vortheile entſchied. Denn der Graf von Geldern empfing ſeine Freiheit nicht eher wieder, als bis er allen ſeinen Anſprüchen auf Limburg vollkommen entſagt und überdieß noch ein bedeutendes Löſegeld gezahlt hatte. Der Graf von Berg brachte ſeinen Gefangenen auf die Feſte Neuenburg, wo derſelbe in ritterlich=anſtändiger Haft gehalten wurde. — Auch die Kölner durften des Sieges ſich freuen. Denn die Woringer Raubburg öffnete wenige Tage nach dem Kampfe ihre bezwungenen Thore und ihre Mauern ſanken in Trümmer.

Dankbar für die errungenen Vortheile ſtifteten die Sieger aus der reichen Beute, die ihnen zugefallen, auf der blutigen Haide ein Gotteshaus zum Gedächtniſſe des heißen Tages und zum Heile der Seelen, die das wilde Mordgewühl in eine andre Welt geſtoßen hatte. Graf Adolf aber gründete noch ein beſonderes Denkmal dankbarer Frömmigkeit, indem er zu Düſſeldorf eine Chorherrnkirche erbaute — ein Plan, den er längſt gehegt, und zu deſſen Ausführung ihn jezt die erfahrene Gnade des Himmels deſto raſcher antrieb.

Indeſſen war durch den errungenen Sieg die blutige Fakkel der Fehde keineswegs erloſchen. Denn der Graf Walram von Jülich nahm die Gelegenheit wahr, um an dem wehrloſen Erzſtifte zu vergelten, was Siegfried von Weſterburg einſt unter noch ſchmerzhaftern Verhältniſſen an dem Jülicher Lande verbrochen, und von gleicher Erbitterung geleitet fiel der Graf Eberhard von Mark in die weſtfäliſchen Beſitzungen des Erzbiſchofs ein, um die Macht des verhaſſten Feindes ſo tief als möglich zu verwunden. Burgen und Städte ſanken vor ihrem Zorne in Trümmer und vergebens verſuchte der Graf Ludwig von Arnsberg, des gefangenen Erzbiſchofs treuer Bundesgenoſſe, den wiederholten Einbrüchen des Feindes zu widerſtehen. Weit und breit zeigte traurige Verheerung die Spuren, wo die Rache

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 510.

gewandelt und die bedrängten Unterthanen des Erzbiſchofs ſeufzten nach Rettung. Endlich ſetzte der beginnende Winter, wie gewöhnlich, der Fehde ein Ziel, während die Freunde beider Parteien, vor allen aber König Philipp der Schöne von Frankreich, einen dauernden Frieden zu vermitteln bemüht waren.

Dem Erzbiſchof wurden ſchwere Foderungen für ſeine Freilaſſung geſtellt. Er ſollte dem Grafen von Jülich alles Landgebiet wieder herausgeben, deſſen er ſich nach dem Tode Wilhelms des fünften bemächtigt hatte, und dem Grafen von Berg die Städte und Burgen Waldenberg, Rodenberg, Menden, Aspelräd und Wied, wie auch zwei ſchmale Landſtriche, der Mäuſepfad und der Linnepfad genannt, als Löſegeld abtreten. Lange Zeit zögerte Siegfried von Weſterburg dieſe Bedingungen anzunehmen, von denen ihm beſonders die verlangten Abtretungen an Berg ſehr hart ſcheinen mochten. Endlich beugte die Einſamkeit der Haft und die Sehnſucht nach Freiheit ſeinen ſtarren Sinn. Auch mochte er wol erwägen, daſſ ein günſtiges Geſchikk ihm leicht ſeine Opfer wiedererſtatten könnte, wenn er nur erſt ſeiner läſtigen Haft entledigt und im Stande wäre, neue Plane auszuführen und an ſeinen Feinden Rache zu nehmen. Nachdem er etwa acht Monden lang in der Gefangenſchaft geweſen, bequemte er ſich alſo zur Annahme jener Bedingungen und bekräftigte den Frieden durch einen feierlichen Eid. Darauf entließ ihn Graf Adolf im Hornung des Jahres 1289.

Seitdem traten in unſern Landen drei Jahre friedlicher Ruhe ein, die kaum durch etwas anderes ausgezeichnet ſind, als durch den Hintritt Rudolfs von Habsburg und die Erwählung des Grafen Adolf von Naſſau zum Oberhaupte des Reiches, desſelben, der in der Woringer Schlacht für Heinrich von Geldern die Waffen geführt hatte (1291). Während dieſer Zeit wuſſte der Erzbiſchof Siegfried, der ſich zu neuen Unternehmungen vielleicht noch nicht kräftig genug fühlte, ſeinen bittern Haſſ gegen Adolf von Berg, geſchikkt hinter der Larve erheuchelter Freundlichkeit zu verbergen. Er übertrug ſogar dem Bruder des Grafen, Heinrich von Windekk, das einträgliche Erbkämmereramt des Erzſtiftes. Vielleicht hegte er dabei den Plan, den

Bruder allmälig vom Herzen des Bruders zu entfernen und ihn ganz auf ſeine Seite zu ziehen. Aber Adolf, deſſen Groll gegen den Kirchenfürſten vollkommen erloſchen zu ſein ſchien, hegte dabei nicht den geringſten Argwohn und gönnte ſeinem Bruder, den er ſchon öfter durch Geldvorſchüſſe unterſtützt hatte, das einträgliche Ehrenamt von Herzen.

Mittlerweile wurde dem fehdeluſtigen Grafen Eberhard von Mark die lange Waffenruhe zum Ueberdruſſe und er ſuchte nach einer Gelegenheit zu neuen Thaten. Bei ſolcher Gemüthsſtimmung muſſte ihm jeder Vorwand zu ehrlicher Fehde erwünſcht ſein und doppelt angenehm war es ihm ohne Zweifel, daſſ er jetzt eine Gelegenheit fand, ſein Schwert wieder gegen einen geiſtlichen Fürſten zu ziehen. Ludwig von Ravensburg, der Biſchof von Osnabrükk, hatte das Schloſſ Teklenburg für eine Pfandſumme von 900 Mark an ſich gebracht. Wir erinnern uns, daſſ ſchon Eberhards Vater die Schirmvogtei über die Grafſchaft Teklenburg verwaltete und dieſes Amt war auf Eberhard übergegangen. Sein Schützling, der junge Graf Otto von Teklenburg, bezeigte ſich mit der Verpfändung ſeiner Stammburg unzufrieden und ſprach den Grafen von Mark um Beiſtand an. Dieſer erklärte die Verpfändung, da ſie ohne ſeine, des Schirmvogtes, Einwilligung geſchehen, für ungiltig und verlangte von dem Biſchofe die Rükkgabe der Burg. Dazu aber wollte der geiſtliche Herr ſich nicht bequemen und ſo kam es zur Fehde (1292). Der Erzbiſchof von Köln und die Biſchöfe von Minden und Paderborn traten auf ſeine Seite, während Eberhard von Mark die Grafen von Berg und Jülich zu ſeinem Beiſtande aufrief. Aber nur der letztere folgte dieſer Einladung. Adolf von Berg, im Gefühle ſeines herannahenden Alters uud von der Freundſchaft getäuſcht, die der Erzbiſchof ſeit dem letzten Frieden ihm unausgeſetzt bewieſen, lehnte den kriegeriſchen Antrag ab, um ſeine noch übrigen Jahre ganz der Wohlfahrt ſeines Landes in friedlicher Ruhe zu widmen. Natürlich muſſte dieſe Weigerung den fehdeluſtigen Grafen von Mark, der es nicht begreifen konnte, wie mit dem falſchen Erzbiſchofe ein dauernder Friede möglich ſein ſollte, befremden und gegen ſeinen bisherigen Bundesgenoſſen

kaltſinnig machen. Von dem Jülicher unterſtützt fiel er in das Osnabrükkiſche ein und ſein gefürchteter Name ſchrekkte die Feinde dermaßen, daſſ ſie ſich damit begnügten, hinter Osnabrükks Mauern Schutz zu ſuchen, während Eberhard die kleinern Städte und das flache Land ſchwer heimſuchte. Welchen Erfolg die Fehde herbeigeführt, iſt uns nicht aufbehalten worden. Von Leidenſchaftlichkeit entzündet, erloſch ſie wahrſcheinlich, wie die meiſten Fehden jener rohen Zeit, mit der wiederkehrenden, ruhigern Ueberlegung.

Der Erzbiſchof aber, beim beginnenden Winter von dem Kampfgetümmel in Weſtfalen an die Ufer des Rheines heimkehrend, ſprach freundſchaftlich auf dem Schloſſe Bensberg an, wo der Graf Adolf eben Hof hielt. Er ſei dem Grafen Dank ſchuldig, ſagte er, daſſ er nicht auf die Seite ſeiner Feinde getreten und dieſen Dank komme er mündlich abzuſtatten. Herzlich und fürſtlich empfing Adolf ſeinen vornehmen Gaſt und als bei der reichbeſetzten Tafel die vollen Humpen luſtig kreiſten und der geiſtliche Herr in Verſicherung ſeiner aufrichtigen Freundſchaft nicht müde werden konnte, da fiel es jenem nicht ein, daſſ unter dieſem gleißenden Scheine ſich der ſchwärzeſte Verrath verbarg. „Und wollt Ihr nicht zu Deuz mein Gaſt ſein, wie ich jetzt der Eurige geweſen bin?“ fragte der Erzbiſchof im biederſten Tone, als er dem Grafen zum Abſchiede die Hand hinreichte. Ohne Bedenken willigte Adolf ein und um ſich dem neuen Freunde recht gefällig zu beweiſen, ließ er ſofort ſein Roſſ vorführen, um jenem noch das Geleit zu geben. Nur vier Knechte begleiteten ihn und heitere Geſpräche belebten den anmuthigen Weg. Da brach plötzlich eine bewaffnete Schaar auf die ſorglos Reiſenden ein. Es waren erzbiſchöfliche Mannen, von dem geiſtlichen Verräther in den Hinterhalt gelegt, um den Grafen zu fangen. Adolfs Gegenwehr war bald überwunden und an Händen und Füßen gebunden wird der Gefangene in einen Nachen geſchleppt, um ihn über den Rhein zu ſchaffen. So vergalt der Erzbiſchof genoſſene Gaſtfreundſchaft.

Ein finſtrer, unterirdiſcher Kerker erwartete zu Neuß den Unglücklichen. Faules Stroh war ſein Lager, Waſſer und Brod

ſeine Nahrung. Und wenn die Unmenſchlichkeiten, womit der Erzbiſchof ſeiner Rachſucht gegen den verrätheriſch Gefangenen Luft machte, auch zum Theil erdichtet ſein ſollten, wenn es auch allen Glauben überſteigt, daſſ ſeine Grauſamkeit ſo weit gegangen, den Grafen in der Hitze des Sommers nicht bloß mit nakktem Körper dem Brande der Sonnenſtralen ausgeſetzt, ſondern auch durch aufgeſtrichenen Honig, Bienen, Wespen und anderes ſtechendes Geſchmeiß auf den Leib des Jammervollen gelokkt zu haben: ſo beweiſen dieſe Erzählungen doch, weſſen man damals einen Erzbiſchof von Köln für fähig hielt. Und in der That, wenn die Erzählung von ſeinem giftigen Verrätherſtreiche Wahrheit iſt, ſo thut man ihm kein Unrecht, ihm auch das Scheußlichſte und Unmenſchlichſte aufzubürden.

Die Kunde von Adolfs Gefangenſchaft erregte die traurigſte Beſtürzung ſeiner treuen Unterthanen und den ſchmerzhafteſten Jammer ſeiner zärtlichen Gattin. Umſonſt flehte ihre Liebe den harten Kirchenfürſten um Freilaſſung des theuern Gemals, umſonſt bot ſie ihm die ſchwerſten Opfer, das reichſte Löſegeld. Siegfried von Weſterburg blieb unbewegt. „Er bedürfe ihres Geldes nicht“ antwortete er; „der heilige Peter ſei reich genug, um ſeine Diener zu ernähren.“ Die bergiſchen Lehenleute und Unterthanen aber, ihres Herrn beraubt und ohne irgend einen Führer und Berather — denn des Grafen Bruder, Heinrich von Windekk, war bereits geſtorben — ſahen voll banger Erwartung den ferneren Schritten des Erzbiſchofs entgegen. Denn ſie fürchteten, er würde über kurz oder lang mit gewaffneter Hand in die Grafſchaft einbrechen. Darum hielten ſie ſich ängſtlich hinter den Mauern ihrer Städte und Burgen. Adolfs Freunde aber mochten von der gräſſlichen Behandlung, die der Gefangene erfuhr, keine Ahnung haben und begnügten ſich daher anfänglich, in gewöhnlicher Art bei dem Erzbiſchofe um die Freilaſſung desſelben anzuhalten. Erſt nachdem der Unglükkliche über ein Jahr in ſeinem Kerker geſchmachtet und das Gerücht von ſeinen Leiden ſich allmälig verbreitet hatte, wurde ihm ernſtlicher Beiſtand. Johann der Siegreiche war es, der durch kräftige Drohungen die Freilaſſung des Gefangenen vom Erzbiſchofe erzwang. Aber

der unglükkliche Graf befand ſich in einem Zuſtande, der es ihm unmöglich machte, der wiedererlangten Freiheit zu genießen. Die grauſame Behandlung, die er erfahren, die ungeſunde Luft des feuchten Kerkers, vor allem aber wol der bittere Schmerz über den abſcheulichen Verrath, deſſen Opfer er geworden, hatten die Kräfte ſeines Geiſtes nicht minder als die Geſundheit ſeines Körpers für immer zerſtört. In einer gefühlloſen Dumpfheit, ohne alle Theilnahme für das, was mit ihm oder um ihn geſchah, führte er ein trauriges Scheinleben, deſſen farbloſes Düſter ſelbſt die zärtlichſte Sorgfalt ſeiner treuen Gemalin nicht zu erheitern vermochte, bis der willkommene Tod ihn erlöſte (1295). Die verwittwete Gräfin beſtattete die theuern Reſte ihres heißgeliebten Gatten in der Kloſterkirche zu Gräfrath. In den heiligen Mauern dieſes Kloſters verbarg ſie ihren herben Schmerz vor den Augen der Welt und beendete hier als Nonne nach wenigen Jahren ihr frommes Leben und ihr bittres Leiden. Ihre Gebeine ruhen an der Seite ihres Gatten.

Adolf, der dritte dieſes Namens unter den Grafen, welche das bergiſche Land abgeſondert von Altena (Mark) beſeſſen, war unfehlbar einer der wakkerſten und liebenswürdigſten Fürſten ſeiner Zeit. Seine neununddreißigjährige Regierung, obgleich an Fehden und Kampfgetümmel reich, zeigt ihn als einen Herrn, der mit wahrhaft väterlicher Liebe für das Gedeihen ſeines kleinen Landes ſorgte, ein ſeltenes Beiſpiel in jenen rauhen Tagen, wo große und kleine Herren nur im wilden Schlachtgewühle Behagen und Ehre ſuchten. Die bergiſchen Lande waren damals noch bei weitem nicht ſo durchgängig angebaut und ſo zahlreich bevölkert, als gegenwärtig. Große Landſtrekken lagen wüſt, die man entweder des Anbaues nicht für werth geachtet, oder zu deren Bearbeitung es an fleißigen Händen gebrach. Hier legte Adolf Meiereien an, die ſich bald in blühende Dörfer umwandelten, von thätigen Anſiedlern aus den Niederlanden bevölkert, welche der umſichtige Graf unter vortheilhaften Bedingungen in das Land gerufen hatte. Das Flußbette der Sieg ward gereinigt, dem öftern Austreten des Gewäſſers durch Dämme Schranken geſezt und in ſolcher Weiſe nicht bloß für die Sicherheit der

Umwohner, ſondern auch für eine beſſere Waſſerſtraße geſorgt. In ſolcher Art verwendete Adolf auch die Kaufſumme, die er für ſeine Anſprüche auf Limburg erhalten hatte, zum Gedeihen ſeines Landes. Die wilde Fehde, welche damals auf der linken Rheinſeite und in den Maasgegenden tobte, bewog Tauſende ihre bisherige Heimat zu verlaſſen und andere Wohnſitze aufzuſuchen. Adolf bot den Auswanderern in ſeinem Gebiete ein neues Vaterland an und gegen zweitauſend Familien ſollen ſeiner Einladung gefolgt ſein. Die neuen Anſiedler brachten neue Thätigkeit mit und verpflanzten manchen bisher unbeachteten Erwerbszweig auf bergiſchen Boden. Akkerbau, Gewerbe und Handel nahmen einen freudigen Aufſchwung und beſonders dürfte es dem edlen Grafen als hohes Verdienſt anzurechnen ſein, daſſ er den Bergbau, der bisher nur höchſt unbefriedigend betrieben wurde, aufs Neue belebte. Er berief deſſhalb ſachverſtändige Bergleute aus dem Harzgebirge, legte Schmelzhütten an und beförderte auf alle Weiſe den Fleiß der Handwerker, die ſich mit der Verarbeitung des Eiſens beſchäfftigten. Sonach gebührt ihm der Ruhm, der erſte Begründer und Beförderer jenes blühenden Gewerbzweiges zu ſein, der im bergiſchen Lande zu einer ſo bewunderten Vollkommenheit gediehen und zu einer Hauptquelle des Wohlſtandes der Bewohner geworden iſt.

Während in ſolcher Weiſe des Landes Wohlſtand und Gedeihen ſeine erſten und feſteſten Grundlagen erhielt, während allenthalben eine rüſtige Gewerbthätigkeit ſich erfreulich entwikkelte, begegnen wir hier ſchon, überraſchend genug, jenem wärmeren und geſteigerten religiöſen Gefühle und jener eigenthümlich frommen Geiſtesrichtung, welche noch in unſern Tagen an dem bergiſchen Volke ſo bemerkbar hervortreten. — Bernhard Hankeboot, der Sohn eines der Anſiedler, die aus dem Brabanter Lande gekommen waren, in der Nähe von Lennep geboren, wurde von ſeinen Aeltern dem geiſtlichen Stande geweiht und begab ſich frühzeitig in ein Kloſter, um allen Anfoderungen zu genügen, welche die Zeit an ein frommes, Gott geweihtes Leben ſtellte. Sei es nun, daſſ er hier die heiligen Schriften las und dadurch auf den Widerſpruch geleitet wurde, in welchem

der geiſtloſe Formendienſt der herrſchenden Kirche mit dem wahren Geiſte des Chriſtenthums ſtand, oder ſei es, daſſ eigenes Nachdenken ihn auf dieſe Entdekkung leitete: genug, er verließ heimlich das Kloſter und verbarg ſich in tiefe Einſamkeit, ernſten Betrachtungen über die Entartung der Kirche ſich hingebend und auf Mittel ſinnend, des Evangeliums reine Lehre wieder zur Geltung zu bringen. Bald wähnte der einſame Grübler von göttlichen Offenbarungen ſich erleuchtet und durch eine höhere Berufung dazu erwählt, dem Gräuel der Verwüſtung in der Kirche Chriſti zu ſteuern und die Reinheit der evangeliſchen Lehre wieder herzuſtellen. Voll ſchwärmeriſcher Begeiſterung begann er ſein Werk und ſein feuriges Wort ſammelte Tauſende von Hörern um ſich, die dem neuen Propheten mit gläubigem Herzen anhingen. Von des Schwärmers glühender Beredtſamkeit hingeriſſen, ließen dieſe Gläubigen der innern Ueberzeugung die gewaltſame That folgen. Sie widerſetzten ſich dem Kirchenregimente, ſchmähten die Geiſtlichkeit und plünderten ſogar ein Kloſter. — Natürlich ſchritt jetzt der Erzbiſchof von Köln ernſtlich ein. Bernhard Hankeboot ward dem geiſtlichen Gerichte überliefert und da er weder Reue blikken ließ, noch widerrufen wollte, ſo ward er als halsſtarriger Ketzer zum Tode verurtheilt und vor der Stadt Deuz verbrannt. Mit freudigem Muthe duldete er den quaalvollen Tod, Pſalmen ſingend und den begeiſterten Blikk zum Himmel richtend. Wol dürfte man ihm unter den Blutzeugen der Wahrheit und unter den Vorläufern der Kirchenreinigung einen Ehrenplatz anweiſen, wenn er ſich nicht ſelbſt für einen Propheten gehalten und dadurch die ſchwärmeriſche Richtung ſeines Geiſtes genugſam bekundet hätte. Doch wir kehren zu unſerm Grafen zurükk.

Nicht minder ſorgte der wakkere Landesherr auch in anderer Beziehung für die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen. Schon ſeit der Verwaltung des Erzbiſchofs Engelbert erfreute ſich das bergiſche Landvolk einer bei weitem günſtigern Lage, als die Bauern in vielen andern deutſchen Landen. Das Geſetz beſchützte die Gutsunterthanen der Edelleute vielfach gegen die oft ſo rohe Willkühr ihrer Herren und für eine ſtrenge Handhabung des

Geſetzes, ſo wie für eine unparteiiſche Rechtspflege, trug der Graf die angelegentlichſte Sorge. Zwei Oberrichter muſſten, nach ſeiner Anordnung, alljährlich eine Umreiſe durch das Land machen, die Rechtsverwaltung unterſuchen und die Klagen der Bedrükkten anhören. Nicht ſelten begleitete Adolf ſelber dieſe Richter, um ſelbſt zu hören und jedem Miſſbrauche vorzubeugen.

Und wie er das innere Gedeihen ſeines Landes in jeder Weiſe beförderte, ſo hat ihm auch die Grafſchaft manchen anſehnlichen Zuwachs an Macht und äußerem Umfange zu verdanken. Der Abtretungen iſt ſchon gedacht worden, zu denen ſich der Erzbiſchof Siegfried nach der Woringer Schlacht bequemen muſſte. Außerdem erkaufte Adolf gleich in den erſten Jahren ſeiner Herrſchaft, einen großen Theil der ausgedehnten Beſitzungen des Ritters Gerhard von Heldorp, der ſich ihm freiwillig zum Lehenmanne untergab. Durch dieſen Ankauf wurden die bergiſchen Gränzen gegen Norden bis zur Stadt Duisburg hinauf erweitert. Eben ſo erſtand er vom Grafen von Mark ein Landgebiet in der Ruhrgegend, unfern dem Stifte Werden (1264), und etwa zwanzig Jahre ſpäter kaufte er die beiden Burgen Leigenſiephen und Scharberg.*) Außerdem erwarb ihm theils ſein tapfres Schwert, theils das hohe Anſehen, welches ihm ſeine Weisheit und Rechtlichkeit gewannen, allmälig eine große Menge von neuen Vaſallen, die mehrentheils aus eigenem Antriebe, ſich und ihre Lande und Leute dem Grafen zu Lehen unterwarfen. Unter dieſen nennen wir hauptſächlich Philipp von Falkenſtein, den Beſitzer der Burg und halben Stadt Aſſurheim, ferner Norich, Edlen von Ronneberg und den reichen Landherrn Konrad von Elberfeld. Später ſchloſſen ſich an Sybelo von Bergheim, Rudolf von Holfels, Johann von Kukk u. a. m., und nach der Woringer Schlacht auch die Burggrafen Heinrich und Rütger von Drachenfels, die Grafen Gerhard von Diez, Greif von Greifenſtein u. a.

So hatte Adolf, während ſeiner vieljährigen Verwaltung in jeder Hinſicht ausgezeichnet und ſeegensreich gewirkt und je

*) Knapp a. a. O. T. I. S. 506.

reiner und edler die Züge ſeines Bildes ſich dem Blikke des Betrachters darſtellen, um ſo bedauernswerther erſcheint das finſtere Geſchikk, welches den Abend ſeines Lebens zerſtörte und ihn vor der Zeit in das Grab ſtürzte. Seiner Ehe war nur eine Tochter entblüht, Irmgard genannt, die er dem Grafen Eberhard von Mark vermählt hatte. Darum ging die Herrſchaft des bergiſchen Landes auf ſeinen jüngern Bruder Wilhelm über, der die geiſtliche Weihe genommen hatte und als Probſt zu Mariengrad lebte. Ein älterer Bruder, Konrad, gleichfalls dem geiſtlichen Stande gewidmet und zur Zeit Domherr in Köln, ſcheint auf die Nachfolge in der Grafſchaft — man weiß nicht, aus welchen Gründen — freiwillig verzichtet zu haben. Wilhelm aber, der ſich ſchon in den letzten Lebensjahren ſeines unglükklichen Bruders der Landesverwaltung angenommen, erlangte vom Pabſte ohne Schwierigkeit die Losſprechung von ſeinen Prieſtergelübden und vermählte ſich darauf mit der Gräfin Irmgard von Arnsberg.

Es mochte bei Gelegenheit dieſer Vermälung ſein, die auf dem Schloſſe Bensberg gar ſtattlich gefeiert ward, daſſ Wilhelm den mannhaften Entſchluſſ faſſte, vor allen Dingen den Verrath zu beſtrafen, welchen der Erzbiſchof von Köln an ſeinem Bruder geübt. Unter den Hochzeitgäſten befanden ſich auch Eberhard von Mark und der Graf Walram von Jülich, des gewaltthätigen und argliſtigen Kirchenfürſten alte Feinde. Wenn auch Adolf von Berg dieſe beiden Freunde in der letzten Zeit ſeines Lebens dadurch ſich entfremdet hatte, daſſ er ihrer Auffoderung zum Kampfe gegen Siegfried nicht beitrat, ſondern eine innige Annäherung an dieſen heuchleriſchen Feind verſuchte; ſo konnte doch der ritterliche Graf Eberhard es nimmer vergeſſen, daſſ ſein Schwiegervater der abſcheulichſten Tükke und dem fluchwürdigſten Verrathe erlegen war und in Walrams Seele brannte auch das Gefühl der Rache fort, welches Siegfrieds unedles Betragen, nach dem unglükklichen Ende Wilhelms von Jülich, in ihm entzündet hatte. Ueberdieß hatte Eberhard einen neuen Grund, auf Vergeltung gegen den Erzbiſchof zu denken. Damals als er, nach Beendigung jener Fehde gegen den Biſchof von Osnabrükk,

deren wir oben erwähnten, den König Adolf begleitete, welcher eben mit dem Plane umging, die Lande Meißen und Thüringen von dem Landgrafen Albert dem Unartigen an ſich zu bringen, *) ſo fiel Siegfried die märkiſchen Lande an und nur mit Mühe hemmte der Graf Simon von Lippe, welchem Eberhard den Schutz ſeines Gebietes anvertraut, die verwüſtenden Fortſchritte der feindlichen Waffen. Solche Botſchaft trieb den Grafen von Mark ſchnell von des Königs Seite, der ihm die Statthalterſchaft über Meißen zugedacht, in die Heimat zurükk. — Genug, die drei Grafen von Berg, Jülich und Mark vereinigten ſich zu einer gemeinſamen Rachefehde gegen den Erzbiſchof, und da auch Dietrich von Klewe **) auf dem Hochzeitfeſte anweſend war, ſo gelang es leicht, auch dieſen in das Bündniſſ zu ziehen. Auch der Herzog Johann von Brabant entzog ſich nicht ſeinen alten Bundesgenoſſen, ſondern ſagte bereitwillig Beiſtand zu. — Man verabredete, den Erzbiſchof von drei Seiten anzufallen. In das weſtfäliſche Gebiet des Kirchenfürſten wollten die Grafen von Mark und Berg, von brabantiſchem Kriegsvolke unterſtüzt, einbrechen; während die Grafen von Berg und Jülich, jeder von ſeinem Lande aus, das eigentliche Erzſtift heimzuſuchen beſchloſſen.

Dem Entwurfe folgte unmittelbar die Ausführung (1295 —1296). In Weſtfalen wurden von den Verbündeten die Burgen Rekklinghauſen und Waſſenberg erſtürmt und gebrochen und das Land umher furchtbar verwüſtet. Johann von Plettenberg, des Erzbiſchofs Marſchall in Weſtfalen, ſuchte zwar die feindlichen Waffen dadurch zurükkzuwenden, daſſ er ſelbſt in das märkiſche Gebiet einbrach; aber Rütiger von Altena, Eberhards Truchſeſſ, vertheidigte hier das Land mit ſo vielem Nachdrukke, daſſ Plettenberg davon ziehen muſſte, ohne der blutigen Geißel, die über Weſtfalen geſchwungen wurde, Einhalt gethan zu

*) Das Nähere darüber iſt in der Brandenburgiſchen Geſchichte bereits mitgetheilt worden.

**) Einige Chroniſten behaupten ſogar, Wilhelms von Berg Gemalin ſei eine Tochter Dietrichs von Klewe geweſen.

haben. — Zu gleicher Zeit wüthete der Kampf im Erzſtifte und es bezeugt hinreichend den kriegeskundigen und unverzagten Sinn des Erzbiſchofs, daſſ er ſo vielen Feinden noch Stand zu halten vermochte. Dem Grafen von Berg zog er ſelbſt an der Spitze ſeiner Streithaufen entgegen und am 6. Lenzmonds (1296) kam es auf der Ebene zwiſchen Bonn und Weſſlingen zu einem blutigen Gefechte. Wilhelm, von Jugend auf nur an den frommen Dienſt der Kirche gewöhnt, hätte dem waffenkundigen Erzbiſchofe ſicherlich nicht widerſtehen können, wenn nicht ein märkiſcher Ritter, Arnold von Gieſenberg, die Anführung der bergiſchen Schaaren übernommen und durch ſeine Tapferkeit den ſtandhaften Feind zum Weichen gebracht hätte. Der geſchlagene Erzbiſchof floh nach dem feſten Bergſchloſſe Godesberg. Zwar folgte ihm Graf Wilhelm und berannte die Feſte. Aber der ſteile Fels und die gewaltigen Mauern trotzten dem Muthe der Belagerer, ſo daſſ ſich keine Hoffnung zeigte, die Burg zu erobern. Da ſchritt der König Adolf ſelbſt als Friedensvermittler ein. Die Verbündeten hatten ihren Zwekk erreicht. Das Erzſtift und ein großer Theil Weſtfalens lagen verwüſtet, der Erzbiſchof war geſchlagen und gezwungen, in ſeiner feſteſten Burg Schutz zu ſuchen — ihre Rache war geſättigt. So gelang es denn der Vermittelung des Reichsoberhauptes, ohne viele Schwierigkeit den Frieden wieder herzuſtellen. Die nähere Zeitangabe und die Bedingungen des Vertrages ſind uns unbekannt.

Ein oder zwei Jahre danach — denn die Chroniſten ſchwanken in der Angabe zwiſchen 1297 und 1298 — hauchte der Erzbiſchof Siegfried, beladen mit dem Haſſe ſeiner Nachbarn und der Bürger von Köln, die ränkeſüchtige, kriegeriſche Seele aus. Zu ſeinem Nachfolger ward Wigbold von Holten erkoren.

Um die nämliche Zeit (1297) ſtarb auch der Graf Walram von Jülich. Außer dem ſchon Mitgetheilten, weiß die Geſchichte wenig von ihm zu melden, als daſſ ihm der König Adolf die Erlaubniſſ ertheilte, die Vogtei über Aachen, die, wie oben berichtet worden, an den Herzog von Brabant übergegangen war, durch Rükkerſtattung der Pfandſumme wieder an ſich zu bringen.

Ihm folgte ſein Sohn **Wilhelm, der ſechste***) dieſes Namens in der Reihe der Grafen von Jülich.

Gleich nach dem Antritte ſeiner Herrſchaft wurde Wilhelm in einen Krieg verwikkelt, der ſehr verderblich für ihn endete. Es war dieſes der Kampf, welchen Veit der zweite, Graf von Flandern, im Bunde mit Engelland, gegen den König Philipp den Schönen von Frankreich unternahm. Es gehört nicht hieher die Gründe näher zu entwikkeln, welche die Kriegsfakkel zwiſchen Engelland und Frankreich entzündet hatten. Nur im Allgemeinen ſei es erwähnt, daſſ die argliſtige Staatsklugheit Philipps des Schönen, deſſen Herrſchſucht danach ſtrebte, der engliſchen Krone die franzöſiſchen Lehen zu entreißen, den König Eduard (I.) von Engelland zum Kampfe gezwungen hatte. Der Graf Veit von Flandern ließ ſich um ſo eher zur Bundesgenoſſenſchaft mit Engelland bewegen, als Philipp ihn durch anmaßliche Einmiſchung in ſeine Streitigkeiten mit der Bürgerſchaft von Gent, beleidigt hatte. Außerdem brachte Eduard eine Vermälung des Kronerben von Engelland mit Philippa, der Tochter des Grafen von Flandern, in Vorſchlag, wodurch dieſer vollends beſtimmt ward, den Schild für Engelland zu erheben. Aber des franzöſiſchen Königs ſcharfblikkende Argliſt wuſſte dieſen Plan geſchikkt zu vereiteln. „Es würde ihn ſchmerzen,“ ſprach er, „ſeine liebe Pathe Philippa, vor ihrer Abreiſe nach

---

*) Ueber dieſen Grafen Wilhelm herrſcht bei den Chroniſten, eine kaum zu löſende Verwirrung. Er ſoll Probſt zu St. Servatius geweſen und nach ſeines Vaters Tode die Losſprechung von den geiſtlichen Gelübden erhalten haben. Dieß wäre zu glauben. Aber in der Schlacht bei Füren 1297, ſoll er gefangen worden, auch in der Gefangenſchaft im Jahre 1304 geſtorben, und trotz dem im Jahre 1302 als Mitbewerber um die erzbiſchöfliche Würde von Köln aufgetreten ſein, ja dieſelbe ſogar erlangt haben. — Teſchenmacher a. a. O. S. 394. — Doch noch unglaublicher iſt es, was, den Chroniſten gemäß, ſelbſt Herr Dr. Knapp von Walram, dem Vater dieſes Wilhelm erzählt. Dieſer Graf, der im Jahre 1297 geſtorben, ſoll dennoch dem Grafen Eberhard von Mark gegen den Erzbiſchof Wigbold von Holten im Jahre 1301 in einer Fehde Beiſtand geleiſtet haben. S. Teſchenmacher a. a. O. S. 393. Knapp a. a. O. T. I. S. 414.

Engelland nicht noch einmal geſehen zu haben. Graf Veit möge ihm die Freude gewähren, das theure Kind noch einmal zu umarmen.“ Veit's argloſe Ehrlichkeit ging glükklich in die Falle. Er reiſte mit ſeiner Tochter nach Frankreich, und Philipp ließ Beide, unter der Anklage, daſſ der Graf durch ſeine Verbindung mit dem Feinde des Reiches, Gut und Leben verwirkt habe, nach Paris in Gefangenſchaft bringen. Zwar ſprach das Fürſtengericht (der Pairshof) von Frankreich, welchem der König die Sache zur Entſcheidung vorgelegt, den Grafen frei und Philipp muſſte ihn ziehen laſſen, doch behielt er Veits Tochter, als Geißel für des Vaters Treue zurükk. Der Graf von Flandern aber ſah ſich kaum wieder in Freiheit, als er ſofort ſeinen Bund mit Engelland erneute und den Krieg gegen Frankreich offen erklärte. Auch König Wilhelm ſtand mit Engelland im Bunde und hatte die gegründeteſte Urſache zu einem ernſtlichen Kampfe gegen Frankreich, das ſeit Jahren mit dem günſtigſten Erfolge bemüht war, die weſtlichen Länder des deutſchen Reiches, theils mit Liſt, theils mit Gewalt, zu ſich hinüber zu ziehen. Aber ſowol die meißniſchen Händel, als auch das Entgegenwirken der öſterreichiſchen Partei und demgemäß die geringe Unterſtützung, welche der König bei den Reichsfürſten fand, verhinderten ihn, irgend etwas Erhebliches gegen Frankreich zu unternehmen. Indeſſen hatten ſich mehre der kleinen deutſchen Fürſten dem Grafen Veit angeſchloſſen, und unter dieſen auch die Grafen von Jülich, Mark und Klewe. Aber Philipp von Frankreich brach mit 60000 Kriegern in Flandern ein und ſolcher Uebermacht waren die verbündeten Grafen nicht gewachſen. Bei Füren, wo Wilhelm von Jülich den Oberbefehl über das flandriſche Kriegsvolk geführt haben ſoll, errangen die franzöſiſchen Waffen einen glänzenden Sieg und Wilhelm ſelbſt, nebſt vielen andern Herren, ward gefangen (1297). Wilhelm ſah die Heimat nicht wieder. Er ſtarb, nach ſieben Jahren, in franzöſiſcher Gefangenſchaft (1304). Glükklicher waren die Grafen von Mark und von Klewe, die, nachdem beim Beginne des Winters ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden, wieder in ihre Lande heimkehrten.

Während der langwierigen Gefangenſchaft des Grafen Wilhelm von Jülich, leitete ſein Bruder Gerhard von Kaſter, deſſen wir bereits früher gedacht haben, die Zügel der Herrſchaft. Auch ging die Grafſchaft auf ihn über, nachdem Wilhelm ohne Leibeserben in das Grab geſunken war.

Mittlerweile dauerte die Waffenruhe in Flandern nur wenige Jahre. Denn als der Pabſt Bonifacius (VIII.), deſſen Vermittelung Philipp der Schöne ſich anfänglich hatte gefallen laſſen, dahin entſchied, daſſ alle Eroberungen der franzöſiſchen Waffen an Engelland und Flandern zurükkgegeben werden ſollten, griff der landgierige König abermals zum Schwerte (1300) und eroberte in kurzer Zeit ganz Flandern. Sein Bruder, der Graf Karl von Valois, der das franzöſiſche Heer befehligte, ertheilte dem unglükklichen Grafen von Flandern den Rath, nebſt ſeinen beiden älteſten Söhnen nach Paris zu eilen und den erzürnten König um Gnade anzuflehen. Veit befolgte dieſen Rath, den Karl von Valois gewiſſ ehrlich gemeint hatte, indem er ihm dabei zugleich Leben und Freiheit durch ſein Fürſtenwort verbürgte. Aber Philipp der Schöne ſah mit finſterm Schweigen auf den überwundenen Feind, der mit ſeinen Söhnen vor ihm kniete. Edle Großmuth kannte die Seele des Königs nicht, dem jedes Mittel lieb war, wenn es nur ſeinen herrſchſüchtigen Planen förderlich ſchien. Er ſei nicht verpflichtet, entgegnete er, die Zuſage ſeines Bruders zu erfüllen. Dennoch wolle er dem Grafen und ſeinen Söhnen das Leben ſchenken; doch ihre Freiheit und ihre Lande ſeien verwirkt. — Hierauf ließ er Veit und ſeine Söhne nebſt vierzig flandriſchen Herren zur Haft bringen, woraus viele der Unglükklichen nur durch den Tod befreit wurden. Flandern ward, als verfallenes Lehen, zur Krone gezogen und durch Statthalter regiert. Aber der muthige Freiheitſinn des Volkes verabſcheute die franzöſiſche Knechtſchaft um ſo heftiger, als der unleidliche Drukk der Abgaben und der Uebermuth der königlichen Befehlshaber die Gemüther mit der größten Erbitterung erfüllte. Zu Brügge, wo ein ſechszigjähriger Weber, Peter König, der, obwol arm, klein und unanſehnlich von Geſtalt und noch dazu auf einem Auge erblindet,

eine kräftige Beredtſamkeit mit glühender Liebe für die Freiheit verband, ſich an des unzufriedenen Volkes Spitze ſtellte, brach die Empörung zuerſt aus, die ſich bald mit reißender Schnelle durch das ganze Land verbreitete. Johann und Veit, des gefangenen Grafen Söhne aus einer zweiten Ehe, ermunterten die Unzufriedenen und verhießen dem Peter König Belohnung und Beiſtand. Auch fremde Herren zogen der gerechten Sache zu Hilfe, und unter ihnen hauptſächlich der Graf von Klewe. Am elften des Sommermonds 1302 half er den wakkern Flanderern bei Coutray jenen entſcheidenden und glänzenden Sieg erfechten, der den Franzoſen 20000 Streiter koſtete, unter denen ſich die Blüte ihrer Ritterſchaft befand. Es gelang dem Könige nicht mehr, Flandern zu überwältigen und das kleine Heldenvolk behauptete glükklich ſeine Freiheit gegen Frankreichs Uebermacht. Nachdem die Franzoſen bei Mons en Puelle eine zweite Hauptſchlacht verloren hatten (1304), neigte ſich Philipp zum Frieden, der im folgenden Jahre (1305) wirklich zu Stande kam. Der alte Graf Veit war inzwiſchen in der Gefangenſchaft geſtorben, aber alle flandriſche Gefangenen, die den glükklichen Zeitpunkt noch erlebten, erhielten jetzt ihre Freiheit und Veit's älteſter Sohn, Robert, ward mit der Herrſchaft ſeines Vaters belehnt.

Ob Dietrich von Klewe, der mit ſeinem tapfern Schwerte für Flanderns Sache ſo wakker mitgefochten hatte, dieſen Ausgang des Krieges noch erlebte, iſt ungewiſſ. Denn er ſtarb ſchon im Jahre 1305 und hinterließ die Herrſchaft ſeinem Sohne Otto. — Wir haben in dem gegenwärtigen Zeitabſchnitte der klewiſchen Geſchichte bisher nur beiläufig gedacht, weil ſie mit den Ereigniſſen unſerer übrigen Lande nur in geringer Verbindung ſteht. Auch begegnen wir, in Beziehung auf die Landesherren, hier wieder einer ähnlichen Dunkelheit, wie wir ſie in der früheren Geſchichte der Grafſchaft nur allzuhäufig angetroffen haben. Denn während nach der Angabe einiger Berichterſtatter in dem Zeitraume von 1277 bis 1305 über Klewe zwei Grafen herrſchten, Dietrich VIII. (bis 1290) und deſſen Sohn, Dietrich IX., wiſſen andere, und unter ihnen eine Stimme von beſonderm Ge=

wichte, *) nur von einem Grafen dieſes Namens, der während jener 28 Jahre die Zügel der Verwaltung geleitet habe. Die Unterſuchung dieſer Streitfrage iſt um ſo unwichtiger, als die klewiſche Geſchichte von 1277 bis 1290, dem angeblichen Todesjahre Dietrichs des achten, an irgend erheblichen Thatſachen ſo durchaus arm iſt, daſſ ſie vollkommen einem leeren Raume gleicht, der nur den Namen des Grafen Dietrich VIII. als Aufſchrift trägt. Denn außerdem, daſſ es dieſer Herr geweſen ſein ſoll, der im Jahre 1277 der Stadt Weſel ihre Gerechtſame beſtätigte, und drei Jahre ſpäter die Herren Gottfried und Goswin, Vater und Sohn, mit der Herrſchaft Ehemen belehnte, iſt nichts weiter von ihm zu berichten. Von der größten Wichtigkeit für die Grafſchaft aber ſind die nächſtfolgenden Jahre, die den bisher nur geringen Umfang des klewiſchen Gebietes ſehr bedeutend und glänzend erweiterten. Es war aber weder das eiſerne Kriegſchwert, noch der Erfolg ſtaatskluger Verhandlungen, ſondern vielmehr das Ergebniſſ des friedlichſten aller Verträge, eines Ehebündniſſes, welchem die Grafſchaft Klewe dieſen reichen Zuwachs an Macht und Umfang verdankte. Graf Dietrich nämlich — ſei es nun, wie Einige wollen, der Vater, der zu einer zweiten Vermälung ſchritt, oder ſei es nach der Meinung Anderer der Sohn — erhielt die Hand einer Gräfin von Habsburg, deren Name Margaretha genannt wird, von der es aber ungewiſſ iſt, ob ſie eine Enkelin oder eine Nichte des Königs Rudolf geweſen. Die Vermälung ſoll zu Erfurt im Jahre 1290 vollzogen worden ſein.**) Es iſt hinreichend bekannt, wie angelegentlich König Rudolf dafür bemüht war, die Macht ſeines Hauſes durch vermehrten Grundbeſitz emporzuheben und zu befeſtigen und wie er in derſelben Art auch für die Verwandten und Angehörigen ſeines Hauſes ſorgte. Die reiche Ausſtattung der Gräfin Margaretha und die vielfachen Gnadenbezeugungen, womit der König ihren Gemal überhäufte, liefern einen neuen Beweis dafür. Die habsburgiſche Braut brachte dem Grafen

*) Teſchenmacher.

**) Teſchenmacher a. a. O. S. 227.

Dietrich von Klewe 4000 Mark Silber zu, welche aus dem Zolle der Stadt Duisburg erhoben werden ſollten, der aber ſpäterhin nach Büren verlegt wurde. Für fernere 2000 Mark ward dem Grafen die Stadt Duisburg ſelbſt als Unterpfand übergeben und ihm bald darauf der Beſitz derſelben gegen die genannte Summe und eine jährliche Abgabe von 400 Mark aus dem Zolle zu Büren förmlich überlaſſen. Auch die Städte Weſel und Kranenburg mit ihren Gebieten und die Herrſchaft Ringelberg erhielt Dietrich vom Könige zu Lehen, ſo wie das Recht, in drei beliebigen Städten ſeiner Herrſchaft Geld zu prägen. Außerdem nahm ihn Rudolf in die Zahl ſeiner Räthe auf, übertrug ihm die Reichsverweſerſchaft in Nymwegen, Deventer und den benachbarten Reichsſtädten bis Rawenswerth hinauf und ertheilte ihm die Befreiung vom Rheinzolle in derſelben Ausdehnung, in welcher die Kurfürſten ſich dieſes Vorrechtes erfreuten. Alle dieſe Begnadigungen wurden dem Grafen durch eine königliche Urkunde, bei Gelegenheit ſeiner Vermälung, zu Erfurt (1290) bekräftiget, und ſpäterhin, als Adolf von Naſſau in der Schlacht bei Gellheim ſeinen Tod gefunden (1298), vom Könige Albrecht erneuert und beſtätiget. Es darf wol kaum erwähnt werden, daſſ ſo große Gunſtbezeigungen dem habsburgiſchen Hauſe in dem Grafen von Klewe einen treu ergebenen Freund erwerben muſſten, der in jeder Angelegenheit auf die Seite der Habsburger trat. Weiter aber iſt uns von dem Leben und den Thaten Dietrichs nichts Erhebliches aufbewahrt worden, und eben ſo wenig erfahren wir über die innern Zuſtände und Verhältniſſe ſeines Landes.

Auch die folgenden vier Jahre (1305 bis 1309), während welcher Otto, ſein Sohn und Nachfolger, die Grafſchaft Klewe verwaltete, bieten der Geſchichte wenig Bemerkenswerthes dar. Otto, ſo wenig kriegeriſch geſinnt, daſſ ihm der Name des Friedfertigen beigelegt worden, mochte vielleicht deſto mehr Sorgfalt auf die innern Angelegenheiten ſeines Landes verwenden. Doch wo nicht Kriegsthaten zu erzählen ſind, fließen die geſchichtlichen Quellen jener Zeit mehrentheils nur ſehr dürftig. Von Otto wiſſen wir nicht viel mehr, als daſſ er die Herrſchaft Altena

einem Herrn Eberhard von Horn zu Lehen gab (1307) und in demſelben Jahre, drei Tage nach Pfingſten, allen Obrigkeiten, Schöffen und Gemeinden ſeiner Städte und „freien Dörfer" anbefahl, in Zukunft keinen Leibeigenen oder Hörigen des Stiftes zu Xanten, er ſei Mann oder Weib, als Mitbürger bei ſich aufzunehmen und wo ſie einen aufgenommen hätten, denſelben auf Verlangen des Dekanes und Kapitels zu Xanten in Jahresfriſt wieder auszuliefern.*) Dieſes Verbot, wie geringfügig es auch ſcheine, geſtattet uns dennoch einen tiefern Blikk in die innern Verhältniſſe und Zuſtände des Landes, als alle Erzählungen von Fehden und Kriegsabenteuern. Wir dürfen nämlich mit Recht aus demſelben ſchließen, daſſ die klewiſchen Unterthanen ſich in ſehr freien und glükklichen Verhältniſſen bewegt haben. Die Städte erfreuten ſich unfehlbar des Rechtes, ihre innern Angelegenheiten ſelbſt zu verwalten und neben den Städten erblikken wir freie Dorfgemeinden, denen höchſt wahrſcheinlich die Leitung ihres Gemeinweſens ebenfalls überlaſſen war. Leibeigene gab es vielleicht gar nicht und es dürfte wol nicht allzugewagt erſcheinen, wenn wir aus dem ausdrükklichen Verbote, Leibeigene oder Hörige des Stiftes zu Xanten in die Mitgliedſchaft der Stadt- und Landgemeinden aufzunehmen, den Schluſſ ziehen wollten, daſſ, wenn es in den klewiſchen Landen überhaupt unfreie Leute gab, dieſe ungehindert ihre Freiheit erwerben konnten, ſobald eine freie Gemeinde ſie in ihren Schooß aufnahm. Daſſ jenes Verbot unfehlbar nur auf Verlangen des xantiſchen Stiftes erlaſſen und wahrſcheinlich durch häufige Entweichungen ſtiftiſcher Leibeigenen und Hörigen in das klewiſche Gebiet veranlaſſt worden, liegt am Tage und iſt ein unzweifelhafter Beweis der glükklichen Verhältniſſe der klewiſchen Unterthanen.

Auch wird einer Fehde**) gedacht, welche Graf Otto, gleich im Beginne ſeiner Herrſchaft, mit einem benachbarten Ritter,

---

*) Urkunde No. XLII. bei Dithmar.

**) Wenn Teſchenmacher (S. 231.) und nach ihm Hr. Dr. Knapp (T. I. S. 298. f. f.) erzählen, daſſ er im zweiten Jahre ſeiner Herrſchaft in

Johann von Döringhofen, der ihm vielfaches Unrecht zugefügt hatte, ausfechten muſſte. Döringk, die Burg des Gegners, nahe bei Borken gelegen, ward erobert und viele Ritter aus dem Münſterlande, die dem Feinde des Grafen Beiſtand geleiſtet, bei dieſer Gelegenheit zu Gefangenen gemacht.*) Kurz vor ſeinem Tode verſchaffte Otto, durch ſein Anſehn und ſeinen Beiſtand, einem Sohne ſeiner Schweſter Mathilde und des Grafen Heinrich von Heſſen, Ludwig mit Namen, den Biſchofſtuhl von Münſter. Eben hielt er ſich dieſer Angelegenheit wegen in Weſtfalen auf, als ihn zu Horſtmar unvermuthet der Tod ereilte (30. Herbſtmonds 1309). Möge noch zum Schluſſe eines Wunders gedacht werden, das, der Sage nach, unter Otto's Herrſchaft ſich unfern Kranenburg ſoll zugetragen haben. Ein Schaafhirt, der das Abendmahl empfangen, muſſte wegen Uebelkeit die genoſſene Hoſtie wieder von ſich geben.**) Die Hoſtie kam unverſehrt zum Vorſchein und fiel gegen den Stamm eines Baumes, wo ſie ſich aber ſofort in ein Kreuz verwandelte. Das Gerücht des Wunders verbreitete ſich ſchnell und der Graf ließ das geheimniſſvoll entſtandene Kreuz mit großer Feierlichkeit nach Kranenburg bringen und es dort als Heiligthum aufbewahren. Einer ſeiner Nachfolger, Adolf, der erſte Herzog von Klewe, verlegte, dieſem wunderbaren Kreuze zu Ehren, das Chorherrnſtift von Zepflich nach Kranenburg (1436).

Wir wenden unſere Blikke jetzt um einige Jahre zurükk und nehmen den Faden der Erzählung für die Geſchichte der übrigen Lande wieder auf.

---

dem franzöſiſch=flandriſchen Kriege mitgefochten habe, ſo iſt das ein offenbarer Irrthum, da dieſer Krieg ſchon beendet war, als er zur Herrſchaft gelangte. Unfehlbar findet hier eine Verwechſelung Otto's mit ſeinem Vater Statt, die ſich vielleicht dadurch erklären ließe, daſſ der alte Graf Dietrich nicht mehr perſönlich zu Felde gezogen ſei, ſondern ſeinem Sohne Otto die Anführung ſeiner Kriegsmannen überlaſſen habe. Oder man müſſte den Tod Dietrichs um zwei volle Jahre zurükkverlegen.

*) Honſeler, Archiv. Cliv. u. a. m. Vergl. Dithmar S. 230.

**) Hostia, ob nauseam ab opilione egesta ſind Teſchenmachers Worte.

Noch immer finden wir den Grafen Eberhard von Mark rüſtig und kampfluſtig aus einer Fehde in die andere ziehend und, während Wilhelm von Berg mit dem neuen Erzbiſchofe von Köln, Wigbold von Holten, in ſehr freundlichen Verhältniſſen lebte und ſeinem Lande in jeder Weiſe die Wohlthat des Friedens zu erhalten bemüht war, ſah jener in jedem Kirchenfürſten ſeinen gebornen Feind und hielt das kampferprobte Schwert fortwährend erhoben. Doch darf man nicht überſehen, daſſ er niemals muthwillig ſeine Gegner angriff, ſondern nur zur eigenen Vertheidigung oder zum Schutze Anderer die Waffen ſchwang. So überzog er im Ausgange des Winters 1299 den Biſchof von Münſter, Eberhard von Dieſt, weil dieſer ſeinen Schützling und Verwandten, den Grafen Otto von Teklenburg, beeinträchtigt hatte. Worin dieſe Beeinträchtigung beſtanden, iſt uns unbekannt, aber in jedem Falle hatte der Biſchof hinreichende Urſache, ſie zu bereuen. Denn Graf Eberhard verwüſtete das Land umher, brandſchatzte Dülmen und erſtürmte die Burg Lüddinghauſen, deren Beſitzer ſich und ſein Eigenthum nur dadurch rettete, daſſ er ſich dem Sieger zu Lehen untergab. Noch dringendere Veranlaſſung nöthigte ihn zu einer Fehde gegen den Erzbiſchof von Köln, oder wenigſtens gegen einen Dienſtmann desſelben. Von der Feſte Limburg aus hatte nämlich des Erzbiſchofs Amtmann, der Ritter Sobbo, den märkiſchen Unterthanen vielfältig Schaden und Unrecht angethan.*) Dieſen Frevel zu beſtrafen rüſtete ſich jetzt der Graf und Gerhard**) von Jülich ſagte ihm Beiſtand zu. Die Waffenbrüder wandten ſich zuerſt gegen Sobbo's Burg, Werden an der Ruhr, die ſie erſtürmten und brachen. Dann erbaute Eberhard, auf dem Berge Ekk, der Feſte Limburg gegenüber, eine Trutzburg, um alle Unternehmungen des Feindes von dieſer Seite zu verhindern. Die Beſatzung auf Limburg konnte ſich nicht regen, ohne daſſ

---

*) „Damna et injurias quam plures inferebat." Lev. Northof p. 394.

**) Die Chroniſten — auch Northof — nennen Walram von Jülich, der doch ſchon 1297 geſtorben. Auch Hr. Dr. Knapp ruft dieſen Walram von den Todten zurükk.

der Graf ihr Schaden zufügte. Der Erzbiſchof entſchloſſ ſich bald zum Frieden. Er trat dem Grafen Eberhard die Feſte Limburg ab und erlangte von dieſem die Befugniſſ, das Schloſſ Walderberg für 3000 Mark einzulöſen (1300).

Aber ſchon hatte ſich neuer Stoff zu einer ernſtlichern Fehde mit dem Erzbiſchof geſammelt.

Nachdem Albrecht von Oeſterreich auf dem blutigen Felde bei Gellheim ſich die Reichskrone erſtritten, zog er dem Rheine zu, um die Krone in Aachen feierlich ſich aufſetzen zu laſſen. Nicht ohne Beſorgniſſ mochte ihm der Graf Wilhelm von Berg entgegen ſehen, der dem Naſſauer bis zum letzten Augenblikke treu geblieben war und ihn ſelbſt in jener entſcheidenden Schlacht mit Kriegsvolk unterſtützt hatte. Aber Albrecht gedachte des Vergangenen um ſo weniger, als der Graf ihm bis Poppard mit feierlichem Gefolge ehrerbietig entgegen kam und den neuen Herrn freundlich einlud, in Mühlheim mit ſeiner Bewirthung vorlieb zu nehmen. Die Einladung ward huldreich angenommen und in luſtigen Zelten, die an dem blühenden Geſtade des alten, vaterländiſchen Stromes ſich gaſtlich erhoben, bewirthete der Graf ſeinen vornehmen Gaſt und deſſen Gefolge ſo ſtattlich, als der Gebrauch jener Zeit es verlangte. Die fröhlich Schmauſenden ſollen an ſechstauſend Maaß Wein geleert haben. — War ſchon dieſes ehrerbietige Entgegenkommen geeignet, den Groll, wofern der König dergleichen gegen den Grafen hegen mochte, zu beſänftigen, ſo gab Wilhelms nachmaliges Verhalten die unzweifelhafteſten Beweiſe von der aufrichtigen Treue ſeiner Geſinnung.

Es iſt bekannt, wie Albrechts Ländergier und Habſucht ihn bald vielfach in unangenehme Händel verwikkelte und ihm die Herzen eines großen Theiles der angeſehenſten Reichsfürſten entfremdete. Der Widerſpruch des Pabſtes Bonifacius VIII., der ihn, als den Verräther und Mörder ſeines Vorgängers, in der römiſchen Königswürde nicht anerkennen wollte, trieb ihn zu einer Verbindung mit Frankreich, von der er ſich zugleich eine anſehnliche Erweiterung ſeiner Hausmacht verſprach. Es ward nämlich zwiſchen den beiden Königen verabredet, daſſ Albrechts

älteſter Sohn, Rudolf, mit Blanka, der Tochter Philipps des Schönen vermählt, und dem jungen Paare zu Gunſten das avelatiſche Reich wieder hergeſtellt werden ſollte. Denn da Philipp, wie ſchon oben bemerkt worden, einen anſehnlichen Theil der jenſeit des Rheines belegenen deutſchen Reichslande an ſich gezogen hatte, welche Albrecht, auf Andringen der Reichsfürſten, zurükkfodern muſſte, ſo erkannte jener ſchlau berechnende König kein geeigneteres Mittel, den Vortheil Frankreichs und Oeſterreichs mit einander zu verſchmelzen und dadurch die Nothwendigkeit zu vermeiden, ſeine Eroberungen entweder zurükkzugeben, oder ſich der ungewiſſen Entſcheidung eines Krieges auszuſetzen, als die Wiederherſtellung eines Reiches, welches ſeiner Tochter zur Verſorgung dienen ſollte. Zugleich beſchloſſen beide Könige dafür zu wirken, daſſ Rudolf zum Nachfolger ſeines Vaters auf dem deutſchen Throne ernannt würde. Aber die deutſchen Fürſten wachten mit viel zu großer Eiferſucht über ihre bereits errungene Selbſtändigkeit, als daſſ ſie in einen Plan hätten willigen ſollen, durch deſſen Ausführung die öſterreichiſche Hausmacht einen ſo bedeutenden Zuwachs erlangt hätte. Vor allen ſoll der Erzbiſchof von Köln ſeine Stimme dagegen erhoben haben, ſo daſſ der ganze Entwurf auseinander fiel.

Doch hatte Albrecht hier ſeines Zieles verfehlt, ſo richtete er ſeine Blikke jetzt auf den Erwerb der holländiſchen Lande, deren Beſitz eben durch den Tod Johanns I., des letzten männlichen Sprößlings der alten Grafen von Holland erledigt worden war. Indeſſen gelang es ihm hier nicht beſſer, und er trat zurükk, nachdem er die Entſchloſſenheit der Holländer erfahren hatte, die ſich faſt einmüthig für den Grafen Johann von Avesnes erklärten, der an ihrer Spitze dem Heere des Königs entgegenzog.

Erzeugten ſchon dieſe Vorgänge vielfältig eine ungünſtige Stimmung gegen Albrecht, ſo wurde dieſelbe noch unendlich dadurch vermehrt, daſſ der König alle Güter und Rechte zurükkfoderte, die ſeit dem Kaiſer Friedrich II., von einzelnen Fürſten dem Reiche entzogen worden waren. Hauptſächlich waren hiemit die Rheinzölle gemeint, welche die drei geiſtlichen Kurfür=

ſten und der rheiniſche Pfalzgraf allmälig an ſich gebracht hatten. Von ſeinem Zuge aus den Niederlanden heimgekehrt, erneute Albrecht dieſe Foderung mit dem größten Nachdrukke. Er durfte hiebei wenigſtens auf den Beiſtand der Städte rechnen, die ihre Klagen über den Drukk der Zölle laut an ſeinem Throne erhoben. Aber weder die geiſtlichen Fürſten, noch der Pfalzgraf wollten ſich dem Gebote des Reichsoberhauptes fügen und gedachten ihm dasſelbe Schikkſal zu bereiten, dem ſein Gegner erlegen war. Allerdings handelte Albrecht auch gerade zu gegen die Verſprechungen, die er bei ſeiner Wahl den Fürſten geleiſtet. Denn er hatte ihnen zugeſagt, ſie in allen ihren Rechten und Gewohnheiten zu belaſſen. Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daſſ ihn der Verdruſſ über den Widerſtand, welchen beſonders die geiſtlichen Kurfürſten ſeinem Plane mit dem avelatiſchen Reiche entgegengeſtellt hatten, hauptſächlich dazu bewegen mochte, jene Foderung ſo nachdrükklich zu erneuen.

Bei allen dieſen Händeln nun ſtanden die Grafen von Berg und von Mark mit feſter Treue und großer Ergebenheit auf Albrechts Seite, ja, Graf Eberhard vergrößerte ſein Verdienſt noch dadurch, daſſ er der Sache des Königs auch andre Fürſten, und unter dieſen den Grafen Gerhard von Jülich, zuführte. Albrecht war gegen ſolche Treue nicht unerkenntlich. Den Grafen Wilhelm von Berg entzog er, durch eine beſondere Begnadigung, jeder fremden Einmiſchung in Bezug auf die Rechtspflege in ſeinen Beſitzungen. „Die weiſe Landesverwaltung des Grafen“ heißt es im Eingange der darüber ausgeſtellten Urkunde (1298) habe den König zu dieſer Begnadigung bewogen. — Größeren Lohnes noch erfreute ſich Graf Eberhard von Mark. Ihn belieh der König im folgenden Jahre (1300) mit den Reichshöfen zu Dortmund, Elmenhorſt, Brakkel und Weſthoven, welche bis dahin dem Erzbiſchofe von Köln zuſtändig geweſen. Aber es war vergebens, daſſ der Kirchenfürſt ſeine Stimme dagegen erhob. Albrecht bekräftigte dem Grafen die Verleihung durch eine nochmalige Beſtätigung (zu Wetzlar am 4. Hornung 1301).

Mittlerweile waren die rheiniſchen Kurfürſten mit dem Böhmenkönige Wenzlaw (IV.), der gleichfalls über unerfüllte

Verſprechungen des Reichsoberhauptes Klage führte, in Verbindung getreten und ſchikkten ſich an, den offenen Kampf gegen Albrecht zu beginnen. Zu gleicher Zeit erhoben ſie Bedenklichkeiten über die Rechtmäßigkeit der Königswahl Albrechts und riefen klagend den Pabſt zum Schiedsrichter an. Der heilige Vater, obwol bereits mit Philipp dem Schönen in heftigen Streit verwikkelt, erließ ſofort eine ernſte Vorladung an den römiſchen König, ſich vor dem Stuhle Petri zu geſtellen und ſein Recht auf die Krone darzuthun. Aber Albrecht ließ ſich nicht irre machen. Schnell brachte er aus ſeinen Erblanden ein tüchtiges Kriegsheer zuſammen, das durch den Zuzug der ihm ergebenen Fürſten und der rheiniſchen Städte noch anſehnlich vermehrt ward, und eilte ſeinen Feinden entgegen. Den erſten Stoß richtete er gegen die Pfalz, (1301) und eroberte bald das ganze Land.

Um dieſelbe Zeit, oder vielleicht etwas früher ſchon, hatte auch die Fehde zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Grafen von Mark begonnen. Denn da der geiſtliche Herr, in der trotzigen Stellung, die er dem Reichsoberhaupte gegenüber angenommen, ſein Recht auf die oben genannten Reichshöfe, mit denen Albrecht den Grafen Eberhard beliehen, durchaus nicht gutwillig fahren laſſen wollte, ſo blieb dieſem nichts übrig, als der Ernſt der Waffen, um der kaiſerlichen Begnadigung Geltung zu verſchaffen. In dieſer Fehde ſehen wir Eberhards tapfern Sohn und Erben, den jungen Grafen Engelbert, (ſeit 1298 mit der Gräfin Mathilde von Arenberg vermält), den ritterlichen Geiſt ſeiner Ahnen durch kriegeriſche Thaten ruhmvoll bewähren. Gerhard von Jülich, ſei es vom Könige dazu aufgefodert, oder ſei es aus Freundſchaft für Eberhard, focht als Bundesgenoſſe der Märker mit. Die Grafen eröffneten den Kampf mit Erſtürmung der Burgen Rodenberg und Lechenich und als darauf der Erzbiſchof in das jülichſche Gebiet einbrach, eilten ſie ihm hier nach und beſiegten ihn, in einem Walde, nahe bei dem Dorfe Glüne, nach hartem und blutigem Gefechte. Da kam ihnen die Kunde zu, Huno von Plettenberg, des Erzbiſchofs Marſchall in Weſtfalen, ſei in das märkiſche Land eingebrochen.

Engelbert, der junge, freudige Held, flog dem Feinde entgegen. Der Marſchall aber erwartete ihn nicht, ſondern ſuchte ſeine Burg Hoveſtadt zu erreichen. Doch nahe vor dieſer Feſte ereilte ihn der junge Graf, dem ſich Berthold von Thünen, der Droſt von Hamm, mit ſeinen Reiſigen angeſchloſſen hatte. Mit friſchem Muthe drangen die Märker auf den Feind, von der ritterlichen Tapferkeit ihres jugendlichen Führers begeiſtert, und Plettenberg, der erfahrene Kriegsmann, muſte das Feld räumen (1301).

In der That, der Erzbiſchof hatte nicht Urſache, mit ſeinem Waffenglükke zufrieden zu ſein und die Ereigniſſe des nächſten Jahres brachten ihm noch härtere Schläge bei. Denn der König Albrecht, nachdem er den Pfälzer gedemüthiget, führte ſein ſiegreiches Heer jetzt gegen die trotzigen Kirchenfürſten (1302). Zuerſt unterlag der Erzbiſchof von Mainz, dann zog ſich die eiſerne Wetterwolke gegen Trier und Köln. Im Heere Albrechts ſah man alle unſre Grafen, die von Mark und Jülich mit unverholener Freude über die ſchwere Bedrängniſſ ihres Gegners, den von Berg mit theilnehmender Milde das Gemüth des zürnenden Königs zu beſänftigen ſuchend und für den Erzbiſchof von Köln um Schonung bittend. Furchtbar hauſte das feindliche Kriegsvolk im Erzſtifte und Wigbold von Holten, ohnehin mehr dem Frieden, als den Waffen geneigt, eilte, ſich dem Könige zu unterwerfen. Auch Trier bat um Schonung und gelobte Gehorſam (1302).

Ob der Friede, welchen Albrecht den bezwungenen Fürſten gewährte, auch eine kurze Waffenruhe zwiſchen dem Erzbiſchofe Wigbold und dem Grafen Eberhard herbeigeführt habe, wird nicht berichtet. So viel aber iſt gewiſſ, daſſ ſchon im nächſten Jahre (1303) die Fehde wieder in vollen Flammen loderte. Doch ſcheint nicht mehr über dasjenige gekämpft worden zu ſein, was der Erzbiſchof, nach des Königs Willen, dem Grafen von Mark abtreten ſollte, ſondern es wird uns eine andere Urſache des erneuten Kampfes gemeldet. Wir erinnern uns, daſſ Eberhard gleich im Beginne ſeiner Herrſchaft, die Burg Bredevort erſtürmte, wo ſein Vater in der Gefangenſchaft geſtorben war.

Er hatte ſeitdem die gebrochene Feſte wieder aufgebaut und ſie mit Bewilligung des Biſchofs von Münſter, in deſſen Gebiete ſie lag, für ſich behalten. Herrmann von Loen aber, der vertriebene Burgherr, foderte jetzt ſein Eigenthum zurükk. Er hatte die Schweſter des Erzbiſchofs von Köln zur Gemalin und durfte daher mit Sicherheit auf den Beiſtand dieſes mächtigen Fürſten zählen. Auch täuſchte ihn ſeine Erwartung nicht. Wigbold von Holten nahm ſich mit großem Ernſte ſeines Schwagers an und als ſein Geſuch um friedliche Rükkgabe der Burg Bredevort, von Eberhard entſchieden zurükkgewieſen wurde, griff er zum Schwerte. Wechſelſeitige Gebietsverheerungen, Brand, Mord und Plünderung, von beiden Theilen verübt und von beiden Theilen mit gleichem Maße vergolten — das iſt das ewige Einerlei der Fehdegeſchichten jener Zeit. Wem könnte daran gelegen ſein, ihre Einzelheiten kennen zu lernen, wenn ſie nichts als das Gewöhnliche darbieten? — Der Graf erſtürmte und verbrannte Hoveſtädt, dafür ließ der Erzbiſchof die Stadt Unna in Flammen aufgehn. Hier, wie dort muſſten die Unterthanen den Zwiſt ihrer Herren ſchwer entgelten. Endlich führte Eberhard ſeine Schaaren vor Soeſt, in deſſen Mauern der Erzbiſchof ſchwer erkrankt darniederlag. Aber noch ehe es dem tapfern Grafen gelang, die Stadt zu bezwingen, verkündeten ihm die Trauerfähnlein auf den belagerten Mauern und der dumpfe Klang der Todtenglokken, ſein Feind ſei vor einen höhern Richterſtuhl gefodert worden. Der Tod beendet jede Fehde — Graf Eberhard behielt die beſtrittene Burg und ſtekkte ſein Schlachtſchwert in die Scheide (1303).

Doch ſchon nach zwei Jahren lebte die Fehde um Bredevort wieder auf, zwar nicht mit Heinrich von Virneburg, dem Nachfolger Wigbolds auf dem erzbiſchöflichen Stuhle von Köln, ſondern mit Otto von Rietberg, dem Biſchofe von Münſter. Dieſer verjagte von Bredevort die Beſatzung des Grafen und wollte die Burg für ſich behalten. Solche Feindſeligkeit aber vergalt Eberhard ſo kräftig, daſſ der Biſchof ſich bald zum friedlichen Vergleiche bequemte und die Feſte wieder herausgab (1305).

Graf Eberhard behielt ſeine Luſt am wilden Kampfgetümmel bis zum Rande des Grabes. Sein nerviger Arm ward nicht müde, den eiſernen Speer zu führen und das Feuer der Jugend ſchien auch den Greis nicht verlaſſen zu wollen. Noch einmal zog er gegen das Erzſtift Köln — doch dießmal um dem neuen Kirchenfürſten gegen den widerſpännſtigen Statthalter ſeines Vorgängers, Ludolf von Dyke, Beiſtand zu leiſten, der die, ſeinem Befehle anvertrauten Burgen, nicht räumen wollte (1306). Dann führte er ſeine Schaaren in das Münſterland, um auch hier einer Anordnung des Erzbiſchofs von Köln Geltung zu verſchaffen, auf deſſen Antrieb der Biſchof Otto von Rietberg ſeines Amtes entſetzt worden war. Konrad, ein Bruder des Grafen Wilhelm von Berg, war zu ſeinem Nachfolger beſtimmt, und alle unſere Grafen vereinten ihre Macht, um dieſem Beiſtand zu leiſten. Denn Otto von Rietberg, dem es an Freunden und Anhängern nicht fehlte, wollte nicht gutwillig den Ehrenplatz räumen, welchen er bereits ſechs Jahre lang behauptet hatte. Aber eine heiße Schlacht, auf der Dülmer Haide, entſchied gegen ihn und Konrad von Berg beſtieg den blutig erkämpften Biſchofſitz. Doch was er errungen, verſtand er nicht würdig zu behaupten. Einem trägen, ausſchweifenden Leben ſich überlaſſend, dabei herriſch und ſtolz, regte er ſein eigenes Domkapitel dermaßen gegen ſich auf, daſſ es klagend bei dem heiligen Vater einkam, der ihn darauf, nach einer zweijährigen Verwaltung ſeines hohen Amtes entſetzte (1308).

Um dieſelbe Zeit endete der Graf Eberhard der zweite ſein ſturmbewegtes, kriegeriſches Leben. Er ſtarb am Udalrichstage (4ten Sommermonds) des Jahres 1308, nach einunddreißigjähriger Regierung und fand in der heiligen Stille des Kloſters Fröndenberg ſeine letzte Ruheſtatt.

Trotz der beinahe ununterbrochenen Fehden, in die ſein feuriger Muth ihn verſtrikkte, hinterließ er die Grafſchaft in einem befriedigenden, ja in einem blühenden Zuſtande. Sein gefürchtetes Schwert ſchrekkte die Raubritter und erhielt übelwollende Nachbarn im Zaume, ſo daſſ ſeine Unterthanen ſich frei in Gewerbe und Handel bewegen konnten. Vor allen blühte ſchon

damals Lein= und Wollweberei in der Grafſchaft Mark und die Sage geht *), es ſeien 40,000 Menſchen, Meiſter und Geſellen, mit dieſen Gewerben beſchäftigt geweſen. Bei allem Kriegsgetümmel fand der Graf Muße, zwei neue Städte, Neuſtadt und Schwarzenberg, zu begründen. Sein vielgetreuer, thätiger Truchſeſſ, Rütger von Altena, war es, der auf des Herrn Befehl dieſe Geſchäfte leitete und überhaupt mit dem größten Eifer und mit dem umſichtigſten Rathe dem Grafen zur Seite ging. Er wird als ein Muſter uneigennütziger Dienſttreue geſchildert. Durch ihn ließ Eberhard auch die Wehrburgen des Landes verbeſſern und namentlich Wardenberg neu befeſtigen. Die Erwerbung der Herrſchaft Waldenberg und Bielſtein, welche der Graf gleichfalls durch ſeinen Truchſeſſ vom Erzſtifte Köln erkaufte, war indeſſen nur vorübergehend, da, einigen Nachrichten zufolge, dieſe Herrſchaft noch von Eberhard ſelbſt an Köln zurückverkauft wurde. Wichtiger war es, was er durch die Gnade des Königs Albrecht gewonnen. Auch gab ihm der Abt von Werden die Herrſchaft Frimorsheim zu Lehen.

Außer ſeinem Nachfolger Engelbert überlebten den Grafen noch drei Söhne, von denen die beiden älteren dem geiſtlichen Stande angehörten, der jüngſte mit einigen Burgen abgefunden wurde. Auch vier Töchter waren ſeiner glükklichen Ehe mit der Gräfin Irmgard von Berg entſproſſen. Die Geburt der beiden jüngſten, eines Zwillingpaares, koſtete der Mutter das Leben (1293).

Einige Monden vor dem Grafen Eberhard von Mark war auch Wilhelm von Berg in das Grab geſunken. Des Königs Albrecht blutigen Ausgang (1ſten Blütenmonds) erlebte er nicht mehr; denn er ſtarb ſchon am 14ten des Wandelmonds 1308. Seine dreizehnjährige Herrſchaft bildet einen auffallenden Gegenſatz zu dem kriegeriſchen Leben Eberhards von Mark. Denn während dieſer ſich raſtlos aus einer Fehde in die andre ſtürzte und alle Wirren und Zerwürfniſſe nur mit der Schärfe des Schwertes beſeitigen wollte, ſuchte Wilhelm durch verſöhnende

*) Knapp a. a. O. T. 2. S. 446.

Milde und freundliche Ausgleichung jeder Fehde vorzubeugen. So verſtand er ſich zu bedeutenden Opfern, als Eberhard über die Erbſchaft der Gräfin Margaretha von Berg Hader mit ihm anfing, und als ein Jahr vor ſeinem Tode des kölniſchen Erzbiſchofs Kriegsvolk von der Feſte Brühl plündernd in das bergiſche Gebiet einbrach, übte er nicht Vergeltung, ſondern nahm gerne die Vermittelung des Grafen Gerhard von Jülich an. Dieſe friedliche Geſinnung, verbunden mit einer ſtrengen Rechtlichkeit, erwarben ihm die Achtung ſeiner Nachbarn in ſo hohem Grade, daſſ ſie ihn bei ihren Zerwürfniſſen vielfältig zum Schiedsrichter erwählten, wovon eine Menge von Beiſpielen Zeugniſſ giebt. Ein Landesherr von ſolcher Gemüthsart muſſte wol für das Gedeihen ſeiner Unterthanen die treuſte Sorgfalt hegen. Indeſſen ſind die Nachrichten über Wilhelms innere Landesverwaltung äußerſt ſparſam. Wir wiſſen, außer einigen Werken der Frömmigkeit nach dem Sinne jener Zeit, in dieſer Hinſicht nur zwei Thatſachen von Bedeutung anzuführen. Als am Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts von Schwaben her ſich eine furchtbare Judenverfolgung erhob, die beſonders in den Rheinlanden vielen Anklang fand und die durch Neid und Glaubenseifer geſtachelte Volkswuth zu den entſetzlichſten Gräueln antrieb, da war es Graf Wilhelm, der die Juden ſeines Landes mit kräftiger Hand vor ähnlichem Unheil beſchirmte. Denn auch hier erhob ſich bereits das Volk, von einem blutgierigen Eiferer, Namens Rindfleiſch, aufgewiegelt, zur Ermordung und Plünderung jener Unglükklichen. Aber der Graf warf ſich der Mörderbande auf dem Wege von Deuz nach Siegberg entgegen und griff ſie herzhaft an. Viele erlagen ſeinem tapfern Schwerte, die andern zerſtreuten ſich flüchtig. Den Juden aber räumte Wilhelm zwei ſeiner Schlöſſer zu Freiſtätten ein, wo ſie ſicher wohnen durften, bis der blutige Sturm der Verfolgung ſich gelegt hatte. — Sodann wird erzählt, daſſ Wilhelm in ſeinem Lande zuerſt die Aufhebung des ländlichen Gemeinbeſitzes und eine feſte Vertheilung des Grundeigenthums bewirkt haben ſoll. Die vielen Anſiedler aus den Niederlanden, die allmälig in die Grafſchaft aufgenommen waren, mochten ihn wol zu dieſer zwekkmäßigen, das

Gedeihen der Landwirthſchaft ungemein fördernden Einrichtung, bewogen haben, da in ihrem früheren Vaterlande der Einzelbeſitz ländlicher Grundſtükke längſt gebräuchlich war.

Wilhelm fand ſeine letzte Ruheſtatt bei den Särgen ſeiner Ahnen, im Kloſter Altenberg. Er hinterließ keine Kinder und die Herrſchaft ging über auf Adolf (IV.), den Sohn ſeines Bruders Heinrich von Windekk.

Achtes Kapitel.

Die Zeit der Kaiſer Heinrich von Luxemburg und Ludwig von Baiern (1308 bis 1347). Die Grafen Dietrich (X.) von Klewe, Engelbert (II.) (1308 bis 1328) und Adolf (IV.) (1308 bis 1347) von Mark, Adolf (IV.) von Berg, Gerhard (V.) (bis 1328) und Wilhelm (VII.) von Jülich.

Vorbemerkung über dieſen Abſchnitt. — Ueberſchwemmung und Hungersnoth in den Rheinlanden. — Engelberts v. Mark Fehde gegen d. Biſchof v. Osnabrükk — Jülichs Fehde mit Aachen. — In Klewe iſt die Erbfolge ſtreitig — Engelberts Fehde gegen Münſter — Kaiſer Heinrichs Tod — Verfolgung der Dominikaner. — Die Gegenkönige Ludwig v. Baiern und Friedrich v. Oeſterreich — wie unſre Grafen Partei nahmen — K. Ludwig begünſtigt d. Gr. v. Jülich, noch mehr den v. Klewe auf Koſten des Erzſtifts Köln und der Grafſchaft Mark. — Hungersnoth und Peſt in den Rheinlanden. — Fehde zwiſchen Mark und Klewe — Fehde gegen d. Erzbiſchof v. Köln — Engelberts Bruder, der kriegeriſche Biſchof Adolf v. Lüttich. — Engelbert tritt zur Partei Ludwigs des Baiers über — Fehde mit Münſter — Biſchof Ludwig wird gefangen — Erneuerung der Fehde — Umtriebe zu K. Ludwigs Sturz — Johann von Böhmen am Rhein gegen d. Erzbiſchof v. Köln — Bonn belagert — Engelbert v. Mark ſchließt ſich den Feinden des Erzbiſchofs an — erobert die Burg Volmeſtein, deren Gebiet ſeiner Grafſchaft überwieſen wird. — Unſre Grafen nehmen Theil an K. Ludwigs Römerzuge. — Levold Northof — Engelbert v.

Mark ſtirbt — ihm folgt ſein Sohn Adolf (IV.) — Gerhard (V.) von Jülich ſtirbt — ihm folgt ſein Sohn Wilhelm (VII.). — Theilnahme der Grafen an fremden Fehden. — Adolfs v. Mark Fehde mit Münſter. — Engliſch-franzöſiſcher Krieg — ſeine Urſachen — Theilnahme unſrer Grafen an demſelben. — Wilhelm v. Jülich, Schwager K. Ludwigs und Eduards von Engelland — ſein bedeutender Einfluſſ — der Kaiſer erhebt ihn zum Markgrafen — Fehde des Grafen Adolf v. Mark mit dem Erzbiſchof v. Köln — zu welcher der Kaiſer ermuntert — auch die übrigen Grafen nehmen daran Theil — der Erzbiſchof wird verjagt — Graf Dietrich v. Klewe, der Fromme — Abgang unſrer Grafen. — Mit Adolf (IV.) von Berg ſtirbt das bergiſch-limburgiſche Grafenhaus aus. — Folgen dieſes Todesfalles. —

Der Zeitraum von neununddreißig Jahren, der jetzt zunächſt unſerer Betrachtung vorliegt, obwol überreich an Kriegswirren und endloſen Fehden, zumal als nach dem frühzeitigen Tode des Kaiſers Heinrich (VII.) von Luxemburg, der lange und blutige Kronſtreit zwiſchen Ludwig dem Baier und Friedrich von Oeſterreich das deutſche Reich erſchütterte, iſt dennoch für unſre Geſchichte nur in Beziehung auf Berg und Jülich von größerer Wichtigkeit. Dort ward durch das Erlöſchen des herrſchenden Grafengeſchlechtes die Verſchmelzung mit Jülich vorbereitet, hier finden wir das Grafenhaus von kaiſerlicher Gunſt mit erhöhtem Glanze bekleidet. Im Uebrigen ſind es wieder die Grafen von Mark, deren Bild, durch kriegeriſche Thätigkeit, am lebhafteſten hervortritt, während Klewe abermals mehr im Hintergrunde erſcheint.

Es war eine Zeit des Jammers und Elends für einen großen Theil der niederrheiniſchen Lande, beſonders für das bergiſche, welche gleichſam als Schrekkensbote vor König Albrechts Ermordung herging und als Trauerbegleitung ihr folgte. Ein ſehr ſtrenger, ſchneereicher Winter ward plötzlich von einem regneriſchen Vorfrühlinge verdrängt (1308). Die in den Gebirgen aufgethürmten Schneemaſſen verwandelten ſich ſchnell in Waſſer und trieben die Fluten des Rheines aus ihrem Bette.

Eine furchtbare Ueberſchwemmung ſuchte das Land heim und foderte ſelbſt zahlreiche Menſchenleben als Opfer. Und als die Waſſernoth vorüber ging, ließ ſie in ihrem Gefolge Miſſwachs und Seuchen zurükk. Es iſt uns nicht aufbehalten, in wie weit unſre Grafen bemüht waren, lindernd und helfend dieſem Jammer zu wehren. Wahrſcheinlich aber verhallte wol die Stimme des Leidens zum großen Theile unberükkſichtiget in dem Toben der Leidenſchaften, das damals durch den Tod Albrechts und die nothwendig gewordene neue Königswahl erregt wurde. Ueber ſechs Monden vergingen, während Philipp der Schöne von Frankreich alle Ränke aufbot, um die deutſche Reichskrone an ſein Haus zu bringen, bis es endlich dem wakkern Erzbiſchofe von Mainz, Peter Eichſpalter, gelang, den edeln Grafen Heinrich von Luxemburg auf den Thron zu befördern (27ten Reifmonds 1308), und dadurch die Unabhängigkeit des Vaterlandes vor der franzöſiſchen Herrſchſucht zu retten.

Mittlerweile finden wir den Grafen Engelbert von Mark, der auch darin den Geiſt ſeines Vaters geerbt hatte, daſſ er ſein Schwert hauptſächlich gegen die Fürſten der Kirche richtete, in einer heftigen Fehde mit dem Biſchofe von Osnabrükk, Ludwig von Ravensberg. Die Urſache dieſes Zwiſtes liegt nicht klar vor Augen. Denn wenn die Meinung *) richtig wäre, daſſ Ludwig von Ravensberg dem verdrängten Biſchofe von Münſter, Otto von Rietberg, gegen ſeinen Verdränger, Konrad von Berg, zur Wiedererlangung des fürſtlichen Hirtenamtes habe verhelfen wollen, ſo muſſten wir uns wol darüber wundern, daſſ der Graf Adolf von Berg an dieſer Fehde, die doch den Sturz ſeines Oheims bezwekkte, keinen Antheil nahm, und noch mehr darüber, daſſ unter Engelberts Verbündeten auch die Grafen von Rietberg genannt werden, **) die ja dann zum Nachtheil ihres eigenen Verwandten das Schwert gezogen hätten. Aber ſei der Grund der Fehde geweſen, welcher er wolle: an Engelberts Seite erblikken wir neben den Grafen von Teklenburg, Lippe,

---

*) Knapp a. a. O. S. 323.

**) Teſchenmacher a. a. O. S. 272.

Arnsberg u. a. m. auch den Grafen Gerhard von Jülich, den wir ſchon als den treuen Waffengenoſſen Eberhards des zweiten kennen lernten. Der Biſchof Ludwig von Osnabrükk, obgleich ſo klein von Körper, daſſ man ihn mit Zachäus verglich, erwarb durch ritterliche Gewandtheit und Leibeskraft, ſo wie durch kühnen Heldenmuth dennoch den ehrendern Beinamen eines Judas Makkabäus. In einer heißen Schlacht auf dem Haller- oder Hardenfelde — ward das Schikkſal der ganzen Fehde entſchieden. Der ritterliche Graf und der kriegeriſche Biſchof legten gegeneinander die Lanzen ein. Mit gleich unwiderſtehlicher Gewalt von beiden Seiten ward der furchtbare Stoß geführt und beide Kämpfer muſſten den Sattel räumen. Der Graf ſtürzte zuerſt und auf ihn fiel der Biſchof. Am Boden ſich wälzend rangen ſie mit nervigen Armen gegeneinander. Es war kein Zweifel — Engelbert muſſte unterliegen. Denn vom Roſſe ſtürzend hatte er ein Bein gebrochen und konnte daher ſeinem unverſehrten Gegner nur mit halber Kraft Widerſtand leiſten. Sein Schikkſal ſchien noch unvermeidlicher, da das Gefecht bereits auf allen Punkten für die Schaaren des Feindes ſich entſchieden hatte. Viele von Eberhards edeln Bundesgenoſſen waren verwundet, — auch Graf Gerhard von Jülich wurde blutend aus dem Gewühle getragen, und nur wenige Fähnlein widerſtanden noch dem jubelnd vordringenden Feinde. In ſolcher Lage ſtrengte Eberhard ſeine letzten Kräfte an, um, wenn nicht mehr den Sieg, ſo doch die eigene Freiheit zu retten. Da nahte ſich ein Häuflein biſchöflicher Krieger den von Staub und Blut unkenntlich gewordenen Kämpfern. Vielleicht erkannten ſie die Stimme ihres Herrn und ſchwangen die Waffen, um ihn durch einen kräftigen Streich von ſeinem Gegner zu befreien. Aber der Hieb des Todes verfehlte — durch ein wunderbares Geſchikk, wie es ſo oft die Abſichten der Menſchen vereitelt — die auserkorene Beute und traf das Haupt, dem er Beiſtand bringen ſollte. Die Arme des ſchwergetroffenen Biſchofs ſanken kraftlos von dem halbüberwundenen Feinde, dem eine Schaar der Seinigen in dieſem Augenblikke zu Hilfe eilte und ihn ſchnell in Sicherheit brachte. —

Die Waffen des Biſchofs hatten geſiegt. Aber traurend zogen die Sieger heim mit ihrem ſterbenden Führer, der ſchon drei Tage nach dem Kampfe ſeine tapfre Seele aushauchte. Engelbert dagegen genas bald von ſeinem Beinbruche und ſchnallte, kaum hergeſtellt, den Panzer wieder um, und vergalt durch einen wilden Einfall in das herrenloſe Bisthum, die Schmach des verlorenen Gefechtes. Bald darauf beendete ein Frieden dieſe Fehde.

Auch Gerhard von Jülich war von ſeiner Verwundung bald wieder geneſen, gerieth aber um eben dieſe Zeit in ein ernſtes Zerwürfniſſ mit der Bürgerſchaft von Aachen. Die Vogtei der Stadt war an Dietrich von Falkenburg verpfändet worden. Sie von dieſem einzulöſen, hatte ſchon König Albrecht den Grafen Gerhard berechtigt, und Heinrich von Luxemburg beſtätigte ihm dieſe Berechtigung. Aber es ſcheint, der Graf von Jülich habe nicht eben die gelindeſten und gerechteſten Mittel gebraucht, um die Pfandſumme aufzubringen. Wenigſtens führten die Bürger von Aachen ſowol gegen ihn als gegen den Herrn von Falkenburg die bitterſte Klage über harte Bedrükkung und unrechtmäßige Erpreſſung. Da ihre Beſchwerden bei dem Oberhaupte des Reichs, wie es ſcheint, ganz ohne Erfolg blieben, ſo verſuchten ſie Selbſthilfe und kündigten ſowol dem Grafen von Jülich, als dem Herrn von Falkenburg Gehorſam und Anerkennung auf. Indeſſen hatten dieſe Herren in der Stadt ſelbſt einen eifrigen Freund an dem Abte Reinhard von Korneliusmünſter. Dieſer Geiſtliche machte Anſchläge, die Stadt in Gerhards Gewalt zu liefern. Aber ſein Plan ward entdekkt und das erbitterte Volk ſtürmte wüthend das Kloſter und opferte das Gottgeweihte Haus den Flammen. Der unglükkliche Abt fand in dem brennenden Heiligthume ſeinen Tod und mehre ſeiner Ordensbrüder wurden erſchlagen (1310). Solcher Frevel brachte dem Grafen von Jülich einen müheloſern Gewinn, als wenn die Anſchläge ſeines Freundes gelungen wären. Denn die Geiſtlichkeit ſchrie um Rache und ſelbſt der Kaiſer zürnte und dachte der Stadt eine ſchwere Strafe zu. Der Erzbiſchof von Köln und der Herzog Johann von Brabant übernahmen es,

durch friedliche Vermittelung Aachens Sühne zu bewirken. Die Stadt bequemte ſich zur Wiederaufbauung des eingeäſcherten Kloſters, ſtiftete Seelenmeſſen für die Gemordeten und zahlte den Verwandten derſelben ein bedeutendes Wehrgeld. Aber auch dem Grafen von Jülich muſſte ſie eine ſehr anſehnliche Buße zahlen (10000 Mark), außer den Rückſtänden, die noch vom Sühnegelde für den Tod Wilhelms des fünften unbezahlt waren. Herr Reinhard von Falkenburg empfing für ſeine Anſprüche gleichfalls eintauſend Mark. — So theuer büßte Aachen den Verſuch, ſich der Vogtei des Grafen zu entziehen und die Entwürfe ſeiner Anhänger zu vereiteln.

Mittlerweile hatte Heinrich von Luxemburg ſeinen eben ſo erfolgreichen als verhängniſſvollen Römerzug angetreten (Spätherbſt 1310). Von unſern Grafen hatte ſich, wie es ſcheint, keiner dem Heere des Kaiſers perſönlich angeſchloſſen. Denn wir finden ſie ſämmtlich während dieſer Zeit mit ihren eigenen Angelegenheiten daheim beſchäfftigt. Gerhard von Jülich wurde durch ſeine Händel mit Aachen zurückgehalten und Adolf von Berg entſchuldigte ſich wegen eines Zerwürfniſſes, in welches er mit dem Grafen Johann von Sain über das Kupferbergwerk zu Bukkelingen, ſo wie über einige Fiſchereien und andere Herrenrechte, gerathen war. Dietrich (X.) von Klewe, der ſeinem Bruder Otto in der Herrſchaft gefolgt war, ſah ſich in ſeinen Anſprüchen auf die Erbfolge, von Otto's einziger Tochter, Irmgard, angefochten. Sie betrachtete ſich als die rechtmäßige und alleinige Erbin ihres Vaters und fand an dem Herzoge Johann von Brabant einen ſo mächtigen Beſchützer, daſſ der Erbſtreit ſich vielleicht ganz zu ihrem Vortheile entſchieden haben würde, wenn Dietrich ſie nicht durch einen Vertrag befriedigt hätte, kraft deſſen es feſtgeſtellt wurde, daſſ, wofern ihre Ehe — ſie vermälte ſich eben mit dem Herrn Johann von Arkel — mit einem Sohne geſeegnet ſein würde, dieſem Sohne die unbeſtrittene Nachfolge in der Grafſchaft gebühren ſollte.*) So blieb denn Dietrich zwar im Beſitze der Herrſchaft, doch

---

*) Dithmar in Anmerk. 4. bei Teſchenmacher a. a. O. S. 232.

war vermuthlich dieſer Zwiſt noch nicht ausgeglichen, als Heinrich nach Italien aufbrach.

Am ernſtlichſten aber ſehen wir den fehdeluſtigen Grafen Engelbert von Mark beſchäfftigt. Es iſt der neue Biſchof von Münſter, Ludwig von Heſſen, gegen den er ſein allzeit ſchlagfertiges Schwert führt. Die Urſache der Fehde iſt unbekannt. Wir finden ihn eben mit ſeinen Mannen vor der Burg Fürſtenberg an der Ruhr, (1311) deren Beſitzer ein treuer Freund und Bundesgenoſſe des Biſchofs Ludwig war. Die Feſte ward erſtürmt und gebrochen. Aber der Biſchof übte im nächſten Jahre furchtbare Rache. Zürnend brach er in das märkiſche Gebiet ein und verwüſtete das Land, ſo weit ſein eiſerner Arm reichte. Das Schloſſ Fürſtenberg aber baute er aus eigenen Mitteln wieder auf und gab es ſeinem Beſitzer zurükk.*) Seitdem ſcheint die Fehde eine Zeit lang geruht zu haben, wie überhaupt von wichtigen Ereigniſſen in unſern Landen nicht eher die Rede iſt, als bis der frühzeitige Tod des Kaiſers Heinrich die Gemüther in heftige Aufregung verſetzt und dem Parteigeiſte aufs Neue einen blutigen Schauplatz eröffnet hatte.

Es war im Spätſommer des Jahres 1313 als die Trauerbotſchaft nach Deutſchland kam, der Kaiſer ſei plötzlich am 24ten Aerndtemonds zu Buonoconvento geſtorben. Das Gerücht beſchuldigte einen Dominikanermönch, Bernardin, den Beichtvater des Kaiſers, der Giftmiſcherei. Heinrich hatte während ſeiner kurzen Verwaltung ſo allgemeine Achtung und Liebe zu erwerben gewuſſt, daſſ ganz Deutſchland ſeinen Tod bejammerte und der Erzbiſchof von Mainz erklärte, noch nie habe das Hinſcheiden eines Kaiſers dem Reiche tiefere Wunden geſchlagen, als dieſer Todesfall. Die Trauer des Volkes ſuchte Erleichterung in blinder Wuth gegen die Dominikaner, die man, ſei es

*) Herr Dr. Knapp (T. 2. S. 325) ſagt, der Erzbiſchof von Köln habe dieß gethan und beruft ſich dabei auf Teſchenmacher. Aber in Teſchenmacher ſteht kein Wort vom Erzbiſchof von Köln und eben ſo wenig in Schatens Paderborniſchen Annalen. — S. Teſchenmacher S. 273.

nun mit Recht oder mit Unrecht, für Heinrichs Mörder, oder wenigſtens für Mitwiſſer und Beförderer ſeines Todes hielt. Ihre Klöſter wurden geſtürmt und geplündert, die Mönche verjagt oder erſchlagen. Auch in den Rheinlanden äußerte die Volksrache ſich an vielen Orten auf ſolche Weiſe, ohne daſſ die Verfolgten, die von Geiſtlichen und Weltlichen gehaſſt und beneidet wurden, ſich irgend eines kräftigen Schutzes zu erfreuen hatten.

Schon dauerte die Erledigung des Reichsthrones beinahe vierzehn Monden und immer geringer ward die Ausſicht, durch einträchtige Wahl das aufgeregte Deutſchland zu beruhigen. Es iſt bekannt, wie endlich Friedrich von Oeſterreich und Ludwig von Baiern gleichzeitig von ihren Anhängern zum Throne berufen wurden (19te und 20te Weinmonds 1314). An der Spitze der öſterreichiſchen Partei ſtand der Erzbiſchof von Köln, die Wahl des Baiers leitete der Erzbiſchof von Mainz. Jener empfing die Krone zu Bonn — am unrechten Orte, aber aus der rechten Hand; dieſem wurde ſie in der alten Krönungsſtadt Aachen — aber nicht von den dazu befugten Händen aufgeſetzt. Ganz Deutſchland theilte ſich in zwei Parteien, je nachdem man auf die Seite des einen oder des andern Kaiſers trat. Die meiſten rheiniſchen Städte erklärten ſich gleich anfangs für Ludwig und öffneten ihm bereitwillig ihre Thore; auch viele der niederrheiniſchen Fürſten hielten es mit dieſem Herrn und unter ihnen auch die Grafen Gerhard von Jülich und Dietrich von Klewe. Dagegen ließen ſich andere durch das Beiſpiel des Erzbiſchofs von Köln, vielleicht auch durch Verheißungen und Verſprechungen auf Friedrichs Seite ziehn. Die Grafen von Berg und von Mark ſtanden auf dieſer Seite. Aber den erſteren wuſſte Ludwig von Baiern bald für ſich zu gewinnen, ſo daſſ Graf Engelbert allein von den Herrn unſrer Lande dem Oeſterreicher getreu blieb.

Wol verſtand es Ludwig, durch leutſelige Freundlichkeit ſo wie durch Gunſtbezeugungen und Verſprechungen ſich Anhänger zu erwerben und die gewonnenen zu bewahren. Dem Grafen von Jülich beſtätigte er die Vogtei über Aachen und foderte die

Bürger dieſer Stadt, zu deſſen Beiſtande gegen den Herrn von Falkenburg auf, mit welchem Gerhard, wie es ſcheint, eben um dieſer Vogtei willen, zerfallen war. Unweit größer aber waren die Vergünſtigungen, durch welche er den Grafen von Klewe auf ſeine Seite zog und ſich der Treue desſelben zu verſichern wuſſte. Denn ihm verlieh er die Reichsverweſerſchaft über ganz Weſtfalen zwiſchen dem Rhein und der Weſer, ihm überließ er die Pfandſchaft von Kaiſerswerth, übertrug ihm die Schutzvogtei über das Stift Werden und geſtattete ihm die Anlegung zweier Zölle, zu Grieth und Huiſſen in den Niederlanden. Die meiſten dieſer Begnadigungen ertheilte Ludwig auf Koſten ſeiner Gegner, des Erzbiſchofs von Köln und des Grafen Engelbert von Mark. Denn ſowol die Verweſerſchaft über Weſtfalen als der pfandſchaftliche Beſitz von Kaiſerswerth war bisher mit dem Erzſtifte verbunden geweſen und die Vogtei über Werden befand ſich in den Händen des Grafen von Mark. Auch noch andere märkiſche Güter, ja, einer Urkunde zufolge,*) ſogar die ganze Grafſchaft Mark, verhieß er dem Grafen von Klewe für ſeine Treue. Alle dieſe Verleihungen mit Ausnahme deſſen, was die Grafſchaft Mark betraf, erhielten zu verſchiedenen Malen ihre Beſtätigung (1318 und 1327).

Während nun in ſolcher Weiſe die beiden Gegenkönige theils neue Anhänger zu erwerben, theils die Treue der alten zu ſichern bemüht waren, litten die Rheinlande furchtbar unter der ſtrafenden Hand des Himmels. Schon im Jahre 1313 hatte eine kärgliche Aerndte fühlbaren Mangel hervorgebracht, aber die beiden folgenden Jahre waren ſo gänzlich unfruchtbar, daſſ Hunger und Elend allgemein wurden. Dieſes Unheil erſtrekkte ſich nicht bloß über ganz Deutſchland: auch Italien ſeufzte ſchwer unter demſelben Elende. Schrekklicher aber konnte die Noth kaum anderswo ſich zeigen, als eben in den ſonſt ſo geſeegneten Rheinlanden, wo die gedrängtere Bevölkerung die ſparſamen Vorräthe ſchneller aufzehrte, und wo noch überdieß die Heere der beiden Gegenkönige ſchlagfertig lagerten. Der

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 232. Anmerk. 6.

Mangel des Nothdürftigſten vertrieb zwar das Kriegsvolk, auch kam einige Getreidezufuhr aus Engelland: aber dem furchtbaren Elende ward dadurch nur geringe Linderung verſchafft und das Unglükk ſteigerte ſich zum Entſetzlichen, als in Folge des Hungers und der drükkendſten Entbehrung, eine verheerende Seuche ihren ſchauerlichen Leichenthron aufſchlug. Am gräſſlichſten war der Jammer des Jahres 1315, aus deſſen Jahreszahl ſchon man das Unheil prophetiſch herauslas. *)

Vermochten dieſe Schrekkniſſe auch nicht die erregten Leidenſchaften zu dämpfen und die erhobenen Schwerter ganz zurükkzuhalten, ſo ſcheinen ſie doch wenigſtens in den Rheinlanden die Kampfluſt für einige Jahre gezügelt zu haben. Denn von ernſtlichern Kriegsabenteuern hören wir erſt wieder im Jahre 1317. Es war natürlich, daſſ die Grafen von Klewe und von Mark, durch die königlichen Begnadigungen, die den einen auf Koſten des andern emporheben ſollten, in Zerwürfniſſ und Fehde mit einander geriethen. Graf Engelbert war nicht der Mann, ohne Kampf aus ſeinen Rechten zu weichen und obgleich uns beinahe alle Nachrichten über dieſe Angelegenheit fehlen, ſo zeigt doch der Erfolg, daſſ Dietrich von Klewe die ihm verliehenen Anſprüche gegen Engelbert keineswegs habe geltend machen können. Selbſt die Burg Strünkede, deren Eigenthümer ſich freiwillig dem Grafen von Klewe zu Lehen unterworfen hatten, vermochte Dietrich nicht zu retten, als Engelberts furchtbares Schwert vor den ſtarken Mauern blitzte.

Mittlerweile führten die Grafen von Berg und von Jülich ihre Waffen gegen den Feind ihres Kaiſers, den Erzbiſchof von Köln. Die Grafen Wilhelm von Holland und Johann von Sain waren dabei ihre Mitſtreiter. Es ſcheint vorzüglich darauf angekommen zu ſein, die Stadt Köln, die, wie wir oben bemerkten, nebſt den meiſten übrigen Rheinſtädten, der Partei Ludwigs des Baiers angehörte, gegen die wiederholten Angriffe des Erzbiſchofs zu ſchützen. Die Macht dieſes Kirchenfürſten

---

*) CVCVLLVM.
MCC,LL,,VV,V.

aber war ſeinen Gegnern hinreichend gewachſen, und die Fehde zog ſich, wie gewöhnlich, ohne alle bedeutende Erfolge in die Länge und beſchränkte ſich mehrentheils auf gegenſeitige Gebietsverheerungen (1317—1320).

Engelbert von Mark, der inzwiſchen mit Klewe ſich friedlich verglichen zu haben ſcheint, leiſtete jetzt ſeinem jüngern Bruder, dem Biſchofe Adolf von Lüttich, gewaffneten Beiſtand. Das geiſtliche Gewand hatte in der Bruſt dieſes Fürſten keineswegs den kriegeriſchen Geiſt gemildert, der als Erbtheil ſeiner ritterlichen Ahnen eben ſo mächtig in ihm ſich regte, als in Engelbert. Beide Brüder ſtanden zur Zeit noch auf Friedrichs, des Oeſterreichers, Seite, und bald war es zu Gunſten dieſer Partei, bald eigener Angelegenheiten willen, daſſ ſie die Waffen führten. Aber eben ſo wie Engelbert, behielt auch der Biſchof Adolf ſein ganzes Leben über das Schwert in der Hand. Jetzt eben lag er mit dem Grafen von Namur in Fehde (1320—1321) und hier war es, wo ſowol ſein Bruder Engelbert, als auch der Graf von Berg ſeine Macht verſtärkten.

Doch Engelbert fand bald wieder eine ernſtlichere Beſchäftigung mit ſeinem alten Feinde, dem Biſchof Ludwig von Münſter. Welche Umſtände hier die Fehde aufs Neue entzündet, iſt uns nicht bekannt. In keinem Falle ſtand die Angelegenheit mit dem Kronſtreite der beiden Gegenkönige in Verbindung. Denn wir ſehen eben während dieſer Fehde den Grafen von Mark des Oeſterreichers Partei verlaſſen und zu Ludwig dem Baier übertreten, ohne daſſ dadurch die Händel mit Münſter eine Ausgleichung gefunden hätten. Was den plötzlichen Parteiwechſel des Grafen betrifft, ſo war es unfehlbar die Nachricht von Ludwigs glänzendem Siege bei Mühldorf*) (1322), der ihn dazu vermochte. Viele Fürſten verzweifelten damals an Friedrichs Sache und wandten ſich dem Glükksgeſtirne des Siegers zu. Für Engelbert war dieſer Uebertritt von doppeltem Nutzen, indem er einerſeits ſeine alte Freundſchaft mit den verwandten Grafenhäuſern wieder vollkommen herſtellte und ihm dadurch in

*) Th. 2. S. 357.

ſeinem Kampfe mit Münſter unzweideutige Bundesgenoſſen erwarb, andrerſeits ihn aus allen den Verlegenheiten riſſ, welche die ſtandhafte Treue gegen eine unterliegende Partei mit ſich zu führen pflegt. Von Edelmuth iſt hiebei freilich keine Spur zu finden; aber der Graf hatte klüglich gethan.

Schon hatte die Fehde mit Münſter eine Zeit lang gedauert. Auf Engelberts Seite ſtanden die Grafen von Berg, Geldern, Flandern, Holland und Artois und ebenſo die Biſchöfe von Lüttich und Utrecht, während der Biſchof Ludwig von Münſter nur von ſeinen Verwandten, den Grafen von Heſſen, unterſtützt worden zu ſein ſcheint. Aber Ludwig war eben ſo tapfer als unternehmend und ließ ſich durch die Zahl ſeiner Feinde nicht ſchrekken. Es war im Jahre 1323 als er durch einen kühnen Ueberfall die Stadt Hamm zu gewinnen und ſeinem Gegner dadurch einen empfindlichen Streich zu verſetzen beabſichtigte. Vielleicht war es ihm gelungen, einige Bürger der bedrohten Stadt für ſeine Plane geneigt zu machen: genug, wir ſehen ihn am Freitage nach Pfingſten mit einer auserwählten Schaar von Rittern und Kriegern auf heimlichen Wegen der Stadt nahen. Aber ſeine Abſicht war kund geworden. Graf Engelbert lag vor der Stadt lauernd im Verſtekk und die Bürger hatten ſich gerüſtet. Der Biſchof ſtürmt mit den Seinen heran. Die Zugbrükke iſt niedergelaſſen, das Thor ſteht offen — Alles ſcheint dem Vorhaben einen günſtigen Erfolg zu verheißen. Ungehindert und froh des glükklichen Gelingens dringt der Biſchof mit einer großen Anzahl ſeiner wakkerſten Ritter über die Brükke in das Thor. Da raſſelt plötzlich hinter ihm die Zugbrükke auf und ihm entgegen ſtarrt ein Wald von Hellebarden und Lanzen. Zu gleicher Zeit bricht Engelbert aus ſeinem Hinterhalte hervor und beſchäfftigt die noch jenſeits der Brükke zurükgebliebenen Mannen des Biſchofs ſo ernſtlich, daſſ ſie mehr auf Gegenwehr und eigene Rettung, als auf Befreiung ihres Herrn denken müſſen. Der tapfre Kirchenfürſt überſchaut mit einem Blikke ſeine verzweifelte Lage. Nur Gefangenſchaft oder Tod kann ſein Loos ſein. Er wählt die erſtere und ſeinem Beiſpiele folgen die Ritter, die ihn begleiten.

Hocherfreut über den errungenen Vortheil ließ Graf Engelbert ſeinen edeln Gefangenen in ſichern Gewahrſam bringen und beeilte ſich, ſeinen Sieg, durch einen kräftigen Einfall in das Münſterland, zu vervollſtändigen. Mittlerweile erhoben der Erzbiſchof von Köln und viele andre geiſtliche Fürſten des Rheinlandes, ihre Stimme zu Gunſten des Gefangenen. Weder Bitten noch Drohungen wurden geſpart, um den Biſchof von Münſter ſeiner Haft zu entledigen. Doch Engelbert blieb feſt und unbewegt. Sollte er, weil die Pfaffen ihm drohten, den köſtlichen Siegespreis aus den Händen geben? — Zwar erhoben ſich des Gefangenen Lehenträger und Unterthanen zur muthigen Vertheidigung des Münſterlandes. Aber Engelberts gewaltiges Schwert brachte ihnen Verluſt auf Verluſt. Haldern und Sendenhorſt wurden erobert und gingen in Flammen auf und bei „der Landwehre im Stift Münſter behielt der Graf den Sieg gegen des Biſchofs Volk." *) Die Münſterländer aber waren durch alle dieſe Unfälle noch nicht entmuthigt. Kaum hatte ſich der Graf von ſeinem Verheerungzuge wieder heimwärts gewandt, ſo brachen ſie vergeltend in das märkiſche Gebiet, verheerten das Land und opferten das Dorf Metelar, nahe bei Lünen, den Flammen. Raſch flog ihnen Engelbert entgegen und gewann bei Ruſchenburg am Margaretentage abermals einen vollſtändigen Sieg, ſo daſſ „viele fromme Ritter und Hofleute" **) von ihm gefangen wurden.

Der Jammer ſeines Landes brach endlich des gefangenen Biſchofs ſtolzen Muth. Graf Adolf von Berg unterzog ſich der Friedensvermittelung und ſo kam bald ein Vertrag zu Stande, kraft deſſen Ludolf und ſeine Mitgefangenen gegen die Summe von ſiebentauſend Mark ihre Freiheit wieder erlangten. Auch geſtand der Biſchof dem Grafen von Mark das Recht zu, die Stadt Lünen nach ſeinem Gefallen zu befeſtigen.

Doch der Friede war nur von kurzer Dauer. Denn kaum fühlte ſich Ludwig, der Biſchof von Münſter, wieder frei, ſo

*) Gerl. v. d. Schüren. S. 36.
**) Ebendaſ.

gürtete er flugs ſeine Waffen um, den erlittenen Schimpf blutig zu rächen. Auf ſeine dringenden Vorſtellungen leiſteten ihm der Biſchof von Osnabrükk und die Grafen von Lippe und Waldekk Beiſtand und dießmal war ihm das Glükk günſtig. Haldern und Sendenhorſt wurden bald zurükkgewonnen und in mehren blutigen Treffen unterlagen die märkiſchen Waffen. Jetzt muſſte ſich Engelbert ſeinerſeits zum Frieden bequemen und auf manche der früher errungenen Vortheile verzichten. (1323).

Indeſſen war des ritterlichen Grafen kriegeriſcher Muth durch dieſe Unfälle ſo wenig gebrochen, daſſ er unmittelbar darauf abermals zum Kampfe auszog, um ſeinem Bruder, dem Biſchofe von Lüttich, Beiſtand zu leiſten. Dieſer Herr lag mit den Bürgern von Lüttich, die vielfache Beſchwerden gegen ihn erhoben hatten, in hartem Strauß. Aber unterſtützt von ſeinem tapfern Bruder, ſo wie von den Grafen von Berg, von Geldern, von Loos, überwand er die Bürger in einem blutigen Gefechte und zwang ſie, um Frieden und Schonung zu bitten. (1324).

Mittlerweile hatte der günſtige Erfolg der Mühldorfer Schlacht noch keinesweges den Widerſtand der öſterreichiſchen Partei gebrochen. Des gefangenen Gegenkönigs Bruder, der leidenſchaftliche Herzog Leopold von Oeſterreich, bot Himmel und Erde auf, um die Krone, wenn ſchon nicht mehr ſeinem Hauſe zu erhalten, ſo doch von des gehaſſten Ludwigs Haupt zu reißen. Wir erinnern uns,*) wie bedenklich die Lage des Baiers wurde, als der zürnende Pabſt Johann (XXII.) entſchieden zu ſeinen Feinden übertrat und die Erzbiſchöfe von Köln und von Mainz ſchon im Begriffe ſtanden, die deutſche Reichskrone auf das Haupt des Königs von Frankreich, Karl (IV.), zu ſetzen. Bei dieſen miſſlichen Umſtänden war Johann, der König von Böhmen, Ludwigs treuſte und feſteſte Stütze. Sein tapfres Schwert blitzte bald dort bald hier zur Bekämpfung der Gegenpartei, obwol gerade um dieſe Zeit der erſte Keim zu

*) Dieſ. Werk. Th. I. S. 445 f. f. Th. 2. S. 357 f. f.

einem Zerwürfniſſe mit dem Baier in ſeinem Herzen Wurzel gefaſſt haben mochte. Denn wir wiſſen, wie der Böhme darauf rechnete, für ſeine treuen Dienſte die Mark Brandenburg zu erhalten und wie er ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht ſah.*) Deſſen ungeachtet aber kämpfte er damals tapfer und in ſeiner Treue ſcheinbar noch unerſchüttert, für Ludwigs Sache. Es galt, den Widerſtand der Gegner am Niederrheine und vor allem den hartnäckigen Erzbiſchof von Köln, Heinrich von Virneburg, zu bezwingen. Schon im Herbſte des Jahres 1323 war der König Johann mit ſeinen Schaaren hier auf dem Kampfplatze erſchienen und im nächſten Frühlinge wehte ſein Banner vor der feſten Stadt Bonn. Die Anhänger Baierns am Niederrhein und unter ihnen vor allen unſere Grafen, verſtärkten das böhmiſche Heer. Dennoch ward Bonn vergebens belagert und voll Unmuth wandte ſich der König Johann gegen die Feſte Brühl. Aber auch hier trotzte der Vertheidiger kühner Muth und die ſtarken Mauern der Burg jeglichem Sturme. Auch nahte der Erzbiſchof ſelbſt mit ſeinem Kriegsvolke, um der Feſte Entſatz zu bringen. Gerade in dieſer Zeit geſchah es, daſſ Engelbert, der Graf von Mark, nebſt ſeinem Bruder Adolf, dem Biſchofe von Lüttich, aus der eben geendeten Fehde gegen die Bürger von Lüttich, herbeizogen, um ſich vor Bonn mit den Freunden Ludwigs zu vereinigen. Als aber Engelbert Kunde erhielt, wie der Erzbiſchof ſein beſſtes Kriegsvolk aus Weſtfalen über den Rhein geführt, da wandte er plötzlich auf ſeinem Wege um und richtete ſeine Waffen gegen die Burg Volmeſtein.

Dieſe Feſte, das Eigenthum eines edeln Geſchlechtes, das von ihr den Namen führte, gehörte an Feſtigkeit und Schönheit zu den berühmteſten in Weſtfalen. Der Burgherr, Dietrich von Volmeſtein, war dem Erzſtifte Köln als Lehenträger verpflichtet und ſtand auch in dem jetzigen Kampfe Heinrichs von Virneburg mit ritterlicher Treue auf dieſer Seite, vielleicht auch noch aus besondern Gründen dem Hauſe Oeſterreich hold und

*) Ebend. Th. 2. S. 357.

ergeben. Das feſte Schloſſ, obgleich einer Belagerung nicht gewärtig, war dennoch von dem vorſichtigen Burgherrn gehörig bemannt und wol im Stande, auf längere Zeit dem Angriffe eines Feindes Trotz zu bieten. Indeſſen regte die Kunde von der Gefahr der Feſte, den Erzbiſchof zu ernſtlicher Beſorgniſſ auf. Es galt nicht bloß, das Eigenthum eines getreuen und mächtigen Vaſallen zu ſchützen, es galt auch eine wichtige Burg zu erhalten, die, ihrer Lage nach, den kühnen, kriegeriſchen Grafen von Mark, bei ihrer feindſeligen Geſinnung gegen das Erzſtift, allemal als ein kräftiges Hinderniſſ entgegenſtand. Darum wollte Heinrich von Virneburg lieber die Feſte Brühl ihrem guten Glükke überlaſſen und eilte ſofort, dem Volmeſteiner Entſatz und Hilfe zu bringen. Aber auch die Belagerer von Brühl erkannten die Wichtigkeit deſſen, was der Graf Engelbert unternommen. Sie brachen ſchnell auf und folgten dem Erzbiſchofe über den Rhein. Ein Theil ihrer Schaaren ſchloſſ ſich den Märkern und Lüttichern an, die Volmeſtein berannten, ein anderer ſtand, ſchlagbereit an den Ufern der Ruhr, Volme und Ennep dem kriegeriſchen Kirchenfürſten gegenüber, ſo daſſ dieſer den zweifelhaften Angriff zum Entſatz der Burg nicht wagen durfte. Indeſſen tobte Sturm auf Sturm an den ſtarken Mauern. Aber der Vertheidiger Muth blieb unverzagt. Zwei lange Monden vergingen, während welcher ſie täglich vom Feinde hart gedrängt, und von wachſendem Mangel mehr und mehr gequält wurden. Schon mancher tapfre Arm, der anfangs freudig gefochten, ruhte für immer, mancher andere konnte ſich nicht mehr regen, von Wunden und Krankheit gebunden. Dennoch wollte man von Uebergabe nichts hören. Da gelang es endlich den Stürmenden am Jakobitage die heißbeſtrittenen Mauern zu erſteigen. Engelberts Schwert flammte voran, Tod und Vernichtung gräßlich um ſich her verbreitend. Bald loderte die Flamme zum Dach hinaus, die hohen Thürme beugten ihr ſtolzes Haupt, die Mauern ſtürzten in Schutt und Trümmer. Volmeſtein war geweſen. Aber die Stelle, wo die Burg geſtanden und das Landgebiet, das ſie beherrſcht, überließ der Böhmenkönig, wahrſcheinlich mit ausdrükklicher

Zuſtimmung des Reichsoberhauptes, dem tapfern Grafen von Mark.*) (1324).

Ueber den weitern Verlauf des Kampfes in dieſen Gegenden fehlen uns die Nachrichten. Wir wiſſen aber, daſſ Ludwig der Baier in der Faſtenzeit des nächſten Jahres nach der Feſte Trausnitz ritt und ſeinem erlauchten Gefangenen, Friedrich von Oeſterreich, die Theilnahme an der Reichsherrſchaft antrug (1325) und daſſ ein Jahr darauf das ſtürmiſche Herz Leopold's von Oeſterreich durch einen frühzeitigen Tod gebrochen ward und mit ihm aller Widerſtand gegen den Baier in Deutſchland aufhörte. Ludwig konnte nun auf einen Römerzug denken, um ſeinen unverſöhnlichen Feind, den Pabſt Johann (XXII.) an ſeiner empfindlichſten Stelle anzugreifen. (1327). Der Erfolg dieſes Zuges iſt uns gleichfalls aus dem früher Mitgetheilten bekannt. Nur deſſen wäre hier noch zu gedenken, daſſ alle unſere Grafen jenem Römerzuge ſich anſchloſſen und daſſ ſie, nachdem Ludwig der Baier zu Rom die Kaiſerkrone empfangen (1328), von des Kaiſers eigener Hand den ehrenden Ritterſchlag erhielten.

Graf Engelbert machte dieſen Zug in Begleitung ſeines alten Lehrers, des gelehrten Levold Northof, dem wir werthvolle geſchichtliche Nachrichten über ſeine Zeit verdanken.**) Nordhof war auch der Lehrer der Söhne des Grafen geweſen und ſeiner Beredtſamkeit und Geſchäftskenntniſſ bediente ſich Engelbert vorzüglich, als er zu Rom für ſeine jüngern Söhne Engelbert und Eberhard reiche geiſtliche Verſorgungen nachſuchte und erhielt.

---

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 274.

**) Es iſt kaum glaublich, daſſ dieſe Reiſe, deren Levold Northof ſelbſt gedenkt, ſchon im Jahre 1326, wie Teſchenmacher meint, unternommen ſein kann. Denn der Graf ſuchte dabei geiſtliche Verſorgungen für jüngere Söhne nach. Von wem hätte er dieſe erlangen ſollen, da der Pabſt, der doch allein darüber zu entſcheiden hatte, ſich nicht zu Rom aufhielt? Aber nehmen wir das Jahr 1327 und 1328 an, ſo konnte der von K. Ludwig beförderte Pabſt Nikolaus V. dem Grafen ſein Geſuch leicht gewähren.

Nicht lange danach ſank der kriegeriſche Graf in das Grab. Er ſtarb im Sommermonde 1328 und fand im Stifte Fröndenberg ſeine Ruheſtatt. Sein ältester Sohn Adolf (IV.) folgte ihm in der Herrſchaft. In demſelben Jahre (1328) verließ auch der Graf Gerhard (V.) von Jülich die Bühne des Lebens und ſein Sohn Wilhelm (VII.) ward Herr der Grafſchaft.

Es ſind mehrentheils fremde Händel, in welche wir von dieſem Zeitpunkte an bis zum Tode des Kaiſers Ludwig, unſere Grafen verflochten finden. Dietrich von Klewe ergriff die Waffen für den Grafen Wilhelm (V.) von Holland, der mit den Bürgern von Utrecht zerfallen war und half ihm die trotzende Stadt demüthigen. Bald darauf brach eine Fehde zwiſchen dem Grafen Ludwig von Flandern und dem Biſchofe Adolf von Lüttich, über den Beſitz der Stadt Mecheln aus. (1333). Der Graf von Flandern hatte nämlich Mecheln dem Bisthume Lüttich verkauft und, als der Herzog Johann von Brabant dagegen Einſpruch that, weil er nähere Rechte auf die Stadt zu haben vermeinte, ſo überließ Graf Ludwig dem Herzoge den Beſitz von Mecheln für eine bedeutende Kaufſumme. Natürlich konnte der Biſchof Adolf in ſolchen Handel nicht willigen und es kam zum Kampfe, in welchem der Graf von Jülich auf der Seite Flanderns und Brabants, die Grafen von Mark und Klewe für den Biſchof von Lüttich fochten. Die ganze Angelegenheit iſt dem, was unſere Lande angeht, zu fremde, als daſſ wir ihr mehr, als dieſe bloße Erwähnung widmen könnten.

Selbſtſtändiger iſt die Fehde, welche der Graf Adolf von Mark mit dem alten Feinde ſeines Vaters, dem Biſchofe Ludwig von Münſter, auszufechten hatte. Dieſer Kirchenfürſt ſchien, gleich nach dem Hintreten Engelberts, an deſſen Sohne verſuchen zu wollen, was ihm mit dem Vater nicht gelungen war. Es iſt nicht bekannt, welche beſonderen Urſachen die neue Fehde entzündeten; nur ſo viel iſt gewiſſ, daſſ ſie ſofort entbrannte, als Adolf die Herrſchaft in Mark übernommen hatte. Wichtige Ereigniſſe mag ſie wol eben ſo wenig herbeigeführt haben, als ſie überhaupt auf die Verhältniſſe unſrer Lande irgend welchen Einfluſſ übte. Denn die alten Berichte wiſſen nichts wei-

ter davon zu erzählen, als daſſ ſie nach fünfzehnjähriger Dauer, durch die Vermittelung der Grafen von Berg und Jülich, beigelegt worden (1343).

Von ungleich größerer Wichtigkeit, wenn auch nicht eben für unſere Grafſchaften, ſo doch für die Geſchichte jener Zeit im Allgemeinen, iſt der blutige Kampf, welcher die Völker Engellands und Frankreichs um dieſe Zeit gegen einander führte und der, mit wenigen Unterbrechungen, über ein Jahrhundert dauerte. Der Antheil, den ſowol der Kaiſer Ludwig als auch andere deutſche Fürſten, und namentlich die Grafen unſerer Lande, gleich Anfangs an demſelben nahmen, macht hier eine kurze Erwähnung ſeines Urſprunges nothwendig, wenngleich eine Erzählung ſeines Fortganges und Erfolges nicht hieher gehört und wir nun gelegentlich auf beides werden hindeuten können.

Mit Karl (IV.) war im Jahre 1328 die männliche Nachkommenſchaft Philipps des Schönen auf dem franzöſiſchen Throne erloſchen. Eduard der dritte, König von Engelland, durch ſeine Mutter Iſabella ein Enkel Philipps des Schönen, erhob jetzt Anſprüche auf die Krone Frankreichs. Aber das franzöſiſche Volk, der Herrſchaft eines Fremden, zumal eines Engelländers, im höchſten Grade abgeneigt, berief ſich auf das ſaliſche Geſetz, wonach die weibliche Erbfolge ausgeſchloſſen wird, und ſchmükkte den Grafen von Valois, Philipp (VI.), einen Neffen Philipps des Schönen, mit der Krone. (1328). Anfangs fügte ſich Eduard (III.) geduldig dieſem Schritte und leiſtete dem neuen franzöſiſchen Könige ſogar förmlich die Huldigung für das Herzogthum Guienne, das damals als franzöſiſches Lehen mit der Krone von Engelland verbunden war. Doch dieſe Nachgiebigkeit war nur ſcheinbar. Der junge feurige Fürſt wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, um ſeine Erbanſprüche auf den Thron Frankreichs, mit größerer Hoffnung auf glükklichen Erfolg geltend zu machen.

Eine ſolche Gelegenheit ward durch Unruhen in Flandern herbeigeführt. Dieſes Land, obgleich dem Namen nach zum deutſchen Reichsverbande gehörig, war doch der That nach längſt franzöſiſches Lehen geworden. Indeſſen waren, wie wir

uns erinnern, an der muthigen Freiheitliebe des Volkes alle Anſtrengungen Philipps des Schönen geſcheitert, die darauf hinzielten, des Landes Selbſtſtändigkeit zu zertrümmern und es förmlich zu einer franzöſiſchen Beſitzung herabzudrükken. Ein begüterter, nach Unabhängigkeit ringender Bürgerſtand widerſtrebte hier nicht bloß jeder Beknechtung von außen her, ſondern richtete ſeine Kraft auch nach innen, gegen die Macht des Adels und des Fürſten. Zu eben der Zeit als Philipp (VI.) den franzöſiſchen Thron beſtieg (1328), ſtand das Land in vollen Flammen. Allenthalben griffen die Bürger mit gewaffneter Hand den Adel an, verjagten ihn von ſeinen Beſitzungen und verfolgten ihn grauſam. Graf Ludwig von Flandern, ohne Macht und Anſehn, wandte ſich um Hilfe bittend an ſeinen Lehenherrn, den König von Frankreich. Philipp brach ſogleich mit einem zahlreichen Heere gegen die Empörer auf und es gelang ihm, in einer höchſt erbitterten Schlacht vollſtändig über ſie zu ſiegen. Die angeſehenſten Häupter der Aufrührer fielen unter Henkershand und das Land muſſte ſich ſeinem Grafen unterwerfen.

Aber die Flanderer erwachten nach einiger Zeit von der Beſtürzung, in welche ſie des Königs Schwert verſetzt hatte. Der alte Trotz regte ſich von Neuem und Eduard von Engelland unterließ nicht den glimmenden Funken der Unzufriedenheit nach Kräften anzuſchüren. Es kam dazu, daſſ Eduard einen gefährlichen Feind des Königs von Frankreich, den Grafen Robert von Artois,*) in ſeinen Schutz genommen hatte, der wahrſcheinlich keine Mühe ſparte, ſeinen Beſchützer zum ernſten Kampfe um Frankreichs Krone zu bewegen. Wie nun Philipp hierin einen Grund zur Beſchwerde gegen Engelland fand; ſo beſchwerte ſich Eduard nicht minder, daſſ David Bruce, der

*) Robert von Artois ſtand, eben der Grafſchaft Artois wegen, in Streit mit dem Könige Philipp. Beide hatten auf den Beſitz derſelben Erbanſprüche. Als aber Robert, um ſeinen Anſprüchen das Uebergewicht zu verſchaffen, falſche Urkunden anfertigen ließ, wurde er durch richterlichen Spruch des Landes verwieſen.

vertriebene König von Schottland, in Frankreich Zuflucht und Beiſtand gefunden habe. So fand die feindliche Spannung der beiden eiferſüchtigen Nachbarländer immer neue Nahrung. Ein abermaliger Aufſtand in Flandern führte endlich zum vollkommenen Bruche. Der bedeutendſte Erwerbzweig dieſes Landes waren die Wollwebereien, die aber hauptſächlich aus Engelland den rohen Stoff zu ihren Arbeiten bezogen. Eduard, der im Geheimen ſich ſchon einen zahlreichen Anhang in Flandern zu verſchaffen gewuſſt, machte jetzt Miene, die Ausfuhr der Wolle hieher zu verbieten. Da ſchloſſen die Genter, ohne ihren Grafen zu befragen, aus eigener Macht mit Engelland einen Handelsvertrag, und als Graf Ludwig ſich dem widerſetzen wollte, ward er aus dem Lande vertrieben, und ſah ſich abermals genöthigt, bei ſeinem Lehenherrn Zuflucht und Schutz zu ſuchen. (1338).

Jetzt rüſtete Eduard, des Beiſtandes der Flanderer gewiſſ, zum entſcheidenden Kampfe gegen Frankreich. Der Kaiſer Ludwig aber ſah mit Wohlgefallen dieſen Sturm über ſeinen Erbfeind hereinbrechen. Denn wer hatte gerechtere Beſchwerde gegen Frankreich, als er? hatten nicht von jeher ſeine Feinde hier Unterſtützung und Aufmunterung gefunden? war nicht ſelbſt ſein arger Zwiſt mit den Päbſten durch franzöſiſche Ränke hervorgerufen und immer aufs Neue angeſchürt worden? — Zudem war er mit dem Könige Eduard verſchwägert. Die Gemalinnen beider Fürſten waren Schweſtern und Töchter des Grafen Wilhelm von Holland und Hennegau. Wie dieſe Verwandtſchaft mit dem angeſehenſten und mächtigſten niederländiſchen Grafenhauſe den Plänen Eduards ſich ausnehmend förderſam erwies; ſo war ſie für den Kaiſer vielleicht ein Grund mehr, ſich öffentlich für Engelland zu erklären und mit ſeinem Schwager ein förmliches Bündniſſ gegen Philipp (VI.) zu ſchließen. Um nun ſeinerſeits den Unternehmungen Eduards größern Nachdrukk und bereitwilligere Unterſtützung bei den niederländiſchen Fürſten zu verſchaffen, ernannte der Kaiſer den König von Engelland zum Reichsſtatthalter in Niederlotharingen. (1338).

Die Chroniſten unſrer Lande wiſſen zu erzählen, daſſ dieſe

Ernennung hauptſächlich auf Antrieb des Grafen Wilhelm von Jülich geſchehen ſei. Unglaublich lautet das nicht, wenn man erwägt, daſſ Wilhelm mit beiden Fürſten in demſelben verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſtand, als ſie unter ſich. Denn auch ſeine Gemalin, Johanna, war eine Tochter des Grafen Wilhelm von Holland und Hennegau. Es iſt zu beklagen, daſſ die Nachrichten jener Zeit in Betreff unſerer Lande ſo äußerſt dürftig und mager ſind. Denn ganz offenbar hat Wilhelm von Jülich keine unwichtige Rolle in der Geſchichte jener Tage geſpielt und doch ſind uns von ſeinem Wirken nur ganz unbefriedigende und kümmerliche Andeutungen überliefert. Daſſ es ihm nach dem Tode Heinrichs von Virneburg (1331) gelang, ſeinen achtundzwanzigjährigen Bruder Walram, zur Zeit Probſt in Lüttich, auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln zu erheben, troß dem Widerſpruche des Kapitels, welches ſich für Adolf von Mark, den Biſchof von Lüttich, erklärt hatte, iſt ein Beweis des großen Einfluſſes, den der Graf ſich zu verſchaffen gewuſſt. Als einer der treuſten Anhänger des Kaiſers ſcheint er dennoch auch des Pabſtes Gunſt in hohem Grade genoſſen zu haben. Denn es wird ausdrükklich gemeldet, Johann XXII. habe auf des Grafen Fürſprache die Erhebung Walrams zum Erzbiſchofe bewirkt, was um ſo mehr zu verwundern iſt, da Wilhelm zu jener Zeit nur eben erſt mit dem Kaiſer von dem Römerzuge zurükkgekehrt war (1330), auf welchem Ludwig, wie wir wiſſen, die Abſetzung Johanns und eine neue Pabſtwahl durchgeſetzt hatte. —

Dem Kaiſer aber ſtand Graf Wilhelm nicht bloß als Schwager nahe, ſondern Ludwig ſcheint auch in ſeine Umſicht und Gewandtheit großes Vertrauen geſetzt zu haben. Denn als der Kaiſer nach dem Tode des unverſöhnlichen Pabſtes Johann (1334), ſehr ernſtlich danach trachtete, mit der Kirche Frieden zu ſchließen, ſo war es Graf Wilhelm von Jülich, den er in dieſer Angelegenheit als Botſchafter zu dem neuen Pabſte Innozenz (XII.) nach Avignon ſandte (1337). Zwar verhinderten, wie wir uns erinnern, die Ränke des franzöſiſchen Hofes und die Treuloſigkeit Johanns von Böhmen die beabſich-

tigte Ausſöhnung, trotz der friedlichen Geſinnung des mildgeſtimmten Pabſtes; indeſſen erkannte Ludwig die redlichen Bemühungen des Grafen von Jülich im vollen Maße an und belohnte ſeine Treue dadurch, daſſ er ihn auf der Reichsverſammlung zu Frankfurt feierlich zum Markgrafen erhob. (1338).*) Dieſe

*) Wie auffallend Herr Dr. Knapp bisweilen mit ſich ſelbſt im Widerſpruche iſt, geht aus ſeiner Darſtellung dieſer Angelegenheit auf eine überraſchende Weiſe hervor. Kaum hat er (T. 2. S. 405.) behauptet, Wilhelm ſei 1329 zum Markgrafen ernannt worden, und in der Anmerkung diejenigen eines Irrthums (aber freilich ohne Beweiſe) beſchuldigt, welche die Begebenheit zehn Jahre ſpäter verlegen; ſo berichtet er ſchon wenige Seiten ſpäter (S. 410), „die Ernennung Wilhelms zum Markgrafen ſei mit ſeiner Rükkkunft von Avignon zuſammengetroffen.“ Nun aber ſtarb Johann XXII. erſt 1334 und da des Kaiſers Sendung, wie auch Hr. Dr. Knapp richtig erzählt, an deſſen Nachfolger gerichtet war, ſo konnte dieſe Sendung doch wenigſtens vor dem Jahre 1334 unmöglich Statt finden. Wie aber iſt es da begreiflich, daſſ Wilhelm ſchon 1329 Markgraf geworden ſei? — Er hätte ja dieſe Würde dann ſchon längſt bekleidet, als er nach Avignon zu Benedikt XII. reiſte. — Außerdem aber liegen die klarſten Beweiſe vor Augen, daſſ alle diejenigen im offenbarſten Irrthume ſind, welche das Jahr 1329 in Bezug auf unſre Angelegenheit für das richtige halten. Denn 1) ſoll die Erhebung Wilhelms auf einem Reichstage zu Frankfurt geſchehen ſein. Nun hielt ſich aber der Kaiſer von 1326 bis 1330 in Italien auf, konnte alſo 1329 keinen Reichstag zu Frankfurt halten; auch Graf Wilhelm ſelbſt befand ſich, wie ausdrükklich gemeldet wird, bis zum Jahre 1330 an des Kaiſers Seite in Italien. 2) Die Ernennung ſoll in Folge der Sendung nach Avignon Statt gefunden haben und auch aus dieſem Grunde iſt das Jahr 1329 als falſch zu betrachten. 3) Ganz außer Zweifel wird die Sache durch eine Urkunde Wilhelms vom 1. März 1330 geſtellt, worin er ſich ſelbſt nur Graf und keinesweges Markgraf nennt, was er unfehlbar gethan haben würde, wenn ihm dieſer Titel damals ſchon gebührt hätte. Die Urkunde ſteht in Dithmars Ausgabe von Teſchenmachers Annalen, im angehängten Codex diplomat. Nro. CXLIII. und enthält die Anerkennung der Lehenhoheit des Pfalzgrafen bei Rhein über einige jülichſche Gebietstheile u. ſ. w. Daher möchte Teſchenmachers Angabe, (S. 397), daſſ die Erhebung Wilhelms, zugleich mit der Erhebung des Grafen Reinhold von Geldern zum Herzoge, auf dem bekannten Reichstage zu Frankfurt 1338 Statt gefunden habe, ohne alles Bedenken die richtige ſein.

Erhebung war aber nur der erſte Schritt zu noch höherem fürſtlichen Glanze, womit Wilhelm in ſpätern Jahren ſich und ſein edles Haus geſchmükkt ſehen ſollte.

Als nun im nächſten Jahre (1339) der König Eduard das Kriegsſchwert wirklich nach Frankreich trug, da war es Markgraf Wilhelm, der ihm ſofort Zuzug leiſtete und unter dem Banner von Engelland mitfocht. Doch da Philipp VI. eine entſcheidende Schlacht klüglich zu vermeiden wuſſte, ſo blieb der Erfolg dieſes Feldzuges fruchtlos. Mit der ruhmvollen Seeſchlacht bei Sluys eröffnete Eduard die Thaten des folgenden Jahres (1340). Aber ungeachtet ihm jetzt mehre deutſche und niederländiſche Fürſten und namentlich alle unſre Grafen, Beiſtand leiſteten, ſo ward doch kein bedeutender Erfolg errunger, da Philipp auch jetzt wieder jedem entſcheidenden Kampfe auswich und die Städte Tournay und Kambray den engliſchen Waffen ſo hartnäkkigen Widerſtand leiſteten, daſſ Eduard die Belagerung aufgeben muſſte. Noch in demſelben Jahre beendete ein Waffenſtillſtand für einige Zeit die Feindſeligkeiten. Wilhelm von Jülich ſoll viel zur Vermittelung dieſes Vertrages mitgewirkt haben. Wenn aber erzählt wird, daſſ ihm der König von Engelland drei Jahre darauf (1343), als Belohnung für ſeine Verdienſte die Grafſchaft Kanterbury geſchenkt haben ſoll, ſo iſt dieſe Sage an und für ſich ſo unglaublich, daſſ ſie keiner Widerlegung bedarf.

Mittlerweile tummelten ſich auch die Grafen von Klewe und von Mark in verſchiedenen Fehden umher, die wir ihrer Unwichtigkeit wegen unerwähnt laſſen. Nur der einen ſei hier gedacht, die der kriegsluſtige Graf von Mark gegen den Erzbiſchof Walram von Köln begann. Aus bloßer Freude am Waffenhandwerk, wie es ſcheint, miſchte ſich Graf Adolf in einen Streit, welchen ſein Nachbar, der Graf von Arnsberg, — man kennt die Urſache nicht — mit dem Kirchenfürſten auszufechten hatte. Levold Northof, der treue Vertheidiger ſeiner märkiſchen Herren, ſelbſt geſteht, der Graf habe dieſe Fehde unüberlegt und gegen den Willen ſeiner Freunde unternommen (1343). Inzwiſchen begünſtigte anfänglich das Glükk ſeine Waffen. Er

eroberte das Städtchen Menden und zerſtörte es. Selbſt das Heiligthum der Kirche ward von dem rauhen Sinne des Siegers nicht geſchont. Er beraubte ſie der Glokken, des Taufſteins und der Monſtranz mit dem Leibe des Herrn und vertheilte dieſe Beute in die Kirchen ſeines Landes. Die Monſtranz ſchenkte er der Kloſterkirche zu Fröndenberg, die der heiligen Jungfrau gewidmet war. „Denn“ ſagte er „es ſei billig, daſſ der Sohn zur Mutter komme.“

Aber der Erzbiſchof übte im nächſten Jahre Vergeltung. Von Rekklinghauſen aus brach ſeine Mannſchaft plündernd und verheerend in das märkiſche Gebiet ein*). Indeſſen verſuchten die benachbarten Fürſten, und namentlich Wilhelm von Jülich, Adolf von Berg, Dietrich von Klewe und Johann von Brabant einen Frieden zu vermitteln. Wahrſcheinlich aber blieben dieſe Bemühungen ohne allen Erfolg, oder wenn wirklich ein Vertrag zu Stande kam, ſo kann er doch nur von äußerſt kurzer Dauer geweſen ſein. Denn ſchon im folgenden Jahre erneuerte ſich der Kampf und zwar in einer viel ernſteren und bedeutſamern Geſtalt, als bisher (1345).

Es war nämlich um dieſe Zeit, daſſ der Zwieſpalt des Kaiſers mit dem heiligen Stuhle den höchſten Grad der Erbitterung erreicht hatte. Klemens (VI.), des mildgeſinnten Benedikts Nachfolger, ergrimmt über des Kaiſers Anmaßung in Betreff der Eheſcheidung und nochmaligen Vermälung der Erbin von Tyrol, und mit beſorgten Blikken nach Neapel ſchauend, wohin Ludwig der Baier als Bundesgenoſſe des Königs von

*) Teſchenmacher S. 274 ſagt „Colonienses ditionem Reklinghusiam, comitibus Marcanis vi ereptam, sibi vendicarunt.“ Wenn hier nicht aus Irrthum und Verſehen vor comitibus ein a ausgelaſſen worden, ſo iſt die Stelle ſehr dunkel. Denn das Feſt Rekklinghauſen hatte, wie wir aus dem frühern wiſſen, beſtändig zum Erzſtifte gehört und konnte dieſem daher nur a comitibus vi erepta ſein. Herr Dr. Knapp ſcheint indeſſen anzunehmen, daſſ die Grafſchaft Rekklinghauſen damals wirklich zu Mark gehört habe, denn er ſagt (T. 2. S. 389) „die Kölniſchen ſuchten in dem Gerichte (?) Rekkl. feſten Fuß zu faſſen.“

Ungarn, ſeine Waffen zu tragen beabſichtigte, wollte von keiner Verſöhnung wiſſen und bot ſeinen ganzen Einfluſſ auf, den Kaiſer zu ſtürzen. An dem Könige Johann von Böhmen, ſowie an dem Erzbiſchofe von Trier fand er bereitwillige Werkzeuge ſeiner Plane und den Erzbiſchof Walram von Köln wie den Kurfürſten von Sachſen wuſſte er durch Beſtechung für ſich zu gewinnen. Karl, des Böhmenkönigs Sohn, ſollte auf den Thron des Reiches erhoben und dem verhaſſten Ludwig die kaiſerliche Macht entriſſen werden. Die Kurſtimme von Mainz ward für dieſen Zwekk mit Gewalt herbeigeſchafft, indem der Pabſt den bisherigen Erzbiſchof, welcher in ſeiner Treue gegen den Kaiſer nicht wanken wollte, abſetzte und den erzbiſchöflichen Stuhl von Mainz mit einem ſeiner Günſtlinge beſetzte.

Ludwig der Baier ſah dieſe drohende Wetterwolke über ſeinem Haupte ſich zuſammenziehn. Indeſſen noch durfte er auf die Ergebenheit und Treue des deutſchen Volkes und der meiſten Fürſten zählen. Unter ſolchen Umſtänden konnte ihm die Fehde Adolfs von Mark gegen den Erzbiſchof von Köln nicht unlieb ſein, und er ſelbſt ermunterte den Grafen, die Waffen nicht aus der Hand zu legen, ſondern für ſeinen Kaiſer die Fehde muthig fortzuſetzen. Auch noch an andre Fürſten und Herren der Rheingegend erging dieſelbe Aufforderung *); doch iſt es nur von Adolf gewiſſ, daſſ er ihr ſogleich Folge geleiſtet. Er führte ſeine Mannen plötzlich über den Rhein und brach verwüſtend in das Erzſtift ein. Raſch ſammelten ſich die Lehenleute des Kirchenfürſten und zogen dem unwillkommenen Gaſte entgegen. Aber Adolfs weitgefürchtetes Schwert errang einen ſo vollkommenen Sieg über ſie, daſſ er ihrer viele erſchlug und gegen Dreihundert gefangen nahm. (1345).

Doch durch dieſe Niederlage mehr erbittert als gedemüthiget, ſchloſſ ſich der Erzbiſchof Walram nur deſto feſter an des Kaiſers Feinde, und als im Sommer des nächſten Jahres (1346) der blinde König Johann von Böhmen nebſt ſeinem Sohne

*) So berichtet Lev. Northof, ſo Schaten, ſo das Chronic. Belgic. und andere.

Karl dem Könige von Frankreich eine Hilfſchaar deutſcher Söldner gegen Eduard von Engelland*) zuführte, da kamen die fünf feindlichen Kurfürſten zu Renſe zuſammen und wählten Karl von Böhmen zum römiſchen Könige (10ten Sommermonds). Vier Wochen darauf verließ der neuerwählte Herrſcher, den das Volk ſpottender Weiſe „Pfaffenkönig" nannte, Deutſchlands Gränzen, um in der blutigen Schlacht bei Crecy (26ſten Aerndtemonds) die Niederlage der Franzoſen zu theilen und ſeinen Vater ſterben zu ſehn, während die Grafen von Klewe und Jülich für Engellands Recht ihre Schwerter führten.

Trauernd und gebeugt kehrte König Karl im Spätherbſte aus Frankreich heim. Außer ſeinen wenigen Anhängern, wollte niemand in Deutſchland ihn als Oberhaupt des Reiches anerkennen, und die Städte verſchloſſen ihm ihre Thore. Dennoch verſchmähte er es nicht, als ihm ſeine Freunde die Krönung anboten und am 25ſten Reifmonds empfing er zu Bonn, aus den Händen des Erzbiſchofs Walram die Reichskrone. Darauf eilte er nach Prag.

Aber die Treue der deutſchen Fürſten gegen Ludwig war zur Zeit noch ſo groß, daſſ ſelbſt Wilhelm von Jülich ſeinem eigenen Bruder, dem Erzbiſchofe von Köln, Fehde ankündigte, weil er den Feind ſeines Kaiſers gekrönt. Desgleichen thaten die meiſten andern Fürſten und Herren am Niederrhein und vor allen Graf Adolf von Mark (1346). Nicht lange vermochte Walram, der eben als Krieger nicht ausgezeichnet geweſen zu ſein ſcheint, der vereinten Menge ſeiner Feinde zu widerſtehen. Ueberall geſchlagen, von Burg zu Burg gedrängt, muſſte er endlich ſein Erzſtift verlaſſen und ſich als Flüchtling nach Paris wenden, wo er nach wenigen Jahren ſein Leben endete (1349).

Wie das Geſchikk Karls von Böhmen durch den plötzlichen Tod des Kaiſers Ludwig (1347) eine unerwartet günſtige Wendung nahm, iſt uns aus der Geſchichte Brandenburgs bekannt.

---

*) Hr. Dr. Knapp erzählt uns (T. 2. S. 340), daſſ der nachmalige Kaiſer Karl IV. den Britten zu Hilfe gezogen ſei. Wo mag er doch dieſe, in der That ganz neue Nachricht herhaben?

Hier aber bleibt uns noch zu berichten, wie in dem Todesjahre des Kaiſers auch die beiden Grafen von Klewe und von Mark in das Grab ſanken.

Dietrich (X.) von Klewe hat ſich bei ſeinen Zeitgenoſſen den Namen des Frommen erworben. Bei ſeinem kriegeriſchen Leben dürfte dieſe Auszeichnung wol befremden, wenn uns nicht in der That zugleich viele Züge ſeines frommen Sinnes aufbehalten worden wären. Vor allem erwarb es ihm einen großen Ruf, daſſ er den Leichnam der heiligen Margaretha mit theuern Opfern dem Kloſter zu Alten-Kampen abkaufte und ihn in die Stadtkirche zu Klewe verſetzte (1321). Sodann gründete er auf ſeine Koſten ein Chorherrnſtift zu Monreberg bei Kalkar (1335), welches er aber ſpäter (1341) in die Stadt Klewe verlegte. Außerdem bewies er ſich in jeder Hinſicht mildthätig und ehrerbietig gegen Geiſtliche und fromme Stiftungen. Beſonders freigebig ſtattete er ſeinen Bruder Johann, damals Probſt zu Köln, aus. Da aber Johann ſein Nachfolger in der Grafſchaft ward, weil Dietrich ſelbſt ohne männliche Nachkommenſchaft geblieben war, ſo wurde dadurch dem Lande nichts entzogen. Dietrich endete am 5ten Sommermonds und fand in der Kirche des Chorherrnſtifts zu Klewe ſeine Beſtattung (1347). Seine einzige Tochter, Margaretha, war an den Grafen Adolf (IV.) von Mark vermält und es iſt bemerkenswerth, daſſ der Eidam den Schwiegervater nur um wenige Monden überlebte.

Auch Adolf, wie rauh und kriegeriſch uns immer ſein Bild entgegentritt, ermangelte keineswegs der Frömmigkeit. Er ſoll ſogar in ſeinen frühern Jahren eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe unternommen haben. Dennoch war es bei weitem mehr ſein Schwert, als ſeine Demuth, was ihm Anerkennung und Achtung unter ſeinen Zeitgenoſſen erwarb. Ihm ward die Vormundſchaft über die Söhne des Herzogs Reinhold von Geldern anvertraut, als dieſer Fürſt zu Arnheim plötzlich geſtorben war (1343). Wie Adolf ſich dieſes ehrenden Auftrages entlediget, iſt uns nicht berichtet. An Gelegenheit zu kräftigem Einſchreiten konnte es ihm nicht gefehlt haben, da Geldern eben in gewaltiger Gährung und heftigen innern Kämpfen lag. Gewiſſ

ſuchte Adolf ſeine Pflicht mit Eifer zu erfüllen, wenigſtens läſſt die Nachricht, daſſ er ſich eben in Geldern befand, als der Tod ihn ereilte, darauf ſchließen. Er ſtarb, wie man erzählt, an den Folgen der Wunden, die er im Kampfe mit dem Erzbiſchofe Walram empfangen. Am Vorabend des Severinsfeſtes (21ſten Weinmonds) ſchlug ſeine Todesſtunde. Seine Gebeine wurden in die Heimat gebracht und im Kloſter Fröndenberg neben ſeinen Ahnen beſtattet. Vier Söhne und eine Tochter überlebten den Vater. Von jenen folgte der älteste, Engelbert, dem Vater in der Herrſchaft. Adolf, der zweite, und Dietrich, der vierte Sohn des Verſtorbenen, hatten ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, den Adolf aber, nachdem er bis zum erzbiſchöflichen Stuhle von Köln emporgeſtiegen, ſpäterhin, wie wir ſehen werden, wieder verließ, um die Verwaltung der Grafſchaft Klewe zu übernehmen. Von dem dritten Sohne, Johann, der mit der Herrſchaft Dinslakken abgefunden worden war, vernehmen wir nichts weiter. Margaretha, die einzige Tochter, wurde in der Folge mit dem Grafen Johann von Naſſau-Dillenburg vermält.

Adolf (IV.), der Graf von Berg, trat ein Jahr ſpäter (1348) von der Bühne des Lebens ab. Es iſt ein beſonderer Ruhm des bergiſchen Grafenhauſes, daſſ alle ſeine Mitglieder niemals ihre Pflicht als Landesvater über der Luſt an kriegeriſchen Abenteuern vergaßen, ſondern mit treuer Fürſorge der Wohlfahrt ihres Landes wahrnehmen. Auch von Adolf (IV.) liegen uns Beweiſe ſolcher landesväterlichen Sorgfalt vor. Beſonders ließ er ſich das Gedeihen der Städte und eben ſo die Pflege des Rechts angelegen ſein, wie aus einer Urkunde hervorgeht, womit er die Stadt Mülheim begnadigte (1322). Es wird darin eines oberſten Gerichtes gedacht, das zu Berenkubbe ſeine Sitzungen hielt, und dem Rathe von Mülheim das Recht ertheilt, alljährlich aus ſeiner Mitte einen Schöffen zu jenem Gerichte zu ſtellen. Auch ſollten die Stadtſchöffen, wenn ſie ſelbſt kein Urtheil finden könnten, die Entſcheidung von dem oberſten Gerichte einholen.

Der Graf ſah aus ſeiner Ehe mit Agnes von Klewe zwei

Söhne und eine Tochter emporblühen. Die Tochter, Margaretha geheißen, war an den Grafen Otto (IV.) von Ravensberg vermählt. Aber die Söhne belohnten ſeine väterliche Liebe mit dem ſchwärzeſten Undanke und überhäuften ſein greiſendes Haupt mit dem bitterſten Grame. Wahrſcheinlich lebte ihrer Herrſchbegierde der Vater zu lange. Sie ſetzten ihn gefangen und maßten ſich der Herrſchaft an. Nähere Umſtände ſind uns über dieſe Angelegenheit nicht aufbehalten, auch wiſſen wir nicht, auf welche Weiſe Graf Adolf aus der Haft ſeiner ungerathenen Kinder befreit wurde. Gottes gerechte Strafe aber ſei nicht ausgeblieben. Ohne Erben und noch vor dem Vater, habe der Tod die gottloſen Söhne ins Grab geſtürzt. Alſo die alten Berichte. *)

So ſtieg denn Graf Adolf (IV.) als der letzte männliche Sprößling ſeines edeln Hauſes, in die Gruft der Ahnen. Der bergiſch=limburgiſche Grafenſtamm war mit ihm erloſchen, und die Herrſchaft ging über auf den Gemal ſeiner Enkelin, Margaretha von Ravensberg, den Grafen Gerhard von Jülich, der durch ſeine Verbindung die Erbanſprüche ſowol auf Ravensberg als auf Berg erworben hatte. Beide Grafſchaften wurden in ſolcher Geſtalt unter einem Herrn vereinigt. Die Grafſchaft Ravensberg lag bisher dem geſchichtlichen Kreiſe unſerer Lande zu ferne, als daſſ wir auf ſie einige Rükkſicht nehmen konnten. Hier aber zeigt ſich ein ſchikklicher Anknüpfungspunkt für eine kurze Ueberſicht der Geſchichte dieſes Ländchens.

---

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 444.

Neuntes Kapitel.

Ueberſicht der Geſchichte von Ravensberg.

Der Urſprung der Grafſchaft Ravensberg iſt eben ſo dunkel als die Herkunft des edeln Geſchlechtes, dem ſie angehörte. Zwar darin iſt man durchaus einig, daſſ die Grafen von Ravensberg ihren Stammbaum mit Recht von den Grafen von Kalverla oder Kalberlage herleiten; da ſich aber durchaus keine Spur vorfindet, daſſ entweder eine Burg oder ein Gau mit dieſem Namen bezeichnet worden ſei, ſo ſteht auch die geſchichtliche Forſchung hiemit an ihren Gränzen. Um den Namen Kalverla zu erklären, mögen diejenigen vielleicht der Wahrheit am nächſten kommen, welche annehmen, daſſ er urſprünglich die Dingſtätte bezeichne, wo der, nach ihm benannte Graf, Gericht gehalten habe. Vielleicht bewahrt das Dorf Kaalflage, auf der Gränze zwiſchen Ravensberg und Osnabrükk, in ſeinem Anklange noch das Gedächtniſſ jener Malſtatt. Sei dem indeſſen wie ihm wolle: der Name Ravensberg kommt erſt im zwölften Jahrhunderte vor, anfänglich noch gemeinſam mit Kalverla, ſpäterhin allein und ausſchließlich zur Bezeichnung des gräflichen Geſchlechtes und der Grafſchaft, von der wir ſprechen. Zwar wird eines Grafen Eberhard von Ravensburg ſchon bei Gelegenheit der Magyarenſchlacht bei Merſeburg gedacht; allein wenn es auch wirklich mit dieſer Angabe vollkommene Richtigkeit hätte, ſo bliebe dennoch immer in Frage zu ſtellen, ob dieſer Eberhard nicht einem andern Ravensberg (oder burg), als gerade dem in Weſtfalen belegenen, angehört habe, und da von

ihm erzählt wird, daſſ er Feldhauptmann des Erzbiſchofs von Köln geweſen, ſo dürfte das Schloſſ Ravensburg in der Rheinpfalz wol mit eben ſo vieler Wahrſcheinlichkeit für ſeinen Stammſitz gelten können, als Ravensberg in Weſtfalen.

Wann und auf welchem Wege die Grafen von Kalverla das Schloſſ Ravensberg, in Weſtfalen am Fluſſe Heſſel belegen, erworben haben, iſt unbekannt. Erwähnt wird desſelben, als eines Beſitzthums jener Grafen, erſt gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts und gleichzeitig geht der Familienname des Geſchlechtes von Kalverla in den von Regensberg über.

Für den erſten geſchichtlich bekundeten Stammvater unſeres Grafenhauſes, wird Hermann von Kalverla gehalten, der in der letzten Hälfte des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts gelebt haben ſoll. Durch ſeine Gemalin Ethelinde, eine Tochter des Baiernherzogs Otto von Nordheim, war er dem ſächſiſchen Königshauſe verwandt. Ethelinde, früher an den Markgrafen Welf (IV.) von Eſte vermält, wurde von dieſem verſtoßen, als er das Herzogthum ſeines Schwiegervaters vom Kaiſer Heinrich (IV.) empfing, der auf eine unbegründete Verleumdung hin den Herzog Otto ſeiner Würde entſetzte.*) Da reichte ihr Hermann von Kalverla die Hand und ſie ward die Stammmutter der Grafen von Ravensberg.

Wie lange dieſer Hermann von Kalverla gelebt und ob er einen Sohn hinterlaſſen, der gleich ihm, Hermann geheißen war, und von dem Otto, der erſte Graf, der ſich von Ravensberg nannte, erzeugt ward, oder ob Otto nicht der Enkel, ſondern der Sohn Hermanns des erſten war? — das ſind Fragen, die um ſo geringfügiger und unnöthiger erſcheinen, weil Stammtafeln mit holen Namen noch lange keine Geſchichte ſind und

---

*) Otto v. Nordheim wurde angeklagt, dem Kaiſer nach dem Leben getrachtet zu haben. Doch weit entfernt, ſolche verbrecheriſche Abſicht einzugeſtehen, erbot er ſich vielmehr zum gerichtlichen Zweikampfe mit ſeinem Verleumder. K. Heinrich nahm indeſſ dieſes Erbieten nicht an und verfuhr feindlich gegen Otto. Dafür ſtellte Otto ſich an die Spitze der empörten Sachſen (1073).

weil das Geſchlecht der Grafen von Ravensberg frühzeitig ausſtarb, ohne zu einer eigentlich geſchichtlichen Bedeutung jemals gelangt zu ſein. — Selbſt von Otto (I.) weiß die Geſchichte nichts Erhebliches zu melden, als daſſ ſein Name in verſchiedenen Urkunden jener Zeit unter den Zeugen vorkommt und „daſſ er in Friesland eingebrochen und eine Menge von Frieſen erſchlagen habe und ſiegreich heimgekehrt ſei.“ Er muſſ wenigſtens bis zum Jahre 1170 gelebt haben, weil ſein Name um dieſe Zeit noch in Urkunden genannt wird.

Sein Sohn Hermann war Erbe der väterlichen Beſitzungen. Sein Leben fällt unter die Regierung Friedrichs des erſten und reicht bis zu den erſten Jahren der Herrſchaft Friedrichs des zweiten. An den Kämpfen, welche der Fürſten Eiferſucht und Neid gegen den mächtigen Sachſenherzog, Heinrich den Löwen, erhoben, nahm er als getreuer Bundesgenoſſe des Erzbiſchofs von Köln, Philipp von Heinsberg, lebhaften Antheil. Doch muſſte er des Löwen Kraft auf dem Hallerfelde bei Osnabrükk ſchwer empfinden (1277). Heinrich errang hier einen vollſtändigen Sieg über ſeine Gegner und führte den Grafen Simon von Teklenburg gefangen mit ſich fort. Nur mit Mühe entging der Ravensberger einem ähnlichen Schikkſale. Drei Jahre darauf aber (1280) erging des Kaiſers Acht gegen den trotzenden Löwen. Wir kennen den Erfolg dieſes Richterſpruches. In Heinrichs Sturz wurden auch ſeine Anhänger verflochten und unter dieſen der Graf Bernhard von Lippe. Die Biſchöfe von Paderborn, Minden und Osnabrükk theilten mit dem Grafen von Ravensberg die lippiſchen Güter. Hermann erhielt zu ſeinem Antheile, als Belohnung der Treue, die er dem Kaiſer bewieſen, die Burg Engern nebſt Zubehör.*). Da indeſſen der Graf von Lippe ſich wenige Jahre darauf die Verzeihung des Kaiſers zu verſchaffen wuſſte, ſo war dieſer Beſitz vor der Hand nur vorübergehend.

In dem Kronſtreite der Gegenkönige Otto von Sachſen und Philipp von Schwaben, blieb Hermann den Hohenſtaufen

*) Schaten T. I. ad. ann. 1281.

getreu, während viele ſeiner Nachbarn ſich dem Sachſen zugewandt hatten. Vor allen hielt Adolf, der Erzbiſchof von Köln, Otto's Partei. Des Erzbiſchofs Marſchall in Weſtfalen aber war der Graf Simon von Teklenburg und mit dieſem hatte Hermann einen ſchweren Stand. Ihm war das Kriegsglükk ſo wenig günſtig, daſſ er nebſt ſeinem Sohne Otto in des Teklenburgers Gefangenſchaft gerieth (1207). Nähere Umſtände darüber ſind eben ſo wenig bekannt, als die Bedingungen, unter welchen die Gefangenen ihre Freiheit wieder erlangten. Nur ſo viel wird uns berichtet, daſſ ſeitdem erbitterte Feindſchaft zwiſchen den Grafen von Ravensberg und denen von Teklenburg obwaltete.

Von Hermanns fernern Thaten vernehmen wir nichts mehr. Daſſ er aber in den Jahren 1217 und 1218 noch lebte, geht aus unbeſtrittenen Urkunden hervor. Ja, ein Chroniſt *) erwähnt ſeiner ſogar noch im Jahre 1225, wo ihm vom römiſchen Könige Heinrich mit Zuſtimmung des Kaiſers Friedrich des zweiten „wegen ſeiner Tugenden und ſeines kriegeriſchen Ruhmes", die Herrſchaft Vechte nebſt der Burg und Stadt Emden, wie auch die Berechtigung, zu Bielefeld und Emden Münze zu prägen und zu Vlotho und zu Emden den Zoll zu erheben, verliehen worden ſein ſoll. Mag indeſſen immerhin dieſe Zeitangabe falſch und Hermanns Lebensende einige Jahre früher eingetreten ſein, ſo dürfte es doch mit den genannten Verleihungen ſeine Richtigkeit haben. Ob es nun aber allein des Grafen Verdienſt geweſen, dem er dieſe kaiſerliche Begünſtigung verdankte, oder ob Friedrich der zweite dabei auf verwandtſchaftliche Verhältniſſ Rükkſicht genommen habe — Hermann's erſte Gemalin, Jutta, ſoll eine Schweſtertochter Friedrichs des erſten geweſen ſein — oder endlich, ob die Herrſchaften Vlotho und Vechte als Erbſchaft einer zweiten Gemalin des Grafen von Ravensburg dieſem zugebracht worden und der kaiſerliche Lehenbrief nur eine Beſtätigung des ererbten Beſitzes geweſen ſei? — welchen Gewinn hätte die Geſchichte, wenn ſie auch alle dieſe Fragen untrüglich zu beantworten vermöchte? — Von eben ſo geringer Bedeutung iſt es für uns, ob Hermann zwei oder noch mehr Söhne

*) Schaten T. II. P. 73.

hinterlaſſen habe? — Nur zwei von ihnen kommen hier in Betracht, die Brüder Ludwig und Otto.

Gleich nach des Vaters Tode erhob ſich zwiſchen beiden ein heftiger Streit über die Theilung der väterlichen Lande. Sophia, die Gemalin des Grafen Otto, wuſſte es, von dem Erzbiſchofe Engelbert von Köln, der, wie wir uns erinnern, damals als Erzieher des jungen Königs Heinrich (VII.) die Reichsverweſerſchaft in Deutſchland führte, zu erlangen, daſſ ſie von dem römiſchen Könige mit der Grafſchaft Emsgau, den Herrſchaften Blotho und Vechte, zweien in Oſtfriesland belegenen Höfen, nebſt der Münzgerechtigkeit zu Emden, dem Emszolle und dem Zolle zu Lünen, wie mit allem Uebrigen, was ſowol ihr Gemal Otto als deſſen Vorfahren als Reichslehen beſeſſen, belehnt wurde (1224). Dieſe Belehnung einer Frau mit den Gütern ihres Gemals bei Lebzeiten desſelben, könnte auffallend erſcheinen, wenn nicht eben in dem obwaltenden Erbſtreite ſich eine genügende Erklärung dieſes ungewöhnlichen Verfahrens finden ließe. Es bietet ſich hier eine zwiefache Muthmaßung dar. Entweder nämlich war der Graf Otto bei dem Abſterben ſeines Vaters nicht daheim und ſeine Gemalin eilte nun, um in Abweſenheit ihres Eheherrn, die Rechte desſelben gegen die Anſprüche des Bruders in ſolcher Weiſe ſicher zu ſtellen, oder ſie erwirkte ſich die Belehnung nur aus dem Grunde, um nach dem etwa früheren Abſterben ihres Gemals im ungeſtörten Beſitze ſeiner Güter zu bleiben. In beiden Fällen dürfte ſich wol mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit folgern laſſen, daſſ der alte Graf Hermann kurz vor Ertheilung dieſer Belehnung heimgegangen ſei, weil es ſonſt auffallen müſſte, daſſ die Gräfin Sophia ihre Rechte nicht ſchon früher ſicher geſtellt habe.

Der Bruderzwiſt wurde endlich durch die Vermittelung des Biſchofs Wilibrand von Paderborn und einiger andern benachbarten Herren, dahin ausgeglichen, daſſ Ludwig die eigentliche Grafſchaft Ravensberg mit der Stadt Bielefeld, Otto aber die Herrſchaft Blotho und Vechte nebſt einigen minder bedeutenden Gütern und Gerechtſamen erhielt (1226). Aus dieſer Art des Vergleiches dürften wir vielleicht nicht mit Unrecht ſchließen,

daſſ Ludwig der ältere, Otto dagegen der jüngere Bruder geweſen ſei. Denn während jener die Stammlande ſeines Hauſes in Beſitz erhielt und den Familiennamen des gräflichen Geſchlechtes führte, begnügte ſich dieſer mit ſpäter erworbenen Beſitzungen und nannte ſich „Graf von Blotho.“ *)

Von dem Grafen Otto von Blotho weiß die Geſchichte kaum etwas mehr zu melden, als daſſ er einen großen Theil ſeiner Beſitzungen verſchleuderte. Vieles trug hiezu ſeine Frömmigkeit bei, die ihn bewog, ein ausgezeichneter Wohlthäter geiſtlicher Stiftungen zu werden. Zu Berſenbrükk ſtiftete er nebſt ſeiner Gemalin ein Nonnenkloſter, dem er die dortige Kirche mit allen ihren Gefällen abtrat und es außerdem noch mit dem „Hofgut“, den Mühlen und andern Beſitzungen ausſtattete (1231). Späterhin beſchenkte er das Kloſter auch mit der Fiſcherei in der Ems. Das von ſeinen Ahnen geſtiftete Kloſter zu Flärsheim befreite er, zu Gunſten des Erzbiſchofs von Köln, von ſeiner Schirmvogtei u. ſ. Am auffallendſten aber erſcheint ein Heirathvertrag, demgemäß Jutta, Otto's Tochter, mit dem jungen Grafen Heinrich von Teklenburg verlobt ward. In dieſem Vertrage wurde der Braut die Herrſchaft Blotho zugeſichert, doch mit der ſeltſamen Bediugnng, daſſ die Herrſchaft in jedem Falle bei Teklenburg verbleiben ſollte. Ob nun die verabredete Verbindung jemals vollzogen worden, iſt zweifelhaft. So viel aber iſt gewiſſ, daſſ Blotho noch bei Otto's Leben ſich ſchon im Beſitze der Teklenburger befand. — Die Herrſchaft Vechte dagegen veräußerten Otto und ſeine Gemalin an den Biſchof von Münſter.

So war denn von allen ererbten Beſitzungen wenig mehr übrig, als Graf Otto, ohne männliche Nachkommenſchaft, im Jahre 1245 in das Grab ſank. Er ward im Kloſter zu Ber-

---

*) Es iſt uns hiebei nicht entgangen, daſſ der Name Otto's, als Hermanns Sohn, viel früher in Urkunden vorkommt, als der Ludwigs. Indeſſen konnte Graf Hermanns älteſter Sohn Otto, vor dem Vater geſtorben ſein, und ein ſpäter geborener aus der zweiten Ehe, denſelben Namen erhalten haben.

ſenbrükk beerdigt und ſeine Gemalin fand einige Zeit darauf neben ihm ihre letzte Ruheſtatt. Was an Landen und Leuten noch übrig war, fiel jetzt an den Grafen Ludwig von Ravensberg zurükk.

Graf Ludwig ſteht ungleich kräftiger und männlicher da, als ſein Bruder. Wo dieſer verſchleuderte, ſuchte er zuſammenzuhalten und zu erwerben. Vor allem ſcheint es ihm am Herzen gelegen zu haben, die Stadt Bielefeld aus ihrer bisherigen Unbedeutendheit emporzubringen und ihr Gedeihen auf jegliche Weiſe zu befördern. So kaufte er von der Aebtiſſin des Frauenſtiftes Schildeſche eine neben der Stadt belegene Bergwaldung und wies dieſelbe der Bürgerſchaft zu (1233). Dieſer Ankauf führte ſpäterhin ein ernſtliches Zerwürfniſſ zwiſchen ihm und dem Stifte herbei, welches endlich dadurch beſeitigt wurde, daſſ der Graf zu der Kaufſumme, die er gezahlt, noch den Hof Drever und die Gemeinſchaft der Weidegerechtigkeit hinzufügte (1241). Dafür erhielt der Graf, nicht lange danach, die Schirmvogtei über das Stift Schildeſche nebſt dem Hofe Limburg (1244). — Wichtiger für die Stadt Bielefeld war es, daſſ er die Genehmigung des Biſchofes von Paderborn zur Begründung eines eigenen Kirchſprengels für dieſelbe auszuwirken wuſſte. Denn bisher hatte Bielefeld keinen eigenen Pfarrer gehabt, ſondern war nach Hepen eingepfarrt geweſen. Dieſe Vergünſtigung verdankte der Graf beſonders dem freundſchaftlichen Verhältniſſe, worin er ſowol zum Erzbiſchofe von Bremen, als zu dem Biſchofe von Osnabrükk ſtand. Es iſt eine Andeutung vorhanden, daſſ ſeine Gemalin Gertrud eine nahe Verwandte der beiden geiſtlichen Herren geweſen. Aber der Ravensberger hatte ſich, abgeſehen von dieſem Familienverhältniſſe, der geiſtlichen Herren Geneigtheit auch dadurch erworben, daſſ er jenem Kreuzzuge gegen die Stedinger beiwohnte, deſſen wir in der Geſchichte der übrigen Grafſchaften ausführlicher gedachten. Sein ſtarker Arm muſſ nicht wenig zur Ueberwältigung dieſer unglükklichen Ketzer beigetragen haben. Denn der Erzbiſchof belohnte ihn für ſeine Dienſte mit fünfzehn Freigütern im Stedinger Lande.

Es war natürlich, daſſ ein kräftiger Geiſt, wie Graf Ludwig, nur mit Unwillen der Verſchleuderung des Familienbeſitzes zuſehen konnte, deſſen ſein Bruder ſich ſchuldig machte. Vor allen muſſte ihn die Abtretung Vlotho's an ſeine Erbfeinde, die Teklenburger, kränken. Mag immerhin jener Heirathvertrag zwiſchen der jungen Gräfin Jutta von Vlotho und dem Erbgrafen Heinrich von Teklenburg, in der Abſicht geſchloſſen worden ſein, um die beiden feindlichen Häuſer in Freundſchaft zu vereinigen, ſo dünkte doch dem männlichen Sinne Ludwigs die Herrſchaft Vlotho ein allzugroßes Opfer für dieſe Sühne. Kaum war ſein Bruder Otto begraben, als er deſſhalb zum Schwerte griff uud die Beſitzung für ſich zurükkfoderte. Der Biſchof von Münſter und die Grafen von Waldekk und Hoya leiſteten ihm Beiſtand. Aber die Teklenburger fanden zahlreichere Freunde und Waffengenoſſen, ſo daſſ Ludwigs Unternehmen ohne allen günſtigen Erfolg blieb und endlich damit endete, daſſ er in die Gefangenſchaft ſeines Feindes gerieth. Die Nachrichten über dieſe ganze Angelegenheit ſind übrigens höchſt dürftig und wir erfahren wenig mehr, als daſſ die Fehde im Jahre 1246 ausgeglichen worden.

Ludwigs Todesjahr iſt ungewiſſ. Zwar wird es von einigen*) mit großer Zuverſichtlichkeit in das Jahr 1260 geſetzt, indeſſen ſind nicht unwichtige Gründe vorhanden, welche dieſe Angabe zum mindeſten zweifelhaft machen und dafür zu ſprechen ſcheinen, daſſ der Graf ſchon im Jahre 1249 nicht mehr gelebt habe. Den ganzen Streit könnten wir als unwichtig auf ſich beruhen laſſen, wenn uns nicht noch aus dem Jahre 1257 eine Waffenthat berichtet würde, die Graf Ludwig unternommen haben ſoll. Es wird nämlich erzählt, Ravensberg, die Stammburg des edeln Geſchlechtes, habe ſich noch von den Zeiten Heinrichs des Löwen in der Gewalt des Grafen Bernhard von der Lippe befunden. Da ſei nun Ludwig im Jahre 1257 ausgezogen, um das Haus ſeiner Ahnen wieder zu erobern, was ihm glükklich gelungen. Ein Vertrag zu Herford, als deſſen Ver-

*) Dithmar in Teſchenmachers Annalen. S. 468.

mittler und Zeugen der Erzbiſchof von Bremen und die Biſchöfe von Paderborn und Münſter genannt werden, habe darauf der Fehde ein Ziel geſetzt und das Schloſſ Ravensberg dem Grafen Ludwig zuerkannt.*) — Allein dieſer ganze Bericht trägt das Gepräge der Unechtheit nur allzuklar an ſich. Denn der Graf Bernhard von Lippe verlor ja im Kampfe für Heinrich den Löwen ſogar ſeine eigenen Güter, ſo daſſ ſelbſt das Schloſſ Engern eine Zeitlang in die Gewalt der Ravensberger kam, und als er ſpäterhin vom Kaiſer begnadigt und in ſeine Güter wieder eingeſetzt wurde, wie hätte damals Ludwigs Vater es zugeben mögen, daſſ jener die Burg Ravensberg, wofern er ſich derſelben wirklich bemächtigt hatte, ruhig behalten durfte? — und wäre der alte Graf Otto wirklich ſchwach genug geweſen, ſolche Schmach zu dulden, ſo würde doch Ludwig unfehlbar gleich im Beginne ſeiner Herrſchaft dahin getrachtet haben, die entriſſene Stammburg wieder in ſeine Gewalt zu bringen.

Wenn es alſo mit der Thatſache, daſſ die Burg Ravensberg im Jahre 1257 den Händen des Grafen Bernhard von Lippe glükklich entriſſen wurde, überhaupt ſeine Richtigkeit hat; ſo dürfte dieſes Ereigniſſ wol nur in ſolcher Weiſe zu erklären ſein, daſſ Ludwigs Sohn und Erbe, Otto (III.), bei dem Tode des Vaters, ein unmündiger Knabe geweſen, dem noch die Kraft gebrach, die ererbten Beſitzungen mit dem Schwerte zu beſchützen. Dieſen Zuſtand der Dinge mochte ſich Graf Bernhard von Lippe zu Nutze gemacht und das Schloſſ Ravensberg an ſich geriſſen haben. Dann würde der Ruhm der Wiedereroberung des väterlichen Stammſitzes dem jungen Grafen Otto gebühren.

An Kampf und Fehde hat es dem Leben dieſes Grafen Otto keineswegs gefehlt, aber davon zu erzählen, würde ſich nur dann rechtfertigen laſſen, wenn dieſe Fehden bedeutende Erfolge herbeigeführt hätten, oder wenigſtens anziehende Einzelheiten darböten. Beides iſt nicht der Fall und das Letztere vielleicht bloß darum nicht, weil die kümmerlichen Nachrichten

*) Schaten T. II. P. 30.

jener Zeit ſich auf die allgemeinſten Angaben beſchränken. Indeſſen mag es nicht unerwähnt bleiben, daſſ Otto in ſeinen früheren Jahren einen heftigen Strauß mit den Brüdern Ludolf und Bernhard von Gesmold (Gesmele heißt es in der Chronik) auszufechten hatte. Wahrſcheinlich waren dieſe Ritter den Grafen von Ravensberg zu Lehen verpflichtet und wollten ſich dieſer Verbindlichkeit entziehen. Denn wir erfahren aus dem Vertrage, welcher dieſe Fehde beendete (1264), daſſ die Herren von Gesmold ſich dazu verſtehen muſſten, dem Grafen von Ravensberg mit 100 Fußknechten und 50 Reitern Beiſtand zu leiſten, ſo oft er ihre Dienſte zwiſchen Maaß und Elbe foderte. Indeſſen ſcheint dieſe Angabe zum wenigſten übertrieben. Denn ein Lehendienſt von 150 Streitern war in jenen Zeiten eine ſo bedeutende Foderung, daſſ ſich wol kaum zwei wenig begüterte Edelleute dazu verſtehen konnten.

Vier und zwanzig Jahre danach finden wir den Grafen, als getreuen Lehenmann des Biſchofs von Paderborn, im Kampfe gegen die Stadt Paderborn. Die Fehde entſchied ſich zu Gunſten der Bürger und Otto hatte den Nachtheil davon, daſſ er nicht unbedeutende Summen zu zahlen übernehmen muſſte, theils als Bürgſchaft für andere, theils als Erſatz für verurſachte Kriegsſchäden. Doch wuſſte er ſich aus dieſer Verlegenheit zum Theile dadurch zu retten, daſſ er ſelbſt von einem ſeiner Gefangenen eine anſehnliche Summe erpreſſte.

Die letzte Fehde von Bedeutung, an welcher Otto Theil nahm, war ein Zug gegen die Burg Engern, die damals den Grafen von der Lippe gehörte. Die Burg war ſehr feſt und wegen ihres hohen Alterthums berühmt. Man hielt ſie für die Feſte jenes muthigen Wittekind, den ſein heldenhaftes Ringen für Sachſens Freiheit in den Kämpfen mit Karl dem Großen unſterblich gemacht hat. Aber die jetzigen Beſitzer benutzten die Burg im Sinne ihrer Zeit, zur kühnen Raubfehde gegen die Nachbarn. Beſonders hatten die geiſtlichen Fürſten der Nachbarſchaft, die Biſchöfe von Osnabrükk, Paderborn und Minden, vielfache Urſache darüber zu klagen. Darum vereinten ſie ſich mit dem Grafen von Ravensberg zum Untergange der uralten

Feſte. Auch die Hanſaſtadt Herford, mit welcher Otto wenige Jahre zuvor ein Schutz= und Trutzbündniſſ gegen jedermännig= lich, den Kaiſer und die Stadt Köln ausgenommen, geſchloſſen hatte, trat dieſem Bunde bei (1299). Die Feſte erlag dem wil= den Waffenſturme der Belagerer und dieſer „alte Sitz des Ruh= mes und der Macht“ wurde von Grund aus zerſtört. Der Platz, wo ſie geſtanden, nebſt dem Gebiete, das ihr zugehört, ward den ravensbergiſchen Beſitzungen einverleibt.

Dieſes iſt indeſſen nicht die einzige Gebietsvermehrung, welche die Grafſchaft Ravensberg ihrem damaligen Beſitzer ver= dankte. Auch die Herrſchaft Blotho ward durch ihn wieder mit den übrigen Gütern ſeines Hauſes vereiniget. Dieſes Beſitz= thum, durch Vermälung mit einem Fräulein von Teklenburg an den Grafen Heinrich von Oldenburg übergegangen, wurde wahrſcheinlich von demſelben an den Grafen von Ravensberg und Heinrich, „edele Herren vom Berge“, verkauft. Denn ſchon im Jahre 1270 erſcheinen dieſe beiden als gemeinſame Eigenthümer, indem ſie dem Kloſter zu Blotho den Beſitz eini= ger Güter beſtätigen, welche Heinrich von Oldenburg der from= men Stiftung geſchenkt hatte. Sechszehn Jahre ſpäter (1286) wird Otto von dem Vogte von Minden, Gerhard von dem Berge, in dem Beſitze der Hälfte des Schloſſes Blotho nebſt Zubehör, feierlich anerkannt.

Außerdem erwarb Otto durch Kauf mehre Güter, wogegen er aber freilich auch einige geringere Beſitzthümer veräußerte. — Bemerkenswerth aber iſt es, daſſ der Graf auch Beſitzungen in Dänemark hatte, die ihm durch den Tod eines Verwandten, Johann von Ravensberg, zugefallen waren. Indeſſen verkaufte er ſelbſt noch einen Theil jener däniſchen Güter.

Gleich ſeinem Vater ließ auch Otto ſich das Emporkommen der Stadt Bielefeld dringend angelegen ſein. Es war im Jahre 1287 als er ihr nicht nur alle ihre bisherigen Freiheiten voll= kommen beſtätigte, ſondern ihr auch dieſelben bürgerlichen Rechte bewilligte, deren ſich die Stadt Münſter erfreute. Einige Jahre danach (1293) ſtiftete er nebſt ſeiner Gemalin Hedwig von der Lippe, zu Bielefeld die Pfarrkirche, der heiligen Jungfrau

Maria geweiht, und verband damit zugleich ein Chorherrenſtift, das ſehr freigebig mit liegenden Gründen und andern Einkünften ausgeſtattet ward. Die Stadt ſelbſt gedieh, während ſeiner Verwaltung, zu immer erfreulicherer Blüte und ward ſelbſt in die Hanſa aufgenommen.

Graf Otto ſoll um das Jahr 1306 geſtorben ſein. Ihn überlebten außer mehren Töchtern, zwei Söhne, Otto und Bernhard, die ihm nacheinander in der Herrſchaft folgten. Doch dürfen wir von ihm nicht ſcheiden, ohne daran erinnert zu haben, daſſ jener tapfere Biſchof von Osnabrükk, Ludwig von Ravensberg, den wir aus ſeinen Fehden mit dem Grafen von Mark kennen, ein jüngerer Bruder Otto's war.

Otto (IV.), der Sohn und Nachfolger des vorhergehenden war es, der durch ſeine Vermälung mit Margaretha, der Tochter des Grafen Adolf von Berg,*) die Veranlaſſung zu der nachmaligen Vereinigung der bergiſchen und ravensbergiſchen Lande gegeben hat. Von ihm und ſeiner Verwaltung iſt uns wenig Bemerkenswerthes aufbehalten worden, außer daſſ er das Schloſſ Blotho, wieder an ſich brachte, welches durch Verkauf des Edeln vom Berge in den Beſitz des Erzſtiftes Köln gekommen war. Ob vom Erzſtifte die ganze Burg, oder nur die, dem Edeln vom Berge zuſtändige Hälfte erkauft geweſen, iſt aus den darüber vorliegenden Nachrichten ſchwer zu ermitteln. Jetzt aber befand ſich das Schloſſ als Unterpfand für ein Darlehen in den Händen eines Grafen von Eberſtein, von welchem Otto von Ravensberg dasſelbe wiederzuerlangen wuſſte — man

---

*) Wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit abermals darauf hinzudeuten, wie auffallend Herr Dr. Knapp in ſ. angef. Werke ſich ſelbſt zu widerſprechen pflegt: So nennt er T. 2. S. 315. die Gräfin Margaretha „eine Schweſter Adolfs von Berg," und erzählt, daſſ ſie im Jahre 1312 etwa 30 Jahre alt geweſen. Demnach hätte ſie eine Tochter Heinrichs von Windekk, des Vaters Adolfs (VIII. oder nach unſrer Rechnung IV.) ſein müſſen. Ein Paar hundert Seiten weiter (S. 478) erzählt er ſehr ausführlich, daſſ dieſe Margaretha desſelben Adolfs Tochter geweſen ſei, deſſen Schweſter er ſie vorher nannte. Das iſt doch faſt zu viel! — Wir ſind der Angabe Teſchenmachers gefolgt.

weiß nicht, auf welchem Wege. Vergebens foderte der Erzbiſchof die Burg zurükk. Otto gab den theuern Beſitz nicht mehr heraus und wahrſcheinlich wurde der Kirchenfürſt durch irgend einen zufriedenſtellenden Vertrag beruhigt. Denn wir erfahren wenigſtens nicht, daſſ es über den ſtreitigen Beſitz zum Kampfe gekommen ſei.

Eine andere wichtige Erwerbung machte Otto durch den Ankauf der Herrſchaft Holte, im Osnabrükkiſchen belegen, die er von dem Grafen Hermann von Loen erſtand (1315). Aber das Beſitzthum blieb nicht lange mit der Grafſchaft Ravensberg verbunden, ſondern ward Eigenthum des Biſchofs von Osnabrükk. Auch ſoll Otto im Jahre 1321 die ganze Grafſchaft Schwalenberg erkauft haben. Doch auch dieſer Erwerb, wenn er wirklich jemals Statt gefunden, kann nur von kurzer Dauer geweſen ſein, da die genannte Grafſchaft ſchon im Jahre 1350 mit dem Hochſtifte Paderborn vereinigt ward.

Außerdem werden uns von dem Grafen Otto (IV.) nur noch einige unbedeutende Verkäufe und Verpfändungen berichtet. Sein Todesjahr iſt unbeſtimmt und ſchwankt zwiſchen 1328 und 1329. Ihn überlebte aus ſeiner Ehe eine Tochter, Margaretha,*) die an Gerhard, den Sohn des Markgrafen Wilhelm von Jülich vermält ward, und dieſem ihre Erbanſprüche auf die Lande Berg und Ravensberg zubrachte.

Indeſſen folgte in der Verwaltung der Herrſchaft Margarethens Oheim, der jüngere Bruder ihres Vaters, der bisher Domprobſt in Osnabrükk geweſen. Von ihm iſt kaum etwas mehr zu bemerken, als daſſ er der letzte Graf von Ravensberg aus dem Hauſe Kalverla geweſen. Er ſtarb um das Jahr 1346 und hinterließ die Grafſchaft ziemlich verſchuldet, ſeiner Nichte Margaretha und deren Gemal, Gerhard von Jülich.

---

*) Es wird noch einer zweiten Tochter, Hedwig, gedacht, welche die Gemalin des Herzogs Wilhelm von Lüneburg geworden ſein ſoll. Aber da ihrer bei Eröffnung der Erbſchaft keine Erwähnung geſchieht, ſo unterliegt ihre Abſtammung doch einigem Zweifel.

Zehntes Kapitel.

Der Zeitabſchnitt von 1347 bis 1394. Die Kaiſer Karl IV. und Wenzel — Die Grafen Johann und Adolf (I.) von Klewe — Engelbert (III.) und Dietrich von Mark — Gerhard und Wilhelm von Berg und Ravensberg — Die Herzoge Wilhelm I., II. und III. von Jülich.

Erbfolgeſtreit in Klewe — K. Karl zieht den Markgrafen v. Jülich auf ſeine Seite, dem er wichtige Vergünſtigungen erweiſt — und ihn zum Herzoge erhebt. — Der ſchwarze Tod und die Judenverfolgung am Rhein — Graf Engelbert von Mark hält ein Turnier — und erwirbt im Kampfe mit Bremen den Ritterſchlag. — Fehde mit dem Grafen v. Arnsberg — Fehde mit Dortmund — Engelberts Pilgerfahrt nach Jeruſalem und Kreuzzug nach Litthauen — Theilnahme an dem geldernſchen Bruderkriege — Fehde zwiſchen Geldern und Klewe. — Graf Gerhard v. Berg fällt auf einem Turnier — ihm folgt ſein Sohn Wilhelm. — Herzog Wilhelm von Jülich ſtirbt — ihm folgt ſein zweiter Sohn Wilhelm (II.). — Engelberts Fehden. — Graf Johann v. Klewe ſtirbt — Erbfolgeſtreit — Klewe kommt an Adolf v. Mark, den Bruder Engelberts — Adolf legt den erzbiſchöflichen Stab von Köln nieder und vermält ſich mit Margaretha von Berg. — Adolf wird in Streitigkeiten mit Mathilde, der Wittwe ſeines Vorgängers verwikkelt. — Engelberts Fehde mit dem Erzbiſchofe von Köln — neue Fehden Engelberts. — Fehde zwiſchen Jülich und Brabant — Schlacht bei Bäsweiler — Herzog Wenzel von Luxemburg und Brabant gefangen — Eduard's von Geldern Ausgang — Geldernſcher Erbfolgekrieg — Wilhelm, Sohn des Herzogs von Jülich, wird Herzog von Geldern. — Abermalige Fehde Engelberts mit dem Erzbiſchofe von Köln. —

Graf Wilhelm von Berg und Ravensberg empfängt von K. Wenzel die herzogliche Würde — Gründe dieſer Erhebung. — Große Fehde mit der Stadt Dortmund, in welcher Engelbert v. Mark und der Erzbiſchof als Bundesgenoſſen fechten — Urſachen des Krieges. — Die Gräſin Mathilde ſtirbt und der ſtreitige Beſitz der Städte Linn und Orſoy wird Veranlaſſung einer Fehde zwiſchen Klewe und dem Erzb. v. Köln. — Ausgang der Dortmunder Fehde. — Theilnahme Engelberts an dem Kampfe um Linn und Orſoy — Ausgang dieſes Kampfes — Graf Engelbert ſtirbt und die Grafſchaft Mark fällt an ſeinen Bruder Adolf von Klewe, der ſie ſeinem zweiten Sohne Dietrich übergiebt. — Adolf v. Klewe ſtiftet die Gekkengeſellſchaft, den Roſſkamp und die Geſellſchaft vom Roſenkranze — er ſtirbt — ihm folgt ſein ältester Sohn Adolf (II.). — Zwei Jahre früher iſt der Herzog Wilhelm von Jülich geſtorben — deſſen Sohn, Wilhelm von Geldern, ihm in der Herrſchaft folgt, — nachdem derſelbe als Herzog von Geldern gegen Brabant gefochten und Frankreich zum Kriege herausgefodert — auch einen Zug nach Preußen unternommen hatte. —

Von den Herren unſerer Lande, die wir im vorletzten Abſchnitte unſerer Erzählung kennen lernten, finden wir jetzt nur noch allein Wilhelm, den Markgrafen von Jülich am Leben. Die übrigen hatten, wie wir uns erinnern, die Bühne des Lebens verlaſſen. Ohne Widerſpruch nahm Gerhard, der älteste Sohn des Grafen von Jülich, und bereits Herr von Ravensberg, die bergiſchen Lande in Beſitz und eben ſo unangefochten folgte Engelbert (III.) ſeinem Vater in der Grafſchaft Mark. Nicht ſo friedlich ergab ſich die Erbfolge in Klewe. Zwar Johann, des verſtorbenen Grafen Dietrich Bruder, der als Dompropſt zu Köln lebte, zweifelte nicht an ſeinem guten Rechte auf die Nachfolge in der Grafſchaft, weil den Verſtorbenen keine Söhne überlebten. Aber nicht alſo dachte der junge Graf Engelbert von Mark und ſeine Brüder Adolf und Dietrich. Sie beriefen ſich auf das Recht der weiblichen Erbfolge, dem wir in den niederrheiniſchen Landen ſchon öfter begegnet ſind, und behaupteten, ihnen gebühre die Herrſchaft in Klewe, weil ihre Mutter Margaretha die einzige Tochter Dietrichs (X.) und demnach die alleinige, rechtmäßige Erbin ſei. Ob dieſer Streit ſeine Ausgleichung durch das Schwert gefunden habe, iſt uns nicht

gemeldet. Nur ſo viel erfahren wir, daſſ die jungen Grafen ſich um den Beiſtand Reinholds von Geldern bemühten, dem ſie die Stadt Huiſſen als Preis entgegenboten. Auch ſoll Dietrich ſich bereits Dinslakens bemächtigt haben, was man daraus ſchließt, daſſ er, nach Ausweiſung einer Urkunde, der Stadt und Herrſchaft dieſes Namens ihre Freiheiten und Rechte beſtätigt hat (1349). *) Sei dem indeſſen, wie ihm wolle: Johann blieb endlich im alleinigen Beſitze der Grafſchaft Klewe und, nachdem er die päbſtliche Erlaubniſſ zum Austritte aus dem geiſtlichen Stande erlangt, vermälte er ſich mit Mathilde von Geldern.

Während hier der Erbſtreit um ein kleines Land die Gemüther beſchäfftigte und ſpannte, bot Karl von Böhmen alle Kraft ſeines klugen Geiſtes auf, um ſich die Reichskrone zu bewahren, in deren Beſitz er ſelbſt nach des Kaiſers Ludwig Tode, noch nicht ſogleich allgemein anerkannt war. Die Städte des Reiches und die Fürſten des baierſchen Hauſes bildeten eine gefährliche Gegenpartei, und die letzteren beſonders, wie wir uns aus früheren Mittheilungen **) erinnern, dachten ſo ernſtlich auf einen Gegenkönig, daſſ ſie Eduard dem dritten von Engelland die Reichskrone förmlich entgegenboten (1348). Eduard aber, Richards von Kornwall eingedenk, zeigte wenig Verlangen nach der ſchimmernden Bürde und Karl wuſſte die noch unentſchiedene Bedenklichkeit jenes Fürſten zur entſchiedenen Weigerung umzugeſtalten. Zu dieſem Zwekke ſandte er einen Neffen Eduards, den älteſten Sohn des Markgrafen Wilhelm von Jülich, nach London, der mit kluger Beredtſamkeit den Entſchluſſ ſeines königlichen Oheims nach dem Willen Karls zu leiten verſtand.

Aus dieſer Thatſache ſchon, wenn uns auch ſonſt andere Beweiſe fehlten, würde es ſich ergeben, daſſ es dem gewandten Luxemburger bereits gelungen war, den Markgrafen von Jülich

*) Dieſer Schluſſ iſt wol in jedem Falle zu voreilig. Dietrich konnte ja, ohne im Beſitze der Herrſchaft zu ſein, ſolche Urkunden ausſtellen, um ſich die Geneigtheit des Volkes zu erwerben. Man erinnere ſich an viele ähnliche Fälle, z. B. an die Geſchichte des falſchen Waldemar.

**) T. 2. d. W.

auf ſeine Seite zu ziehen. Und in der That konnte es auch dem umſichtigen Geiſte Karls nimmer entgehen, wie wichtig und förderſam die Ergebenheit jenes Fürſten ihm werden muſſte. Wir wiſſen mit welcher Treue der Markgraf Wilhelm ſeinem kaiſerlichen Schwager zugethan war, wir wiſſen, welches bedeutende Anſehn er unter den rheiniſchen Fürſten genoſſ und welcher wichtige Einfluſſ ihm auf die Reichsſtadt Aachen zuſtand. Trotz ſeiner eigenen geringen Hausmacht, durfte er deſſhalb in keinem Falle unbeachtet bleiben. Schloſſ er ſich den Fürſten des baierſchen Hauſes an, als deren Mitglied er durch ſeine Verſchwägerung mit dem Kaiſer Ludwig gewiſſermaßen zu betrachten war, wie leicht konnten ſein Beiſpiel und ſein Einfluſſ den Abſichten Karls, zumal in den Rheinlanden, höchſt gefährlich werden! Alle dieſe Umſtände hatten Karl wohl erwogen und ſich deſſhalb beeilt, den Markgrafen durch vielfache Gunſtbezeigungen an ſich zu feſſeln. So beſtätigte er ihn in der Vogtei über Aachen, verpfändete ihm die Städte Düren, *) Sinzig und Reimagen nebſt der Burg Kaiserswerth und übertrug ihm das Ernennungsrecht über die Probſtei Kerpen und Werden**) (1347-1348). Dieſen reichen Zuwachs an Macht und Einkünften ſoll der Markgraf benutzt haben, um die Burg Nidekk, die er zu ſeiner Hofburg erkoren hatte, anſehnlich und prächtig zu erweitern. So viele Gunſt vergalt der Markgraf mit der treueſten Anhänglichkeit und wenn uns gleich die näheren Angaben über die einzelnen Dienſte fehlen, die er dem Kaiſer leiſtete, ſo haben wir doch vollkommene Urſache, dieſelben für bedeutend und wichtig genug zu halten. Denn als Karl ſchon längſt in Ruhe auf dem Kaiſerthrone ſaß, belohnte er die treuen Dienſte des Markgrafen Wilhelm von Jülich noch dadurch, daſſ er ihn mit der herzoglichen Würde bekleidete. Es geſchah dieß im Chriſtmonde des Jahres 1356 auf der Reichsverſammlung zu Metz, derſelben, in

*) Düren war ſchon vom K. Friedrich II. dem Grafen Wilhelm (V.) von Jülich verpfändet worden. Es konnte alſo eigentlich nur von Erneuerung und Beſtätigung dieſer Pfandſchaft die Rede ſein.

**) Teſchenmacher a. a. O. S. 398.

welcher die „goldne Bulle“ als Grundgeſetz des Reiches feſtgeſtellt ward. So war denn Jülich die erſte von unſern Grafſchaften, die in die Reihe der deutſchen Fürſtenthümer eintrat. Wurde dadurch auch, dem innern Weſen nach, wenig oder nichts geändert, ſo verlieh doch die höhere Würde höheres Anſehn und eine freiere, ſelbſtändigere Stellung. Die Ausſichten Jülichs waren damals überhaupt glänzend genug und des neuen Herzogs hochſtrebender Geiſt mag ſich freudig den ſchmeichelndſten Hoffnungen für ſein fürſtliches Haus hingegeben haben, dem jetzt ſchon, außer den jülichſchen Erblanden, die Grafſchaften Berg und Ravensberg gehörten, die, unter einem Herrn vereinigt, dieſem Herrn ſchon Gewicht und Bedeutung im deutſchen Fürſtenrathe zu geben vermochten. Doch wir wenden uns von dieſer Ausſicht, die zwar erfüllt werden, aber zu keinem höheren Ziele führen ſollte, zurükk zu jener früheren Zeit, als die Reichskrone auf dem Haupte Karls des vierten noch unſicher ſchwankte.

Es waren Jahre des Entſetzens und Grauens, die mit allen Schrekken des Todes bewaffnet, damals Europa durchzogen, die Jahre jener furchtbaren Peſt, die man den ſchwarzen Tod nannte.*) In den Rheinlanden wüthete ſie vielleicht furchtbarer noch als in andern Gegenden und hier eben war es, wo fromme Schwärmerei jene ſtrengen Bußbrüderſchaften erzeugte, die ſich Geißler und Kreuzbrüder nannten und den Zorn des Himmels durch die ſchmerzhafteſte Selbſtquälerei abzuwenden trachteten, hier war es auch, wo der Wahnſinn der Verzweiflung mit den entfeſſelten Leidenſchaften des Neides und der Habſucht ſich vereinigte, um zuerſt den unglükklichen Juden das Verbrechen aufzubürden, als hätten ſie, durch Vergiftung der Brunnen, das allgemeine Elend herbeigeführt. Judenmord galt damals für eine That der Gerechtigkeit, für ein Mittel, das Strafgericht Gottes zu wenden. Es half den bejammernswerthen Kindern Israels wenig, wenn ſie ſelbſt ihre Schätze für ihr Leben boten. Man ergötzte ſich an ihrem Angſtgeſchrei, kühlte die

*) Vergl. T. 1. S. 479 f. f. dieſ. W.

Rache in ihrem Blute und war ihrer Schätze ohnehin gewiſſ. Kein Fürſt nahm ſich der Verfolgten ernſtlich an. Viele mögen ſelbſt die Beute des blutdürſtigen Pöbels getheilt, oder wenigſtens ihren Schutz ſich mit ſchwerem Golde haben aufwägen laſſen, und des Kaiſers Befehle gegen das „Judenbrennen" wurden wenig beachtet.

Aber mitten unter dieſem Jammer tritt die eiſerne Heldengeſtalt des Grafen Engelbert von Mark deſto kräftiger und ausgezeichneter hervor. Ein ſiebzehnjähriger Jüngling, hatte er die Zügel der väterlichen Herrſchaft ergriffen und die ganze ritterlich-edle Wildheit, jener Alles beſiegende Muth und jener immer neue Durſt nach Kampf und Abenteuern, die bei dieſem Heldengeſchlechte von jedem Vater auf jeden Sohn vererbt wurden, ſcheinen in ihm ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Als ginge ihn der Jammer der ganzen Welt nichts an, veranſtaltete er gerade zu der Zeit, da die Schrekken der Peſt am Rheine noch ziemlich neu und eben darum um ſo furchtbarer waren (1349), ein prächtiges Ritterſpiel zu Hamm. Vor dem Oſtthore der Stadt, „auf dem Sande", ſchimmerten glänzende Zelte rings um den abgemeſſenen Turnierplan und eine große Menge edler Herren und ſchöner Frauen bewies durch ihre Gegenwart, daſſ man der Freuden des Lebens über der Furcht vor einem nahen Tode ſo leicht nicht vergiſſt. Wie mancher dieſer ſtattlichen, herrlich geſchmückten Geſtalten, mag ſchon in den nächſten Tagen von der ſcheußlichen Seuche ergriffen und zur widerlichen Leiche entſtellt worden ſein? — Ein Jahr nach dieſem Turnier (1350) wüthete der ſchwarze Tod in der Stadt Hamm ſo entſetzlich, daſſ kaum zehn Familien übrig geblieben ſein ſollen.*) Aber eben zu dieſer Zeit bot ſich dem jungen, fehdeluſtigen Grafen, der ſein Schwert noch nie im ernſtlichen Gefechte verſucht hatte, die langerſehnte Gelegenheit dar, den eigenen Muth zu erproben. Um den erzbiſchöflichen Stuhl von Bremen ſtritt Graf Gottfried von Arnsberg mit dem dortigen Domprobſte, Moritz von Oldenburg. Dieſen hatte das Kapitel durch ſeine Wahl

---

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 275.

zu der hohen Würde berufen, jener hatte die Einwilligung des Pabſtes für ſich. Der Arnsberger rief den Grafen Engelbert von Mark um Beiſtand an und ſchnell war der junge Held in den Waffen. Was kümmerte ihn die Peſt, die in ſeinem Lande hauſte? — Die Reiſigen und Dienſtmannen, die ihm folgten, waren geſund wie er. Sein Einſchreiten errang dem Grafen von Arnsberg den erzbiſchöflichen Sitz, doch blieb dem Domprobſte die Verwaltung des Erzſtiftes überlaſſen. Mit dieſer Anordnung zeigte ſich jetzt die Stadt Bremen unzufrieden und erhob gegen den Erzbiſchof die Waffen. Gleich war Engelbert wieder zum Kampfe gegen die Bürger bereit und führte ſein Schwert ſo wakker, daſſ der Herzog von Sachſen, der gleichfalls für das Erzſtift Partei genommen, den jungen Helden feierlich zum Ritter ſchlug.

So hatte Engelbert nun die goldenen Sporen gewonnen und froh des erworbenen Ruhmes, aber auch nach neuen Thaten verlangend, kehrte er heim. Indeſſen ſcheint der immer höher wachſende Jammer ſeines Landes ihn dennoch ein Paar Jahre zur friedlichen Raſt gezwungen zu haben. Aber wie die grauenvolle Peſt mit der furchtbaren Unſicherheit des Lebens, die ſie herbeiführte, alle Bande der Ordnung und des Geſetzes aufzulöſen drohte, ſo gab ſie vor allem dem raubluſtigen Adel willkommene Gelegenheit, ungeſcheuter als je an den Wegen zu lagern und die Reiſenden zu plündern. Vor allen ſcheint der Graf Gottfried von Arnsberg, ein Neffe des eben ſo benannten Erzbiſchofs von Bremen, ſolchen Unfug nicht bloß begünſtigt, ſondern ſelbſt verübt zu haben. Graf Engelbert war, wenn wir den alten Berichten trauen dürfen,*) zu jener Zeit mit der Würde eines Marſchalls von Weſtfalen bekleidet. An ihn wandten ſich demnach die Geplünderten und Beraubten mit ihren Klagen und er unterließ nicht, dem Arnsberger ernſtlich zu entbieten, „er möge ſeine Unterthanen, welche mit ihren Räubereien die gemeine Straße verlegten, zur Wiedererſtattung des Raubes

*) Gert. v. d. Schüren ſagt: „Greve Engelbert was to jener Tyd Landmarſchalk over Weſtfalen.“

anhalten und ſie zur Strafe ziehen.“ Aber der Graf von Arnsberg ließ dieſe Mahnung, ſo oft ſie auch wiederholt ward, unbeachtet und das Unweſen der Wegelagerei dauerte fort. Als nun ſelbſt Engelberts Unterthanen ſchwer davon zu leiden hatten, da vereinigte ſich der junge Held ſchnell mit Heinrich Spiegel, dem Biſchofe von Paderborn, und kündigte dem Arnsberger offene Fehde an (1352). Dieſer aber fand Beiſtand und Bundeshilfe bei der Stadt Dortmund. Doch Engelberts ſtarker Arm und die gerechte Sache errangen den Sieg. Als der Arnsberger ſeine Burg Schwarzenberg gebrochen und die Städte Neheim und Arnsberg in ſeiner Gegner Händen ſah, legte er ſich zum Ziele. Er muſſte ſich zum Schadenerſatze für die Räubereien der Seinen verſtehen und überdieß das Schloſſ und die Herrſchaft Vredeburg gegen eine Geldentſchädigung dem Grafen Engelbert abtreten. Die dazu nöthigen Summen erzwang der Graf von den gefangenen Lehenleuten ſeines Gegners, die das Kriegsglükk in ſeine Gewalt gebracht.*) Darauf zog er eilend gegen Dortmund, um die Stadt dafür zu züchtigen, daſſ ſie dem Arnsberger Beiſtand geleiſtet.

Die freie Reichsſtadt Dortmund, im Gebiete der Grafſchaft Mark belegen, mochte längſt ſchon die Eiferſucht der Grafen erregt haben, die, wie alle Fürſten jener Zeit, die ſelbſtändige Freiheit der Bürgerſchaften mit ſcheelen Augen anſahen und ihre Macht, auf Unkoſten der Städte, zu erweitern ſtrebten. Den Grafen von Mark ſtanden gewiſſe Hoheitrechte in Dortmund zu,**) deren Gränzen, wie faſt überall in ähnlichen Fällen, ſchwankend gezogen waren und dadurch zu mancherlei Reibungen Veranlaſſung gaben. Zwar beſtanden alle Verträge, die von Zeit zu Zeit erneuert wurden und dazu dienen ſollten, zwiſchen

*) „Militibus comitis (Arnsbergii) fusis et c a p t i s, dominium Vredenburgium, pro multo aere, ipsis extorto, sibi comparavit.“ Teſchenmacher a. a. O. S. 276.

**) Dieſe gründeten ſich auf die im 8. Kapitel erzählte Verleihung Albrechts v. Oeſterreich, der dem Grafen v. Mark den Reichshof (die kaiſerliche Burg) zu Dortmund, gleichzeitig mit den Reichshöfen zu Weſthoven, Elmenhorſt und Barkel in Pfand gegeben hatte.

beiden Theilen Friede und Freundſchaft zu erhalten; aber noch nie haben Pergamente die Leidenſchaft gefeſſelt und dem Vorwande zu Kampf und Streit den Weg verſchloſſen. Wahrſcheinlich hatte irgend ein Groll oder eine eiferſüchtige Befürchtung die Bürger von Dortmund gegen den Grafen Engelbert aufgebracht und ſie auf die Seite des Arnsbergers gezogen. Für Engelbert aber kam die Veranlaſſung ſicherlich erwünſcht, der ſtolzen Stadt ſein gutes Schwert zu zeigen. Dieſe Fehde endete ſich eben ſo, wie wir die Kämpfe der Fürſten gegen die Städte in den deutſchen Landen ſchon vielfach enden ſahen. Der Graf bot Alles auf, was Muth und Liſt vermochten, um in die feſten Thore einzudringen, aber die kräftige Ausdauer der Bürger vereitelte alle ſeine Anſtrengungen. Endlich, der langen Belagerung und des täglichen Kampfes müde, ſehnte man ſich von beiden Seiten nach dem Ende des Streites. Dem feurigen Grafen ging die Geduld aus und die Bürger fürchteten, dem rüſtigen Feinde endlich doch zu erliegen. So nahm man gerne die angebotene Vermittelung benachbarter Fürſten an. Die Stadt bequemte ſich zu einem Opfer von 11000 rheiniſchen Gulden, um den Frieden und zugleich die Freiheit ihrer Gefangenen von dem Grafen zu erkaufen. Zugleich wurden die alten Verträge zwiſchen beiden Theilen erneuert (Chriſtmond 1352).

Aber Engelberts raſtloſer Geiſt fand, nachdem die Fehde beendet war, daheim in der friedlichen Stille ſeiner Burg kein Behagen. Hinaus in die Ferne trieb es ihn, Gefahr und Abenteuer zu ſuchen. War es in Folge eines früheren Gelübdes, oder geſchah es zur Buße für irgend eine begangene Schuld, oder allein im Drange jener ſchwärmeriſchen Frömmigkeit, die mit ihrer verſöhnenden Demuth den ſtrengen Waffenglanz des Ritterthums mildert: genug der tapfere Graf legte für ein Jahr die eiſernen Waffen ab, um als Pilger das heilige Grab zu beſuchen. Die Verwaltung der Grafſchaft übertrug er derweile ſeinem vielgetreuen Truchſeſſ Gerhard von Plettenberg, der ſich dieſes Auftrages auf die ehrenhafteste Weiſe entledigte. Wie der wackere Rütiger von Altena, ſein Vorgänger im Amte, ſo ſorgte auch er für den Nutzen ſeines Herrn und des Landes zu-

gleich, indem er das von jenem Begonnene vollendete und außerdem eine neue Stadt, Nienrade, gründete, neben welcher er eine gleichnamige Burg erbaute. Auch bei Neuſtadt führte er eine Burg auf und das Schloſſ Klauſenſtein verdankt ihm ſeinen Urſprung, ſo wie Schwarzenberg ſeine Erweiterung. Bei alle dem erſparte der wirthſchaftliche Diener noch ſo viel Geld, daſſ er dem Grafen eine wohlgefüllte Kaſſe überreichen konnte, als der edle Herr am erſten Aerndtemonds (1354) in ſein Land heimkehrte. Welche Abenteuer Engelbert auf ſeiner Pilgerfahrt erlebt *) — darüber fehlt uns jegliche Nachricht. Indeſſen hatte

---

*) Wenn die jülichſche Chronik erzählt, Engelbert habe den Zug unternommen, um die chriſtliche Ritterwürde zu erlangen, ſo liegt der Irrthum dieſer Angabe klar am Tage. Ritterliche Thaten waren am h. Grabe nicht mehr zu thun (trotz dem, daſſ Hr. Dr. Knapp ſie muthmaßt), da die Kreuzzüge längſt aufgehört hatten, und bloß, um Ritter von Jeruſalem (?) zu werden, würde Engelbert ſchwerlich den weiten Zug unternommen haben, zumal da er den Ritterſchlag längſt empfangen hatte. Ueberdieß geſtehe ich, nicht zu wiſſen, was v. Steinen unter einem Ritter von Jeruſalem verſteht. Von Jeruſalem nannten ſich faſt alle geiſtlichen Ritterorden, aber keiner davon hieß ausſchließlich, ſo viel mir bewuſſt, „Orden von Jeruſalem". Wäre indeſſen auch ein mir unbekannter geiſtlicher Ritterorden dieſes Namens vorhanden geweſen, ſo iſt er wenigſtens keiner von den berühmteren und ausgezeichneteren geweſen. Soll aber unter einem „Ritter von Jeruſalem" entweder ein Johanniter oder ein Ritter des deutſchen Ordens verſtanden ſein — denn die Templer waren ja bereits ausgerottet — ſo konnte ein weltlicher Graf wol nur höchſtens die Halbbrüderſchaft dieſer geiſtlichen Orden erlangen, und um dieſe zu erwerben, hätte der Graf nicht erſt nöthig gehabt, nach Jeruſalem zu walfahren. Zweimal konnte überdieß Niemand zum Ritter geſchlagen werden und der Eintritt in einen geiſtlichen Ritterorden brachte für den, der die Ritterwürde ſchon erhalten hatte, in Beziehung auf dieſe Würde keine Aenderung hervor. Demnach ſcheint die ganze Muthmaßung v. Steinens in ſich ſelbſt zuſammenzufallen. — Aber welche wunderbare Folgerungen zieht Hr. Dr. Knapp aus dieſer Muthmaßung! Die Ritter von Jeruſalem ſind für ihn die Johanniter und nun macht er den Graf Engelbert flugs zum Johanniterritter, und weil dieß der einzige geiſtliche Ritterorden iſt, den er zu kennen ſcheint, ſchikkt er den Grafen ſofort den Johannitern in

dieſer Zug der Demuth das thatenluſtige Gemüth des edeln Pilgers gewiſſ in keinem Falle befriedigt. Denn kaum in der Burg ſeiner Väter angekommen, ſuchte er Panzer und Schwert eilig wieder hervor, um ſich zu einem andern Zuge zu rüſten, der die himmliſche Palme mit dem ritterlichen Schwerte vereinte. Nach Preußen ging ſein Weg, wohin der aufſteigende Ruhm Winrichs von Knipprode faſt jährlich eine Menge edler Herren und Ritter hinzog. Ueberdieß hatte der Pabſt eben damals die Chriſtenheit aufs Neue zum Kampfe gegen die heidniſchen Litthauer dringend ermahnt,*) und Engelbert fand um ſo mehr Urſache, dieſer Ermahnung Folge zu leiſten, als er, ſofern die alten Berichte**) nicht trügen, mit dem päbſtlichen Bannfluche belaſtet war. Was ihm den Zorn des heiligen Vaters zugezogen, iſt bis jetzt nicht ermittelt. Wenigſtens klingt es fabelhaft, wenn man erzählt,***) der Pabſt habe den Grafen darum in

Preußen (!!) zu Hilfe. Iſt es möglich, daſſ, nachdem der erſte Theil von Voigts hochberühmtem Werke bereits ſeit länger als zehn Jahren in den Händen des Publikums iſt, noch im Jahre 1836 der deutſche Ritterorden mit dem Johanniterorden verwechſelt werden konnte!? Und wenn wir dieſe höchſt ſeltſame Möglichkeit auf S. 362., T. 2. d. a. Werkes von Knapp als Wirklichkeit vor uns ſehen, wenn wir Winrich von Knipprode ſchlechthin einen Nachfolger Hermanns von Salza (!!) genannt finden, gerade als ob Herrmann von Salza bis zum Jahre 1351 gelebt hätte, ſo dürfen wir uns auch nicht mehr wundern, die unerhörte Neuigkeit zu erfahren, daſſ Winrich von Knipprode im Jahre 1351 nicht Hochmeiſter, ſondern Großkomthur (!) geworden ſei, und daſſ zu ſeiner Zeit „die Brüder von Haſſ und Parteigeiſt entzweit" geweſen. — Die ganze Kenntniſſ welche Hr. Dr. Knapp von dem Orden in Preußen hat, ſcheint aus Beckers berüchtigtem Machwerke, oder aus einer daraus hergeleiteten Quelle gefloſſen zu ſein. Als ob ſich ein Geſchichtſchreiber der Rheinprovinzen des preußiſchen Staates nicht etwas näher um die Stammprovinz des Königreichs zu kümmern hätte! — Jetzt aber muſſ man ſich von Herrn Dr. Knapp auch erzählen laſſen, daſſ der Orden in Preußen gegen die Ruſſen (!!) zu Felde gezogen ſei.

*) Voigts Geſch. Preußens T. 5. S. 142.

**) S. Fortſetzung von Lev. Northof.

***) Gert v. d. Schüren S. 43.

den Bann gethan, weil er ohne beſondere Erlaubniſſ des heili=gen Stuhles den Zug nach Jeruſalem angetreten. Viel eher läſſt es ſich glauben, was ein anderer Berichterſtatter *) meldet, daſſ Engelbert in ſeinen vorherigen Fehden der Kirche auf irgend eine Weiſe zu nahe getreten ſei. Dieß konnte ihm allerdings eine Klage der Geiſtlichkeit und den päbſtlichen Bannfluch zuge=zogen haben. Doch dem ſei, wie ihm wolle. Genug, wir fin=den den Grafen im Jahre 1354 auf einer Kreuzfahrt nach Preußen. Wol nicht die leiſeſte Ahnung mochte ſich in der Seele des ritterlichen Herrn regen, daſſ ſchon nach weniger als dreihundert Jahren, das Land ſeiner Väter und die Geſtade, de=nen er zueilte, nur Einem Herrſcher gehorchen würden. Von ſeinen Thaten gegen die Litthauer erfahren wir nichts. Wahr=ſcheinlich aber wohnte er der Kriegsreiſe bei, welche der Ordens=marſchall Siegfried von Dahnefeld, im Beginne des nächſten Jahres (1355) gegen die Samaiten unternahm. Was alte Be=richte **) von der großen Beute, die der Graf von dieſem Zuge heimgebracht, und von einem prachtvollen Gaſtmale erzählen, womit er zu Königsberg ſechshundert Ritter bewirthet haben ſoll, iſt ein offenbares Mährchen, da es im Samaitenlande keine großen Schätze zu erbeuten gab und die preußiſchen Ge=ſchichtſchreiber auch von keinem ausgezeichneten Feſtmale etwas wiſſen, das zu jener Zeit in Königsberg veranſtaltet worden.***)

Von dem Kreuzzuge nach Preußen heimgekehrt, nahm Engel=bert ſofort an einer Fehde Theil, welche die Brüder Reinhold und Eduard von Geldern um den Beſitz der väterlichen Herr=ſchaft gegen einander führten. Sie waren die Söhne Reinholds, des erſten Herzogs (ſeit 1339) von Geldern und noch unmün=dige Knaben, als der Vater ins Grab ſank (1343). Das Recht

*) Schaten S. 330.

**) Jülichſche Chronik, Gert. v. d. Schüren u. a.

***) Hr. Dr. Knapp, der dieſes erdachte Gaſtmal gläubig ſich gefallen läſſt, nimmt davon Gelegenheit, die Unmäßigkeit und Völlnerei, welche damals im Orden geherrſcht, bitter zu tadeln. Es dürfte ihm ſchwer ſein, dieſe Anklage zu beweiſen.

der Erſtgeburt machte Reinhold zum Herrn des Landes und kaum zählte er ſiebzehn Jahre, als die Stände die vormundſchaftliche Regierung ſeiner Mutter aufhoben und die Verwaltung den Händen des Jünglings anvertrauten. Im Lande ſelbſt aber zertrennte Parteihaſſ und Zwietracht die Gemüther. Zwei vornehme Geſchlechter, die Häuſer von Bronkhorſt und von Hekker, einander gleich an Reichthum und Macht, aber auch gleich an Ehrgeiz und Herrſchſucht, ſtanden voll feindſeliger Eiferſucht und leidenſchaftlichem Haſſe ſich gegenüber. Gab nun der junge Fürſt den letzteren wirklich einigen Vorzug, oder war es nur die immer rege Eiferſucht der erſteren, die ſich ſelbſt für vernachläßigt und ihre Nebenbuhler für begünſtigt hielt: genug das Geſchlecht von Bronkhorſt drängte ſich an Eduard, den Bruder des Herzogs, einen hochſtrebenden, muthigen und herrſchſüchtigen Jüngling, der ſich durch die Vorſtellung, als ſei ihm bei der Erbtheilung Unrecht geſchehen, bald zum offenen Bruche mit dem Bruder bewegen ließ. Das ganze Volk ſpaltete ſich jetzt in zwei Parteien, die Einen auf Reinholds, die Andern auf Eduards Seite tretend, und ein Bürgerkrieg begann, an Blut und Grauſamkeiten reich. Die feindſeligen Brüder aber riefen die Fürſten der Nachbarſchaft zu ihrem Beiſtande auf und Reinhold fand Hilfe bei ſeinem Schwager, dem Grafen Johann von Klewe und bei ſeinem Schwiegervater, dem Herzoge Johann von Brabant. Auch der Biſchof von Münſter, Adolf von Mark, der Bruder des Grafen Engelbert unterſtützte die gerechte Sache. Dagegen trat Engelbert ſelbſt, ſei es nun aus Ueberzeugung, oder ſei es aus bloßer Theilnahme für Eduards kühnen, hochſtrebenden Sinn, auf die andere Seite. Die Einzelheiten dieſer Fehde ſind uns, bis auf ein trockenes Verzeichniſſ eroberter Städte, unbekannt. Jahrelang ſchwankte der Kampf mit wechſelndem Glükke, bis endlich eine blutige Schlacht bei Tiel (1361) für Eduard entſchied. Reinhold ſelbſt fiel gefangen in die Hände ſeines feindſeligen Bruders, der ihn auf der Feſte Roſendal und ſpäterhin auf der Burg Nienbekk in engem Gewahrſam halten ließ. Reinholds Partei löſte ſich, nach dieſem entſcheidenden Schlage, auf, und huldigte gezwungen dem Sieger, der jetzt als vierundzwanzigjähriger

Jüngling, über ganz Geldern gebot und die kaum erlangte Macht gleich dazu benutzte, ſeinem Schwager, dem Grafen Johann von Klewe, Fehde anzukündigen.

Allerdings lag der nächſte Grund zu dieſem feindſeligen Schritte ſchon in dem eben beendeten Kampfe, wo Johann auf Reinholds Seite geſtanden hatte. Aber mehr noch wurde der junge Herzog dadurch aufgebracht, daſſ der Graf von Klewe gerade jetzt die Herausgabe des Heirathgutes ſeiner Gemalin von ihm foderte. Raſch griff er zum Schwerte und brach in das klewiſche Gebiet (1362), wo ſich aber ſeine Thaten darauf beſchränkten, daſſ er einige Dörfer plünderte und verbrannte. Zu einem ernſten Gefechte ſcheint es nicht gekommen zu ſein. Kaum war der wilde Gaſt wieder in ſein Land heimgekehrt, ſo erwiederte der Graf von Klewe den feindſeligen Beſuch in Geldern. Er drang bis Nimwegen vor und begann die Stadt zu belagern. Der Herzog Eduard war ſelbſt in ihren Mauern und leitete die Vertheidigung. Dennoch war es nahe daran, daſſ der Belagerer ſeinen Zwekk erreicht hätte. Denn es fanden ſich Verräther, die durch des Grafen Geld gewonnen, die Stadt in ſeine Hände liefern wollten. Aber noch ehe dieſer Plan zur Ausführung kam, endete eine ſchnelle Verſöhnung unerwartet die ganze Fehde. Ein Bürger aus Goch machte den Grafen darauf aufmerkſam, wie leicht es ſei, den jungen Herzog im Bade zu tödten *) und erbot ſich zur Ausführung dieſer That. Aber Johann verwarf den Mordanſchlag mit großem Abſcheu und ſchikkte Botſchaft zu ſeinem feindſeligen Schwager, um ihm größere Vorſicht anzurathen. Von dieſer Güte gerührt, vergaß Eduard ſeines Grolles und bot ſeinem edelmüthigen Schwager die Hand zur Verſöhnung (1363).

Mittlerweile waren zwei von den Herren unſrer Lande durch den Tod abgefodert worden. Graf Gerhard von Berg und Ra-

---

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 517 Anmerk. 2. Cum enim Joanni Clivensi se obtulissent, qui Eduardum occidere vellent, lancea in latrina sedentis ventrem vibrata etcr. cf. pag. 236, wo ein civis Gochensis genannt wird, der ſich dazu erboten habe.

vensberg, von deſſen Walten und Wirken uns übrigens alle weitern Nachrichten entgehen*), endete in der Blüte der Jahre. Es war auf einem Turnier zu Schleida, wo er mit dem Grafen Arnold von Blankenheim eine Lanze brechen wollte. Aber die Ritter trafen ſo gewaltig gegeneinander, daſſ ſie beide zugleich todt von den Roſſen ſanken (1360). Der Graf hinterließ zwei Töchter und einen unmündigen Sohn, Wilhelm, der ihm, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, in der Herrſchaft folgte.

Ein Jahr darauf ſank auch Gerhards Vater, der Herzog Wilhelm von Jülich, in das Grab. Hatte dieſer in den verhängniſſvollen und ſturmbewegten Tagen unter Kaiſer Ludwigs Herrſchaft, allezeit eine würdige und angemeſſene Haltung beobachtet, ſo wuſſte er ſich auch dem ſcharfblikkenden Geiſte Karls von Luxemburg angenehm und wichtig zu machen und beide Kaiſer ſchmükkten wetteifernd das Grafenhaus von Jülich mit fürſtlichen Würden. Ob aber dieſer Glanz den greiſenden Vater über den Verluſt ſeines Erſtgeborenen tröſten konnte? — Wahrſcheinlich würde, wenn Gerhard nicht vor ihm dahin geſtorben wäre, ſchon gleich jetzt, nach dem Tode des Herzogs Wilhelm, die Vereinigung der bergiſchen Lande mit den jülichſchen zu einer Herrſchaft, Statt gefunden haben. Jetzt aber, zumal der Erbe von Berg und Ravensberg noch ein unmündiger Knabe war, ergriff des Herzogs zweiter Sohn, Wilhelm, im Jülicher Lande die Zügel der Herrſchaft, die ihm auch von keiner Seite her ſtreitig gemacht zu ſein ſcheinen.

---

*) Hr. Dr. Knapp hat ſich ſonderbarer Weiſe irre führen laſſen, wenn er (T. 2. S. 480) erzählt, daſſ Graf Gerhard „ſeinem Bruder, dem Herzoge Wilhelm von Geldern, im brabantiſchen Kriege Beiſtand geleiſtet.“ Gerhard hatte keinen Bruder, der Herzog von Geldern war. Der Sohn ſeines Bruders gelangte, wie wir ſpäter ſehen werden, in Geldern zur Herrſchaft, und der Erbfolgeſtreit begann hier erſt im Jahre 1372, alſo zwölf Jahre nach Gerhards Tode. — Ebenſo beruht es auf bloßer Verwechſelung und auf Miſſverſtändniſſ, was Broſius u. a. und ſelbſt Teſchenmacher (S. 445) von einem bittern Zwiſte Gerhards mit ſeinem Vater erzählen.

Die erſten Jahre der Herrſchaft dieſes kräftigen Fürſten ſind durch keine Begebenheiten von Wichtigkeit ausgezeichnet, wenigſtens iſt nichts dergleichen zu unſerer Kunde gekommen. Auch in Berg und Ravensberg herrſchte eine Zeit der friedlichen Ruhe, die nur, wie allenthalben durch Raub und Wegelagerei geſtört wurde. In der That hatte dieſes Unweſen zu jener Zeit eine furchtbare Höhe erreicht und es fruchtete wenig, daſſ Fürſten und Herren ſich wiederholentlich zu Landfriedebündniſſen vereinigten, um das Unheil zu beſchränken. Denn die Verbündeten ſelbſt waren viel zu fehde- und beuteluſtig, als daſſ ſie ſich durch ſolche Verträge hätten binden laſſen.

Vor allen zeigte ſich das bei Engelbert, dem Grafen von Mark. Ohne Raſt ſtürzte er aus einer Fehde in die andere und ſelten verging ein Jahr, das er nicht durch Kampf und Blut bezeichnete. Bald ſehen wir ſein Fähnlein der Stadt Bremen gegen den Grafen von Hoya zu Hilfe ziehen (1360) und unmittelbar danach fällt die Burg Davensberg unter ſeinem gewaltigen Arme; bald erhebt er ſein mächtiges Schwert für ſeinen Bruder Adolf, den Biſchof von Lüttich, gegen die Herren von Merfeld (1361); dann nöthigt er die Stadt Dortmund zu einem unverzinsbaren Darlehen von 500 Goldgulden und einer jährlichen Abgabe von 60 Mark, wogegen er den Bürgern ſeinen Schutz und ſeine Frundſchaft verſpricht (1364). Zwar tritt er im nächſten Jahre einem weſtfäliſchen Landfriedebündniſſe bei (1365), aber faſt unmittelbar danach warf er dem Grafen Gottfried von Arnsberg wieder den eiſernen Fehdehandſchuh hin (1366). Die Urſache des Zwiſtes war die Feſte Vredeburg, deren Arnsberg ſich entweder von Neuem bemächtigt, oder die er noch gar nicht ausgeliefert hatte, wie der Vertrag vom Jahre 1352 es erheiſchte. Die neue Fehde ward mit großer Erbitterung geführt, und über ein Jahr lang widerſtand der Arnsberger ſeinem mächtigen Gegner. Da muſſte er ſich doch bequemen, die beſtrittene Burg dem Grafen Engelbert zu räumen (1367).

Unendlich wichtiger und einfluſſreicher für das künftige Schikkſal unſerer Lande, waren die Ereigniſſe des nächſten Jah-

res (1368). Am 19ten Reifmonds ſtarb auf ſeiner Hofburg zu Klewe, der Graf Johann, der letzte männliche Sprößling des edeln Geſchlechtes, das über ſechs Jahrhunderte die Verwaltung der Grafſchaft geleitet. Johann nahm den Ruhm eines milden, weiſen und gnädigen Herrn, der gerne den Armen half und ſich von jeder Gewaltthat fern hielt,*) in die Gruft ſeiner Ahnen mit. Dem Lande war ſeine meiſt friedliche Herrſchaft von großem Vortheil. Er erbaute die Stadt und Burg Gruithuſen und ſtiftete dort zugleich ein Nonnenkloſter. Vom Abte zu Epternach erhielt er die Herrſchaft Rynar in Leben und vom Kaiſer ließ er ſich die Pfandſchaft der Städte Duisburg und Kaiſerswerth durch eine vollgiltige Urkunde beſtätigen.**) So ſchien der Stamm, deſſen Urſprung ſich in die Wunderſage von jenem fabelhaften Elias Grail verliert, verwelkt und abgeſtorben. Aber ein Zweig deſſelben grünte noch fort nach der Meinung der Menſchen, in dem Heldengeſchlechte der Grafen von Mark. Sollten doch die Ahnen des märkiſchen Grafenhauſes von den Grafen von Klewe entſproſſen ſein. Und wenn auch dieſe Erinnerung vielleicht nur als ungewiſſe Sage im Munde des Volkes lebte — denn ſchwerlich dürfte ſie bloß als eine Erfindung der Geſchlechtsforſcher zu betrachten ſein — ſo mochte ſie dennoch dazu beitragen, die Herzen des Volkes einem Herrn aus dem Blute der Grafen von Mark zuzuwenden.

Von drei Seiten her erhoben ſich Anſprüche auf den Beſitz der klewiſchen Erbſchaft, nachdem Johann, ohne Nachkommenſchaft in das Grab geſunken war. Die meiſten Ausſichten auf die Nachfolge ſchien Graf Dietrich von Horn und Parwis zu

*) Honſeler: „Joannes, virtute plenus et gratia.“ Gert. v. d. Schüren: „Johann v. Klewe — — was ein gnede-thyren Mann, wyſe u. beſcheiden — armen Luyden den dete he grote Behulpe, uplichte op kein Myßdael“ u. ſ. w.

**) Hr. Dr. Knapp (T. 2. S. 308.) ſagt bei dieſer Gelegenheit, daſſ Karl IV. „ſich bekanntlich ſtets in großer Geldnoth“ befunden habe. Wem iſt das wol bekannt? — Es iſt im Gegentheile eine ganz unerhörte Neuigkeit, für jeden, der auch nur oberflächlich die Geſchichte kennt. Denn Karl IV. iſt als ausgezeichneter Wirth berühmt.

haben. Er war ein Schweſterſohn des verſtorbenen Grafen von Klewe und hatte bei dieſem Herrn in beſonderer Gunſt geſtanden als Hausgenoſſe und Rathgeber.*) Bei dem Tode Johanns befand er ſich auf der Burg zu Klewe und nahm dieſelbe ſofort für ſich in Beſitz, wie ihm auch die Städte Orſoy und Kranenburg ſchon früher in Pfandſchaft gegeben waren. Ihm entgegen trat zunächſt der Graf Otto von Arkel mit ſeinen Anſprüchen. Er war ein Tochterſohn Otto's von Klewe und behauptete deſſhalb nähere Rechte auf die Erbſchaft zu haben, als Dietrich von Horn. Als dritte Partei aber meldeten ſich die Grafen von Mark, Engelbert, Adolf und Dietrich, deren Anſprüche wir ſchon kennen, und die bereits dem Grafen Johann die Erbfolge ſtreitig gemacht hatten. Dieſe Brüder ſcheinen indeſſ gleich Anfangs darin unter ſich einig geweſen zu ſein, daſſ Adolf der Haupterbe ſein, die beiden andern aber durch eine billige Entſchädigung abgefunden werden ſollten. Demnach trat Adolf, von ſeinem Bruder Engelbert unterſtützt, am kräftigſten hervor und foderte das klewiſche Land für ſich.

Mittlerweile hatte Dietrich von Horn vergebens die Geneigtheit der Stände für ſich zu gewinnen geſucht. Nirgend im Lande kam ihm ein Zeichen der Anhänglichkeit und Ergebenheit entgegen und ſelbſt die Stadt Klewe blieb unempfindlich gegen ſeine dringenden Auffoderungen, ihn als rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen. Solches Verhalten belebte die Hoffnungen Otto's von Arkel. Mit einem anſehnlichen und ſtattlichen Gefolge von Bewaffneten kam er fürſtlich dahergezogen und begehrte von der Stadt Klewe Einlaſſ und Anerkennung als Herr des Landes. Aber die Stadt verſchloſſ ihm die Thore und verſagte ihm beides und eben ſo wenige Gunſt fand Otto bei den übrigen Städten und bei der Landesritterſchaft. Doch gab er ſeine Hoffnungen ſo ſchnell nicht auf, zumal da der Herzog Eduard von Geldern ihm Hilfe und Beiſtand zugeſagt hatte, ja ſogar ſelbſt mit ihm gen Klewe gezogen war. In der Ebene vor der Stadt ſchlugen ſie ein Lager auf, um allenfalls mit gewaffneter

*) Honſeler nennt ihn consul et commensalis des Grafen Johann.

Hand zu erzwingen, was ſie auf dem Wege der Güte nicht erlangen konnten.

Da erſchien auf der andern Seite der Stadt Adolf von Mark mit ſeinem Gefolge und begehrte gleichfalls Einlaſſ und Anerkennung. Und ſiehe! da öffneten ſich die Thore wie von ſelbſt und jubelnd drängte ſich die Menge zu ihm heran und begrüßte ihn als rechtmäßigen Erben und Herrn des Landes. Die Ritterſchaft, die Geiſtlichkeit und die Städte wetteiferten ihm ihre Ergebenheit zu erweiſen und erklärten laut und offen, keinen andern als dieſen würden ſie für ihren Herrn anerkennen. Auch ſäumten ſie nicht, ihm ſofort die Huldigung zu leiſten, als Adolf in herkömmlicher Weiſe, ihre Rechte und Freiheiten beſtätigt hatte. — Da zog Otto von Horn verdroſſen aus der Burg, die er mit ſeinen wenigen Getreuen ſich nicht getraute, gegen Adolf zu behaupten und begab ſich auf die Ebene vor der Stadt, wo er ſich den Schaaren Otto's und Eduards anſchloſſ. Beide zurükkgewieſenen Bewerber kündigten jeẓt ihrem glükklichen Nebenbuhler Fehde an. — Doch ſcheinen die feindlichen Schwerter mehr drohend gegen einander erhoben, als wirklich zu blutigem Ernſte gebraucht worden zu ſein. Unfehlbar fürchteten die Herren von Horn und Arkel den gewaltigen Grafen Engelbert von Mark, der wohlgerüſtet daherzog, um das gute Recht ſeines Hauſes zu vertheidigen. Auch ließ die Herzogin Johanna von Brabant die milde Stimme ausſöhnender Vermittelung in das Kriegsgeſchrei der eiferſüchtigen Gegner erſchallen. Zuerſt gab Otto von Arkel dieſem Friedensrufe Gehör, dann trat auch Dietrich von Horn, gegen eine Geldentſchädigung, welche Adolf ihm darbot, von allen ſeinen Anſprüchen zurükk. — Mit ſeinen Brüdern hatte der neue Landesherr ſich dahin verglichen, daſſ er an Engelbert das Amt Lymers und die Hälfte des Zolles zu Büderich abtrat, und Dietrich mit der Herrſchaft Dinslakken zufriedenſtellte. Bald darauf ertheilte der Kaiſer Karl dem neuen Grafen von Klewe feierlich die Belehnung.

So war ein friſcher Zweig des abgedorrten Stammes auf klewiſchen Boden verpflanzt und wir begrüßen in dem Grafen

Adolf den Stammvater eines neuen Herrſchergeſchlechtes, das dazu beſtimmt war, alle unſere Lande in Einer Hand zu vereinigen. Adolf war, wie wir bereits früher erwähnt haben, urſprünglich dem geiſtlichen Stande gewidmet. Schon im Jahre 1348 erhielt der gräfliche Jüngling eine Domherrnſtelle zu Köln und neun Jahre ſpäter (1357) beſtieg er den Biſchofſtuhl von Münſter, kaum dreiundzwanzig Jahre alt. Nicht lange danach (1363) ernannte ihn der Pabſt, zum Erzbiſchofe von Köln. Aber der junge Erzbiſchof fand wenig Behagen an der glänzenden Würde dieſer geiſtlichen Hoheit. Das Leben der Welt voll Ritterlichkeit und Minne lokkte ihn mehr, als alle Würden der Kirche. Es kam dazu, daſſ das Erzſtift, mit drükkenden Schulden belaſtet, ſich eben in keinem anſprechenden Zuſtande befand. Zudem mochte Adolf auch damals ſchon mit hoffenden Blikken nach Klewe ſchauen, wo die kinderloſe Ehe ſeines Oheims ihm Ausſicht auf die Erbfolge verhieß und mehr als dieſes Alles trug wol der Liebe ſüße Macht dazu bei, ihm den geiſtlichen Stand zu verleiden. Margaretha, die älteste Tochter des verſtorbenen Grafen Gerhard von Berg und Ravensberg, war es, die ſein Herz bewegte. Das holde Fräulein, ſo lieblich und ſchön von Wuchs und Angeſicht und ſo rein und edel von Gemüth und Sitte, daſſ Niemand ſie ſehen mochte, ohne ſie lieb zu gewinnen, war von ihren Eltern dem Himmel geweiht. In dem Kloſter der heiligen Cäcilia zu Köln ſollte ſie den Schleier nehmen.*) Aber der Arm der Liebe hielt ſie von dieſem Schritte zurükk, der die liebliche Blume in der Stille heiliger Mauern zu begraben drohte. Adolf ſah ſie, noch ehe der verhängniſſvolle Schwur ſie der Welt entriſſen, und ſchnell war ſein Entſchluſſ gefaſſt, ſich ſelbſt der geiſtlichen Würde zu entledigen, um die Braut des Himmels zu einer Grafenbraut zu machen. — Er legte ſeinen geiſtlichen Erzhirtenſtab in die Hände des heiligen Vaters nieder und bat um ſeine Entlaſſung aus dem Dienſte der Kirche, nachdem er kaum neun Monden lang dem Erzſtifte vorgeſtanden. Zwar mit Unwillen und Tadel gewährte der

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 280.

Pabſt aber dennoch bald die dringende Bitte und ſchon im nächſten Jahre (1364) führte der beglükkte Graf die reizende Braut als ſeine Gemalin heim.*) Das Erzſtift aber entſchädigte ihn für ſeine Entſagung durch eine Summe von 55000 Schilden, die ihm in einer Friſt von fünf Jahren ſollten abgetragen werden. Bis dahin ward ihm die Stadt Berk nebſt dem dortigen Schloſſe und Zolle als Pfand überwieſen. Seine Braut aber brachte ihm das Schloſſ Kaiſerswerth, welches dennach von Jülich an die Erben Gerhards von Berg überlaſſen ſein muſſte, als Morgengabe zu.

Schon öfter haben wir im Laufe unſerer Erzählung berichtet, mit welcher Leichtigkeit geiſtliche Fürſten die Erlaubniſſ zum Rükktritte in den weltlichen Stand erhielten, und dieſe Erſcheinung müſſte uns um ſo mehr befremden, da nach den Grundſätzen der katholiſchen Kirche das Prieſtergelübde unauflöslich und die Prieſterweihe unvertilgbar iſt. Indeſſen liegen hinreichende Zeugniſſe vor, daſſ man Biſchof, ſogar Erzbiſchof werden konnte, ohne die eigentliche Prieſterweihe empfangen zu haben.**) Die höheren kirchlichen Würden wurden längſt als ein bequemes Mittel zur Verſorgung nachgeborner Söhne des hohen Adels betrachtet; Knaben erhielten Domherrenſtellen und unmündige Jünglinge den biſchöflichen Hirtenſtab. Das Heil und die Würde der Kirche kam dabei ſelten oder nie in Betracht. In ſich ſelbſt erſtarrt, genügte ihr die Beobachtung der äußern Form. Hatte ſie nur einen Biſchof, ſo durfte ſie nicht nach dem Werthe des Mannes fragen, der dieſe Würde bekleidete. Das heilige Amt galt Alles, der Menſch, der es verwaltete, kam dabei ſelten in Betracht. Ob die Hand eines Heiligen oder eines Räubers den Seegen ſpendete — gleichviel, wenn es nur die Hand eines Prieſters oder eines Biſchofs war. Solcher entſetzliche Uebelſtand war hauptſächlich durch den Reichthum und die Fülle der Kirchengüter herbeigeführt worden. Wären die Biſthümer nicht zugleich Fürſtenthümer geweſen, hätten die

---

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 280.

**) Dithmar a. a. O. S. 234. Anm. 5.

Abteien und Domſtifter nicht ein glänzendes Auskommen gewährt: ſchwerlich würden die weltlichen Großen ſich um die nakkte geiſtliche Würde beworben haben und ſchwerlich würde dann auch jemals ein Biſchof in die Lage gekommen ſein, den Krummſtab mit einem weltlichen Fürſtenhute zu vertauſchen. Jetzt aber, da die Kirchenwürden bloß als Mittel zu anſtändiger Verſorgung galten, war es natürlich, daſſ die Söhne der Grafen und Fürſten, welche dem geiſtlichen Stande geweiht wurden, ſich vor dem Prieſtergelübde ſcheuten und dasſelbe ſo lange als möglich hinausſchoben, um den Rükktritt in die Welt ſich offen zu erhalten. Und ſo findet denn auch die Erſcheinung, daſſ der heilige Stuhl ſo leicht ſeine Einwilligung zu ſolchem Rükktritte gab, hinreichende Erklärung.

Während Adolf die Zuneigung, welche ihm das Volk bewieſen, dadurch vergalt, daſſ er theils die Freiheiten und Gerechtſame der Städte erweiterte, wie in Kalkar, wo er der Bürgerſchaft die Befugniſſ ertheilte, die ſtädtiſchen Obrigkeiten fortan nach eigner Wahl zu ernennen, theils das ſtädtiſche Grundeigenthum vermehrte, wie in Klewe, wo er der Bürgerſchaft einen anſehnlichen Theil des benachbarten Waldes ſchenkte, gerieth er mit der Wittwe ſeines Vorgängers, Mathilde von Geldern, wegen ihres Leibgedinges in ernſte Zerwürfniſſ. Sei es nun, daſſ die Gräfin mehr verlangte, als ihr, nach den Beſtimmungen ihres Gemals zuſtand, oder ſei es, daſſ Adolf mit jenen Beſtimmungen unzufrieden war und dieſelben nicht anerkennen wollte: genug, es waren beſonders die Städte Linne und Orſoy, um welche ſich zwiſchen beiden Theilen ein Streit erhob, der indeſſen keine ernſtlichen Folgen herbeiführte und ſchon nach wenigen Jahren eine friedliche Ausgleichung fand.

Mittlerweile ging es in der Grafſchaft Mark nicht ſo friedlich her. Engelbert konnte nur gepanzert und mit dem Schlachtſchwerte in der Hand leben. Ungewöhnlich lange Zeit hatte friedliches Vernehmen zwiſchen unſern Grafen und dem Erzſtifte Köln gewaltet. Jetzt zog Engelbert wieder gegen dieſen alten Erbfeind zu Felde. Der erzbiſchöfliche Stuhl von Köln ſtand erledigt und der Pabſt hatte den Erzbiſchof Kuno von Trier

mit der Verwaltung desſelben beauftragt, welcher ſeinerſeits wieder einen ſeiner Verwandten, Friedrich von Saarwerden, zum Mitverweſer annahm. Aber beide Herren verdarben es mit der Stadt Köln, die über Beeinträchtigung und Bedrükkung klagte und endlich wieder zu den Waffen griff (1369). Die Stadt rief Engelbert um Beiſtand an und dieſer allzeit ſchlagfertige Ritter, der eben in keiner andern Fehde Beſchäfftigung fand, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, der läſtigen Ruhe zu entgehen. Zwar zählte das Erzſtift viele und mächtige Verbündete, unter denen auch der Herzog von Brabant ſammt den meiſten benachbarten geiſtlichen Fürſten genannt werden, aber der kriegskundige Graf von Mark verfocht mit ſo unwiderſtehlicher Tapferkeit und Gewandtheit die Sache der Stadt, daſſ Friedrich von Saarwerden, der inzwiſchen Erzbiſchof geworden war, die Hand zum Frieden bot (1370).

Kaum aus dieſer Fehde heimgekehrt, wandte ſich Engelbert gegen das Münſterland, erſtürmte die Burg Lüdinghauſen und nahm ſie für ſich in Beſitz, vielleicht um den Biſchof für ſeine Theilnahme an dem kölniſchen Kriege zu züchtigen. Unmittelbar darauf blitzte ſein Schwert wieder gegen die Stadt Dortmund (1370), und als darauf wieder ein großes Landfriedebündniſſ zu Stande kam (1370), ſo verhöhnte er dasſelbe, ungeachtet ſeines erklärten Beitritts, dadurch, daſſ er den Brüdern Hermann und Bernhard von Droſte Fehde ankündigte. Aber die bedrohten Ritter fanden an den Herren von Steinfurt, Solms und Merfeld tapfere und getreue Bundesfreunde, während auch die Biſchöfe von Münſter und von Osnabrükk für ſie rüſteten. Unvermuthet ſchloſſen die Feinde den gewaltigen Grafen in der Burg Lüdinghauſen ein, wo er wahrſcheinlich keinen Angriff vermuthet hatte. Hier ward er von den Waffen ſeiner Gegner ſo hart bedrängt, daſſ er, die Burg Preis gebend, ſich und ſeine wenigen Getreuen nur mit Mühe durch einen heimlichen Gang rettete. Die leere Feſte fiel in der Feinde Hand. Aber Engelbert erſtand furchtbarer als je aus dieſem Verluſte, da ſein glühender Muth jetzt Genugthuung für die erlittene Schmach heiſchte. Es war vergebens, daſſ die Biſchöfe von Münſter und

von Osnabrükk mit Feuer und Schwert in das merkiſche Gebiet einfielen und bis Weſthoven zu Alles verheerten: Engelbert eroberte die verlorne Feſte zurükk und rang in offener Schlacht ſeinen Gegnern einen vortheilhaften Frieden ab.*) Der Biſchof von Paderborn aber, als Marſchal von Weſtfalen, ſoll ſowol den Grafen als ſeine Gegner, wegen des offenen Landfriedebruches, zu einer Strafe von 4000 Schilden verurtheilt haben**) (1371).

Mittlerweile war auch der Herzog Wilhelm (II.) von Jülich in eine ernſte Fehde gerathen, welche hauptſächlich der Folgen wegen, die ſie herbeiführte, für unſere Geſchichte wichtig iſt. Der Urſprung dieſer Fehde iſt nicht ganz klar. Wahrſcheinlich walteten zwiſchen Wilhelm und dem Herzoge Wenzel von Luxemburg und Brabant, dem Bruder des Kaiſers, ſchon ſeit längerer Zeit mancherlei Zwiſtigkeiten ob, die nun zum gewaltſamen Ausbruche kamen, als einige brabantiſche Kaufleute, die friedlich mit ihren Waaren auf der Handelsſtraße durch Jülich zogen, hier angehalten und ausgeplündert wurden (1371). Wenzel verlangte Genugthuung und vollſtändigen Schadenerſatz für ſeine Unterthanen, aber beides wurde ihm verweigert. Da griff der Herzog zum Schwerte und unterſtützt von den Grafen Robert und Ludwig von Namur und vielen andern, theils niederländiſchen theils deutſchen Herren und Rittern, brach er mit anſehnlichen Streitkräften in das Gebiet von Jülich ein. Aber nicht ungerüſtet empfing Wilhelm den feindlichen Gaſt. Er hatte das Kriegswetter über ſeinem Haupte emporſteigen geſehn und bei Zeiten ſeine Waffenfreunde zum Beiſtande aufgerufen. Die Grafen von Naſſau, Katzenellenbogen, Wied und andere griffen für ihn zu den Waffen und vor allen zog der Herzog Eduard von Geldern mit einem zahlreichen Fähnlein zu ſeinem Beiſtande herbei. Denn Eduard grollte dem Luxemburger beſonders, weil dieſer, mit Johanna von Brabant, einer Schweſter der Gemalin des gefangenen Reinhold von Geldern, ver-

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 278.

**) Schaten S. 381.

mält, ſchon ernſtliche Verſuche gemacht hatte, ſeinen unglükklichen Schwager aus der traurigen Haft zu befreien, die bereits in das zehnte Jahr dauerte. Außerdem zog auch der junge Graf Wilhelm von Berg und Ravensberg, der inzwiſchen zum wehrhaften Jünglinge herangewachſen war, ſeinem Oheim, dem Herzog von Jülich, zu Hilfe, ſein Eifer ging ſo weit, daſſ er, um die nöthigen Koſten der Rüſtung zu beſtreiten, die Herrſchaft Blankenburg an den Grafen Engelbert von Mark verpfändete, die ſeitdem auch bei der Grafſchaft Mark verblieben zu ſein ſcheint.

Es war am 22ſten Aerndtemonds (1371), als die feindlichen Heere auf den Gefilden bei Bäsweiler zur entſcheidenden Schlacht zuſammentrafen. Lange ſchwankte die Schaale des Siegs, bis ſie ſich endlich für den Herzog Wenzel zu neigen ſchien. Aber in dieſem entſcheidenden Augenblikke wandte Eduard von Geldern mit kräftigem Arme das Geſchikk des Tages. Mit unwiderſtehlicher Gewalt drang er in die Reihen des Feindes, und der junge Graf von Berg, der in dieſer Schlacht ſeine erſte Waffenprobe ablegte, unterſtützte ihn ſo herzhaft, daſſ der Sieg ſich vollkommen für den Herzog Wilhelm von Jülich entſchied. Gegen achttauſend Todte bedekkten das blutige Gefilde und Wenzel von Luxemburg mit einer großen Menge edler Herren und Ritter, fiel lebend in die Hände der Sieger. Der Herzog Wilhelm ließ ſeinen hohen Gefangenen auf die Burg Niedekk in ſichern Verwahrſam bringen. — Aber Eduard von Geldern, der vor allen durch ſeine Heldenkraft dieſen günſtigen Erfolg herbeigeführt, überlebte nicht den Tag des glükklichen Sieges. Noch war die Blutarbeit des heißen Kampfes nicht zu Ende gebracht, als er, um Luft zu ſchöpfen, ſeinen Helm abnahm. Dieſen Augenblikk benutzte Hermann Leers, des Herzogs Knechts, um ſeinen Herrn meuchlings zu morden. Es war der Zorn gerechter Eiferſucht, der den Arm des niedern Knechtes gegen das Haupt ſeines fürſtlichen Herrn bewaffnete. Denn Eduard hatte ſträflichen Umgang mit dem ſchönen Weibe ſeines Dieners gepflogen.*) — So ereilte die Rache des Geſchikks den Herzog

*) Teſchenmacher a. a. O.

Eduard dafür, daſſ er der heiligen Bande geſpottet, die der Menſch nie ungeſtraft zerreißen darf, indem er hier den eigenen Bruder mit ungerechter Grauſamkeit im Kerker ſchmachten ließ, dort das Heiligthum der Ehe frech verletzte. Kaum ſechsunddreißig Jahre alt ſank er dahin, ein warnendes Beiſpiel für alle Fürſten, welche wähnen, die ewigen Geſetze der Natur ungeſtraft verachten zu dürfen. Sein früher Tod war um ſo härtere Strafe für ihn, als er gerade damals den freundlichſten Hoffnungen des Lebens entgegenblikkte. Denn ſchon ward im Haag zur Feier ſeiner Vermälung mit der ſchönen Katharina, der Tochter Alberts, des Herzogs von Baiern und Grafen von Holland und Seeland, gerüſtet, als der Waffenruf Wilhelms von Jülich ihn aus den Armen der weinenden Braut riſſ. — Sein Tod öffnete den Kerker ſeines Bruders Reinhold, der jetzt mit verzeihender Milde der feindſeligen Partei vergab, welche gegen ihn die Waffen geführt. Aber das lange Elend der Gefangenſchaft mit allem bittern Schmerze über ſein ungerechtes Schikkſal, hatte Reinholds Geſundheit zerſtört, und nur drei Monate lang erfreute er ſich der wiedergewonnenen Freiheit; denn ſchon am Tage der heiligen Barbara (1371) hauchte er ſein Leben aus. Mit ihm ſank der letzte männliche Spröſſling des geldernſchen Fürſtenhauſes in das Grab, und da ſeine Ehe ganz kinderlos geblieben war, ſo erhob ſich die Frage, wem das erledigte Herzogthum jetzt zufallen ſollte? — Zwei Bewerber meldeten ſich dazu, die beide das volle Recht der Erbſchaft für ſich in Anſpruch nahmen, Mathilde, die Wittwe des Grafen Johann von Klewe, welche mittlerweile zu einer neuen Ehe mit dem Grafen Johann von Kaſtell geſchritten war, die ältere Schweſter der beiden feindſeligen Brüder Reinhold und Eduard, und Maria, ihre jüngere Schweſter, die mit dem Herzoge Wilhelm von Jülich vermält, nicht ſowol für ſich, als für ihren älteſten Sohn Wilhelm, einen Knaben von acht Jahren, als Mitbewerberin auftrat. Hatte jene den Vorzug der ältern Geburt, ſo wies dieſe auf ihren männlichen Spröſſling hin, während die ältere Schweſter niemals Mutter geworden war. In Geldern erwachte raſch die Flamme des alten Parteihaſſes aus

der Aſche. Für die Gräfin Mathilde erklärte ſich die Partei von Hekker, für die Herzogin Maria und ihren Sohn das Geſchlecht von Bronkenborſt nebſt ſeinem Anhange und an eine friedliche Ausgleichung des Zwiſtes war um ſo weniger mehr zu denken, als bereits beide Parteien zu einer gewaltſamen Entſcheidung ſich rüſteten.

Die Gräfin Mathilde und ihr Gemal, Johann von Kaſtell, konnten, bei ihrer eigenen geringen Macht, nur in fremder Unterſtützung einige Hoffnung auf günſtigen Erfolg finden. Mathilde eilte daher, ihren Zwiſt mit dem Grafen von Klewe friedlich auszugleichen und nachdem ſie demſelben die Städte Emmerich, Tiel und Bommel, nebſt der Herrſchaft Mecheln in Pfand gegeben, geſtand ihr Graf Adolf nicht nur den lebenslänglichen Beſitz von Linne und Orſoy zu, ſondern verpflichtete ſich ihr auch zu gewaffneter Unterſtützung, Behufs der Erlangung des geldernſchen Erbes. Auch ſeine Brüder, den Grafen Engelbert von Mark und Dietrich von Dinslaken, ſoll er für dieſe Partei gewonnen haben und eben ſo den jungen Grafen Wilhelm von Berg.*) Indeſſen unterliegt dieſe Angabe doch einigem Zweifel. Denn abgeſehen davon, daſſ im Verlaufe des Krieges der Grafen von Mark und Berg nicht weiter gedacht wird, ſo wird uns im Gegentheile berichtet, daſſ der Herzog von Jülich, als vormundſchaftlicher Verweſer von Geldern, dem Grafen von Mark die Pfandſchaft des Amtes Liemers, eines geldernſchen Lehens, welches an Klewe gekommen und wie wir uns erinnern, vom Grafen Adolf ſeinem Bruder Engelbert überlaſſen worden war, feierlich beſtätigte, oder vielmehr, wie es ſcheint, förmlich zu Lehen gab**) (1372), was unmöglich geſchehen ſein könnte, wenn Engelbert ſich den Anſprüchen des Hauſes Jülich widerſetzt hätte. Noch unwahrſcheinlicher aber klingt es, daſſ der junge Graf von Berg, den wir eben in der Schlacht bei Bäsweiler ſo tapfer für ſeinen Oheim kämpfen ſahen, ſich den Feinden desſelben ſollte angeſchloſſen haben.

---

*) Teſchenmacher S. 518.

**) Daſ. S. 399.

Inzwiſchen drohte dem Herzoge von Jülich ernſtlichere Gefahr von einer andern Seite her.

Karl (IV.) befand ſich eben zu Koblenz (1372), als Johanna von Brabant, die Gemalin des gefangenen Herzogs Wenzel, klagend vor ihrem kaiſerlichen Schwager erſchien. Wilhelm von Jülich habe frevelhaft den Landfrieden gebrochen und halte ihren edeln Gemal, der als Reichsverweſer in dem Lande des Niederrhein, den Ruheſtörer mit Gewalt zur Ordnung zu führen beabſichtiget, alle Reichsgeſetze verhöhnend, in Haft und Gefangenſchaft. Mit tiefem Unwillen vernahm der Kaiſer dieſe Klage und zürnend wollte er ſchon die Reichsacht gegen den kekken Herzog verkündigen laſſen, als viele der verſammelten Fürſten ihn durch ihre Vorſtellungen, zu milderen Schritten bewogen. Wer verurtheilt werden ſollte, müſſte billig zuvor gehört werden — dieſer Grundſatz ſiegte und Karl lud den Herzog auf das Feſt Johanns des Täufers nach Aachen, um dort vor dem Fürſtengerichte zur Rechenſchaft zu ſtehen (1372).

Der Herzog Wilhelm ſäumte nicht, der kaiſerlichen Vorladung Folge zu leiſten, und obwol der Biſchof von Lüttich im Namen der Herzogin Johanna von Brabant als Kläger vor dem Throne des Reichsoberhauptes auftrat und auf eine Achtöerklärung drang, ſo hatte doch Karl ſeinen ſichern, klaren Blikk vollkommen wieder gewonnen, und ließ ſich durch die Schmach, die ſeinem Bruder wiederfahren war, keineswegs in ſeinem viel erprobten Grundſatze irre machen, niemals zum Schwerte der Gewalt zu greifen, wo ein friedlicher Weg bequemer und leichter zum Ziele führen konnte. Die Berichterſtatter ſind nicht einig über die Art, in welcher Karl mit dem Herzoge von Jülich unterhandelte. Doch darin ſtimmen ſie alle überein, daſſ Wilhelm den gefangenen Bruder des Kaiſers ohne Löſegeld in Freiheit geſetzt, und daſſ der Kaiſer die Anſprüche des Hauſes Jülich auf die geldernſche Erbſchaft anerkannt und beſtätigt habe. — So hatte Wilhelm aus einer Lage, die ihm Verderben drohte, ſogar noch Vortheil gezogen und er beeilte ſich, den errungenen Vortheil ſogleich geltend zu machen. Denn unmittelbar von der Fürſtenverſammlung zu Aachen begab er ſich

nach Geldern, um hier, im Namen ſeines unmündigen Sohnes, die Huldigung der Stände zu empfangen, und dieſen, in altherkömmlicher Weiſe, ihre Rechte und Freiheiten zu beſtätigen. Freilich war es nur ein Theil der geldernſchen Vaſallen und Lehenträger, die ihm den Eid der Treue leiſteten; denn die hekkerſche Partei, die ſich für Mathilde erklärt, ließ ſich auf keine Weiſe von ihrem Widerſtande abbringen. Dennoch aber war dadurch ein feſterer Boden in dieſer ſchwankenden Angelegenheit gewonnen und Wilhelm konnte jedenfalls in dem bevorſtehenden Kampfe mit größerer Sicherheit auftreten.

Die erhobenen Schwerter wurden jetzt nicht länger gehalten, und der Kampf begann. Der Graf von Klewe verfocht mit Tapferkeit und Einſicht die Sache, die er vertheidigte und mehr als fünf Jahre vergingen, ehe der Streit entſchieden ward. Schrekklich litt Geldern unter der blutigen Geißel des Bürgerkrieges. Städte wurden erobert und wieder entriſſen, Schlachten heute gewonnen, morgen verloren. Mathildens Gemal, Johann von Caſtell, ſtarb hin, noch ehe ein Ende des Krieges abzuſehen war (1374); offenbar aber war dieſer Todesfall ein Gewinn für die jülichſche Partei. Denn Mathilde, die in drei Ehen unfruchtbar geblieben — bevor Johann von Klewe ſich mit ihr vermälte, war ſie ſchon Wittwe des Grafen Gottfried von Loß — gab keine Ausſicht, daſſ ſie in einem vierten Ehebette mit Nachkommenſchaft geſegnet werden dürfte. Welchen Gewinn hatte nun Geldern davon, eine Frau zur Landesfürſtin anzunehmen, nach deren Tode unfehlbar neue Spaltungen über die Erbfolge entſtehen muſſten? — Deſſenungeachtet ſetzte die hekkerſche Partei den Kampf mit ſcheinbarem Eifer noch immer beharrlich fort. Als aber Wilhelm, der Sohn des Herzogs von Jülich, ein Alter von vierzehn Jahren erreicht hatte, gürtete der Vater dem kräftigen, heldenmüthigen Knaben das Schwert um und ſandte ihn an der Spitze eines Heerhaufens nach Geldern, um jetzt mit eigener Hand den Herzogſtuhl zu erkämpfen. Bei Kalkar ſuchte der junge Held ſeine Feinde auf und ſchlug ſie ſo entſcheidend, daſſ die hekkerſche Partei ſeitdem nicht mehr aufkommen konnte und die Gräfin Mathilde ihre

Sache verloren geben muſſte (1377). Der erfreute Vater ertheilte dem heimkehrenden Sieger mit eigener Hand den Ritterſchlag und vermälte ihn noch in demſelben Jahre mit Katharina, der nachgelaſſenen Braut Eduards von Geldern. Auch der Kaiſer ertheilte dem jungen Fürſten jetzt feierlich die Lehen über das Land, das er mit ſeines Armes Kraft gewonnen. Die Gräfin Mathilde aber nahm gern die Vermittelung Adolfs von Klewe an und verzichtete, gegen eine Geldentſchädigung, förmlich auf alle ihre Anſprüche an Geldern (1378).

In demſelben Jahre (1378), als in ſolcher Weiſe dieſe lange Fehde ausgeglichen ward, ſank der Kaiſer Karl (IV.) in das Grab und hinterließ die Reichskrone ſeinem älteſten Sohne, Wenzel von Böhmen.

Während deſſen trug der Graf Engelbert von der Mark, in gewohnter Weiſe, ſein kampfbereites Schwert bald hier bald dorthin. Es ſind Fehden ohne alle Bedeutung, in denen der raſtloſe Held ſich umhertaumelte, und die Geſchichte verliert nichts daran, wenn wir ſie gänzlich mit Stillſchweigen übergehen. Nur deſſen ſei erwähnt, daſſ er auch mit Friedrich von Saarwerden, dem Erzbiſchofe von Köln, abermals hart aneinander gerieth. Der eigentliche Grund dieſes Zerwürfniſſes ſcheint in verſchiedenen gegenſeitigen Anſprüchen und Beſchwerden gelegen zu haben, die ſich theils auf ſtreitige Rechte und Beſitzungen, theils auf wirkliche oder vermeinte Beeinträchtigungen bezogen, welche einer dem andern zur Laſt legte. Veranlaſſung zum offenen Ausbruche aber gab wiederum die Stadt Köln, die ihre Freiheiten und Rechte aufs Neue vom Erzbiſchofe bedroht glaubte und deſſhalb ihre eigenen Obrigkeiten, welche des Einverſtändniſſes mit dem Kirchenfürſten verdächtig waren, abſetzte und verjagte. — Der erzürnte Erzbiſchof ſchleuderte den Bann gegen die empörte Stadt und wuſſte auch vom Könige Wenzel die Reichsacht gegen ſie zu erwirken. Die muthigen Bürger aber ließen ſich dadurch nicht ſchrekken. Sie riefen die Grafen von Mark und von Klewe zu ihrem Beiſtande auf und die beiden ritterlichen Herren griffen ſofort zum Schwerte.

Denn auch Adolf von Klewe war, wie es ſcheint, wegen des Zolles zu Kaiſerswerth, mit dem Erzbiſchofe in Miſſhelligkeiten gerathen. Der Muth der Bürger und der kräftige Beiſtand der beiden kriegskundigen Grafen machte dem Erzbiſchofe viel zu ſchaffen und es gelang ihm ſo wenig den kühnen Trotz der Stadt Köln zu bezwingen, daſſ er vielmehr große Mühe hatte, ſeine getreuen Städte vor der Macht des Feindes zu ſchützen. Auch fruchtete es wenig, daſſ er mit Feuer und Schwert in das märkiſche Gebiet einfiel: Graf Engelbert übte furchtbare Vergeltung. Da zog der junge König Wenzel an den Rhein, um zu Aachen die Krone zu empfangen (1378). Ihm klagte der Erzbiſchof ſeine Noth und Wenzel, leidenſchaftlich und heftig wie er war, führte ſein ſchwaches Heer ſelbſt vor Köln, vermeinend vor ſeinem kaiſerlichen Arme werde die hartnäckige Stadt ſich demüthig beugen. Doch er hatte ſich arg verrechnet. Es war umſonſt, daſſ er die Bürger mit Feuerpfeilen ängſtigte. Sie ſpotteten nur ſeiner Schwäche und als er endlich beſchämt abziehen muſſte, eilten ſie ihm nach und ſchloſſen ihn ſogar in Bonn ein. Jetzt muſſten mildere Mittel verſucht werden und dieſe ſchlugen nicht fehl. Nachdem Wenzel in Aachen die Krönung erlangt hatte, öffnete ihm Köln die Thore und huldigte dem neuen Herrn. Der Zwiſt mit dem Erzbiſchofe aber dauerte noch fort und auch der Herzog von Jülich trat auf die Seite ſeiner Gegner. Erſt drei Jahre ſpäter (1381) kam es zu einem friedlichen Vergleiche zwiſchen dem Kirchenfürſten und dem Grafen Engelbert, dem wahrſcheinlich auch der Graf von Klewe und der Herzog von Jülich beitraten. — Aber der Friede, wenigſtens mit Klewe, war nicht von Beſtand. Der Erzbiſchof, unter dem Vorwande als ſei von dem klewiſchen Schloſſe Diek aus, ihm mancherlei Schaden zugefügt, *) zog plötzlich vor dieſe Feſte, erſtürmte und zerſtörte ſie und ließ das Gebiet umher die Schwere ſeines Armes empfinden. Graf Adolf war flugs zur Vergeltung bereit und ſein Bruder Engelbert ſtand ihm wieder rüſtig zur Seite. Da ſah ſich der Kirchenfürſt abermals ge-

*) Dithmar (bei Teſchenmacher) a. a. O. S. 283. Anmerkung 5.

zwungen, der weitgeprieſenen Tapferkeit des edeln Grafenpaares nachzugeben und ſich die Friedensvermittelung benachbarter Fürſten gefallen zu laſſen. Doch nur gegen bedeutende Opfer gewährte ihm Graf Adolf den Frieden. Der Erzbiſchof muſſte ihm für den erlittenen Kriegsſchaden, eine anſehnliche Entſchädigung zahlen und außerdem noch jährlich eine nicht geringe Summe aus dem Zolle zu Kaiſerswerth und zwölf Fuder Wein zugeſtehen (1383).

Mittlerweile war auch der Graf Wilhelm von Berg und Ravensberg feierlich in die Zahl der deutſchen Reichsfürſten aufgenommen worden. Es geſchah auf einer Fürſtenverſammlung zu Aachen am 23ſten Blütenmondes 1380, daſſ der König Wenzel ihn, unter Zuſtimmung der angeſehenſten Fürſten des Reiches, mit der Herzogwürde ſchmükkte. Es ſei dieſes wegen der Verdienſte und der Treue geſchehen, welche Wilhelm dem Reiche bewieſen, verſichert die königliche Urkunde. Sollte dieſe Verſicherung etwas mehr ſein, als eine bloße Redensart, um doch einen ſcheinbaren Grund für die Erhebung des Grafen anzuführen, ſo wäre es herzlich zu bedauern, daſſ die Geſchichte es vergeſſen hat, uns die Verdienſte zu melden, die der Graf ſich um das Vaterland erworben. Denn wir erfahren bis zu dieſem Zeitpunkte ſeiner Herrſchaft in der That nichts weiter von ihm, als daſſ er ſich, dem Geiſte ſeiner Zeit folgend, in einigen höchſt unbedeutenden Fehden, theils mit dem Biſchofe von Münſter, theils mit dem Grafen Simon von der Lippe umhergetummelt habe. Die letztere war indeſſen dadurch von einiger Wichtigkeit, daſſ der Graf von der Lippe in Wilhelms Gefangenſchaft gerieth und ſeine Freiheit nur gegen ein Löſegeld von achttauſend Mark reinen Silbers wieder erhielt (1371). Engelbert von Mark hatte dieſe Uebereinkunft vermittelt, und dem gefangenen Grafen, der das große Löſegeld nicht aufzubringen vermochte, die Summe vorgeſtrekkt, wofür er die Hälfte von Lippſtadt in Pfand erhielt.*) Wären aber dieſe Fehden auch von ungleich wichtigeren Folgen geweſen, ſo dürften ſie doch in

---

*) Dithmar a. a. O. S. 446. Anmerk. 10.

keiner Weiſe als Verdienſt um das Reich geltend gemacht werden. Der eigentliche Grund zur Erhebung Wilhelms ſcheint vielmehr darin beruht zu haben, daſſ er, als der rechtmäßige Erbe ſeines Vaters Gerhard, welchem, als dem älteſten Sohne des erſten Herzogs von Jülich unbeſtritten die Nachfolge in dieſer Würde gebührte, ſowol auf das Land Jülich, als auch auf die Herzogtitel die begründeteſten Anſprüche erheben durfte. Wahrſcheinlich wurde nun die herzogliche Würde auch auf das bergiſche Land übertragen, um ihn für dieſe Anſprüche, die er gegen ſeinen Oheim, Wilhelm (II.) von Jülich, nicht geltend machen wollte, einigermaßen zu entſchädigen. Im Uebrigen war dieſe Erhebung um ſo weniger von bedeutenden Folgen, da ſchon nach dreiundvierzig Jahren die jülichſchen und bergiſchen Lande in Eins zuſammenſchmolzen.

Doch wir wenden uns zu dem ritterlichen Brüderpaare der Grafen von Mark und von Klewe zurükk, deren kriegeriſche Thaten beinahe das Einzige ſind, was ſich auf dem dürren Felde jener Zeitgeſchichte den Blikken des Betrachters darbietet.

Schon öfter fanden wir den tapfern Grafen Engelbert in ernſtliche Händel mit der Stadt Dortmund verwikkelt. Denn wie oft auch feierliche Verträge beſchworen und alle Verſprechen erneuert wurden, ja, wie oft auch Herren und Städte freiwillig zu Landfriedebündniſſen zuſammentraten und aller Fehde gegen einander zu entſagen verhießen; ſo ſchien dennoch in jedem Vertrage ſchon der Keim eines neuen Zerwürfniſſes zu liegen und jeder Friede den Brennſtoff künftiger Fehde nicht zu beſeitigen, ſondern vielmehr anzuhäufen. Graf Engelberts ſtolzes, ritterliches Gemüth mochte in keiner Weiſe die Anmaßungen ertragen, mit welchen die trotzigen Bürger die Rechte zu ſchmälern ſuchten, die ihm als Inhaber des Reichshofes über die Stadt zuſtanden. Vor allem ſcheint wegen der Ausübung der höheren und peinlichen Gerichtsbarkeit Zerwürfniſſ und Streit obgewaltet zu haben. Wenigſtens macht der Graf, in ſeiner Beſchwerde gegen die Stadt, es beſonders geltend, daſſ ſie, ohne ſein Vorwiſſen und ohne Anzeige, freie Männer theils hingerichtet, theils in das Gefängniſſ geworfen habe, und dieß hauptſächlich um ihm

zu trotzen. Auch außerdem hatte ſich Dortmund mancher Beleidigung und Ungerechtigkeit gegen den Grafen und ſeine Unterthanen zu Schulden kommen laſſen. Aber das Maß wurde voll, als der Rath es wagte, auch an Dienſtmannen und Lehenleuten des Grafen das Todesurtheil zu vollſtrekken. In den Reichshof zu Dortmund hatte Engelbert einen Burggrafen eingeſetzt, der hier an ſeiner Statt ſchalten und walten ſollte. Konrad, der Sohn dieſes Burggrafen, mochte der Stadt vielleicht vielfach läſtig gefallen ſein — denn die nähern Umſtände ſind uns unbekannt — und die trotzigen Bürger ſäumten nicht, ſich ſelber Recht zu nehmen. Sie bemächtigten ſich des jungen Ritters und ließen ihn enthaupten. Gewiſſ hatte Engelbert nicht Unrecht, wenn er klagte, „die zu Dortmund hätten die blutige That verübt, bloß um ſein, des Grafen, Recht, zu kränken und ihren Uebermuth zu beweiſen." — Denn der Haſſ gegen den Grafen war groß und allgemein in der Stadt. Hatte man doch ſogar ein Spott- und Schmähgedicht gegen ihn verfaſſt, das mit dem größten Jubel aufgenommen und ſo oft und viel wiederholt ward, bis es dem Grafen ſelbſt zu Ohren kam. „Graf Engelbert von der Marke" — heißt es darin — „macht ſich mit fremdem Gute ſtarke — — — er thut zu den Vogeln ins Neſt gripen, fragt nicht ob ſie ſchreien, ob piepen — — Ein Verräther iſt er im Grunde, ein heiliger Engel mit dem Munde; er wollte gern zwier verrathen haben Dortmunde, aber Gottes Barmherzigkeit es ihm nicht gunnte — — Er hat ſein Land mit Rauben bekommen — — In ſeinem Herzen ſtekkt eitel Schelmerei, ſeine alte Haut iſt voll Büberei" — u. ſ. f. — Nach ſolchen Vorgängen blieb dem Grafen wol kaum etwas anderes übrig, als zum Schwerte zu greifen, und er fand eine Menge von Freunden und Bundesgenoſſen, die ihm ihre Arme antrugen, um den zügelloſen Uebermuth der trotzigen Stadt bändigen zu helfen. Es waren der Biſchof von Münſter, die Grafen von Teklenburg, von Schaumburg, von Rietberg und viele andere, unter denen auch der Herzog Otto von Braunſchweig genannt wird, die ſich mit ihm zum Zuge gegen Dortmund vereinigten. Und es war wol weder allein noch hauptſächlich der Gedanke, Engelberts ge-

kränkte Rechte zu verfechten oder die Schmach des Grafen zu rächen, was die Arme dieſer Herren gegen Dortmund bewaffnete, ſondern der blühende Wohlſtand und die Unabhängigkeit der Stadt reizte hier die beutegierige Habſucht, dort die Eiferſucht des Herrenſtolzes, der nur Unterthanen und Knechte, aber keine Freiheit neben ſich' dulden wollte. — Galt es in jenen Zeiten einen Zug gegen eine freie und mächtige Stadt, dann ließen oft erbitterte Feinde ihre bisherige Fehde ruhen, um hier in Gemeinſchaft zu fechten und die Eiferſucht zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Herren verſtummte, um dem gemeinſamen Grolle gegen die Bürgerfreiheit Luft zu machen. — Wir erinnern nur an jenes furchtbare Kriegsgewitter, welches der Markgraf Waldemar von Brandenburg gegen Roſtokk heraufbeſchwur, und an manchen ähnlichen Kampf, den die Geſchichte uns bereits vor Augen führte. Auch jetzt zeigte es ſich wieder, daſſ ſelbſt die heftigſten Feinde für einige Zeit ſich verſöhnten und Bundesfreundſchaft ſchloſſen, um mit vereinter Kraft Dortmunds Freiheit niederzuwerfen. Es war der Erzbiſchof von Köln, Friedrich von Saarwerden, der ſeinen alten Groll gegen Engelbert bei Seite ſetzte und die Gelegenheit willkommen hieß, in Gemeinſchaft mit dem tapfern Grafen gegen Dortmund das Schwert zu ziehen. Was ihn zu ſolcher feindſeligen Geſinnung gegen jene Stadt bewog, hatte ſeinen beſondern Grund. Er behauptete nämlich, daſſ ihm die Stadt Dortmund vom Kaiſer Karl (IV.) verpfändet worden ſei und bewies ſeine Anſprüche durch Urkunde und Siegel. Welch eine Bewandtniſſ es mit dieſer Verpfändung haben mochte, iſt nicht ganz unzweifelhaft. Wahrſcheinlich hatte ſich der Erzbiſchof die Stadt Dortmund als Preis für ſeine Zuſtimmung zu Wenzels Königswahl ausbedungen und Karl (IV.), der ſparſamſte und umſichtigſte Wirth in Beziehung auf ſeine Erbgüter, iſt dennoch durch die gewiſſenloſeſte Verſchleuderung des Reichsgutes, wo es darauf ankam Vortheile für ſeine Hausmacht zu erkaufen, in der Geſchichte des deutſchen Reiches berüchtigt genug. So mochte es denn auch mit der Verpfändung Dortmunds an den Erzbiſchof von Köln vollkommene Richtigkeit haben. Aber was fragte die muthige und blühende Stadt nach

einer ſolchen Verpfändung? So lange ſie noch ſtreitbare Männer und Waffen beſaß, machte ihr kein Pergament bange, durch welches das Reichsoberhaupt ihre uralte Freiheit verrätheriſch verhandelt hatte. Auch ſcheint der Erzbiſchof ſeine Anſprüche bisher kaum geltend gemacht zu haben. Wenigſtens erfahren wir nichts davon. Jetzt aber zeigte ſich dem Kirchenfürſten eine Gelegenheit, die ſo günſtig kaum wiederkehren durfte und der Graf Engelbert ſah es gewiſſ nicht ungern, einen ſo mächtigen Bundesgenoſſen zu gewinnen. Wie die beiden Herren ſich vertragen hätten, wenn es ihnen gelungen wäre Dortmund zu erobern, das iſt eine Frage, die wahrſcheinlich jeder von ihnen ſich auf eine ar.dre Weiſe beantwortete. Denn wer könnte zweifeln, daſſ jeder von ihnen die eroberte Stadt für ſich allein zu behalten und den läſtigen Bundesgenoſſen auf irgend eine Weiſe daraus zu ve.treiben gedachte? — Allein das Geſchikk des Krieges vereitelte alle ſolche Anſchläge.

Der kölniſche Kirchenfürſt ſetzte gewaltige Mittel in Bewegung, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Die Erzbiſchöfe von Mainz und von Trier, die Biſchöfe von Regensburg, Bamberg Paderborn, Osnabrükk, die Herzoge von Baiern, von Jülich und von Berg, ſowie eine große Menge von Grafen und Rittern hatten ihm Beiſtand und Bundeshilfe verheißen. Indeſſen ſcheint dieſes furchtbare Bündniſſ nur dem kleineren Theile nach, zum wirklichen Vollzuge gekommen zu ſein und wol nur die wenigſten oder vielleicht kaum einer von den genannten Fürſten, legten ſelbſt die Rüſtung an, um gegen Dortmund zu ziehen. Wie dem aber auch ſei, ſo war die Macht, welche im Ausgange des Winters 1388 vor Dortmunds Mauern erſchien, immer bedeutend genug, um den Muth und die Heldenkraft der Bürger auf eine gefährliche Probe zu ſtellen. Hier, auf der Nordſeite der Stadt bei der „Landwehr“, wehte des Erzbiſchofs Banner, dort, bei Dorſtefeld, lagerte der Graf von Mark. Beide befeſtigten ihre Stellung mit allem Ernſte der damaligen Kriegskunſt. Der Kirchenfürſt führte an ſeiner Seite eine Gegenfeſte auf, die er die Rovenburg nannte, der Graf ſchuf eine Mühle zur Wehrburg um und bald begrüßte der Knall der Donner-

büchſen die Belagerten. Aber Dortmunds Bürger, von einigen Rittern des Münſterlandes unterſtützt, unter denen die Namen der edeln Herren Bernhard und Sander von Droſte zu Viſchering, Bitter von Raisfeld, Sweden von der Schulenburg u. a. hervorglänzen, ließen ſich durch des Feindes Uebermacht nicht ſchrekken und erwiderten kräftig den eiſernen Gruß. Vergebens boten die Belagerer Alles auf, was kühner Muth und geübte Kraft vermochten, um die Stadt zu bezwingen: auch nicht eines Fußes breit Raum konnten ſie ihr abgewinnen. Oft stürmten die muthigen Bürger zum offenen Kampfe heraus und faſt immer kehrten ſie mit Beute und Gefangenen heim. Schon Monden lang hatte die Belagerung gedauert und hunderte von mächtigen Steinkugeln waren in die Stadt geſchoſſen worden, ohne irgend beträchtlichen Schaden anzurichten. Dennoch würde der Muth der Freiheit ſich vielleicht endlich vor der Uebermacht haben beugen müſſen, wenn nicht das Schikkſal ſelbſt für die bedrohte Stadt aufgetreten wäre.

Es kam nämlich dem Erzbiſchofe die Kunde zu, die Gräfin Mathilde ſei geſtorben, jene Frau, die wir ſchon aus ihren Erbſtreitigkeiten mit dem Grafen Adolf von Klewe kennen und die ſpäterhin bei dem geldernſchen Erbfolgeſtreite eine ſo bedeutende Rolle ſpielte. Wir erinnern uns, daſſ der Graf Adolf ihr den lebenslänglichen Beſitz der Städte Linn und Orſoy zugeſtanden hatte, mit der ausdrükklichen Bedingung, daſſ beide nach ihrem Tode wieder an Klewe zurükkfallen ſollten. Kraft dieſes Vertrages ſtand der Gräfin durchaus nicht das Recht zu, die genannten Ortſchaften zu verpfänden oder zu veräußern. Wenigſtens hätte ſie zu einem ſolchen Schritte die Genehmigung des Grafen von Klewe einholen müſſen. Deſſen ungeachtet hatte ſie, Linn und Orſoy, ohne Vorwiſſen Adolfs, für eine namhafte Summe an den Herren Heinrich von Strünkede verpfändet und dieſer hatte wieder ſeine Pfandſchaft dem Erzbiſchofe Friedrich von Köln überlaſſen. Als nun die Gräfin Mathilde zu Huiſſen in Holland ihre Tage beſchloſſen (1388), da foderte Adolf von Klewe die beiden Städte zurükk, als ſein rechtmäßiges Eigenthum. Aber der Erzbiſchof war nicht geneigt, ein Beſitzthum

aufzugeben, das ihm in jeder Hinſicht ſo wohl gelegen und namentlich für ſeinen Zoll zu Kaiſerswerth von erheblicher Bedeutung war.*) Kaum vernahm er alſo im Lager vor Dortmund, daſſ Adolf von Klewe ſich rüſte, um Linn und Orſoy wenn nicht anders, ſo mit Waffengewalt, wiederzugewinnen, ſo brach er ſchnell mit einem Theile ſeines Heeres auf, um ſeine Anſprüche gegen den Grafen zu verfechten. Der kräftige Widerſtand, welchen Dortmund ſeinen Anſtrengungen entgegenſetzte, hatte ihn wol überzeugt, daſſ hier der Ausgang zweifelhaft ſei und in jedem Falle noch in weiter Ferne liege. Leicht konnte er dort verlieren, was er hier zu gewinnen hoffte, und überhaupt ſchien es klüger, ein Beſitzthum zu ſchützen, das ſich bereits in ſeinen Händen befand, als Kraft und Zeit an eine Belagerung zu verſchwenden, während welcher der tapfre Graf von Klewe vollkommen freie Hand behielt. — Aber auch Engelbert hatte keine Luſt, vor Dortmunds Mauern im mühſeligen und ermüdenden Kampfe länger zu verweilen. Ueberdieß rief ihn ſein Bruder zum Beiſtande auf. Und ſo zogen denn in der Mitte des Sommers (1388) die beiden feindſeligen Bundesgenoſſen, jeder voll Groll und Argwohn gegen den andern, von dannen. Dennoch wollten ſie das gemeinſam begonnene Werk nicht gänzlich aufgeben, ſondern ließen einen Theil ihrer Schaaren vor Dortmund, um die Belagerung fortzuſetzen.

War aber wenig geſchehen, als die Fürſten ſelbſt die Belagerung leiteten, ſo ließ ſich noch weniger erwarten, nachdem ſie den Oberbefehl Andern anvertraut hatten. Beinahe täglich verhöhnten die Bürger von Dortmund das ſchwache Belagerungsheer durch kühne Ausfälle, verheerten und plünderten die Umgegend und ſchienen in keiner Weiſe die Belagerten, ſondern die Belagerer. Trotz dem konnte es nicht fehlen, daſſ ihnen mit der Zeit der Krieg zur ſchweren Laſt wurde. Ihr Handel lag darnieder, die Gewerbe ſtokkten und mancher wakkere Mann hatte bereits für die heimiſchen Mauern ſein Leben ausgeblutet. Längſt hatten ſie nach Frieden verlangt und faſt ſeit dem Beginne der

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 283.

Fehde unterhielten ſie am Königshofe zu Prag einen Abgeſandten, der das Oberhaupt des Reiches mit Klagen gegen den Erzbiſchof und den Grafen von Mark und mit dringenden Bitten um Abhilfe des Nothſtandes der Stadt beſtürmte. Aber es verging ein volles Jahr, bevor der König Wenzel ernſtlich in dieſer Sache einſchritt und einen Befehl an die Fürſten erließ, „die gute Stadt Dortmund nicht länger zu beſchädigen." — Der kaiſerliche Befehl würde vielleicht unter andern Umſtänden wenig beachtet worden ſein. Jetzt aber wünſchte man von allen Seiten ſich des langwierigen, läſtigen Handels entledigt zu ſehen und es wurden ſofort Friedensunterhandlungen angeknüpft. Dieſe dauerten indeſſen beinahe ſo lange, als die Fehde ſelbſt. Denn erſt im Reifmonde des Jahres 1389, nachdem die Waffen bereits länger als ein halbes Jahr geraſtet hatten, kam der Vertrag wirklich zu Stande. Sowol der Erzbiſchof von Köln als der Graf von Mark ließen ſich durch Geldentſchädigungen befriedigen, die aber wol kaum hinreichen mochten, den erlittenen Schaden und die Koſten der langen Fehde zu vergüten. Ungekränkt an Freiheit und mit vermehrtem Ruhme ging Dortmund aus dieſer Fehde hervor, ein abermaliges Beiſpiel, wie leicht es in jener Zeit, wo die furchtbare Kunſt der Belagerung noch in ihrer Kindheit lag, dem entſchloſſenen Muthe tapferer Bürger gelang, ihre Unabhängigkeit ſiegreich zu vertheidigen.

Während man hier Frieden ſchloſſ, war die Fehde zwiſchen Klewe und dem Erzbiſchof bereits in vollem Brande, und die, welche kaum als Bundesfreunde und Waffengenoſſen gegen Dortmund geſtanden, wandten jetzt ihre Schwerter gegeneinander. Auf Seiten Adolfs, des Grafen von Klewe, ſtanden, außer ſeinen Brüdern Engelbert und Dietrich, die Grafen von Teklenburg, Rietberg und Lüdinghauſen. Auch ſcheint der Herzog Wilhelm von Berg für ihn geweſen zu ſein. Friedrich von Saarwerden, der Erzbiſchof von Köln dagegen, hatte die geiſtlichen Fürſten Weſtfalens, die Biſchöfe von Münſter, von Osnabrükk und von Paderborn für ſich gewonnen und außerdem hatte ſein Neffe Friedrich, Graf von Mörs, das Schwert für ihn gezogen. Während dieſer durch einen Einbruch in das bergiſche

Gebiet den Herzog Wilhelm beſchäfftigte, gedachten die weſtfäliſchen Biſchöfe mit vereinter Macht den Grafen Engelbert zu demüthigen und fielen plündernd und verheerend ſein Land an. Aber Engelberts mächtiger Arm verſcheuchte bald die ungebetenen Gäſte, folgte darauf den Feinden in das Münſterland und übte furchtbare Vergeltung. Dann drang er in des Erzbiſchofs weſtfäliſche Beſitzungen, erſtürmte die Burg Loen; eroberte und plünderte die Städte Söſt und Werl. Da wurde den geiſtlichen Herren vor dem gewaltigen Grafen bange, und ſie eilten, mit dem gefürchteten Gegner ſich zu verſöhnen (1390).

Welchen Gang mittlerweile der Kampf zwiſchen den Hauptparteien, dem Erzbiſchofe von Köln und dem Grafen von Klewe, genommen habe, wird uns nicht berichtet. Doch erfahren wir, daſſ Adolf in demſelben Jahre, als ſein tapfrer Bruder die weſtfäliſchen Biſchöfe zum Frieden zwang, von einigen Fiſchern aus der Stadt Rees gefangen worden ſei. Der Graf wollte, wie die Sage geht,*) eine ſchöne Nonne zu Elten beſuchen, die ihm ihr Herz geſchenkt, und glitt auf leichtem Nachen den Rheinſtrom hinab. Doch Fiſcher aus Rees, das damals noch dem Erzſtifte zugehörte, bemerkten ihn und bemächtigten ſich ſeiner, der in ſüße Träume verſunken, an keine Gefahr gedacht zu haben ſcheint. So war die Ehre des Kloſters für dieſes Mal gerettet und der Graf büßte in trauriger Gefangenſchaft ſein frevelhaftes Beginnen. Doch kaum erfuhr Engelbert ſeines Bruders Geſchikk, als er ſofort die klewiſchen Lehenleute zu den Waffen rief und vereint mit ſeinem jüngſten Bruder, Dietrich von Dinslaken, und Adolf, dem älteſten Sohne des Grafen von Klewe, die Freilaſſung des Gefangenen von der Stadt Rees erzwang.**) Die Fehde, durch dieſe Vorgänge durchaus zu keiner Entſcheidung gebracht, ſchien ſich weit in die Länge ziehen zu wollen. Das mochte Engelberts feuriger Sinn nicht ertragen und er beſchloſſ, durch eine kühne That, den Erzbiſchof zum Frieden zu zwingen. Es war im Jahre 1391, als er mit einer

*) Hoppius S. 88.

**) Teſchenmacher a. a. O. S. 284.

auserleſenen Schaar in das Erzſtift einbrach und neun Nächte lang ſo furchtbar mit Feuer und Schwert darin hauſte, daſſ der Weheruf der Unterthanen des Erzbiſchofs den hartnäkkigen Kirchenfürſten endlich zur Nachgiebigkeit bewog. Es wurden Unterhandlungen angeknüpft, die im nächſten Jahre (1392) zu einem vollkommenen Vertrage führten, der am 2ten Blütemonds abgeſchloſſen ward.

Dem Erzbiſchofe wurde der Beſitz von Linn für eine Summe von 70000 rheiniſchen Gulden zugeſtanden. Dagegen verzichtete er auf Orſoy und trat überdieß die Stadt Rees nebſt dem Gebiete von Aspel, ſowie den Flekken Schwelm, das Dorf Hagen und die Hälfte des Gerichtes von Kofbuchheim für 75000 rheiniſche Gulden an den Grafen von Klewe ab. Eine Vermälung zwiſchen des Erzbiſchofs Neffen, dem Grafen Friedrich von Mörs und Engelberta, einer Tochter Adolfs von Klewe, ſollte dieſem Frieden noch größere Bürgſchaft gewähren und der Kirchenfürſt verſtand ſich dazu, ſofort 13000 Gulden zur Ausſteuer des jungen Paares einzuzahlen, während er für die übrige Schuldſumme dem Grafen Adolf die Hälfte der Stadt Xanten in Pfand gab.

Dieſen höchſt günſtigen Ausgang der Fehde verdankte der Graf von Klewe vor allen ſeinem tapfern Bruder, Engelbert von Mark. Wir haben damit zugleich die letzten kriegeriſchen Thaten dieſes ritterlichen Herren berichtet, der ſein ganzes Leben über, das Schlachtſchwert nicht aus den Händen ließ. Seine letzten Jahre wurden noch durch eine Empörung der märkiſchen Landesritterſchaft, die — man weiß nicht, aus welchen Gründen, — ſich gegen ihren tapfern Lehenherren erhob, verbittert und geſtört (1390). Die ganze Begebenheit iſt von den alten Geſchichtſchreibern nur höchſt flüchtig und kärglich angedeutet und bis es vielleicht der Forſchung gelungen ſein wird, aus unbeachtet gebliebenen Urkunden ein helleres Licht darüber zu verbreiten, müſſen wir uns mit der dürftigen Angabe begnügen, daſſ Engelbert den Aufſtand nur mit Mühe vor ſeinem Tode noch gedämpft habe.*)

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 279.

Der tapfere Graf, deſſen Bild, gleich einem ehernen Standbilde auf dem Grabe der Vorzeit, in den Hallen der Geſchichte ſteht, erkrankte in ſeinem einundſechzigſten Jahre auf dem märkiſchen Amte Wetter. Die herbeigerufenen Aerzte erklärten ſeinen Zuſtand für rettunglos und der unbeſiegte Held rüſtete ſich, als frommer Chriſt zu ſterben. Mit vieler Andacht empfing er das Abendmahl und die letzte Oelung. Kaum aber war er auf ſolche Weiſe der Gnade des Himmels gewiſſ, als ſein Geiſt wieder lebhaft zu den irdiſchen Dingen zurükkehrte. „Wenn ich geſtorben bin“ — ſo ſprach er zu ſeinen Freunden — „ſo bringt meinen Leichnam gen Brondenburg zu der Aſche meiner Väter. Doch rüſtet euch zu dieſem Zuge und haltet euch wohl zuſammen, als ging' es zur Fehde, damit ihr Widerſtand thun möget, wenn meine Feinde den Leichenzug ſtören wollten. Dann pflanzet mein Banner auf meinen Sarg und ſetzet euch tapfer zur Wehre!“ — So ſtarb Engelbert von Mark am Tage des Apoſtel Thomas (21ſten Chriſtmonds 1391). Sein Auftrag wurde pünktlich und getreu vollzogen und wie er gepanzert gelebt hatte, ſo ward er auch kriegeriſch zur Ruhe des Grabes gebracht. — Keine Kinder überlebten ihn — denn ſeine Ehe mit Richarde von Jülich war unfruchtbar geblieben — und die Grafſchaft Mark fiel, nach dem Rechte der Erbſchaft, an ſeinen Bruder, den Grafen Adolf von Klewe. Dieſer aber übergab ſie ſeinem zweiten Sohne Dietrich, in der Hoffnung, einen neuen Stamm ſeines edeln Geſchlechtes dort zu begründen. Vielleicht erhielt auch Dietrich von Dinslaken, Engelberts und Adolfs jüngſter Bruder, einen Antheil aus der märkiſchen Erbſchaft. Wenigſtens fände die Angabe der alten Geſchichtſchreiber, die ihn gleichfalls in der Zahl der regierenden Grafen von Mark aufführen,*) in ſolcher Weiſe am leichteſten eine genügende Erklärung. Indeſſen iſt die Sache von keiner Bedeutung, da auch Dietrich von Dinslaken kinderlos ſtarb (1406) und ſeine geſammten Beſitzungen an das klewiſche Grafenhaus zurükfielen.

---

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 279.

Das Leben des Grafen Adolf von Klewe, obgleich auch nicht arm an Kampf und Fehde, bietet dennoch einen gemüthlichern Anblikk dar, als das ewig bewegte, kriegeriſche Treiben Engelberts. Schon das häusliche Glükk, deſſen Adolf in den Armen ſeiner ſchönen und tugendhaften Gemalin genoſſ, die ihn mit ſechszehn Pfändern ihrer ehelichen Liebe beſchenkt haben ſoll, erfreut und erheitert den Betrachter. Wenn aber in ſolcher Fülle der eheliche Seegen des Grafen Hofburg zu Klewe belebte, ſo iſt es kein Wunder, daſſ der beglükkte Familienvater ſtets heitere Sinnes in die Welt hinausſchaute und an harmloſen Scherzen und fröhlicher Geſellſchaft ein außerordentliches Behagen fand. In dieſem Sinne ward er der Stifter einer eigenthümlichen Verbindung, die unter dem Namen der „Gekkengeſellſchaft" bekannt iſt. Fünfunddreißig Herren und Ritter, unter denen wir auch die Grafen von Mörs und die Herrn von Bronkhorſt, von Bentheim und von Bylant finden, vereinigten ſich mit ihm am Tage des heil. Kuniberts 1381 dahin, „daſſ ſie aus beſonderer Gunſt und Freundſchaft, ſo ſie gegen einander hegen und hinfort hegen ſollen, eine Geſellſchaft von den Gekken miteinander aufrichten wollten."*) Das Abzeichen der Verbindung war ein ſilbernes Gekkenbild, das ein jegliches Mitglied entweder auf oder unter ſeinem Kleide, wie es jeder für angemeſſen hielt, täglich zu tragen ſich verpflichtete. Wer überführt wurde, das Abzeichen nicht bei ſich zu haben, der verfiel in eine Geldbuße, die „durch Gott" armen Leuten zu Gute kommen ſollte. Alljährlich am zweiten Sonntage nach St. Michaels Tag ſollten die Geſellen zu Klewe zuſammenkommen, um Hof zu halten, und nur Krankheit oder eine weitere Reiſe außerhalb Landes durfte als Entſchuldigung für den Ausbleibenden gelten. Wo es ſich zutrüge, daſſ einige der Geſellen miteinander in Feindſchaft und Fehde ſtünden, ſo ſollten ſie deſſen zur Zeit ihrer Verſammlung gänzlich vergeſſen, alſo daſſ vom Sonnenaufgange des Freitages vor ihrer Zuſammenkunft, bis zum Sonnenuntergange des Freitages

*) Urkunde No. LXIV. in der Urkundenſammlung zu Teſchenmachers Annalen.

nach derſelben, Friede und Freundſchaft unter ihnen herrſchte. Bei ihrer jedesmaligen Verſammlung ward ein König und ſechs Räthe erwählt, denen es oblag, Alles zu ordnen und Rechnung zu führen. Zur Zeit des „Hofes“ jedesmal am Dienstage des Morgens früh, begab ſich die ganze Geſellſchaft in die Kirche unſerer Frauen zu Klewe, um für eine fröhliche Auferſtehung aller derjenigen zu beten, die etwa von den „Geſellen“ geſtorben waren und ein Opfer für ſie darzubringen. Vorläufig ward der Verein auf zwölf Jahre geſchloſſen und von jedem Mitgliede durch einen Eid und brüderlichen Handſchlag bekräftigt.

War auch unfehlbar der Hauptzwekk dieſer Verbrüderung kein anderer, als der, die beengenden Formen, Plagen und Sorgen des Alltaglebens in harmloſem Scherze zu vergeſſen; ſo ergiebt ſich doch klar, wie der edle Stifter noch eine höhere Abſicht damit verband. Die Beſtimmung, mit den geſetzmäßigen Strafgeldern Nothleidende zu erfreuen, die fromme Erinnerung an die dahingeſchiedenen Mitglieder des Bundes, die mit ihrem heiligen, anmahnenden Ernſte, nothwendig die Luſt mildern und der Ausgelaſſenheit einen Zügel anlegen muſſte, vor Allem aber die Bedingung, daſſ während des fröhlichen Beiſammenſeins alles Grolles und aller Fehde vergeſſen ſein ſollte, ſind Beweiſe genug, daſſ es dem wakkern Grafen Adolf von Klewe bei der Stiftung der Gekkengeſellſchaft auf etwas Höheres ankam, als bloß mit gekkenhaften Poſſen die Zeit zu tödten. Hier, im herzlichen Vereine und beim fröhlichen Gelage, wo einer dem andern in das Auge ſehen muſſte, und wo die gemeinſame Freude alle Herzen vereinigte, war es leichter als irgend ſonſt, entſtandene Zwiſtigkeiten auszugleichen und begonnener Fehde ein friedliches Ziel zu ſetzen.

Dieſe beiden Beſtrebungen des Grafen, Frieden zu ſtiften und im Hinblikke auf die Ewigkeit die Freuden des Lebens zu verklären und den wilden Geiſt der Zeit zu ernſter Beſonnenheit zurükkzuführen, ſprachen ſich noch beſonders in zwei ſpäterhin geſtifteten ritterlichen Geſellſchaften aus, von denen uns aber leider, nur ſehr dürftige Nachrichten zugekommen ſind. Die eine derſelben hieß der „Roſſkamp“ und ſcheint nichts anderes gewe-

ſen zu ſein, als eine engere Verbindung zur Aufrechthaltung des Landfriedens.*) Die Herzoge von Brabant und von Geldern, ſo wie der Erzbiſchof von Köln und ſelbſt die beiden Städte Köln und Aachen ſollen daran Theil genommen haben. Die andre hieß die Geſellſchaft „vom Roſenkranze“ (1393) und verpflichtete ihre Mitglieder zur gewiſſenhaften Ausübung gewiſſer religiöſer Gebräuche und kirchlicher Feierlichkeiten, die genau vorgeſchrieben waren. Als äußeres Abzeichen der Verbindung trugen die Mitglieder einen goldenen oder ſilbernen Roſenkranz um den Hals, wovon ſie den Namen führten. Die Verbrüderung wurde auf zehn Jahre geſchloſſen und als Theilnehmer derſelben werden uns genannt die Söhne des Grafen, Adolf und Dietrich, ſein Bruder, Dietrich von Dinslaken, die Grafen von Hoya und von Mörs u. ſ.

Der Graf Adolf (I.) von Klewe beſchloſſ ſeine irdiſche Laufbahn in der Hofburg zu Klewe am ſiebenten Herbſtmonds 1394. Erſt einunddreißig Jahre danach folgte ihm ſeine Gemalin in das Grab. Sieben Söhne und neun Töchter ſollen den Tod des Vaters überlebt haben. Doch ſind von den Söhnen nur drei für unſere Geſchichte merkwürdig, nämlich Adolf (II.), der älteste, der dem Verſtorbenen in der Grafſchaft Klewe folgte, Dietrich, der die Grafſchaft Mark überkommen hatte und Gerhard, der ſpäterhin eine ſehr unerfreuliche Rolle in unſrer Geſchichte übernimmt.

Zwei Jahre vor dem Grafen Adolf (I.) von Klewe war auch der Herzog Wilhelm (II.) von Jülich zu ſeinen Vätern heimgegangen (1392). Außer einer nichtsſagenden Fehde mit Lüttich (1388), finden wir aus den letzten Lebensjahren dieſes Herren nichts Wichtiges mehr zu bemerken, als den Antheil, welchen er an den Kriegen ſeines Sohnes, des Herzogs Wilhelm von Geldern, nahm. Dieſer junge ritterliche Fürſt ſah ſich nämlich kaum in der Herrſchaft des geldernſchen Landes befeſtigt,

---

*) Honseler: Alteram etiam societatem cum nonnullis orsus est principibus, Roscamen vocitatam, pacis ligam confecit — — dicti de Landvreden.

alſ er den Beſitz der Burg Milden und der Städte Gangolt und Feuchten, die ſeinem mütterlichen Großvater, dem Herzoge Reinhold (II.) von Geldern verpfändet, aber von ſeinem Oheim, dem Herzoge Eduard, an den Grafen Friedrich von Mörs überlaſſen und von dieſem an Brabant verkauft worden waren, von der verwittweten Herzogin Johanna von Brabant mit vielem Nachdrukke zurükkfoderte. Die Herzogin, im Vertrauen auf den Beiſtand Frankreichs und des Herzogs Philipp von Burgund, wies indeſſen Wilhelms Anfoderung mit großer Entſchiedenheit zurükk. Wilhelm dagegen, wahrſcheinlich von Engelland aufgereizt und durch Verheißung eines kräftigen Beiſtandes von dorther kühn gemacht, griff nicht nur ſofort gegen Brabant zum Schwerte, ſondern ſandte auch dem Könige von Frankreich einen derben Abſagebrief (1387). Glükklich für den allzukühnen jungen Fürſten, daſſ der ſchwache Karl VI. damals auf Frankreichs Thron ſaß, der überdieß noch mit innern Angelegenheiten ſeines Reiches vielfach beſchäfftigt war. Denn der gehoffte und verſprochene Beiſtand von Engelland blieb aus und welche Ausſicht auf einen auch nur leidlichen Erfolg blieb für Wilhelm übrig, wenn er gegen Frankreich, Burgund und Brabant allein im Kampfe ſtehen ſollte? — Indeſſen blieb es auf franzöſiſcher Seite vor der Hand nur bei leeren Drohungen und Zurüſtungen, während der unverzagte Herzog von Geldern raſch die brabantiſche Gränze überſchritt und ſich der Stadt Grave an der Maas bemächtigte. Die Herzogin von Brabant verſuchte vergebens die verlorene Stadt wiederzuerobern, obgleich ein ziemlich zahlreiches Heer, von einigen burgundiſchen und franzöſiſchen Fähnlein unterſtützt, die Belagerung unternommen hatte. Zornig über den unerwarteten Widerſtand der Belagerten, ſandte der Feind darauf eine Schaar von tauſend Streitern über die geldernſche Gränze, um hier durch Raub und Feuer an dem Herzoge Rache zu nehmen. Doch Wilhelm, von der Zahl ſeiner Gegner ungeſchrekkt, eilte voll ritterlichen Muthes mit nur dreihundert Reiſigen den feindlichen Gäſten entgegen, um ihnen den Kampf zu bieten. Vielleicht war es bei dieſer Gelegenheit, daſſ er das Gelübde that, wofern ihm Gott den Sieg ſchenken würde, einen Kreuzzug ge=

gen die Litthauer zu unternehmen. Das Unglaubliche geſchah. Der junge Held überwand und vernichtete faſt den dreifach überlegenen Feind zwiſchen den Dörfern Nyffterich und Oſterwikk. Dankbar für die Gnade des Himmels, die ihm einen ſolchen Sieg verliehen, feierte er mit ſeinen tapfern Streitern das heilige Nachtmahl und hing die eroberten feindlichen Banner am Altare der heiligen Jungfrau zu Nimwegen auf.

Grave war für den Augenblikk gerettet. Aber jetzt zog der König von Frankreich mit ſeiner Macht herbei, um den Uebermuth des kleinen Fürſten zu ſtrafen; der es gewagt hatte, ein großes Reich gegen ſich in die Schranken zu fodern. Auch jetzt noch blieb der junge Herzog unverzagt und bereitete ſich, dem mächtigen Feinde entgegen zu gehn. Aber ſein bedächtigerer Vater, der Herzog von Jülich, erkannte mit Entſetzen die ganze Größe der Gefahr, die ſeinem Sohne bevorſtand und beeilte ſich, dieſelbe auf friedlichem Wege abzuwenden. In Gemeinſchaft mit dem Biſchofe von Lüttich eilte er dem Könige Karl entgegen und es gelang ihm, die Uebereilung ſeines Sohnes zu entſchuldigen und den aufgebrachten Herrſcher zu beſänftigen, der dem Herzoge zu verzeihen verſprach, wenn derſelbe ſeine Verbindung mit Engelland abbrechen und ſich nachgiebiger gegen Brabant beweiſen wollte. Indeſſen koſtete es dem Herzoge von Jülich und dem Biſchofe von Lüttich Mühe und Ueberredungskunſt genug, ehe ſie den edeln Trotz des muthigen Herzogs von Geldern dazu vermochten, ſelbſt nach Paris zu reiſen und dem Könige die gefoderten Erklärungen zu geben (1388). Alſo ward das Kriegsgewitter beſchworen, das ſich von Frankreich aus ſo furchtbar drohend heraufgezogen hatte. Mit Brabant dauerte die Fehde indeſſen noch eine Zeit lang fort.

Kaum war auch hier vollkommene Waffenruhe eingetreten, als der Herzog von Geldern ſofort ſich nach Preußen aufmachte, um ſein Gelübde zu löſen (1389). Es iſt uns aus der Geſchichte Preußens*) bekannt, wie unglükklich und wenig befriedigend dieſer Zug für ihn endete.**)

*) D. W. B. I. S. 140 f. f.

**) Hr. Dr. Knapp läſſt, in ſeiner bekannten Weiſe, den Herzog wieder

Wenige Jahre nach ſeiner Rükk-kehr in die Heimat ſtarb ſein Vater und das unbeſtrittene Recht der Erbfolge unterwarf jetzt auch Jülich, das väterliche Stammland, ſeiner Herrſchaft, während Reinhold, ſein jüngerer Bruder, mit den Herrſchaften Bergheim und Münſter-Eiffel abgefunden ward.

Elftes Kapitel.

Der Zeitraum von 1394 bis 1448, unter den Kaiſern: Wenzel, Siegmund und Friedrich III.; in Klewe Adolf II. — in Berg Wilhelm II. bis 1408, Adolf I. bis 1438 und Gerhard; in Jülich: Wilhelm III. bis 1402, Reinhold bis 1423.

Veränderte Stellung Klewe's — Graf Adolf der Kluge und Siegreiche genannt — Fehde mit Wilhelm von Berg — Schlacht im Klewer Hamm — anſehnlicher Gewinn für Klewe — die Grafſchaft Mark durch Dietrichs Tod erledigt, wird mit Klewe verbunden — Adolfs v. Klewe Landesverwaltung — ſeine erſte Vermälung. — In Berg Fehde zwiſchen Herzog Wilhelm und ſeinem Sohne Adolf — Wilhelm vom Sohne gefangen — Ausgleichung — Wilhelm ſtirbt. — Ueberſicht der Regierung des Herzogs Wilhelm von Jülich — er ſtirbt — ihm folgt ſein Bruder Reinhold. — Fehde zwiſchen dem Grafen v. Holland und Johann von Arkel — die Delbrükker Fehde. — Anfang des Zwiſtes zwiſchen Adolf von Klewe und ſeinem Bruder Gerhard. — Fehde zwiſchen Berg und dem Erzſtifte Köln, wegen Wiederbeſetzung des erzbiſchöflichen Stuhles — Verſuche, Mülheim zu erobern — Ausgleichung der Fehde: Wilhelm von Berg, bisher Biſchof von

---

große Thaten gegen die Samaiten thun, und da er durchaus nur zwei Hochmeiſter, oder wie er ſie nennt, „Großmeiſter" des Ordens in Preußen kennt, ſo wekkt er den verſtorbenen Winrich von Knipprode wieder von den Todten auf, um doch einen Namen zu nennen.

Paderborn, vermält ſich mit Anna von Tekklenburg. — Adolf von Klewe vermält ſich (zum zweiten Male) mit Maria von Burgund — Klewe wird Herzogthum — Gerhard, Graf von Klewe, verſucht es, ſich in den Beſitz der Grafſchaft Mark zu ſetzen — Bruderkrieg — der Erzbiſchof von Köln mit Gerhard im Bunde — der Kurfürſt von Pfalz-Baiern vermittelt einen Vertrag. — Der Herzog Reinhold von Jülich und Geldern ſtirbt — Erbfolgekrieg zwiſchen Adolf von Berg, welcher Jülich in Beſitz nimmt und Arnold von Egmond, der ſich Gelderns bemächtigt — Klewe auf Arnolds Seite — neuer Ausbruch des Bruderzwiſtes in Klewe — Pfalz verſucht abermals die Vermittelung — Papſt und Kaiſer als Schiedsrichter — der Erzbiſchof von Köln greift Klewe an — Erledigung des Bruderzwiſtes — Klewe und Geldern befehden Jülich-Berg — Adolf von Berg und Jülich ſtirbt — ſein Abenteuer im Elſaſſ — Gerhard, Adolfs Neffe, gelangt in Berg und Jülich zur Herrſchaft — Sieg über Arnold von Geldern — Hubertustag. — Die Söſter Fehde — Herzog Adolf von Klewe ſtirbt.

Die beiden Lande Mark und Berg, in ihrem Urſprunge ſo enge mit einander verwandt und lange Zeit hindurch von Fürſten eines und desſelben Stammes beherrſcht, ſtanden bisher im Vordergrunde unſerer Darſtellung. Es war bald das landesväterliche Walten, bald die kriegeriſche Tüchtigkeit und ritterliche Kraft ihrer Grafen, die den Schauplatz unſerer Geſchichte belebten, der auf den engen Kreis ſolcher Ereigniſſe beſchränkt, die nur theilweiſe und niemals entſcheidend in das große Rad der Zeit eingreifen, eben deſſhalb nur die Theilnahme für beſondere Zuſtände und Perſönlichkeiten in Anſpruch nehmen konnte. Vor allen foderten, zumal in den letzten Abſchnitten unſerer Darſtellung, die ritterlichen Grafen von Mark, in ihrer kriegeriſchen Heldengeſtalt unſere Aufmerkſamkeit. Jetzt ändert ſich die Bühne. Der thatkräftige Stamm des märkiſchen Grafengeſchlechtes iſt nach Klewe verpflanzt, während das Land, in welchem er emporwuchs, zugleich für immer mit Klewe vereinigt wird. Durch dieſe Verbindung geſtärkt und durch den Heldengeiſt ſeines neuen Herrſchergeſchlechtes gehoben, obwol ſpäter als Jülich und Berg mit der Herzogskrone geſchmükkt, erſcheint von jetzt ab Klewe als das Hauptland für unſere Geſchichte und es

vergehen nicht viel mehr als hundert Jahre, bis wir alle unſre Lande, gleich Nebenflüſſen, die einem Hauptſtrome zueilen, mit Klewe ſich zu einem Ganzen vereinigen ſehen.

In die Ereigniſſe des deutſchen Geſammtvaterlandes greift die Geſchichte unſerer Lande auch in dem vorliegenden Abſchnitte entweder gar nicht, oder nur mit ſehr entfernter Theilnahme ein, und weder die Wirren unter Wenzels kläglicher Reichsregierung, noch die blutigen Huſſitenkriege üben bemerkbaren Einfluſſ auf den Gang ihrer Begebenheiten. Auch nicht die geringſte Theilnahme für die großen Angelegenheiten des Reiches ſcheint ſich zu regen und nur mit ihren eigenen, kleinlichen Fehden beſchäftigt, ſehen wir unſre Fürſten ihre ritterlichen Speere gegeneinander kehren und ſich viel eher in die Händel der Nachbarländer, Holland und Burgund, verſtrikken laſſen, als der allgemeinen Sache des Vaterlandes dienen.

Adolf, unter den Landesherren von Klewe der zweite ſeines Namens, wird von den ältern Geſchichtſchreibern mit dem Beinamen des Klugen und Siegreichen geehrt, — ein Beweis, wie hoch er in der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen geſtanden. Und in der That, die Geſchichte ſeiner langen, vierundfünfzigjährigen Regierung, rechtfertiget jenen Beinamen. Nie um Rath verlegen und ſelbſt in den ſchwierigſten Lagen ruhigen Geiſtes die Verhältniſſe durchſchauend und der Gefahr unerſchrokkenen Herzens Trotz bietend, ſehen wir ihn bald mit dem angeerbten Muthe ſeiner Ahnen das ſiegreiche Schwert ſchwingen, bald mit klarer Einſicht für das Gedeihen ſeines Landes und mit inniger Frömmigkeit für das Heil ſeiner Seele ſorgen. Seine treffenden Antworten und weiſen Ausſprüche, die ein faſt gleichzeitiger Schriftſteller, Arnold Heymrich, Dekan zu Xanten*) (1484) aufbewahrt hat, um ſie dem Enkel Adolfs als einen Spiegel edler, fürſtlicher Geſinnung vorzuhalten, erinnern an die Weiſen des

*) Arnold Heymrich ſchrieb „sex libri sophiologici", die er einem Großſohne Adolfs, Philipp, zueignete. Freilich bedürfte es wol erſt einer forſchenden Beleuchtung, um zu ermitteln, ob das, was er in dieſer Schrift von Adolf II. mittheilt, Wahrheit oder Dichtung ſei.

griechiſchen Alterthums. Seine Jugendzeit verlebte er zum Theile an dem glanzreichen Hofe der Herzogin Johanna von Brabant und ſeine ſchöne Geſtalt, ſo wie ſeine edeln Sitten erwarben ihm ſchon damals die allgemeinſte Liebe und Bewunderung.

Es waren noch nicht volle drei Jahre verfloſſen, ſeitdem Adolf die väterliche Herrſchaft angetreten hatte, als er ſich in einen ſehr ernſtlichen Streit mit ſeinem mütterlichen Oheim, dem Herzoge Wilhelm von Berg verwikkelt ſah. Der Zoll zu Kaiſerswerth gab die Veranlaſſung. Die märkiſch-klewiſchen Grafen glaubten doppeltbegründete Anſprüche auf einen beträchtlichen Antheil aus dieſem einträglichen Zolle zu haben. Denn Richardis von Jülich, die Gemalin des letzten Grafen Engelbert von der Mark, hatte dieſem einen Antheil aus dem genannten Zolle zugebracht, und obwol derſelbe durch Erbſchaft auf Margaretha, die einzige Tochter jenes gräflichen Paares, die Gemalin Philipps von Falkenſtein, übergegangen war, ſo erhielt doch Margaretha von Berg, bei ihrer Vermälung mit Adolf I. von Mark, abermals ihre Ausſteuer auf den Zoll zu Kaiſerswerth angewieſen. Nun aber hatte Margarethens Bruder, der Herzog Wilhelm von Berg, dem Grafen Philipp von Falkenſtein und ſeiner Gemalin ihre Anſprüche auf jenen Zoll abgekauft. Margarethens Söhne dagegen, Adolf von Klewe und ſein Bruder Dietrich, Graf von Mark, wollten die Giltigkeit dieſes Kaufes nicht anerkennen, zumal der letztgenannte, dem nach des Vaters Anordnung der Genuſſ der Zolleinkünfte gebühren ſollte. Kein Theil wollte nachgeben und ſo griff man zur Entſcheidung des Schwertes. Ein unnatürlicher Kampf, der um einiger tauſend Gulden jährlicher Einkünfte willen, den Oheim gegen die Neffen bewaffnete.

Herzog Wilhelm hatte eine große Menge von Grafen und Herren für ſeine Sache zu gewinnen gewuſſt und in ſolcher Weiſe eine ziemlich bedeutende Streitmacht zuſammengebracht. Unter ſeinen Verbündeten ſah man Reinhold, den Bruder des Herzogs Wilhelm von Jülich und Geldern, die Grafen Simon von Salm, und Johann von Heinsberg und viele andre ruhmvolle Herren und Ritter. So gerüſtet brach er gegen Klewe

auf und am ſiebenten Heumonds (1397) ſtand er nahe vor des Landes Hauptſtadt, zwiſchen Klewe und Kellen, im ſogenannten Klewer Hamm. Die beiden Brüder, Adolf von Klewe und Dietrich von Mark, zählten weder ſo viele noch ſo mächtige Bundesgenoſſen. Nur des Grafen Friedrich von Mörs und ſeiner drei Brüder, ſo wie eines Herren von Alpen wird gedacht. Aber ſie hatten den Kern der klewiſchen und märkiſchen Ritterſchaft nebſt den tüchtigſten Wehrmannen ihrer getreuen Städte um ſich verſammelt und eilten dem überlegenen Feinde unverzagt entgegen. Auf dem Schwanenthurme zu Klewe aber ſtand Frau Margaretha, die verwittwete Gräfin, und begleitete mit den zärtlichen Blikken mütterlicher Beſorgniſſ ihre muthigen Söhne. In doppelter Angſt ſah ſie der blutigen Entſcheidung entgegen. Dort wehte das Banner ihres Bruders, hier die Fahnen ihrer Kinder; dort wie hier muſſte ihr um ein theures Leben bange ſein. Jetzt trafen die feindſeligen Streithaufen gegen einander und der Sturm der Schlacht vermiſchte die Kämpfenden. Aber mütterliche Liebe ſchärft den Blikk der ängſtlich hinſchauenden Gräfin. Im dichten Gewühle unterſcheidet ſie die Helmbüſche ihrer Söhne. Tapfer fechten ſie und ihre Mannen. Aber zu groß iſt der wilde Andrang der Uebermacht — ſchon beginnen die klewiſchen Fähnlein zu weichen, ſchon jagen einzelne Flüchtlinge verzagt den Thoren der Stadt zu. Da trifft zu rechter Zeit das Stadtbanner von Weſel auf dem Kampfplatze ein. Die wakkern Bürger faſſen mit nervigen Fäuſten den vordringenden Feind in den Rükken, neuer Muth belebt die Kampfſchaaren von Mark und Klewe und das Schikkſal des Tages wendet ſich. In Stirn und Nakken zugleich bedrängt, löſen ſich die feindlichen Streithaufen in regelloſer Flucht. Aber alle Auswege ſind beſetzt, von allen Seiten drohen Gefangenſchaft oder Tod. Bei weitem die Mehrzahl der edeln Herren und Ritter wählten, wenn wir den alten Berichten glauben dürfen, die erſtere. Zwei Fürſten, nämlich Herzog Wilhelm, der Urheber des Krieges ſelbſt, und Reinhold, geborner Herzog von Jülich, vier Grafen, unter ihnen Simon von Salm und Johann von Heinsberg, ſechshundert adlige Kämpen, zweitauſend Pferde und eine reiche Beute fielen in

die Hände der Sieger. Mit frohem Jubel und mit innigem Danke gegen den Herrn der Heerſchaaren, kehrten die brüderlichen Helden in die Arme ihrer Mutter zurükk und führten den feindlich geſinnten Oheim mit ſich. Dann hingen ſie fromm die erbeuteten Feldzeichen zum ewigen Gedächtniſſe in der Hauptkirche zu Klewe auf. — Nur um theuern Preis erhielten die Gefangenen ihre Freiheit wieder. Der Herzog von Berg muſſte vor allen Dingen auf den beſtrittenen Zoll von Kaiserswerth für alle Zeit feierlich Verzicht leiſten, ſodann die Städte Remagen und Zinzig abtreten und endlich den Unterthanen von Klewe und Mark vollkommene Zollfreiheit in ſeinen Landen zugeſtehen. Wohl mochte der Herzog ſich lange weigern, ſo ſchwere Bedingungen einzugehn. Aber ſeine beiden ſiegreichen Neffen hielten noch das Schwert feſt in der Hand und zwangen den Widerſtrebenden durch ſchwere Bedrängniſſ ſeiner Erblande zum endlichen Nachgeben. Doch allzutheuer wurden die gefoderten Vortheile mit dem jungen Heldenleben Dietrichs, des Grafen von Mark, bezahlt. Es war im Vorfrühlinge des nächſten Jahres (1398), als Graf Dietrich mit ſeinen Mannen in das bergiſche Gebiet einbrach und im raſchen Angriffe die Stadt Mülheim in ſeine Gewalt brachte. Dann zog er vor die Burg von Elberfeld. Hier erreichte ihn ſein Geſchikk. Von der Kugel eines ſächſiſchen Büchſenmeiſters, der die Burg vertheidigen half, tödtlich getroffen, hauchte der junge Graf am 14ten Lenzmonds ſein Leben aus. Sein Tod war von entſcheidender Wichtigkeit für ſeine Lande. Denn da er unvermält ſtarb, ſo fiel die Grafſchaft Mark ſeinem ältern Bruder zu, der ſie für immer mit den klewiſchen Landen vereinigte.

Doch wir kehren zu den übrigen Gefangenen zurükk. Herzog Reinhold muſſte für ſich auf die Stadt Emmerich verzichten und ſeinen Anſprüchen auf den Beſitz der Hetter und der Limers, ſo wie einiger naheliegenden Rheininſeln, die an Klewe verpfändet waren, feierlich entſagen. Doch dieſer Vertrag gewann erſt in ſpäteren Zeiten, als Reinhold ſeinem Bruder Wilhelm in der Herrſchaft folgte, Bedeutung und Vollziehung. Johann von Heinsberg bequemte ſich zur Abtretung der Burg und Herrſchaft

Gennep und Graf Simon von Salm muſſte dem Sieger die Herrſchaft Ravenſtein überlaſſen. Minder ſchwere Bedingungen wurden den übrigen Gefangenen geſtellt. Sie kamen, je nach ihrem Vermögen, mit größern oder geringeren Geldſummen davon.

So ruhmvoll und zugleich ſo vortheilhaft für unſern Grafen endete dieſe Fehde, die in ihrem Beginne ihm den Untergang zu drohen ſchien. Aber von der reichen Aerndte des errungenen Sieges ſollte auch ſein Land — ſo verlangte es das Herz des Fürſten — einen wohlthuenden Antheil empfangen, der als bleibendes Denkmal die landesväterliche Fürſorge des Grafen der Nachwelt bekundete. Adolf verwandte einen großen Theil der empfangenen Löſegelder darauf, die „Landdeiche" zu ſchütten, ſchützende Dämme gegen die Ueberſchwemmungen des Rheinſtromes,*) dem Lande zu nicht geringem Seegen. Auch die Wehrburgen des Landes und die Befeſtigungen der Städte ließ er ausbeſſern und zum Theile ganz neu anlegen. Zugleich ſuchte er durch Verträge und Bündniſſe dem Lande das Glükk eines dauerhaften Friedens zu ſichern. So ſetzte er ſich in friedliche Eintracht mit der Stadt Söſt, mit welcher ſein verſtorbener Bruder Dietrich in mehrjähriger Fehde gelegen, erneute mit den Biſchöfen von Münſter und Paderborn, wie mit dem Grafen von Hoya den Bund gegenſeitigen Friedens und ſchloſſ freundſchaftliche Verträge mit den Städten Dortmund und Köln.

Mitten unter ſo ſeegensreichem Walten lächelte dem Grafen das Glükk der Liebe und des häuslichen Behagens. Er vermälte ſich (1399) mit Agnes, der lieblichen Tochter des Pfalzgrafen Ruprecht, dem ein Jahr danach (1400) die römiſche Königskrone aufgeſetzt ward. Mit großer Pracht ward die Hochzeit zu Heidelberg gefeiert und der Bräutigam war mit 15000 gleichgekleideten Rittern erſchienen, um die fürſtliche Braut heimzuholen. Leider dauerte das Glükk dieſer Ehe nur ſehr kurze Zeit. Denn die junge Gräfin ſtarb ſchon zwei Jahre danach im Bade, ohne ihrem Gemal mit einem Kinde beſchenkt zu haben.

---

*) Teschenmacher l. c. p. 296.

Während deſſen häufte ſich für den Oheim des Grafen, den Herzog Wilhelm von Berg, nur Unfall auf Unfall. Kaum aus ſeiner Gefangenſchaft zurükkgekehrt, gerieth er mit ſeinem eigenen Sohne, Adolf, in das traurigſte Miſſverhältniſſ. Der junge ehrgeizige und hochſtrebende Fürſtenſohn ertrug nur mit tiefgrollender Bitterkeit die Zugeſtändniſſe, die ſein Vater dem klewiſchen Sieger hatte machen müſſen. Wie es ſcheint, hatte er an jener verhängniſſvollen Schlacht im Klewer Hamm keinen Antheil genommen, ſondern war zur Dekkung des Landes, heimgeblieben. Seinen kräftigen Vertheidigungmaßregeln unfehlbar war es zuzuſchreiben, daſſ Dietrich von Mark, bei ſeinem Einbruche in das bergiſche Gebiet, nicht günſtigere Erfolge errang. Auch erwiderte der junge Fürſt den feindlichen Beſuch und brach, gleich nachdem Dietrich von Elberfeld gefallen war, verheerend und plündernd in die märkiſchen und klewiſchen Lande ein. Seiner rüſtigen Jugendkraft mochte die Nachgiebigkeit des Vaters nur Schwäche dünken, die das Alter herbeiführt. Wie ſehnte er ſich danach, die Zügel der Herrſchaft erſt in ſeiner ſtarken Hand zu halten, um die Scharte wieder auszuwetzen, die das bergiſche Schwert vor Klewes Mauern empfangen! Viel zu lange lebte der alte Vater ihm, den nach der Herrſchaft gelüſtete. Einem Fürſtenſohne fehlt es nie an Schmeichlern und bereitwilligen Armen. Auch um Adolf ſammelte ſich eine Menge von Lehenleuten, die unzufrieden mit dem alten Herzoge, von dem neuaufgehenden Geſtirne neues Glükk erwarteten. Mit ihrer Hilfe bemächtigte ſich der junge Fürſt einiger Burgen, welche der Herzog Wilhelm dem Grafen von Klewe hatte abtreten müſſen, und bot dem Vater offen Trutz. So wuchs von Tage zu Tage die unnatürliche Zwietracht zwiſchen Vater und Sohn, bis es dieſem endlich gelang, den alten Herzog zu überfallen und ihn gefangen auf das Schloſſ Neuenburg zu ſchleppen, wo er ihn in Verwahrſam hielt und nun ungehindert die Zügel der Herrſchaft ergriff (1403). Aber Anna, des unglükklichen Fürſten Gemalin und Mutter des unnatürlichen Sohnes, eilte um Schutz und Beiſtand flehend an den Hof ihres königlichen Bruders, Ruprechts von der Pfalz, der gegen ſeinen böſen Neffen ſofort die Acht

verkünden ließ. — Aber bei Ruprechts geringer Macht — denn dem größern Theile nach ſtand das Reich noch auf der Seite ſeines Gegenkönigs Wenzel von Böhmen — wäre ſelbſt dieſe Achterklärung wol gänzlich ohne Wirkung geblieben, wenn nicht Adolf von Klewe den Schild für den bedrängten Oheim erhoben und ein bergiſcher Lehenmann, Heinrich von Are, mit Waffengewalt den Kerker des Gefangenen erbrochen und ihn in den Schutz des Erzbiſchofs von Köln, Friedrichs von Saarwerden, gebracht hätte, der dem Geretteten gaſtfreundlich eine Zuflucht in dem Städtchen Zons am Rheine gewährte (1404). Den vereinten Bemühungen des Erzbiſchofs und des Grafen von Klewe gelang es jetzt, eine Vermittelung zwiſchen dem alten Herzoge und ſeinem Sohne herbeizuführen, kraft welcher der Vater ſich mit der Grafſchaft Rawensberg und einem kleinen Landgebiete zwiſchen Wupper und Rhein begnügte, während er dem jungen Fürſten die uneingeſchränkte Herrſchaft in den übrigen Theilen der bergiſchen Lande überließ. Alter und Gram hatten Wilhelms Kräfte gebrochen und die Geſchichte hat nichts weiter von ihm zu melden, als daſſ er noch vier Jahre jenen kränkenden Vertrag mit ſeinem Sohne überlebte (1408). Im Kloſter Altenberg ruhen ſeine Gebeine. Von fünf Kindern, die ihm ſeine Gemalin Anna geboren hatte, überlebten ihn nur drei: Adolf, ſein Nachfolger in der Herrſchaft, eine Tochter Margaretha, die an den Herzog Otto von Braunſchweig vermält war und ſein jüngſter Sohn Wilhelm, dem als väterliches Erbtheil die Grafſchaft Rawensberg zufiel. Ein Sohn Gerhard war als Kind geſtorben, ein zweiter, Ruprecht mit Namen, ſtarb vier Jahre vor dem Vater (1404) als Biſchof von Paderborn.

Mittlerweile war auch der Herzog Wilhelm (III.) von Jülich in das Grab geſunken. Seitdem wir dieſen Fürſten im vorigen Abſchnitte unſerer Erzählung verließen, hatte ſein kampfluſtiges Schwert ſelten geraſtet. Bald flammte es ſiegreich in einer Fehde mit dem Herrn Reinhard von Sichem, dem er die Burgen Schönforſt und Wilhelmſtein abgewann (1396), bald ſchwang er es gegen ſeine alten Feinde, die Brabanter, die zweimal (1397 und 1398) plündernd und verheerend in Geldern ein=

brachen. Dann ſtand er, im Streite der Gegenkönige Wenzel und Ruprecht, auf Wenzels Seite und half der Stadt Aachen ihre Thore vor Ruprecht verſchließen, alſo, daſſ dieſer ſich bequemen muſſte in Köln die Krone aufzuſetzen (1401). Zuletzt noch verflocht ihn ſeine Feindſchaft gegen Brabant in den Parteikampf der Häuſer Burgund und Orleans, der Frankreich, unter der Regierung des wahnſinnigen Königs Karl (VI.) zerrüttete. Die Verwandtſchaft Brabants mit Burgund machte ihn zum Bundesgenoſſen des Herzogs von Orleans, dem er mit 500 Reitern zu Hilfe zog (1402). Doch noch in demſelben Jahre ereilte den kaum achtunddreißigjährigen Mann der Tod, als er eben von ſeinem Zuge aus Frankreich heimgekehrt war. Seine Gemalin, Katharina von Holland, war ſchon zwei Jahre vor ihm in die Ewigkeit gegangen und kein Leibeserbe war zurükgeblieben, um die väterlichen Lande zu beherrſchen. Daher folgte dem Herzoge ſein Bruder Reinhold, den wir bereits in der Schlacht von Klewer Hamm kennen lernten. Kaum zur Herrſchaft gelangt, gedachte dieſer Fürſt des Vertrages, den er, während ſeiner Gefangenſchaft, mit dem Grafen von Klewe geſchloſſen. Er überließ demſelben für eine angemeſſene Geldſumme ſowol die Stadt Emmerich (1402) als den Landſtrich, welcher die Limers heißt.

Deſſenungeachtet ſtanden beide Herren ſich bald darauf mit dem Schwerte in der Hand gegenüber. Es war eine fremde Sache für die ſie fochten. Wilhelm (VI.) Graf von Holland, war mit ſeinem ſtolzen und mächtigen Lehenmanne, dem Herrn Johann von Arkel in eine ſchwere Fehde verwikkelt (1405). Beide ſuchten ihre Kraft durch Bundesgenoſſen zu ſtärken. Adolf von Klewe war der Oheim der Gräfin von Holland, Reinhold von Jülich der Schwager Johanns von Arkel. Natürlich ergriff jeder von ihnen die Partei ſeines Verwandten. Indeſſen ſcheint der Graf von Klewe nur kurze Zeit an der Fehde Theil genommen zu haben. Kräftiger griff der Herzog von Jülich ein und ſchon war er nahe daran, die Stadt Gorkum, das Eigenthum der Herren von Arkel, welches dieſe lieber ihrem Verheidiger abtreten, als ihrem Feinde überlaſſen wollten, als

Kampfpreis davonzutragen, da führte das ſchlechte Waffenglükk ſeiner Bundesgenoſſen einen Frieden herbei (1412) in welchem Gorkum den Holländern verblieb und Reinhold ſich mit einer Geldentſchädigung begnügen muſſte.

Während deſſen ſehen wir den kriegsmuthigen Grafen von Klewe fortwährend noch in andern Fehden beſchäfftigt. So half er dem Biſchofe von Lüttich, Johann, Grafen von Holland, über ſeine empörten Unterthanen ſiegen (1406), obgleich er weit entfernt war, an der grauſamen Rache Theil zu nehmen, die der geiſtliche Herr an ſeiner verirrten Heerde blutig übte. Eben ſo leiſtete er dem Grafen von Solm gegen den Biſchof von Münſter, erheblichen Beiſtand. Doch dieſe Fehden ſind zu unbedeutend, als daſſ ihrer ausführlicher gedacht werden könnte. Von etwas mehr Bedeutung iſt der Strauß, welchen der Graf, in Gemeinſchaft des köllniſchen Erzbiſchofs, Friedrich von Sarwerden, mit dem Biſchofe von Paderborn auskämpfte. Die Urſache dieſes Kampfes iſt gänzlich unbekannt. Wir erfahren nur, daſſ der Erzbiſchof und der Graf am achtzehnten des Chriſtmonds 1410 mit Waffengewalt in das Ländchen Delbrükk einbrachen, welches dem Bisthume Paderborn zugehörte. Auf dem biſchöflichen Stuhle zu Paderborn ſaß damals Wilhelm, der jüngſte Sohn des verſtorbenen Herzogs von Berg, dem die Grafſchaft Rawensberg zugefallen war. Die alten Geſchichtſchreiber ſind im Lobe dieſes zwar jungen, aber weiſen und wohlwollenden Fürſten, den der heilige Vater ſchon als zwanzigjährigen Jüngling des Biſchofsſtabe würdig erachtete, alle einſtimmig. Um ſo mehr befremdet es, ihn mit ſeinen mächtigern Nachbarn in einem ſo ernſthaften Zerwürfniſſe zu finden. Der Einbruch des Feindes traf ihn ziemlich unvorbereitet und ungehindert hauſten der Erzbiſchof und der Graf im Delbrükker Lande, ja, es gelang ihnen ſogar ſich der Stadt Delbrükk ohne große Mühe zu bemächtigen. Raub, Mord und Brand hatten, nach der rohen Kriegsweiſe jener Zeit, bisher ihren Pfad bezeichnet und Delbrükks Bewohner erwarteten ein ähnliches Schikkſal. Aber die Herren bedachten, wie thörigt es wäre, aus bloßer Zerſtörungsluſt in der kalten Winterzeit ſich

ſelber des ſichern Obdachs zu berauben, welches das Städtchen ihnen darbot, und verſchonten es mit der Brandfakkel, obwol ſie die Bürger im übrigen mit allen Arten der Erpreſſung heimſuchten. Aber Delbrükks muthige Bewohner achteten das Opfer nicht zu hoch, mit dem Untergange ihrer Stadt die Rettung des Vaterlandes zu erkaufen. Während die Sieger beim üppigen Mahle zechten, freundlich und willig bedient von den Frauen und Jungfrauen der Stadt, verließen die Männer heimlich und wohlbewaffnet die Thore und legten ſich unfern ihrer heimatlichen Mauer in einen ſichern Verſtekk. Plötzlich ſchrekkt Feuerlärm die ſchmauſenden Feinde auf. Sie greifen zu den Waffen und ſtürzen auf die Straßen. Hier und dort und an allen Enden bricht die Flamme zu den Dächern heraus. Die Frauen haben die Stadt in Brand geſtekkt, um den Feind zu verderben. Die fürſtlichen Führer, kaum mehr zweifelnd, daſſ ein verabredeter Plan die Feuersbrunſt entzündet habe, fürchten in der brennenden Stadt überfallen zu werden und eilen an der Spitze ihrer Mannen, dem Unheile zu entfliehen. Aber kaum wähnen ſie ſich auf freiem Felde gerettet, als die lauernden Bürger in der Dunkelheit der Nacht aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen. Schrekken und Verwirrung ergreift die Abziehenden. Kein Zuruf wird mehr vernommen, kein Befehl mehr befolgt. Nur mit Mühe retten der Erzbiſchof und der Graf von Klewe Leben und Freiheit. Ihre Banner gehen verloren und ein großer Theil ihres Kriegsvolkes fällt unter den Fäuſten der Bürger, oder geräth in Gefangenſchaft. Der nächſte Morgen vollendet das Unheil. Denn nun iſt auch der Biſchof Wilhelm mit ſeinen Mannen da und zwingt die Fliehenden Stand zu halten. Vergebens thut das Schwert von Klewe Wunder der Tapferkeit — der ſonſt immer ſiegreiche Graf kann das ſchmachvolle Verhängniſſ nicht mehr wenden. Die Seinen und die Mannen des Erzbiſchofs erliegen gänzlich und nur mit geringem Gefolge entkommen die geſchlagenen Fürſten dem nachſetzenden Feinde.

Freilich ſuchte man durch einen neuen Fehdezug in das Paderbornſche die empfangene Scharte wieder auszuwetzen. Aber der heldenhafte Biſchof vertheidigte ſich ſo wakker, daſſ ſeine

Gegner bald ermüdeten und nicht ungern die Vermittelung des Biſchofs von Lüttich annahmen, der in kurzer Zeit eine friedliche Ausgleichung — man weiß nicht auf welche Bedingungen — zu Stande brachte.

Mochte dieſe verunglükkte Fehde den Grafen verſtimmen, ſo fand er jetzt daheim noch größere Urſache zum Miſſbehagen. Sein jüngerer Bruder Gerhard, der bisher am franzöſiſchen Königshofe verweilt, kehrte zurükk und foderte ſein väterliches Erbtheil. Es iſt uns nicht bekannt, welche Beſtimmungen der verſtorbene Graf von Klewe in dieſer Hinſicht gemacht habe. Doch läſſt es ſich vorausſetzen, daſſ er, nach damals allgemein üblicher Sitte, ſeinem jüngſten Sohne ein Vermächtniſſ an Land und Leuten werde zugedacht haben. Mochte Gerhard immerhin bereits bedeutende Geldſummen erhoben haben: ein feſter Grundbeſitz muſſte ihm, aus der väterlichen Erbſchaft, noch in jedem Falle verbleiben. Auch erkannte ſein Bruder dieſe Foderung an und trat ihm die fruchtbare Limers nebſt der Stadt Hamm und dem Schloſſe Sevenaer ab (1411). Aber Gerhard, mit dieſer Abfindung keineswegs zufrieden, bemächtigte ſich mit gewaffneter Hand der Stadt Huiſſen (1412). Adolf, der offene Fehde mit dem Bruder vermeiden wollte, erwies ſich nachgebend. Da ſpannte jener ſeine Foderungen noch höher und abermals zeigte ſich Adolf zu neuen Zugeſtändniſſen bereit. Gerhard empfing jetzt, außer dem Zolle zu Kaiſerswerth, die Schlöſſer Altena, Schwarzenburg, Plettenberg, Lüdenſcheid, Neuſtadt, Brekkerfeld und Nienrade nebſt den zugehörigen Gebieten (1413). Doch muſſte er ſich verpflichten, von dieſem Beſitze nichts ohne Vorwiſſen und Erlaubniſſ ſeines ältern Bruders, zu verpfänden oder zu verkaufen. Auch ſollte alles wieder an Adolf und ſeine Erben zurükkfallen, wenn Gerhard ohne männliche Nachkommen ſtürbe.

Durch dieſen Vergleich ſcheinen Gerhards Anſprüche vor der Hand vollkommen befriedigt geweſen zu ſein. Denn wir erfahren ſechs Jahre lang nichts von feindſeligen Schritten, die er gegen den Bruder unternommen hätte. Vielmehr ſehen wir ihn, wahrſcheinlich im Einverſtändniſſe mit ſeinem Bruder, an

einer Fehde Theil nehmen, die ſich um den Beſitz des erzbiſchöf-lichen Stuhles von Köln erhoben hatte. Friedrich von Sarwerden, der bisherige Erzbiſchof, ſtarb im Jahre 1414. Um die erledigte Würde bewarben ſich Wilhelm, Biſchof zu Paderborn und Bruder des Herzogs Adolf von Berg, und Friedrich, Graf von Mörs. In dem zwieſpältigen Domkapitel hatte jeder ſeinen Anhang und während Wilhelm in Köln zum Erzbiſchofe erklärt wurde, ward Dietrich von der Gegenpartei zu Bonn erwählt. Offenbar erfreute ſich der Graf von Mörs eines einflusſreicheren und bedeutenderen Anhanges, als Wilhelm von Berg. Denn für jenen ſtimmten nicht allein Pabſt und Kaiſer, ſondern auch der Erzbiſchof von Mainz. Dennoch wollte Wilhelm dem Gegner nicht weichen, ſondern vertraute die Entſcheidung der Schärfe des Schwertes. Auf ſeiner Seite ſtanden zunächſt ſein Bruder Adolf, Herzog von Berg und ſein Vetter Gerhard von Klewe. Inzwiſchen konnte er es nicht verhindern, daſſ Friedrich von Mörs in Köln einzog und von dem erzbiſchöflichen Stuhle Beſitz nahm. Dem neuen Kirchenfürſten aber muſſte daran gelegen ſein, ſich ſeines Gegners vollſtändig zu entledigen. Darum ergriff er das Kriegsſchwert mit kräftigem Nachdrukke, vor allem dahin trachtend, den Herzog von Berg zum Nachgeben zu zwingen (1415). Zunächſt richtete er ſein Augenmerk gegen die feſte Stadt Mülheim am Rheine, die den Bergiſchen zum ſichern Bollwerke in dieſer Fehde diente. Es ward ein beſonderes Schiff ausgerüſtet, um die Stadt zu erſtürmen. Hoch an ſeinem Maſte hing ein Brettergerüſt, in gleicher Höhe mit der Stadtmauer, um eine kleine Anzahl von rüſtigen Kämpen ſofort auf die Mauer bringen zu können. Das Schiff hieß „Quelgotze“ und tagtäglich fuhr es daher, dem Städtlein mit Donnerbüchſen und anderm Wurfgeſchoſſ hart zuſetzend. Aber die Mülheimer wehrten ſich tapfer und begegneten mit ihren Feuerbüchſen dem furchtbaren Quelgotzen einſt ſo nachdrükklich, daſſ er ſich nur mit Mühe vor ihrem Schießen retten konnte, und unter den Mauern von Köln Schutz ſuchen muſſte. Die Mannſchaft hatte nach dem harten Strauße Erholung nöthig und begab ſich in eine Badſtube, nahe am

Frankenthurm, um beim erquikkenden Weine der ausgeſtandenen Gefahr zu vergeſſen. Hier aber fanden ſie einen Gaſt aus Mülheim, den Pfarrer des Städtchens, der gleichfalls beim Weine ſaß. Die Stadt Köln nahm an der Fehde des Erzbiſchofs keinen Antheil und die Bergiſchen durften ungefährdet ein und ausgehen. Als nun der Pfarrer die Schiffsmannſchaft kommen ſah und ſie von ihren Thaten ſchwatzen hörte, ſchloſſ er leicht, daſſ der Quelgotz ziemlich ohne Bemannung zurükkgeblieben ſein dürfte, ſchlich ſich hinaus und ſetzte flugs nach Mülheim über, um ſeinen Mitbürgern davon Nachricht zu geben. Der Graf Gerhard*) von Klewe lag in der Feſte dem Feinde gegenüber. Kaum vernahm er des Pfarrers Botſchaft, ſo eilte er mit einigen märkiſchen und bergiſchen Mannen auf zwei leichten Kähnen dem Quelgotzen zu. Ohne Widerſtand zu finden beſtiegen ſie das feindliche Schiff und wollten eben damit vom Lande ſtoßen, als die Mannſchaft des Quelgotzen, wahrſcheinlich durch irgend einen befreundeten Bürger benachrichtigt, herbeiſtürmte. Es erhob ſich ein heftiges Schlagen, in welchem Graf Gerhard fünf ſeiner Getreuen einbüßte und dennoch das feindliche Schiff nicht gewinnen konnte. Einige Waffen und Schiffsgeräthe aber nahm er als Siegeszeichen vom Quelgotzen mit ſich und ruderte dann ſchleunig wieder gen Mülheim. Ihm aber ſchallte vom kölniſchen Ufer her, der höhnende Ruf nach: „O ihr Bergiſchen, ihr müſſt den Quelgotzen doch hier laſſen!“ **)

Die Fehde zog ſich noch eine kurze Zeit unter gegenſeitigen Raubzügen hin, als endlich unter Vermittelung des Kaiſers Siegmund, eine friedliche Ausgleichung zu Stande kam. Wilhelm von Berg hatte, wie es ſcheint, niemals mit Neigung dem geiſtlichen Stande angehört, ja ſich nicht einmal als Biſchof

*) Herr Dr. Knapp behauptet (S. 489), es ſei nicht Gerhard, ſondern Johann, der Sohn des Grafen Adolf von Klewe geweſen. In der That eine höchſt merkwürdige Behauptung, da Johann erſt vier Jahre nach dieſer Begebenheit, 1419, geboren wurde.

**) Kölniſche Chronik S. 293.

von Paderborn entſchließen mögen, ſeine ritterliche Kleidung abzulegen.*) Da mochte es nicht eben ſchwer halten, den jungen, feurigen Fürſten in den Glanz und die Freuden des weltlichen Lebens zurükkzulokken. Der Erzbiſchof Dietrich trug ihm die Hand ſeiner Nichte, der ſchönen Gräfin Anna**) von Tekklenburg an, dazu eine reiche Ausſteuer an baarem Gelde und die Vogtei in dem Gebiete des Erzſtiftes diesſeit des Rheines, wenn Wilhelm ſeinen Anſprüchen auf den erzbiſchöflichen Stuhl entſagen wollte. Wilhelm aber nahm dieſes Anerbieten um ſo bereitwilliger an, als zu derſelben Zeit ein Aufſtand in Paderborn gegen ihn ausbrach, der ihm auch hier ſeine geiſtliche Würde zu entreißen drohte. Mit Freuden den Krummſtab niederlegend, feierte er auf dem Schloſſe Arnsberg ſeine Vermälung mit der ſchönen Anna und des Fräuleins Oheim, der Erzbiſchof von Köln, verherrlichte mit ſeiner Gegenwart das Hochzeitfeſt (1415).

Um dieſelbe Zeit***) vollzog auch der Graf Adolf von Klewe ſeine zweite Vermälung. Schon im Jahre 1405 hatte eine Eheberedung zwiſchen ihm und dem Herzoge von Burgund, Johann dem Unerſchrokkenen, Statt gehabt, in deren Gemäßheit der Graf ſich mit Maria, der zweiten Tochter des Herzogs verlobte, die damals aber noch ein Kind war. Jetzt holte der Bräutigam die holderblühte Jungfrau heim. Sie brachte ihm als Morgengabe die Herrſchaft Winnendal und bedeutende Geldſummen zu. Auch durfte die erlauchte Verwandtſchaft mit dem mächtigen Burgund, dem Grafen wol als erheblicher Vortheil bei dieſer Verbindung gelten, und wirklich gewährte ſie ihm und ſpäterhin ſeinen Nachkommen vielfachen Nutzen. Denn vorerſt, als noch die wilden Wogen des Parteikampfes in Frankreich wütheten, riſſ die Verwandtſchaft mit Burgund den Grafen nur in dieſe Strudel mit hinein, indem er ſowol ſeinen Schwieger-

*) Lucä im Grafenſaal S. 1236.

**) Teſchenmacher (S. 446 und 448) nennt ſie Anna; Herr Dr. Knapp Adelheid.

***) Wahrſcheinlich 1414.

vater, als auch nach deſſen Ermordung (1419), ſeinen Schwager, Philipp den Guten, von Zeit zu Zeit mit Hilfmannſchaft unterſtützte.

Mochte es indeſſen nur der Glanz dieſer Verwandtſchaft ſein, oder mochten andere Urſachen obwalten, die den Kaiſer Siegmund veranlaſſten, dem Grafen von Klewe beſondere Gunſt zu erweiſen: genug, es geſchah auf jener berühmten Kirchenverſammlung zu Koſtnitz, am zweiten Blütenmonds 1417, daſſ Adolf feierlich zum Reichsfürſten und Herzoge von Klewe erhoben ward, eine Verherrlichung, deren der ritterliche und fürſtliche Sinn ſeines Geſchlechtes wol ſchon früher werth geweſen wäre.

Bei der feſtlichen Tafel, die dieſer feierlichen Handlung folgte, erſchien der neue Herzog auffallend einfach und ſchmukklos gekleidet. Der Kaiſer Siegmund, welcher nur allzuhäufig über dem äußern Glanze der innern Würde vergaß, ſoll ihn gefragt haben, warum er ſich nicht ſeiner neuen Würde gemäßer gekleidet habe? — „Weil" erwiderte Adolf, „meine Unterthanen leicht das Gewand höher als den Herzog achten dürften, wenn ich meine Kleidung eher ändern wollte, als meine Sitten. Mit geringer Mühe aber könnte Deine Majeſtät zahlloſe Herzoge machen, wenn Du des Mannes Werth nur im Kleide ſucheſt." *)

Adolfs junge Gemalin hatte ihren Eheherrn inzwiſchen ſchon zweimal (1415 und 1417) mit Nachkommen beſchenkt. Aber es waren beide Male nur Töchter, die ſie ihm gebar, und Adolf ſcheint der Befürchtung Raum gegeben zu haben, daſſ er ohne männliche Erben bleiben dürfte. Wenigſtens that er, als ſeine Gemalin zum dritten Male geſeegneten Leibes war, ernſtliche Schritte, um den guten Willen der Stände für die Erbfolge ſeiner älteſten Tochter zu gewinnen. Bei den Ständen von Klewe fand dieſes Geſuch ohne alle Schwierigkeit Zuſtimmung. Nicht ſo bei den märkiſchen Ständen. Adolf hatte ſeit dem Tode ſeines Bruders Dietrich die märkiſchen Lande durch Statthalter regieren laſſen, während er ſelbſt ſeinen Sitz unver-

---

*) Arnold Heymrich in dem oben angeführten Buche.

ändert zu Klewe behielt. Es mochte ſein, daſſ die Märker ſich von dem Landesherrn vernachläſſigt glaubten, oder daſſ ſie überhaupt einer bleibenden Vereinigung mit Klewe abgeneigt waren: genug, die märkiſchen Stände, zumal die Städte, widerſetzten ſich dem Wunſche des Herzogs auf das beſtimmteste und ſchloſſen ſogar unter ſich eine Verbindung, um Zwang und Gewalt in Bezug auf die Erbfolge von ſich abzuwehren (1418). Es unterliegt keinem Zweifel, daſſ Gerhard, des Herzogs Bruder, bei dieſer ganzen Angelegenheit einen mächtigen Einfluſſ übte. Er hielt ſich meiſtentheils in ſeinen märkiſchen Beſitzungen auf und wuſſte ſich durch ritterliches und leutſeliges Benehmen, allenthalben Freunde zu erwerben. Sein hochſtrebender Geiſt mochte an den Umſtand, daſſ der Ehe ſeines Bruders bisher nur Töchter entblüht waren, ſchon kühne und glänzende Hoffnungen geknüpft haben, ja vielleicht täuſchte er ſich nicht, wenn er glaubte, daſſ, wenn ſein Bruder Dietrich noch zu des Vaters Lebzeiten geſtorben wäre, des Vaters Wille die Grafſchaft Mark ihm verliehen haben würde. Unfehlbar kannte er auch die Stimmung des Volkes, bei welchem die Erinnerung an die ruhmvollen Zeiten unter ſeinen eigenen Grafen noch zu neu und lebendig war, als daſſ es nicht wieder eine abgeſonderte Herrſchaft hatte wünſchen ſollen. Kurz, Gerhard faſſte den Plan, die Grafſchaft Mark ſeinem Bruder zu entreißen, und eines großen Anhanges ſicher, ſchritt er ſofort zu offener Gewalt. Er begann damit, ſich des Schloſſes von Hamm zu bemächtigen. Wenn er indeſſen auf eine thätige Mitwirkung der Städte gezählt hatte, ſo war ſeine Rechnung falſch. Selbſt die Stadt Hamm duldete die Beſitznahme des Schloſſes von ſeiner Seite nur unter der Bedingung, daſſ er feierlich ſich verpflichtete, die Burg wieder zu räumen, ſobald ſein Bruder, der Herzog, ernſtlich darauf beſtünde, und daſſ er die herrſchaftlichen Gefälle und Zölle nicht antaſten wolle. Zwei ſeiner Ritter, Rottger von Nymhove und Dietrich von Hemmerde muſſten für das gegebene Wort ihres Herrn Bürgſchaft ablegen. — So ſcheinen zwar die Städte den Grafen Gerhard zu ihrem künftigen Landesherrn gewünſcht zu haben, im Falle der Herzog von Klewe ohne männliche Erben

ſtürbe, aber keineswegeſ zu einem Abfalle von ihrem rechtmäßi=gen Fürſten geneigt geweſen zu ſein. Gerhard aber ſah ſich kaum in dem Beſitze des feſten Schloſſes zu Hamm, als er ſeiner Verſprechungen nicht weiter gedachte und mit gewaffneter Hand auf dem einmal betretenen Wege vorwärts ſchritt. Adolf ſah indeſſen dem feindſeligen Beginnen des Bruders nicht unthätig zu, ſondern trat ihm mit dem Schwerte in der Hand entgegen. Die Einzelnheiten dieſer Fehde, die nach dem Zeugniſſ eines al=ten Schriftſtellers, ſchweres Ungemach über das Land brachte, finden wir nicht aufgezeichnet. Wir erfahren nur, daſſ ſchon im nächſten Jahre (1419) ein unerwartetes Ereigniſſ die Geſtalt der Dinge bedeutend veränderte. Die Herzogin Maria genas nämlich am 16ten Neujahrmonds (1419) ihres erſten Söhnleins, zur höchſten Freude ihres Gemals und des ganzen Landes. Die Geburt des fürſtlichen Knaben, der den Namen Johann erhielt, raubte den märkiſchen Ständen jeden geſetzlichen Grund zum fer=neren Widerſtande gegen den Landesherrn. Denn wenn Gott das Leben dieſes Spröſſlinges erhielt, ſo war die Streitfrage über die Erbfolge erledigt. — Ganz anders nahm freilich der Graf Gerhard die Botſchaft von ſeines Neffen Geburt auf. Alle ſeine ſtolzen Hoffnungen und Plane drohten durch dieſes Ereig=niſſ zu ſcheitern, welches ſeinem feindſeligen Beginnen auch den letzten Schein der Rechtlichkeit raubte. Darum behielt er das Schwert in der Hand, um durch verdoppelte Anſtrengung jetzt ſchnell zum Ziele zu kommen. Aber ſein Anhang nahm täg=lich ab und bald erkannte er, daſſ er ohne mächtigen Beiſtand gegen das wohlbegründete Recht ſeines Bruders nichts auszu=richten vermochte. Da ergriff er mit dem Scheine großer Be=reitwilligkeit die Hand der Verſöhnung, die der Herzog ihm freundlich entgegenreichte, und am Montage nach aller Heiligen 1420 ward zu Orſoy zwiſchen beiden Brüdern ein Vertrag ge=ſchloſſen,*) der die traurige Fehde für immer beendigen ſollte. Dem Weſentlichen nach gewann Gerhard nichts durch dieſen Vertrag

*) Urkunde No. LXVII. bei Teſchenmacher.

als daſſ er die Stadt und das Amt Hamm erhielt, wogegen er aber das Amt Brekkelfelde abtrat. Den Freunden und Helfern beider Parteien wurde Strafloſigkeit und Schadenerſatz verheißen.

Aber Gerhard beſchwor dieſen Vergleich mit falſchem Herzen. Er wollte den argloſen Bruder nur dadurch ſicher machen, um ihn zu gelegener Zeit mit deſto größerem Nachdrukke wieder anzugreifen. Zu dieſem Zwekke knüpfte er mit dem Erzbiſchofe Dietrich von Köln und dem Herzoge Adolf von Berg geheime Unterhandlungen an. Die beiden Fürſten verpflichteten ſich, „Gerhards gutes Recht auf die Grafſchaft Mark" nach Kräften zu unterſtützen und ihm in dieſer Angelegenheit mit Beirath und Waffen behilflich zu ſein. Gerhard hatte ihren guten Willen theuer genug erkauft. Dem Herzoge von Berg verhieß er für ſeinen Beiſtand die Städte Zinzig und Remagen, dem Erzbiſchofe trat er Kaiserswerth nebſt der dortigen Burg, dem Zolle und dem ganzen dazugehörigen Landgebiete für 100,000 Gulden ab. Die Hälfte dieſer Summe ſollte ihm ſogleich baar ausgezahlt, für die andre dagegen die Städte Linn, Zons und Ordingen ihm ſo lange in Pfand gegeben werden, bis der Kirchenfürſt ihm zum vollſtändigen Beſitze der Mark würde verholfen haben (1421). Zu dem ganzen Handel hatte der Erzbiſchof des Kaiſers Einwilligung zu erlangen gewuſſt, und ſeinen mächtigen Einfluſſ wahrſcheinlich auch dazu angewandt, daſſ Siegmund einen Befehl an die Stadt Hamm ergehen ließ, dem Grafen Gerhard als ihren Landesherrn hold und gewärtig zu ſein.

Kaum war man Handels einig, als Gerhard im Vertrauen auf ſeine mächtigen Bundesgenoſſen, ſofort wieder das Schwert entblößte. Auch in der Grafſchaft Mark ſelbſt fand ſeine Sache abermals Anklang, ja ſelbſt die Stadt Duisburg öffnete dem treuloſen Bruder die Thore und nahm Partei für ihn. Die Fehde entbrannte mit erneuter Wuth und wie mild geſinnt auch Adolf ſonſt ſein mochte, ſo hielt er es doch jetzt für nöthig, die Anhänger Gerhards mit ſchonungsloſer Strenge heimzuſuchen. Feuer und Schwert verkündeten den Zorn des Landesherrn und ſelbſt ein Lehenmann des Erzbiſchofs, der gefangen in des Gereizten Hand fiel, muſſte bluten. Gerhard warf aus Rache die

Brandfakkel in das treue Städtchen Unna. So verwüſteten die Fürſten, im traurigen Bruderzwiſte, ihr eigenes Land. Kaiſer Siegmund, eben im Begriffe einen entſcheidenden Schlag gegen Böhmen vorzubereiten, zu welchem die ganze Kraft des Kaiſerreiches aufgeboten werden ſollte,*) war ſorgſam bemüht, alle Einzelfehden der Fürſten auszugleichen, um ſie zum gemeinſamen Kampfe gegen den Reichsfeind zu gewinnen, und beauftragte deſſhalb auch den Kurfürſten Ludwig von der Pfalz, die feindſeligen Brüder zu vereinigen. Der Kurfürſt entledigte ſich ſeines Auftrages mit dem günſtigſten Erfolge und ein neuer Vertrag zwiſchen Adolf und Gerhard kam zu Stande (1422). Deſſenungeachtet meldet die Geſchichte nicht, daſſ irgend einer unſerer Fürſten an dem Feldzuge gegen die Huſſiten Theil genommen hätte. Adolf hatte alle Urſache, vor dem treuloſen Bruder auf ſeiner Hut zu ſein, und Gerhard ſann wieder auf neue Plane, um doch endlich zum Ziele zu gelangen.

Mittlerweile führte der Tod des Herzogs Reinhold von Jülich neue Verwikkelungen herbei. Dieſer Fürſt, von dem die Geſchichte außer einigen unbedeutenden Fehden, nichts Erheblicheres zu melden weiß, als daſſ er zu Koſtnitz für die Verbrennung des Huſſ geſtimmt habe, iſt dennoch eben durch ſeinen Tod für das fernere Schikkſal unſerer Lande von großer Wichtigkeit. Er ſtarb plötzlich am Johannestage 1423, nachdem ſeine Gemalin ſchon vor ihm in das Grab geſunken war. Seine Ehe war unfruchtbar geblieben und der Herzog Adolf von Berg, als des Verſtorbenen nächſter Blutsverwandter und Stammerbe, erhob die wohlbegründeteſten Anſprüche auf den Beſitz der erledigten Herzogthümer Jülich und Geldern. Indeſſen traten dieſen Anſprüchen zwei Mitbewerber entgegen, die ſich gleichfalls einer nahen Blutsverwandtſchaft mit dem verſtorbenen Herzoge rühmten, der Graf Arnold von Egmond und Johann, Graf von Loen und Herr zu Heinsberg. Mit dieſer Verwandtſchaft hatte es allerdings ſeine Richtigkeit; nur ſtammten die beiden Mitbewerber von weiblichen Abkömmlingen des jülichſchen Hauſes her, während der Her=

*) Theil 2. d. W. S. 550 f. f.

zog von Berg dem fürſtlichen Mannesſtamme entſproſſen war. Um aber wenigſtens des einen Gegners ſich zu entledigen, verglich ſich Adolf mit Johann von Heinsberg, dem er den vierten Theil der Erbſchaft zu überlaſſen verſprach. Der Graf von Egmond aber verſchmähte jeden Vergleich und foderte die ganze Erbſchaft für ſich allein. Es war auf der einen Seite die Zuſtimmung des geldernſchen Volkes, welches ſeine Selbſtändigkeit unter eigenen Fürſten zurückwünſchte, auf der andern der Beiſtand des Herzogs von Klewe, mit deſſen Tochter Katharina der junge Graf ſich verlobt hatte, was es ihm möglich machte, dieſe entſchiedene Stellung zu behaupten. Ihm ward in Geldern einmüthig die Huldigung geleiſtet und das Volk bewaffnete ſich, um ſein und ſeines neuen Herzogs Recht gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Anders ſtanden allerdings die Sachen in Jülich. Hier ward Adolf von Berg eben ſo allgemein als Landesherr anerkannt, wie der Graf von Egmond in Geldern, und in ſolcher Art ſchmolzen die beiden Lande Berg und Jülich für alle Zukunft feſt zuſammen.

Vielleicht mehr, um den Herzog von Berg zur Nachgiebigkeit in Bezug auf Geldern zu bewegen, als um ihn aus dem Beſitze Jülichs zu vertreiben, unternahm Arnold von Egmond in Verbindung mit ſeinem künftigen Schwiegervater, dem Herzoge von Klewe, einen Eroberungzug gegen Jülich. Was den Herzog von Klewe vermochte, die Anſprüche ſeines Eidams gegen das wohlbegründete Recht Adolfs von Berg zu unterſtützen, durfte wol noch einen tiefern Grund haben, als bloß den Wunſch, ſeine Tochter mit einem Herzogthume auszuſtatten. Adolf von Berg hatte ja gegen ihn für Gerhard Partei genommen und wie viel war zu fürchten, wenn dieſer Bundesgenoſſe des feindlichen Bruders in den ruhigen Beſitz einer ſo anſehnlichen Macht gelangte, als die Vereinigung der drei Herzogthümer Berg, Jülich und Geldern gewährte. Um der eigenen Sicherheit willen muſſte daher Klewe dem Nebenbuhler Bergs beitreten und deſſen Anſprüche verfechten helfen, um wenigſtens in ſolcher Weiſe zu verhindern, daſſ der Herzog von Berg die Plane Gerhards kräftiger unterſtützte. Inzwiſchen war der Zug

gegen Jülich ohne günſtigen Erfolg geblieben und Adolf von Berg brach nun ſeiner Seits in das Klewiſche ein um Vergeltung zu üben.

Mittlerweile hatten die ſtreitenden Parteien ihre Angelegenheit vor den Kaiſer gebracht. Siegmund ließ ſich zwar Anfangs für den Grafen von Egmond ſtimmen und belehnte ihn mit Geldern; als er aber die Sache gründlicher unterſucht, widerrief er dieſe Belehnung als ungerecht erſchlichen und ſprach Geldern dem Herzoge von Berg zu, deſſen unzweifelhaftes Recht auf Jülich er ſchon früher anerkannt und beſtätiget hatte. Es geſchah dieß durch eine Urkunde, welche der Kaiſer im Jahre 1425 in der Woche nach Pfingſten zu Ofen ausſtellte,*) worin er allen Unterthanen des Herzogthums Geldern und der damit verbundenen Grafſchaft Zütphen, ernſtlich gebietet, den Herzog Adolf von Berg und Jülich, „den wahren und natürlichen Erben des Landes, als ihren Herrn anzuerkennen, ihm Treue zu ſchwören und Gehorſam zu leiſten, und den Herrn Arnold von Egmond, der es gewagt, dem Kaiſer, dem Reiche und den Reichsgeſetzen zu widerſtreben, in keiner Weiſe Beiſtand noch Hilfe zu leiſten, wofern ſie nicht den Zorn des Kaiſers und des Reiches auf ſich ziehen wollten.“ — Aber der kaiſerliche Befehl blieb ohne alle Wirkung auf Egmond und ſeine Anhänger, und eben ſo unbeachtet blieb die Reichsacht, welche Siegmund bald darauf gegen den Ungehorſamen, der ſich ſelbſt auf eine kaiſerliche Vorladung, um ſeine Anſprüche zu beweiſen, nicht ſtellen wollte, zürnend ausſprach. Arnold verharrte im Beſitze von Geldern und Adolf von Berg war nicht mächtig genug, ihn daraus zu vertreiben. Beide Parteien behielten das Schwert in der Hand und wenn die Fehde auch nur ſchläfrig und mit langen Unterbrechungen geführt wurde, ſo erhielt ſie doch die Gemüther in immerwährender Spannung und feſſelte das Auge an jede Bewegung des Gegners.

Es ließ ſich vorausſehen, daſſ der Graf Gerhard von Klewe dieſe Verwikkelungen nicht unbenutzt laſſen würde, um ſeine Plane

---

*) Nr. CLII. der Urkundenſammlung bei Teſchenmacher.

zu verfolgen. Trotz des eben beſchworenen Vertrages mit ſeinem Bruder, knüpfte er daher neue Unterhandlungen mit Dietrich von Mörs, dem Erzbiſchofe von Köln an, ſchloſſ einen Bund mit der Stadt Dortmund, und trat dann alsbald offen mit der Erklärung hervor (1424), daſſ er mit ſeinem Bruder, dem Herzoge Adolf, nicht eher einen dauernden Frieden ſchließen könne, als bis ihm entweder die ganze Grafſchaft Mark oder die ganze Herrſchaft Dinslaken, das rechtmäßige Erbe ſeines Oheims Dietrich, der im Jahre 1406 ſchon verſchieden war, zugeſtanden und übergeben worden ſei. Wie der Herzog von Klewe dieſe feindſelige Erklärung hingenommen, bedarf der Auseinanderſetzung nicht. Muſſte ihn ſchon ſonſt die ungebührliche Anmaßung des Bruders kränken, ſo erzeugte jetzt der Treubruch Groll und Erbitterung. Von beiden Seiten griff man raſch wieder zum Schwerte und aufs Neue wären die märkiſch-klewiſchen Lande durch einen abermaligen Bruderkrieg verheert worden, wenn nicht der Kaiſer noch zeitig genug als Vermittler eingeſchritten wäre und den Kurfürſten Ludwig von der Pfalz abermals beauftragt hätte, die feindlichen Brüder friedlich zu vergleichen. Beide Brüder fühlten ohne Zweifel das Ruchloſe des Kampfes, den ſie mit einander führten, und der in jedem Falle, wenn er mit dem Schwerte ausgefochten wurde, namenloſes Unheil über ihr eigenes Land bringen muſſte. Darum nahmen ſie die angebotene Vermittelung bereitwillig an. Als aber der Kurfürſt, der bei Gerhards hartnäckigem Gemüthe einen bleibenden Frieden nur durch Adolfs Nachgiebigkeit für möglich halten mochte, dahin entſchied, daſſ die Grafſchaft Mark dem jüngern Bruder auf Lebens Zeit überlaſſen werde, da fand ſich der Herzog durch das ungerechte Opfer, das man ihm zumuthete, ſo tief verletzt, daſſ er ſeine Zuflucht zum Stuhle des heiligen Vaters Martins (V.) nahm und ihm ſeine Sache zur Unterſuchung und Entſcheidung vorlegte (1425). Mit Freuden ergriff der Papſt dieſe Gelegenheit, ſein oberherrliches Recht in weltlichen Angelegenheiten geltend zu machen und beauftragte den Biſchof von Kambrai mit der Unterſuchung des Streithandels. Der Biſchof ſprach, wie er denn auch wol kaum anders konnte,

ganz zu Adolfs Gunſten und der heilige Vater beſtätigte dieſen Ausſpruch. Gerhard aber wollte den Papſt nicht als Schiedsrichter anerkennen und berief ſich auf den Kaiſer, der mit Recht über den Schritt des Herzogs zürnte, welcher in jedem Falle der Verfaſſung des Reiches zuwiderlief. Deſſen ungeachtet erlangte Gerhard nichts. Denn mochte es ſein, daſſ der Kaiſer von dem guten Rechte Adolfs ſich ſelbſt überzeugte, oder daſſ er mit dem Papſte nicht gänzlich brechen wollte: die Sache blieb unerledigt.

Wie traurig mittlerweile die Lage der klewiſch-märkiſchen Lande war, läſſt ſich leicht ermeſſen. Zumal in der Grafſchaft Mark theilte ſich die Bevölkerung ſcharf und feindlich in zwei Parteien, deren eine dem Herzoge, die andre dem Grafen anhing und bei der immer regen Fehdeluſt jener Zeiten, fand man eben in dieſem Zwieſpalte einen willkommenen Grund, theils um alten Groll zu befriedigen, theils um ſich durch Beute zu bereichern oder an kühnen Abenteuern zu ergötzen. Und obgleich die Fürſten ihre Schwerter noch zurückhielten, ſo thaten ihre Anhänger ſich doch gegenſeitig Schaden, ſo viel ſie konnten. Handel und Gewerbe litten gewaltig unter einem ſolchen Zuſtande, die öffentliche Sicherheit war geſtört und die Zwietracht zog mit ihren Schrekken durch das Land. Da erkannte der verſtändige Sinn der Märker noch zu rechter Zeit, wie thörig es ſei, mit eigener Hand ſich ſelbſt zu zerfleiſchen. Ritter und Städte trafen eine Einigung, daſſ man ſich gegenſeitig fortan nicht mehr beſchädigen, noch befehden wolle, bis die Fürſten ſelbſt zu den Waffen rufen würden (1426). Durch ein ſo verſtändiges Uebereinkommen wurde dem Lande der Jammer eines eigentlichen Bürgerkrieges erſpart.

Inzwiſchen mochte der Kaiſer ſich mehr und mehr von dem vollſtändigen Rechte des Herzogs Adolf überzeugt haben und in dieſer Ueberzeugung erließ er einen vorläufigen Befehl an diejenigen märkiſchen Städte, die ſich mehr oder minder offen für Gerhard erklärt hatten, dem Herzoge, bis zur rechtlichen Erledigung des Bruderzwiſtes zu gehorchen, wie es getreuen Unterthanen zieme (1427). In dieſem Befehle ſah Gerhard den

nahen Untergang aller ſeiner Hoffnungen, wenn er jetzt nicht kühnen Muthes zu widerſtehen wagte. Und der Augenblikk zu ſolchem Widerſtande war günſtiger, als je. Denn ſein alter Bundesfreund, der Erzbiſchof von Köln, rüſtete ſich eben zu einem nachdrükklichen Schlage gegen Klewe.

Was dieſen Kirchenfürſten gegen den Herzog erbitterte, war die verweigerte Einlöſung zweier Städte, die er (1420) an Klewe verpfändet hatte. Sei es nun, daſſ das Löſegeld nicht zur gehörigen Zeit, oder ſei es, daſſ es nicht in der ausbedungenen Münze gezahlt wurde: Adolf wollte die Städte nicht herausgeben und der erzürnte Erzbiſchof ſchwur ihm die bitterſte Rache. Von einer gewaltigen Menge Verbündeter unterſtützt, unter denen auch die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier, die Biſchöfe von Münſter, Lüttich und Würzburg, die Herzoge von Berg und Sachſen, die Grafen von Naſſau und noch viele andere Fürſten genannt werden, überſchritt er die klewiſche Gränze und drang unter Raub, Mord und Brand bis Weſel vor (1427). Und während der geiſtliche Herr auf dieſer Seite die ganze Aufmerkſamkeit des Herzogs auf ſich lenkte, der genug zu thun hatte, um dem weitern Vordringen des mächtigen Feindes einen Damm entgegenzuſtellen, erhob Gerhard die Waffen in der Grafſchaft Mark. Schon hatte er mehre Städte, die ſeinem Bruder noch mit Treue anhingen, gewaltſam zur Huldigung gezwungen, und einige feſte Burgen erſtürmt, als der Herzog Philipp von Burgund ſich zum Friedensvermittler erbot und dem Grafen Gerhard zu ſeiner Abfindung vorläufig die ganze Herrſchaft Dinslaken antragen ließ, die er ſo lange behalten möge, bis man in einer perſönlichen Zuſammenkunft, zu welcher Philipp die Stadt Gorkum in Vorſchlag brachte, die ganze Angelegenheit friedlich ausgeglichen und beſeitigt haben würde. Doch ſollte Gerhard gegen die Herrſchaft Dinslaken Alles herausgeben, was er bisher in der Grafſchaft Mark theils mit Zuſtimmung ſeines Bruders beſeſſen, theils erobert hätte. Aber Gerhard, von dem bisherigen Glükke ſeiner Waffen berauſcht, hatte jetzt kein Ohr für ſolche Vorſchläge. Vielmehr ſetzte er ſeine Eroberungen, von

Dortmunds Bürgern unterſtützt, eifrig fort und zwang manchen märkiſchen Lehenmann mit Gewalt, ihm zu huldigen.

Der Erzbiſchof war mittlerweile, nach der Kriegsweiſe jener Zeit, von ſelbſt wieder aus dem klewiſchen Gebiete zurückgekehrt, nachdem er ſich an Verheerung und Plünderung des offenen Landes erſättigt hatte. Denn die feſten Städte leiſteten mannhaften Widerſtand und eine längere Belagerung wurde nicht verſucht. Doch ſchon im nächſten Jahre (1428) kehrte der gefährliche Gaſt wieder. Zweitauſend wohlbewaffnete Krieger folgten ſeinem Banner, eine Macht, die für jene Tage nicht ganz unbedeutend war. Ob es wahr ſei, was ein alter Berichterſtatter meldet, daſſ der Kirchenfürſt den Herzog auf Speer und Schwert zum Zweikampfe gefodert, um den Zwiſt auf einen Schlag zu entſcheiden, müſſen wir billig in Zweifel ziehen, zumal wenn wir vernehmen, daſſ der Herzog ablehnend geantwortet habe, weil „das geiſtliche und weltliche Schwert nicht wohl zuſammenpaſſten.“ Eine ſo geiſtloſe und feige Antwort würde in keiner Weiſe von dem ritterlichen Fürſten ertheilt worden ſein, den man den „Klugen und Siegreichen“ nannte. Doch ſei dem, wie ihm wolle. Der Herzog von Klewe empfing dieſsmal den feindlichen Gaſt ſehr wohl gerüſtet und während er ſelbſt die Burg Hoerde, welche ſein Bruder im vorigen Jahre erobert, mit ſtürmender Hand zurückgewann, erlitt des Erzbiſchofs Marſchall, Eberhard von Dael, eine ſo vollkommene Niederlage durch die klewiſchen Waffen, daſſ der ritterliche Führer nebſt achtzig ſeiner wakkerſten Streiter auf dem Kampfplatze blieb und die übrigen Mannen dieſes Heerhaufens in verworrener Flucht der Gränze zueilten. Als nun der Herzog mit ſeinen ſiegreichen Getreuen ſich gegen den Erzbiſchof ſelbſt wandte, da wartete dieſer die Schlacht nicht ab, ſondern führte eilig ſeine Schaaren heimwärts. Die beiden Feldzüge hatten, wie es ſcheint, den Kirchenfürſten ermüdet, vielleicht auch ſeine Kaſſen erſchöpft. Genug, er gab es auf, mit Gewalt zum Ziele zu kommen und bequemte ſich zum Frieden (1429). Die Bedingungen des Vertrages aber finden wir nicht aufgezeichnet.

Gerhard, von ſeinem mächtigen Bundesgenoſſen verlaſſen,

ſah nun auch keinen andern Ausweg vor ſich, als friedlichen Vergleich. Jetzt nahm er die Vermittelung Philipps von Burgund bereitwillig an und auf einer Zuſammenkunft zu Gorkum (1430) wurde zwiſchen beiden Brüdern ein Beifriede geſchloſſen, der ſechs Jahre lang dauern ſollte. Wahrſcheinlich muſſte ſich Gerhard mit demjenigen begnügen, was ihm ſchon früher zugeſtanden worden: Denn der Vertrag ſelbſt liegt uns nicht vor und aus den ſonſtigen Berichten erfahren wir nichts von neuen Erwerbungen, die der Graf ſeinem Bruder abgedrungen hätte. Obwol mit einem grollenden und unverſöhnten Herzen und fortwährend auf neue Anſchläge ſinnend, ſah Gerhard ſich dennoch von jetzt ab genöthigt, Ruhe zu halten, wenigſtens durch keine gewaltſamen Auftritte mehr den Frieden des Landes zu ſtören. Zwar ſoll es ihm gelungen ſein, ſich die kaiſerliche Belehnung über die Grafſchaft Mark zu verſchaffen (1431); indeſſen dürfte, wenn es mit dieſer Nachricht überhaupt ſeine Richtigkeit hat, wol nur eine Mitbelehnung verſtanden werden müſſen, die erſt von Folgen ſein konnte, wenn der Herzog ohne männliche Erben vor dem Bruder hingeſtorben wäre. — Nach Ablauf des ſechsjährigen Waffenſtillſtandes befeſtigte ein vollkommener Friede die gegenſeitigen Verhältniſſe (1437).

Kaum ſah der Herzog von Klewe durch den Vertrag zu Gorkum ſich der betrübenden Fehde mit ſeinem Bruder entlediget, als ihn die lange vorher verabredete Vermälung ſeiner Tochter Katharina mit Arnold von Egmond, dem Herzoge von Geldern, erfreute (1430). Vielleicht war es bei dieſer Gelegenheit, daſſ beide Fürſten ſich über die fernern Maßregeln vereinigten, die in der jülich-geldernſchen Erbangelegenheit zu ergreifen ſeien. Denn noch immer wollte weder Adolf von Berg den Grafen von Egmond als Herzog von Geldern, noch dieſer ſeinen Nebenbuhler als Herzog von Jülich anerkennen, und beide mochten ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, auf dieſe oder jene Weiſe in den ungetheilten Beſitz der ganzen Erbſchaft zu gelangen. Zwei Jahre ſpäter, nachdem Arnold ſeine junge Gemalin heimgeführt, ſehen wir ihn in kriegeriſcher Rüſtung zu einem Zuge gegen Jülich bereit. Sein fürſtlicher Schwiegervater und ſeine Brüder

von Egmond und von Iſſelſtein haben ihre Mannen ihm zugeführt. Ohne Säumen und mit dem feſten Vorſatze, den Feind aufs Aeußerſte zu treiben, brechen ſie über Jülichs Gränzen (1432). Das Glükk ſcheint mit ihnen im Bunde und nur mit Mühe und zweiſelhaſtem Erfolge widerſteht der Herzog von Berg den verbundenen Waffen ſeiner Gegner. Da bricht eine verheerende Seuche im Lande aus und wüthet unter Freund und Feind ärger, als der mordende Krieg. Erſchrokken beugen ſich die Fürſten unter den höheren Willen der Vorſehung und ſenken die bluttriefenden Schwerter. Der Graf Friedrich von Mörs trat als Vermittler auf und brachte (1433) einen Beifrieden auf vier Jahre zu Stande. Adolf von Berg, durch die Waffen der Feinde bedrängt, und durch das Unheil beſtürzt, welches die Seuche herbeiführte, zahlte zehntauſend Goldgulden, um Arnolds Anſprüche auf Jülich vor der Hand zu befriedigen und ſich Ruhe zu verſchaffen. Beide Theile behielten es ſich übrigens vor, während dieſer Zeit, ihr Recht am Kaiſerhofe und vor den Fürſten des Reiches, durch urkundliche Darlegung ihrer Anſprüche, geltend zu machen.

Adolf von Berg erlebte nicht mehr das Ende des Waffenſtillſtandes, noch weniger den Ausgang des ganzen Streites. Er endete am achten Sommermonds 1437 ſein Leben in der Abtei des heil. Pantaleon. Nicht eben rühmlich ſteht ſein Bild in der Geſchichte neben ſeinen ruhmvollen Ahnen. Voll ungezähmter Herrſchſucht, dabei prachtliebend, wollüſtig und ſittenlos, fehlte es ſeiner weithinſtrebenden Ehrſucht an Kraft und Gelingen. Am ſchimpflichſten aber endete ein Abenteuer, zu welchem er mit großem Koſtenaufwande ſich gerüſtet hatte. — Mit Jolante, der Tochter des Herzogs von Bar vermält, unternahm er es, nach dem Tode ſeiner Gemalin (1421), ſeine Anſprüche auf den Beſitz von Bar mit gewaffneter Hand geltend zu machen. An der Seite ſeines einzigen, rechtmäßigen Sohnes und Erben, Robert, begann er (1422) den kriegeriſchen Zug in das Elſaſſ und das Glükk begünſtigte ſeine Waffen. Es gelang ihm, das beſtrittene Erbe ſeines Schwiegervaters den Händen des Herzogs von Lotharingen zu entreißen. Aber nachdem er die Eroberung

vollendet, überließ er ſich ſorglos einer ſchwelgeriſchen Ruhe und vernachläſſigte ſogar für ſeine eigene Sicherheit zu wachen. Eine ſchöne Nonne hatte ſein Herz gewonnen. In Begleitung ſeines Sohnes beſuchte er die Geliebte einſt in ihrem Kloſter und die gottgeweihten Jungfrauen vergaßen ſämmtlich des Gebetes und ihres himmliſchen Bräutigams. Unter Tanz und Umarmungen entflohen die Stunden der Nacht.*) Da ſtört plötzliches Waffengeklirr den Taumel der Luſt. Es ſind Anhänger des Herzogs von Lotharingen, die in das entweihte Kloſter ſtürmen und den beſtürzten Herzog in den Armen der ſchönen Gottesbraut überraſchen und gefangen nehmen. Adolfs Sohn theilte des Vaters Schickſal. Beide wurden nach Nancy gebracht und erhielten ihre Freiheit nicht eher wieder, als bis ſie feierlich und förmlich allen Anſprüchen auf Bar entſagt hatten (1422).

Uebrigens ſah der Herzog noch ſeinen einzigen Sohn Robert vor ſich in das Grab ſinken. Der junge Fürſt ſtarb zu Nürnberg, wo er die Rechte ſeines Hauſes gegen die Anſprüche Arnolds von Egmond auf dem Reichstage vertheidigte (1434). Man mag dieſes traurige Ereigniſſ immerhin als eine göttliche Strafe für den Frevel betrachten, den Adolf an dem Haupte des eigenen Vaters geübt.

Wem die Erbfolge in den Herzogthümern Berg und Jülich gebühre, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Denn Adolfs Bruder, Wilhelm, der ehemalige Biſchof von Paderborn, dem, wie wir uns erinnern, die Grafſchaft Ravensberg zu ſeinem Unterhalte überwieſen worden war, hatte bei ſeinem Tode (1428) einen Sohn hinterlaſſen, Gerhard mit Namen, der unbeſtritten als der einzige rechtmäßige Erbe ſeines Oheims auftrat und ohne Hinderniſſ von der Erbſchaft Beſitz nahm. Gerhard war ein wohlgeſinnter, tüchtiger Fürſt, der ſeine Herrſchaft damit begann, daſſ er die Schulden, mit denen ſein Oheim die Lande, vor allen die Grafſchaft Ravensberg, belaſtet hatte, abzuzahlen bemüht war. Aber mitten in dieſem heilſamen, friedlichen Be-

---

*) Schaten II. 544. At dum nocti quadam in coenobium ingressus cum sacratis Deo virginibus inter saltus amplexaque transigit ——

ginnen ward er durch einen kriegeriſchen Einbruch Arnolds von Geldern zu den Waffen gerufen. Der vierjährige Beifriede, den dieſer unruhige Fürſt mit dem Herzoge Adolf von Berg und Jülich geſchloſſen, war zu Ende, und er ſäumte nicht, ſofort wieder zum Schwerte zu greifen. Die Mittel zu dieſem neuen Kampfe hatte Arnold von Geldern ſich dadurch zu verſchaffen gewuſſt, daſſ er ſeinem Schwiegervater das Schloſſ und die Herrſchaft Wachtendonk für 18,000 Gulden verpfändete. Gerhard, wahrſcheinlich durch den unerwarteten Angriff überraſcht und vielleicht noch zu neu in der Herrſchaft, erkaufte den Frieden durch 10,000 Goldgulden, die er dem Feinde für ſeine Anſprüche auf Jülich zahlte (1440). Beide Fürſten erkannten ſich gegenſeitig in dem Beſitze ihrer Lande an, bis eine endliche Rechtsentſcheidung die ganze Angelegenheit erledigt haben würde. Doch ward dem Frieden vorläufig nur eine Dauer von vierzehn Jahren zugemeſſen. — Indeſſen war dieſe Friſt dem unruhigen Geiſte Arnolds viel zu lang. Noch war nicht der dritte Theil der vertragsmäßigen Friedenszeit verfloſſen, als er, man weiß nicht, durch welche Gründe geſpornt, eilig aufs Neue rüſtete, und unter furchtbaren Verheerungen in das Herzogthum Jülich einbrach. Aber Gerhard, durch landesväterliches Walten jetzt der Treue und Zuneigung ſeines Volkes gewiſſ und längſt für den Fall einer neuen Fehde wohlgerüſtet, empfing den feindlichen Gaſt mit eiſernen Armen. Es war am Hubertustage, den dritten Reifmonds 1444, als die feindlichen Schaaren auf den Gefilden zwiſchen Linnich und Hinsberg *) blutig zuſammentrafen. Gerhard errang einen ſo vollſtändigen Sieg über ſeinen Gegner, daſſ dieſer nun ſeiner Seits die Hand bittend um Frieden ausſtrekkte. Großmüthig gewährte der Sieger die Bitte, doch nicht ohne daſſ Arnold die Summen, die er zur Befriedigung ſeiner Anſprüche auf Jülich empfangen, theilweiſe zurükkzahlen muſſte. Dadurch gerieth dieſer in die Nothwendigkeit, zu neuen Verpfändungen an den Herzog von Klewe ſeine Zuflucht zu neh-

*) Teſchenmacher S. 519. Hr. Dr. Knapp (Th. II. S. 501.) iſt der Meinung, Teſchenmacher nenne den Ort dieſer denkwürdigen Schlacht nicht.

men. Er beſtätigte demſelben nicht nur den Pfandbeſitz des kaiſerlichen Reichswaldes, den er ihm ſchon früher überlaſſen, ſondern trat ihm jetzt auch die anſehnliche Herrſchaft Duiffel im Brabantiſchen für die Summe von 6000 Goldgulden ab, doch mit der Bedingung, daſſ ſowol die Duiffel, wie die Herrſchaft Wachtendonk nebſt dem Dorfe Loen in der Herrſchaft Ravenſtein, für die Geſammtſumme von 24000 Goldgulden wieder eingelöſt werden dürfte.

In ſolcher Weiſe hatte Arnold, der zu jener Zeit noch überdieß mit ſeinen geldernſchen Unterthanen in unangenehme Miſſverhältniſſe gerathen war, von ſeinem Friedensbruche nichts als Nachtheil, während Gerhard, des ruhmvoll errungenen Sieges und der nun endlich für die Dauer erkämpften Ruhe froh, voll frommer Dankbarkeit gegen Gott und zum bleibenden Gedächtniſſe des blutigen Ehrentages, das Kreuzbrüderkloſter zu Düſſeldorf erbaute und dem heiligen Hubertus zu Lobe eine ritterliche Verbrüderung ſtiftete, die den Namen jenes Heiligen führte.*) — Arnold aber ſtörte den Frieden Jülichs fortan nicht mehr und das Volk, voll dankbarer Freude, dieſer Geißel entriſſen zu ſein, feierte den Hubertustag alljährlich als Landesfeſt (1445).

Gerade um dieſelbe Zeit, als auf dieſer Seite unſrer geſchichtlichen Bühne die Flamme einer vieljährigen Fehde endlich erloſch, erhob ſich auf der andern Seite ein neuer Kriegsbrand zwiſchen dem Herzoge von Klewe und dem Erzbiſchofe von Köln. Der Erzbiſchof trug den Groll der letzten Fehde noch tief im Herzen und wie freundlich er ſich ſeither auch gegen den Herzog ſtellen mochte, ſo häufte ſich dennoch allmälig der Brennſtoff zu einem neuen Kampfe, bis endlich die helle Flamme emporſchlug. Die nächſte Veranlaſſung dazu gab die Stadt Söſt.

Dieſe Stadt war nach dem Sturze Heinrichs des Löwen nebſt den meiſten übrigen Beſtandtheilen des Herzogthums Engern und Weſtfalen, wie wir uns erinnern, der Hoheit des erz-

*) Der St. Hubertusorden wurde im Jahre 1708 von dem Kurfürſten Johann Wilhelm I. von der Pfalz, wieder erneuert.

biſchöflichen Stuhles von Köln untergeben worden. Indeſſen ſchützten ausgedehnte Gerechtſame und oft erneute und beſtätigte Freibriefe ihre freie Verfaſſung gegen die allzuherrſchſüchtigen Eingriffe der Kirchenfürſten und durch Handel und Gewerbe blühend, durch eine zahlreiche Bevölkerung und den Anſchluſſ an die Hanſa mächtig, ſtand ſie, mit ihrem nicht ganz unbeträchtlichen Stadtgebiete, den Verhältniſſen einer unmittelbaren Reichsſtadt ziemlich nahe. Aber Dietrich von Mörs, der Erzbiſchof, ſchien nicht geneigt, dieſes Verhältniſſ fortbeſtehen zu laſſen. Seine immer wiederkehrende Geldnoth, die einestheils in ſeiner Prachtliebe und verſchwenderiſchen Wirthſchaft, anderntheils in den häufigen Kriegsfehden, worin er ſich verwikkelt ſah, ihren Grund hatte, nöthigte ihn die Unterthanen ſowol des Erzſtiftes als des weſtfäliſchen Herzogthumes mit ungewöhnlichen und hohen Steuern zu beläſtigen. Kein Stand, kein Alter und Geſchlecht war davon befreit und es iſt leicht zu ermeſſen, wie groß die Anſprüche geweſen, welche der geldbedürftige Fürſt an den blühenden Wohlſtand der Städte machte. Söſt empfand vor allem mit tiefem, trotzigem Unwillen den ungewohnten Drukk. Laut murrten die Bürger über Verletzung ihrer, vom Kaiſer und Reich beſtätigten Gerechtſame. Man werde ſich einen andern Schutzherrn wählen, wenn der Erzbiſchof nicht nachließe, die Stadt ungerechter Weiſe zu beeinträchtigen. Ihre Mauern ſeien ſtark, ihre Bürger wakker und muthig genug, um das läſtige Joch mit kräftiger Hand zu zerbrechen. — Aber der Erzbiſchof verachtete ſo Vorſtellungen als Drohungen. Da wandte ſich die Bürgerſchaft von Söſt an den Herzog von Klewe (1440). Er ſei ein edler und durch rechtliches Walten hochgeachteter Fürſt und ſeine Macht genüge, um der des Erzbiſchofs zu widerſtehen. Der Herzog möge die Stadt in ſeinen Schutz nehmen; ſie ſei mit Freuden bereit ihm zu huldigen.

Söſtes muthiges Beiſpiel blieb nicht ohne Einwirkung auf die übrigen Stände Weſtfalens und der Erzbiſchof muſſte ſich bequemen, wenn er nicht den Abfall des ganzen Landes herbeiführen wollte, durch eilige Nachgiebigkeit den drohenden Sturm

zu beſchwören. Auf ſolche Weiſe verſöhnte er die Miſſvergnügten wieder; nur Söſt ließ ſich nicht gewinnen und verharrte im Widerſtande. Da verklagte der Kirchenfürſt die trotzende Stadt bei dem Kaiſer und Friedrich III. (ſeit 1439) übertrug dem Herzoge Bernhard von Sachſen das ſchiedsrichterliche Amt für dieſen Streitfall. Ueber des Herzogs Entſcheidung widerſprechen ſich die alten Berichterſtatter geradezu. Während der eine *) meldet, der Schiedſpruch habe dahin gelautet, „die Söſter wären ungerechter Weiſe vom Erzbiſchofe unterdrükkt, und nicht gehalten, die verlangten Steuern zu zahlen, auch ſei ihr Bündniſſ mit dem Herzoge Adolf von Klewe erlaubt und recht," verſichert der andere,**) der Herzog Bernhard habe gänzlich zu Gunſten des Erzbiſchofs entſchieden. Dieſen Widerſpruch zu löſen ſind wir außer Stande, da uns über dieſen Gegenſtand keine Urkunden vorliegen. Spricht für den Einen das höhere Alter ſeines Berichtes, ſo hat der andere in ſofern die größere Glaubwürdigkeit für ſich, als es kaum denkbar iſt, daſſ zu einer Zeit, wo ſich in ganz Deutſchland der Neid der Fürſten und Ritter gegen die Freiheiten der Städte mächtig regte, ein Fürſt gegen den andern, zu Gunſten einer Stadt entſchieden haben ſollte. Aber wir können die ganze Sache auf ſich beruhen laſſen, da des Herzogs Entſcheidung, ſie mochte lauten wie ſie wollte, unter der kraftloſen und kläglichen Reichsregierung Friedrichs III. in jedem Falle ohne allen Einfluſſ bleiben muſſte. Waren ſonſt ſchon die deutſchen Stände, wenn ſie einmal das Schwert in der Hand hielten, wenig geneigt, den kaiſerlichen Rechtsſprüchen Gehör zu geben, wie viel weniger zu dieſer Zeit, wo die verkörperte Trägheit ſelbſt auf dem Throne ſaß! — Genug, die Stadt Söſt wiederholte noch dringender ihre Anträge dem Herzoge von Klewe und dieſer war keineswegs abgeneigt, ihren Bitten Gehör zu geben. Aber bereits hoch in den Jahren und von jeher geneigt, friedliche Verträge dem blutigen Begegnen der Schwerter vorzuziehen, verſuchte Adolf zuvor noch eine Annä-

*) Honseler ad ann. 1441.

**) Schaten I. p, 628. und nach ihm Teſchenmacher S. 293.

herung an den Erzbiſchof. Wir erinnern uns, daſſ der Graf Gerhard von Klewe, in ſeinem Kampfe mit dem Bruder, dem Kirchenfürſten einige Städte und Gebiete verkauft hatte, die den märkiſch-klewiſchen Landen zugehörten. Dieſe wünſchte der Herzog wiederzuhaben und hatte deſſhalb ſchon öfters Unterhandlungen angeknüpft, die aber beſtändig an des Erzbiſchofs Weigerung ſcheiterten. Jetzt ſchien der Augenblikk günſtig, das lange Gewünſchte zu erhalten. Adolf gab zu verſtehen, wie er der Söſter ſich nicht anzunehmen gedenke, wenn der Erzbiſchof ſeinem Begehren, in Bezug auf den Rükk-kauf deſſen, was jener vom Grafen Gerhard erworben, willfahren möchte. Aber Dietrich von Mörs beharrte nicht nur entſchieden auf ſeiner Weigerung, ſondern kränkte den Herzog noch mehr dadurch, daſſ er bedeutende Schritte that, um die Vogtei über die Städte Duisburg, Werden und Eſſen, welche, wie wir gemeldet, ſeit vielen Jahren ein Eigenthum der Grafen von Klewe geweſen, an ſich zu bringen. — Ja, er ging ſo weit, dem Herzoge ganz offen den Fehdehandſchuh hinzuwerfen, indem er, mit Hilfe des Biſchofs von Münſter, die klewiſche Burg Broich erſtürmte und dieſelbe an Gerhard von Jülich und Berg verkaufte, um ſie nur ja nicht wieder in die Gewalt des verhaſſten Gegners zurükk-kehren zu ſehen (1443). Da war Adolfs Geduld erſchöpft. Schnell entſchieden reichte er der Stadt Söſt die Hand und erklärte dem Erzbiſchof die Fehde.

Doch die Laſt der Jahre und eine ſchmerzhafte Krankheit feſſelten den greiſen Helden an die Burg ſeiner Väter. Wie ſtrebſam auch der muthige Geiſt dem neuen Kampfe entgegenblikkte: der ſieche Leib konnte das Schlachtroſſ nicht mehr tummeln, der zitternde Arm die ſchwere Lanze nicht mehr ſchwingen. Um ſo williger gab er den Bitten der Bürger von Söſt nach, die ihn erſuchten, ſeinen älteſten Sohn Johann ihnen zuzuſenden, damit dieſer an ihre Spitze träte und ſie ritterlich vertheidigen hälfe. Sogleich ging eine Botſchaft an den Hof des Herzogs von Burgund, wo der junge Fürſt verweilte, um feinen Anſtand und ritterliche Sitte zu erlernen. Mit Freuden vernahm Johann, deſſen muthiger Geiſt ſich längſt nach Thaten geſehnt, die willkommene Kunde, und

in zierlicher Pracht, wie ſie am burgundiſchen Hofe gebräuchlich, trat er den Rükkweg nach Klewe an. In Sammt, Seide und Gold gekleidet, zog er mit ſeinem ſtattlichen Gefolge daher und ſchon von ferne vernahm man das Klingen der Glökklein und Schellen, womit das prangende Pferdegeſchirr reichlich verſehen war. — Als der greiſe Herzog, der nie von der einfachen Sitte der Väter abgewichen war und Pracht und Putz ſein ganzes Leben über ſtandhaft verachtet hatte, in ſeiner Hofburg dieſes Klingeln und Klirren von ferne vernahm, rief er halb wehmüthig halb ſcherzhaft lächelnd, in ſeiner niederdeutſchen Mundart: „da kommt Johanneken mit den Bellen (Schellen)!“ — Aber mochte der junge Fürſt ſich auch vom Glanze fremder Sitten ein wenig haben blenden laſſen: — er brachte unter der fremden Kleidung doch ſein biederes, deutſches Herz mit, das in allen Stükken der Väter ſich würdig zeigte.

Nur wenige Tage verweilte er daheim, um mit ſeinem greiſen Vater das Nöthige zu verabreden und die erfoderlichen Rüſtungen zu bewerkſtelligen. Dann ließ er das kelwiſche Banner entfalten und zog an der Spitze eines nicht unbeträchtlichen Heerhaufens gen Söſt. Schon auf dieſem Zuge erfuhr der Erzbiſchof, mit welchem raſchen Gegner er zu thun habe. Denn Johann bemächtigte ſich im Fluge der Stadt Xanten, deren Beſitz damals noch zwiſchen Klewe und dem Erzſtifte Köln getheilt war. Die erzbiſchöfliche Hälfte ging jetzt an Klewe verloren. Nach dieſem wohlgelungenen Abenteuer hielt der junge Fürſt, am Freitage nach Veit (1444) ſeinen Einzug in Söſt. Mit herzlicher Freude begrüßten die Bürger ihren ſelbſterkorenen Schutzherrn und führten ihn zum Rathhauſe, wo Johann mit Eid und Fürſtenwort für ſich und ſeine Nachkommen, die Gerechtſame und Freiheiten der Stadt aufrecht zu halten und zu ehren verhieß. Dann ging der Zug nach der Kirche des heil. Patroklus, wo die Bürgerſchaft den Schwur der Huldigung leiſten wollte. Aber Albrecht Milichuſius, der Stadtpfarrer, war ein eifriger Anhänger des Erzbiſchofs und hatte die Kirche verſchließen laſſen. Da machte ſich der Unwille des Volkes durch heftige Drohungen Platz. „Die Kirchthüren ſeien leicht erbro-

chen, aber der falſche Pfaff ſolle ſeine Widerſpänſtigkeit ſchwer büßen.“ Solche Worte ſchüchterten den Pfarrer ein und er lieferte die Schlüſſel aus. Ohne Störung ward jetzt die Huldigung vollzogen und ein feſtliches Mahl war auf dem Rathhauſe angerichtet, den jungen Fürſten gebührend aufzunehmen. Auch verehrte ihm die Bürgerſchaft einen ſeidnen Beutel mit hundert Mark Söſtiſch nebſt zwei Fudern Wein.

Der Erzbiſchof, längſt auf ſolche Vorgänge gefaſſt, griff ſofort zum Schwerte, um die Söſter ihres Abfalles wegen ſammt ihrem neuen Schutzherrn zu züchtigen. Eine Menge von geiſtlichen und weltlichen Fürſten ſtanden auf ſeiner Seite, und wenn auch nur wenige von dieſen ihm wirklich Hilfmannſchaft zuſandten, ſo ſchienen ſie ihm doch einen mächtigen Stützpunkt zu gewähren und durch ihr Anſehn und ihr zukünftiges Einſchreiten von großem Nutzen werden zu können. Unter ſeinen Bundesfreunden nennt man die Biſchöfe von Münſter, Hildesheim und Minden, den Kurfürſten Ludwig von Pfalzbaiern,*) den Herzog Wilhelm von Sachſen, den Herzog von Braunſchweig, die Grafen von Naſſau, von Sain, von Solms, Hanau und Rietberg, nebſt vielen andern edeln Herrn. Auch der Kurfürſt Friedrich II. von Brandenburg ſoll ihm ſeinen Beiſtand zugeſagt haben. Und neben allen dieſen fürſtlichen Bundesgenoſſen wird auch die Stadt Dortmund genannt. — Bei weitem nicht ſo zahlreich und glänzend war der Beiſtand, deſſen Klewe ſich erfreuen durfte. Nur der Herzog Philipp von Burgund, der Biſchof Rudolf von Utrecht und die Grafen von Lippe neben einigen ehrenhaften und tapfern, aber wenig mächtigen Rittern, unter denen die Herren Elbert und Johann von Alpen, die Herren von Stekk, Goswin Keſſler und Johann von Schönbarn u. a. genannt werden, erhoben ihren Schild für den Herzog Adolf. Indeſſen nahmen, bis auf den Biſchof von

*) Schon aus dem Umſtande, daſſ der Kurfürſt auf des Erzbiſchofs Seite trat, ließe ſich ziemlich unzweifelhaft der Schluſſ ziehen, daſſ ſein ſchiedsrichterliches Wort nicht zu Gunſten der Stadt Söſt ausgefallen ſein könne.

Utrecht, alle dieſe thätigen Antheil an der Fehde und überwogen dadurch den nur verheißenen, aber nicht geleiſteten Beiſtand der Gegenpartei.

Es dürfte ſchwerlich der Mühe werth ſein, der fünfjährigen Fehde Schritt vor Schritt zu folgen und von jedem Streifzuge, von jeder niedergebrannten Stadt, von jeder eroberten Burg genaue Kunde zu geben. Es iſt die alte, uns längſt, bis zum Ueberdruſſe, bekannte Kriegsweiſe, die ſich abmüdet, dem Feinde durch Plünderung und Brand Schaden zuzufügen und den erlittenen Schaden in gleicher Weiſe zu rächen, die uns hier wieder begegnet. Des Erzbiſchofs Zorn ging ſogar ſo weit, klewiſche Gefangene hinrichten zu laſſen, und Johann ließ ſich hinreißen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das Glükk der Waffen war meiſt auf klewiſcher Seite, zumal wenn man ſich auf freiem Felde begegnete und Johann, der muthige junge Fürſt, leitete die Vertheidigung ſeiner ſchutzbefohlenen Stadt mit ſo vieler Umſicht und Beſonnenheit, daſſ ſich das blutige Kampfgetümmel nur ſelten auf ihrem Gebiete vernehmen ließ, während die Lande des Erzſtiftes am öfteſten davon widerhallten. Der Kirchenfürſt und ſein Domkapitel bedrohten den freudigen Helden und ſeinen alten Vater umſonſt mit dem Banne. Die Bedrohten ließen ſich um ſo weniger irre machen, als die Baſeler Kirchenverſammlung durch die Entſetzung des Pabſtes Eugenius (IV.) und die Gegenwahl Felix (V.) (1439) eine neue Kirchenſpaltung erregt hatte. Eugenius wuſſte ſich trotz der Menge ſeiner Gegner in Macht und Anſehn zu erhalten und da der Erzbiſchof Dietrich von Köln ſich der Kirchenverſammlung und dem Gegenpabſte Felix ergebener zeigte, als ihm, ſo durfte der Herzog von Klewe in ſeinem Streite mit Sicherheit auf den Schutz des heiligen Vaters zählen. Er erhob deſſhalb auch Klage bei Eugenius gegen den Erzhirten von Köln und der längſt grollende Pabſt ergriff mit Freuden die Gelegenheit, um den Erzbiſchof ſeiner Würde zu entſetzen und den erledigten Sitz dem zweiten Sohne des alten Herzogs, Adolf nach dem Vater genannt, anzutragen. Wenn nun auch der Herzog vorſichtig und weiſe genug war, dieſe gefährliche Ehre, ob auch

nicht geradehin abzulehnen, ſo doch eben ſo wenig entſchieden anzunehmen, ſo war ihm doch der offenbare Beiſtand des Pabſtes in ſeiner Fehde von großem Nutzen und führte auch für ſeine Lande ein zuvor nicht gehofftes günſtiges Ergebniſſ herbei. Denn als Adolf zögerte, die angetragene Würde für ſeinen Sohn anzunehmen, ſo ſuchte der Pabſt den Erzbiſchof von Köln wenigſtens empfindlich dadurch zu kränken, daſſ er die geſammten klewiſchen Lande der biſchöflichen Gewalt und Gerichtsbarkeit des kölniſchen Stuhles enthob und ihnen Befugniſſ ertheilte, einen eigenen Landesbiſchof zu haben, der den Titel eines Biſchofs von Kork führen, ein Suffragan des Utrechter Stuhles ſein und zu Kalkar ſeinen Sitz haben ſollte.*) (1445) Ob der Herzog von dieſer Befugniſſ Gebrauch gemacht, iſt nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Wohl aber ſcheint er die Befreiung von der geiſtlichen Oberhoheit Kölns feſtgehalten und zum Heile des Kirchenweſens in ſeinem Lande mit Weisheit benutzt zu haben. Wenigſtens wird von ihm berichtet, daſſ er die Geiſtlichen ſeines Gebietes in Bezug ihres Dienſteinkommens und ihrer Dienſtleiſtungen, möglichſt gleichzuſtellen geſucht, auch einige neue Pfarreien eingerichtet habe. Die freiere Stellung, die ihm der Pabſt gegen die Kirche angewieſen, legte dem Volke zu ſeiner Zeit das Sprüchlein in den Mund: „Der Herzog zu Klewe iſt Pabſt in ſeinem Lande.“

Als nun der Erzbiſchof erkannte, wie ſtumpf ſowol ſeine weltlichen als ſeine geiſtlichen Waffen wären, um den begonnenen Kampf mit Erfolg durchzuführen, ſo ſoll er zu einer abenteuerlichen Liſt ſeine Zuflucht genommen haben, die Stadt Söſt zu verderben. Er ließ — ſo erzählt die Sage — eine Menge Katzen aufgreifen, ihnen Feuerbrände an die Schwänze binden und ſie durch einige Spalten und Ritzen des Söſter Stadtthores zur Nachtzeit in die Stadt treiben und zwar gerade an demjenigen Stadttheile, wo die Scheunen ſtanden, die eben mit dem Seegen der Felder belaſtet waren. Er hoffte, die wilden, geängſteten Thiere ſollten den Brand dorthin tragen und die

*) Schaten II. p. 629. Teſchenmacher p. 294.

Bürgerſchaft ihrer Vorräthe berauben. Aber die Wachſamkeit der Bürger verhinderte durch kräftige Mittel das drohende Unheil und dem geiſtlichen Herrn erwuchs aus ſeinem liſtig erſonnenen Plane nichts als Spott und Schande.*) Ein faſt allzukindiſch erſonnenes Mährchen!

In ſolcher Weiſe zog ſich der Kampf, unter wechſelſeitigen Verheerungen, zum Unheile der beiderſeitigen Unterthanen, ſchon in das vierte Jahr. Sowol die Hanſaſtädte (1445) als der Herzog Philipp von Burgund (1446) waren wohlmeinend als Friedensvermittler aufgetreten; doch alle Bemühungen ſcheiterten an der Unbeugſamkeit des hartnäkkigen Erzbiſchofs. Söſt müſſe unter ſeinen Gehorſam zurükk-kehren; unter keiner andern Bedingung werde er das Schwert aus der Hand legen. Bei dieſem Beſcheide blieb er, und ſelbſt die häufigen und bedeutenden Verluſte, die er durch das tapfere Schwert Johanns von Klewe erlitt, konnten ſeinen Sinn nicht beugen. Was ihn jetzt aber ſo kühn und unbeweglich machte, war die ſichre Ausſicht auf eine neue Hilfe, von der er allerdings eine ſchnelle und entſchiedene Wendung des Kriegsglükkes zu ſeinem Vortheile mit vieler Wahrſcheinlichkeit erwarten durfte. Der Herzog Wilhelm von Sachſen verhieß ihm nämlich eine Schaar von zwanzigtauſend Böhmen, die ihm bisher gegen ſeinen Bruder, den Kurfürſten Friedrich den Sanftmüthigen, Beiſtand geleiſtet hatten. Die Böhmen fochten für Sold und es war ihrer kriegeriſchen Luſt an Abenteuern gleichviel, wohin ſie ihre Waffen wandten. Sie wurden bald mit dem Erzbiſchofe einig und von einem Grafen von Sternberg geführt, eilten ſie den Rheinlanden zu. Der Schrekken ihres gefürchteten Namens ging vor ihren Fahnen her und mancher Bundesfreund wandte ſich ſcheu von Klewe zurükk, als die Kunde kam, der gefürchtete Feind ziehe heran, ja, ſtehe bereits an der Weſer. Die Grafen von Lippe aber,

---

*) Teſchenmacher p. 300. Ob nicht vielleicht eine Art von Pechkränzen oder dergleichen in der Kriegsſprache jener Zeit Katzen heißen mochten und der Urſprung des Mährchens auf dieſe Weiſe zu erklären ſein dürfte?

obwol ſie die erſten Schläge des heraufziehenden Gewitters zu befürchten hatten, blieben feſt auf klewiſcher Seite ſtehen und verſuchten es, den Böhmen den Uebergang über die Weſer zu verſperren. Aber die kampfgeübten Schaaren warfen den ſchwachen Widerſtand mit leichter Mühe nieder und überfluteten verheerend und plünderd die Grafſchaft Lippe, Blumberg ſank vor ihnen in blutige Trümmer, Lemgo ward erobert, Detmold zerſtört, ſogar Herford gebrandſchatzt und nur Lippſtadt und die feſten Burgen Steineberg und Falkenburg widerſtanden dem eiſernen Strome. Allerdings waren ſolche Nachrichten furchterregend und der Erzbiſchof ſah ſchon im Geiſte mit hämiſcher Freude die Stadt Söſt gedemüthigt und ſtreng gezüchtiget und den Herzog von Klewe um Frieden und Schonung bittend. Aber dieſe Freude ſollte ihm nicht werden. Schon vor Lippſtadts Mauern erfuhr das böhmiſche Heer, daſſ es nicht unwiderſtehlich ſei. Die wakkern Lippſtädter vertheidigten ſich dreizehn Tage lang mit ſo vieler Tapferkeit und Klugheit gegen die wilden Stürme des unendlich überlegenen Feindes, daſſ dieſer endlich ermüdete und mit bedeutendem Verluſte davonzog. Der Erzbiſchof mit ſeinen Kriegsmannen hatte vor Lippſtadt mitgefochten und dieſes verunglükkte Vorſpiel mochte ſeine allzugewiſſen Hoffnungen allerdings ſchon erſchüttert haben. Der Muth der Söſter aber war unendlich gewachſen und die geſchikkte Weiſe, mit welcher ihr fürſtlicher Schutzherr, Johann von Klewe, achthundert ſeiner Reiter in die Thore des hartbedrängten Lippſtadts geworfen, und die Alles beachtende Umſicht, womit er jetzt die Vorkehrungen zur Vertheidigung von Söſt traf, hatten das Vertrauen der Bürger zu dem jungen Helden dermaßen geſteigert, daſſ ſie ſich vollkommen geſichert dünkten, als er ſich ſelbſt in ihre Mitte begab, um die Gefahr der Belagerung mit ihnen zu theilen.

Es war um Mariä Heimſuchung des Jahres 1447 als das ängſtlich flüchtende Landvolk des Söſter Gebiets, der Stadt die Nähe des furchtbaren Feindes verkündete und bald konnte man von den Mauern herab das erzbiſchöfliche Banner und die Fähnlein der Böhmen klar und deutlich unterſcheiden. Mit

kriegserfahrenem Blikke benutzte der Feind ſogleich ein verlaſſenes Kloſter vor der Stadt, um ſich darin zu befeſtigen und ſein Geſchütz aufzuſtellen. Mit furchtbarem Ernſte begann die Belagerung. Wurfgeſchoſſe aller Art ſchleuderten ſchwere Steine gegen die dröhnenden Mauern und Feuerpfeile flogen ziſchend in die Stadt. Aber die Kriegskunde des fürſtlichen Vertheidigers vereitelte alle ſolche Anſtrengungen. Die Mauern, durch Wollſäkke geſchützt, wankten nicht und die Dächer mit naſſer Leinwand überdekkt, wehrten den Brandpfeilen. Dazu donnerten die Feuerbüchſen von den Mauern und Thürmen der Stadt, wohlgezielt ihre Ladung in das Lager der Feinde und vor allem krachte es Verderben ſpeiend von dem ſogenannten Bodenthurme herab, wo der junge Herzog von Klewe ſelbſt die Vertheidigung leitete. — Schon dauerte die Belagerung ſtark in die dritte Woche. Rings war die Umgegend ausgezehrt und dem zahlreichen Heere der Feinde fing an, allgemach das Nothwendigſte zu fehlen. Die Krieger murrten, weil der Erzbiſchof ihnen nicht nur den bedungenen Sold ſchuldig blieb, ſondern weil es ihnen ſogar an Brot fehlte. Eine Hauptanſtrengung muſſte zum Ziele führen, wenn man nicht mit noch größerer Schande von Söſt abziehen ſollte, als früher von Lippſtadt. Das ſtellte der Erzbiſchof dem böhmiſchen Heerführer vor und ſo ward ein allgemeiner Sturm auf die Stadt beſchloſſen. Kaum war im Lager das Vorhaben bekannt, als man mit Eifer ans Werk ging, um Alles herbei zu ſchaffen und zuzubereiten, was zu dem furchtbaren Blutwerke erfoderlich iſt, dem man entgegen ſah. Eine große Menge hoher und breiter Leitern ward gezimmert, womit man die Mauern zu erſteigen gedachte und die ſo geräumig waren, daſſ vier Krieger nebeneinander die ſtarken Sproſſen emporſteigen konnten. Sturmbökke, Mauerbrecher, Petarden — Alles ward in Stand geſetzt und den Belagerten konnte es keinen Augenblikk zweifelhaft ſein, daſſ dieſe furchtbar bedrohlichen Anſtalten auf einen nahen Hauptſturm hindeuteten, und nicht unthätig erwarteten ſie den Ausbruch des rings um ſie emporziehenden Unwetters. Herzog Johann gebot die Pflaſterſteine von den Straßen aufzunehmen und ſie auf die Mauern

zu ſchaffen, damit es nicht an Steinen fehle, die man auf die Stürmenden niederſchleudern könne. Alles war in Bewegung und Thätigkeit um die heimatlichen Mauern zu ſchützen. Knaben übten ſich den ſchweren Bogen zu ſpannen und Greiſe verſuchten noch einmal den zitternden Arm an der Waffen Laſt. Selbſt die Weiber wollten nicht unthätig bleiben und halfen Pechkränze flechten, und nach des Herzogs Vorſchrift, ungelöſchten Kalk auf die Mauern tragen, brachten Keſſel, Mehl und Waſſer herbei, um auf den ſtürmenden Feind ſiedenden Brei und brennenden Kalk hinabzugießen. —

Es war am Morgen der Apoſtel Theilung (15ten Sommermonds) als der Feind den Sturm begann. Von dem Kloſter her, deſſen er ſich bemächtigt, donnerten die Feuergeſchoſſe gegen die Stadt und zugleich ſchritt der Feind, in feſtgeordneten Gliedern, mit allen Sturmgeräthſchaften verſehen, gegen die Stadt heran. Vier Heerhaufen nahten ſich mit Sturmbökken und Petarden den vier Thoren, zwei andere eilten mit Sturmleitern, von zwei entgegengeſetzten Enden, den Mauern zu. Da klang in der Stadt die Lärmglokke und rief die Bürger zu den Waffen. Kugeln, Bolzen, Pfeile, Steine flogen dem andringenden Feinde entgegen: aber die Böhmen ließen ſich nicht ſchrekken und des Erzbiſchofs Mannen folgten ihrem tapfern Beiſpiele. Oft erprobter kriegeriſcher Muth und die lokkende Ausſicht auf eine reiche Beute, die man mit Recht in der blühenden Stadt erwartete, machten die Krieger gefühllos für Gefahr, Wunden und Tod. Und ſchon lehnten ſie die gewaltigen Leitern an die Mauer, ſchon ſtiegen ſie ſichern Schrittes hinan: da verdoppelten die Städter ihre Anſtrengungen. Ziſchend ergoſſ ſich der brennende Kalk, das ſiedende Waſſer und der glühende Brei über die Leiber der Emporklimmenden, mächtige Steine rollten auf ihre Häupter nieder und die Glut der geſchleuderten Pechkränze ſetzte Waffen und Leitern in Flammen. Da wankte auch die kühnſte Tapferkeit. Es war unmöglich die Mauern zu erſteigen und verbrannt, zerſchmettert und durchbohrt ſtürzten die Feinde von ihren Leitern nieder. Doch ihr Muth war noch nicht gebrochen. Nach kurzer Raſt erneuten

ſie den Sturm — aber nur zu ihrem eignen Verderben. Im graunvollen Gewühle lagen Hunderte von verſtümmelten Leichen an der blutbeſprützten Mauer und herzzerreißend tönte das Schmerzgeheul der Verwundeten. Die Söſter aber, geſtärkt und erhoben durch den glükklichen Erfolg ihrer Anſtrengung, überſäeten die Reihen des Feindes mit Wurfgeſchoſſen aller Art, die, wohlgezielt, Tod und Verderben verbreiteten. Da wich den Angreifern Muth und Kraft. Fliehend verließen ſie die verderblichen Mauern der tapfern Stadt und ſuchten Schutz in ihrem Lager.

Der Erzbiſchof, in ſeinen Erwartungen ſchmählich betrogen, wollte das Spiel noch immer nicht verloren geben. Ein abgeſchlagener Sturm gehöre zu den Wechſelfällen des Krieges. Es ſei unmännlich, darum die Belagerung aufzuheben. In den nächſten Tagen könne das Glükk günſtiger ſein und ſollten die Böhmen ihr Blut nicht umſonſt verſprützt haben, ſo müſſten ſie noch einmal das Leben einſetzen, um in den reichen Schätzen der bezwungenen Stadt den Lohn für ihre Tapferkeit zu finden. — Durch ſolche Vorſtellungen ward das Heer zu neuen Anſtrengungen geneigt gemacht. Aber kein Tag war glükklicher, als der des erſten Sturmes. Söſt blieb unbezwungen und alle Stürme brachen ſich an dem Heldenmuthe des Herzogs Johann und der wakkern Bürgerſchaft. — Da ſah der Erzbiſchof endlich ein, daſſ ſeine Mühe verloren ſei. Mangel und Murren wuchſen täglich im Heere und der geiſtliche Herr mochte fürchten, daſſ die aufgebrachten Böhmen ſich endlich wol gar ſeiner Perſon bemächtigen und ſeine Freiheit zum Pfande für ſeine Verſprechungen machen dürften. Ueberdieß war die Gefahr des Todes in ſchrekkender Nähe an ſeinem eigenen Haupte vorübergegangen. Seinen goldnen Helm, ein Ehrengeſchenk des Königs von Frankreich, hatten die Söſter Schützen in jedem Gefechte zum Ziele ſich auserwählt, und drei Pfeile, von denen der Helm bereits durchbohrt war, gaben Zeugniſſ von der Schützen wohlgeübter Hand. — Genug, der Kirchenfürſt ertheilte ſeinen Mannen heimlich Befehl zum Aufbruch und verließ plötzlich das Lager zum nicht geringen Erſtaunen ſeiner böhmiſchen Bundesfreunde. — Ob und wie er ſich mit dieſen

abgefunden, wiſſen wir nicht; nur ſo viel iſt unzweifelhaft, daß die Böhmen, als ſie ſich vom Erzbiſchofe verlaſſen ſahen, augenblikklich mit der belagerten Stadt in friedliche Unterhandlung traten. Vielleicht verſtanden ſich die Söſter zu einigen Geldopfern, um des läſtigen und immer noch gefährlichen Feindes los zu werden; vielleicht auch begnügten ſich die Böhmen, die ſchon viele Tage lang an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel litten, mit Lebensmitteln, die ihnen bereitwillig von der Stadt dargereicht wurden, und um die ſie ausdrükklich gebeten hatten. Genug, es kam zwiſchen ihnen und dem Herzoge Johann ein friedlicher Vergleich zu Stande, wonach dem Feinde geſtattet ward, durch die klewiſch-märkiſchen Lande ungehindert ſeinen Rükkzug nach der Heimat zu nehmen.

Man erzählt, dieſer Vergleich ſei hauptſächlich durch die Vermittelung eines klewiſchen Hauptmanns, Goswin von Schwanenburg, bewerkſtelligt worden. Dieſer Ritter, von Geburt ein Böhme, habe früher im Dienſte des Herzogs Gerhard von Jülich geſtanden, dort aber die furchtbarſte Beſchimpfung ſeiner Ehre erlitten, indem man ihm nicht nur ins Angeſicht ſagte, er ſei kein Edelmann, ſondern der Sohn eines Schuſters, ſondern auch ſeinen Helm und ſeine Waffen mit Koth bewarf. Tief erbittert über ſolche Schmach, für welche der Landesfürſt ihm die gefoderte Genugthuung verweigert, habe er hierauf ſein tapferes Schwert dem Herzoge von Klewe angetragen, der ihn mit Ehren in ſeinen Dienſt genommen. Solches Vertrauen ſei von Schwanenburg durch die treueſte Pflichterfüllung und zumal bei der Vertheidigung von Söſt, durch ausgezeichnete Tapferkeit und umſichtige Rathſchläge vergolten worden. Dieſem nun hätten die Böhmen, als ihrem Landsmanne, willig vertraut und ſo ſei ihm die Vermittelung eines friedlichen Vergleiches leicht gelungen. Doch der Groll über den bittern Schimpf, den er in Jülich erfahren, brannte noch ungemindert in ſeinem Herzen fort und er klagte ſeinen Landsleuten, was er erlitten. Da hätten dieſe geſchworen, ihn an dem Herzoge von Jülich furchtbar zu rächen. Bevor ſie aber ihre Fahnen zum Rükkzuge entfalteten, begehrten ſie, den Herzog Johann von Klewe zu ſehen,

den tapfern Helden, der ihren ſonſt ſo furchtbaren und glükklichen Waffen, ſo erfolgreichen Widerſtand geleiſtet. Und Johann erfüllte den ehrenden Wunſch des verſöhnten Feindes. Von zweitauſend Reitern begleitet, erſchien er im böhmiſchen Lager. Seine ſchöne, hochkräftige Geſtalt und ſein ritterlicher Anſtand vermehrten noch die Bewunderung, welche die Böhmen für den jungen Fürſten empfanden und alle überhäuften ihn mit Lob und Ehrenbezeugungen.

Jetzt zogen die Böhmen von dannen. Aber ſie vergaßen ihres Rachegelübdes nicht und da ſie dem Herzoge von Jülich auf keine andre Weiſe zu ſchaden wußten, ſo ſchütteten ſie die volle Schaale ihres rohen Grimmes über die unglükkliche Grafſchaft Ravensberg aus. Keine Art von Frevel und Grauſamkeit blieb ungeübt von dieſen wilden Kriegern, und weder das Heiligthum wehrte ihrer Raubſucht, noch die flehende Bitte ihrer thieriſchen Begier, noch der ängſtlichſte Wehruf ihrer Mordluſt. Noch lange blutete die Grafſchaft Ravensberg an den Wunden, die dieſer feindliche Beſuch ihr geſchlagen.

Und allen dieſen Jammer hatte urſprünglich die ungerechte Habſucht eines geiſtlichen Fürſten, eines Oberhirten der Kirche heraufbeſchworen! Und dennoch war ſein ſtolzes Herz, das nach Rache gegen Söſt dürſtete und den Abfall der reichen Stadt in keiner Weiſe verſchmerzen konnte, noch immer nicht geneigt, ſich in das Unabänderliche zu fügen. Wie wenig ihn bisher auch das Glükk begünſtigt hatte: er konnte und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, endlich doch noch als Sieger aus dem langen Kampfe zu gehen. Daher blieb auch ein neuer Verſuch zur friedlichen Vermittelung gänzlich fruchtlos und die Fehde dauerte ununterbrochen fort. Abermalige Streifzüge von dieſer und jener Seite, hier verſuchte Ueberfälle, dort wachſame Vertheidigung, zerſtörte Saatfelder, geplünderte und niedergebrannte Dörfer und nirgend ein entſcheidender Schlag. So ſchleppte ſich die langwierige Fehde bis gegen das Ende des Jahres 1448. Da gelang es endlich dem Herzoge Philipp von Burgund unter dem Beiſtande des Kardinals Johann von St. Angeli, der vom Pabſte Nikolaus (V.) nach Deutſchland geſandt war, um das

gnadenreiche Jubeljahr zu verkündigen, einen Waffenſtillſtand zu vermitteln, der vom Martinstage 1448 bis zu Oſtern 1449 dauern ſollte. Während deſſen arbeitete der Kardinal mit vieler Einſicht und gutem Willen an einem bleibenden Frieden. Zuerſt ward der Waffenſtillſtand verlängert und dann beide kriegführenden Theile zur endlichen Ausgleichung ihres Streites nach Maſtricht beſchieden.

Der Erzbiſchof war erſchöpft, ſeine Lande verheert, ſeine Städte und Schlöſſer verpfändet, um die Söldner zu befriedigen. Das Domkapitel und die Unterthanen ſeufzten nach Frieden und der geiſtliche Herr ſelbſt wünſchte jetzt nichts weiter, als ehrenvoll vom Kampfplatze abtreten zu können. Dennoch wollte er in die Abtretung der Stadt Söſt und der Hälfte von Xanten noch immer nicht willigen. Mit leichter Mühe hatte man ſich über alle andere Punkte verglichen; nur dieſer Hauptpunkt, der Keim und die Urſache des ganzen Krieges, ſchien in keiner Weiſe zu beſeitigen. Da that der Kardinal den weiſen Vorſchlag, dem heiligen Vater die Entſcheidung über Söſt anzuvertrauen und ſich nur vorläufig darüber zu vereinigen, daſſ die Stadt für ewige Zeiten dem Theile angehören ſolle, dem der Pabſt ſie zuſprechen würde. Gegen dieſen Vorſchlag war nichts einzuwenden, da Nikolaus bisher noch für keinen der beiden feindlichen Fürſten Partei genommen, und beide ſtimmten ein. So hatte der Kardinal die Freude, die langgewünſchte Verſöhnung endlich zu Stande zu bringen und eine Fehde zu beendigen, die fünf Jahre hindurch unſägliches Unheil geſtiftet. Es war am ſiebenundzwanzigſten Wandelmonds 1449 als der Erzbiſchof und der Herzog von Klewe den Friedensvertrag zu Maſtricht unterzeichneten und ſich dann mit Thränen in den Augen umarmten.

Der Pabſt Nikolaus aber ließ nicht lange auf ſeine Entſcheidung warten. Er ſprach die Stadt Söſt für ewige Zeiten dem Hauſe Kleve zu. Dagegen wurde der Erzbiſchof durch den Zoll zu Kaiſerswerth und durch die Schlöſſer Vielſtein und Fredeburg, die er mit dem Schwerte erobert hatte, entſchädigt.

Auf ſolche Weiſe war Söſt gewonnen worden und wenn

dieſer Gewinn auch mit manchem blutigen und ſchweren Opfer von klewiſcher Seite erkauft war, ſo durfte doch der Beſitz einer blühenden und reichen Stadt immer als ein großer Gewinn betrachtet werden. Schwerlich würde der Erzbiſchof ſo große Anſtrengungen zu ihrem Wiedererwerbe gemacht haben, wenn ihre Reichthümer ihm nicht vollen Erſatz für alle Koſten verheißen hätten. Die Koſten, welche Klewe darauf verwendet hatte, die Stadt zu behalten, beliefen ſich auf mehr als 230,000 Gulden und die Nachweiſung derſelben füllte ſiebenhundert und fünfzig Bogen an, die dem Kardinal zur Durchſicht überreicht wurden. Die Unkoſten des Erzbiſchofs aber waren ſo ungeheuer, daſſ er ſogar die Berechnung ſcheute.

Der alte Herzog Adolf von Klewe erlebte den Ausgang des Kampfes nicht mehr. Jahrelange, ſchmerzhafte Leiden an der Gicht hatten ihn auf ſein Ende vorbereitet und ihn veranlaſſt, ſchon bei Zeiten ſein Haus zu beſtellen. Seine Angelegenheiten waren wohl geordnet, ſein letzter Wille niedergeſchrieben und nur allein mit dem Himmliſchen und Ewigen beſchäfftiget, erwartete der ſiebenundſiebzigjährige Greis den Tod. Zwei fromme Mönche, die Vorſteher einer Karthauſe, die ſeine Frömmigkeit auf der Grafeninſel bei Weſel geſtiftet, halfen ihm durch geiſtlichen Zuſpruch und Gebet die Schrekken des Todes beſiegen. Seine Gemalin und ſeine beiden Söhne umſtanden nebſt ſeinen treueſten Waffenfreunden und ſeinen angeſehenſten Lehenleuten das Lager des Sterbenden. So entſchlummerte Herzog Adolf am Tage der heiligen Thekla (19ten Herbſtmonds) 1448, und ſeiner eigenen Verfügung gemäß, fanden ſeine Gebeine in der Karthauſe bei Weſel ihre letzte Ruheſtatt.

Ein Fürſt, der oftmals den Spruch im Munde führte, „er wolle lieber ein gerechter Viehhirte, als ein ungerechter König ſein,“ der ſeinem Schwiegerſohne, dem Herzoge Arnold von Geldern, als dieſer ſich über die Abneigung ſeiner Unterhanen beſchwerte, zur Antwort gab: „Das käme nur daher, weil er lieber gefürchtet, als geliebt ſein wollte,“ der ſeinem Adel die Lehre gab, „man müſſe der Tugend nicht nachgehen, ſondern nachjagen,“ der das größte Unglükk eines Landes in der Straf-

loſigkeit der Laſter und das größte Unheil eines Herrſchers in den Schmeichlern und Heuchlern ſah — ein ſolcher Fürſt muſſte allerdings, wenn ſeine Thaten mit ſeinen Worten nur einigermaßen übereinſtimmten, der höchſte Seegen für ſeine Unterthanen ſein. Und ſo war es wirklich. Unter dem Schutze ſeiner gerechten und milden Regierung gedieh das Land zu immer größerer Blüte, die ſich vielleicht noch herrlicher entfaltet haben dürfte, wenn nicht zahlloſe Fehden, von denen wir hier nur der allerwichtigſten gedacht haben, die friedliche Wirkſamkeit des wakkern Fürſten geſtört hätten. Unter den üppigen und verſchwenderiſchen Fürſten ſeiner Zeit tritt er als ein leuchtendes Vorbild weiſer Sparſamkeit auf. Während andere ihre immer leeren Schatzkammern durch Verpfändungen und Veräußerungen wieder anzufüllen vergeblich bemüht waren, hatte er niemals Mangel an Geld und nicht geringen Zuwachs verdankten ihm ſeine Lande dadurch, daſſ er anſehnliche Ortſchaften und Gebiete als Pfänder an ſich brachte. Statt in thörichter Pracht zu verſchwenden, was ſein glükkliches Schwert ihm einbrachte, verwandte er die Summen, die er durch die Auslöſung der Gefangenen gewann, zum Nutzen ſeines Landes. Der Schüttung des Rheindammes iſt ſchon erwähnt worden, auch ward im Allgemeinen gedacht, daſſ er für die größere Vertheidigung des Landes ſorgte. Die Städte Kranenburg, Schirmbekk, Ruhrort und Iſſeldorf verdankten ihm feſte Wehrmauern und an vielen andern Orten ließ er Schutzburgen erbauen. Doch auch für die Verſchönerung der Städte ſorgte er. Zu Kalkar erbaute er ein prächtiges Schloſſ und vor allen erfreute ſich die Stadt Klewe ſeiner Fürſorge. Vergrößert und verſchönert hinterließ er ſie ſeinem Nachfolger und der uraltberühmte Schwanenthurm, den er aus ſeiner Verfallenheit wieder aufrichtete, prangte als Zierde der Stadt und als bleibendes Denkmal des ausgezeichneten Herrſchers.

Von den geiſtlichen Stiftungen, durch die ſein frommer Sinn, nach der Sitte ſeiner Zeit ſich bekundete, iſt der Karthauſe zu Weſel ſchon gedacht worden. Ihr Bau ward ſchon im Jahre 1419 vollendet und zwar ohne alle fremde Beihilfe,

ſo wie ohne die geringſte Beſteuerung ſeiner Unterthanen. Man erzählt, der Herzog habe dieſen Bau ſo geheim betreiben laſſen, daſſ ſelbſt ſeine Räthe nicht wuſſten, zu welchem Zwekke, Holz und Bauſteine nach der Grafeninſel geſchafft würden. Sie erlaubten es ſich, ihren Gebieter um Auskunft darüber zu bitten. Adolf gab zur Antwort: „er gedenke ein Zuchthaus für allerlei Verbrecher zu erbauen.“ Aber die verſtändigen Herren merkten bald aus der Anlage des Gebäudes, wozu es dienen ſollte und verhehlten es nicht, daſſ es ihnen weder nöthig noch nützlich ſchiene, ſo große Koſten auf die Stiftung eines Kloſters zu verwenden. „Wie?“ entgegnete Adolf, „reichet ihr doch gern euer Scherflein dem Dürftigen, in Erwartung, daſſ Gott es euch lohnen werde. Warum ſollte ich nicht mit Freuden ein größeres Opfer bringen, damit fromme Mönche beſtändig für mein und des Landes Wohl zu Gott beten mögen?“

Adolf hinterließ zwei Söhne und fünf Töchter. Die älteste Tochter, Margaretha, obgleich frühzeitig mit dem Landgrafen Ludwig von Heſſen verlobt, ſoll ſich ſpäter mit Wilhelm von Baiern vermält haben. Katharina, die zweite Tochter, iſt uns bereits als Gemalin des Herzogs von Geldern bekannt, Eliſabeth, die dritte, war an einen Grafen von Schwarzenberg, Agnes, die folgende, an den König Karl von Navarra, und die jüngſte, Helene, an den Herzog Heinrich von Braunſchweig vermält. Johann, der älteste Sohn, folgte in der Regierung der väterlichen Lande; Adolf, dem jüngſten von Allen, wurden durch den letzten Willen des Vaters, die Herrſchaften Ravenſtein und Winnendal nebſt den baaren Einkünften, die zum Heirathsgute ſeiner Mutter gehörten, als Ausſtattung überlaſſen. Wir ſchließen dieſen Abſchnitt mit einem Reime, den die Anerkennung der Zeitgenoſſen auf die Tugenden des Herzogs Adolf verfaſſt:

Sein Nein was Nein gerechtig,
Sein Ja was Ja vollmächtig,
Er was ſeins Worts gedächtig,
Sein Mund, ſein Grund eindrächtig,
Prinz aller Prinzen Spiegel,
Sein Wort, dat was ſein Siegel,
Seines Muthes ſtark und kregel
Der frommen Fürſten Regel.

Zwölftes Kapitel.

Der Zeitraum von 1448 bis 1481 — Friedrich III. Kaiſer. In Klewe und Mark: Herzog Johann I.; in Berg und Jülich: Herzog Gerhard bis 1475 und Wilhelm III.

Johanns Pilgerfahrt an das heil. Grab — Fehde um den Biſchofſtuhl von Münſter — Zerwürfniſſ mit Köln, eine Folge des Ausganges der Söſter Fehde. — Johann kämpft für Burgund gegen Gent — anderweite Fehden — Johann vermält ſich mit Eliſabeth von Eſtampes — Johanns Thätigkeit für das burgundiſche Haus — Geldernſche Händel — Zwieſpalt zwiſchen dem Herzoge Arnold und ſeinem Sohne Adolf — Johann auf des Vaters Seite — Graf Gerhard v. Klewe ſtirbt — Ausgleichung zwiſchen Klewe und Köln — die verwittwete Herzogin von Klewe ſtirbt — das Kloſter Treppenbaum — Adolf von Geldern wirft ſeinen Vater in den Kerker — Johann befehdet den Sohn — Adolf wortbrüchig, verbindet ſich mit dem Erzbiſchofe von Köln — die Fehde mit Klewe entbrennt aufs Neue — Johann wird geſchlagen — Friede. — Karl der Kühne von Burgund ſoll den Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn ausgleichen — Adolfs abermaliger Treubruch. — Er wird gefangen und ſein Vater befreit. — Karl von Burgund erkauft Geldern — welche Vortheile Klewe davontrug. — Gerhard von Jülich — Berg ſtirbt — Anknüpfung! der Hausverträge zwiſchen Klewe und Jülich — Wilhelm III. — Karl der Kühne fällt vor Nancy — Erbfolgekrieg in Geldern — Klewe Vormund der Maria von Burgund — Maximilian, Marias Gemal, gelangt in Geldern zur Herrſchaft. — Johann von Klewe ſtirbt.

Kaum ſah ſich der neue Herzog von Klewe und Graf von Mark, Johann, ſeines Namens der Erſte, der langwierigen Fehde mit dem Erzbiſchofe von Köln entlediget, kaum hatte er

die Huldigung ſeiner Unterthanen empfangen und im Beiſtand des Herzogs von Burgund mit ſeinem Bruder Adolf über di väterliche Erbſchaft ſich verglichen (1449), als in ſeiner Seel ein Entſchluſſ zur Reiſe kam, der wie ein Widerſchein de frommen Begeiſterung vorübergegangener Jahrhunderte uns ent gegenleuchtet. Eine Walfahrt zum heiligen Grabe war es, di ſein Herz bewegte und das verkündigte Jubeljahr, wo vor al len der unerſchöpfliche Schatz himmliſcher Gnade dem heilſuchen den Gemüthe offen ſtand, war zur Ausführung des frommen Beginnens beſtimmt. Dieſen Zug einer tiefen, ſehnſuchtvollen Frömmigkeit finden wir ſchon im früheren Leben des Fürſten. Denn mitten aus dem Glanze und den Freuden des burgundi ſchen Hofes trieb es ihn zu einer Pilgerfahrt nach Spanien an das Grab des heil. Jakob von Kompoſtella. Ob vielleicht die Erinnerung an einen ſeiner Ahnen, den frommen Grafen Eberhard von Altena,*) ihn gerade hieher geleitet? — Aber wenn ſein Herz vielleicht hier, im wehmüthigen Andenken längſtentſchwundener Zeit und im beſeligenden Anſchauen des Heiligthumes eine wohlthuende Befriedigung gefunden hatte, ſo zog es ihn jetzt um ſo mehr zu dem Grabe des Erlöſers, um hier noch in höherem Maße zu finden, was dort ihn beſeligt hatte. — Das heilige Oſterfeſt (1450) war vorüber und der Herzog rüſtete ſich zur Reiſe. Seiner Mutter und ſeinen Schweſtern ſagte er, er wolle ſeinen Oheim von Burgund beſuchen. Zu ſeinen Reiſegefährten wählte er ſechs angeſehene Lehenleute, die zugleich Hofämter in ſeinem Dienſte bekleideten, einen Geiſtlichen, einen Wundarzt und — einen Schneider. Späterhin geſellten ſich noch mehre edle Herren und Ritter zu ihm. So zog er durch Geldern, wo er ſeinen Schwager Arnold beſuchte und durch Brüſſel, wo er drei Tage bei ſeinem Oheim, dem Herzoge von Burgund verweilte. Von Venedig aus erbat er ſich den Seegen des heiligen Vaters zu ſeinem Vorhaben, und vom Dogen und dem Senate mit vielfachen Ehrenbezeugungen überhäuft, trat er um Pfingſten zu Schiffe und landete, nach einer

*) S. S. 52. f. f.

glükklichen Meerfahrt von vier Wochen an Joppens Küſte. Zu Fuße und in Pilgertracht durchwanderte er jetzt mit ſeinen Gefährten alle die heiligen Orte, die dem abendländiſchen Fürſten doppelt ehrwürdig ſein muſſten, als Denkmäler des Glaubens und als Erinnerungsſtätten der Kreuzzüge. Wie mochte des tapfern Fürſten glühender Geiſt jene Tage zurükkwünſchen, wo der chriſtliche Ritter nur gepanzert den Boden des heil. Landes betrat, um die Wiege des Chriſtenglaubens und den heiligſten Raum der Erde den Händen der Ungläubigen zu entreißen! Welch ein Umſchwung der Zeiten, welch eine Veränderung in der Geſinnung! — Zwölf Tage lang verweilte der fürſtliche Pilger in Paläſtina in Gebet und Andacht, dann trat er, von einem franzöſiſchen Ritter, Herrn von Crecqui, mit dem Ritterſchlage an heiliger Stätte beehrt, nachdem er ſelber ſeinen adlichen Gefährten die gleiche Auszeichnung ertheilt, die Rükkreiſe an. Von Venedig aus, wo er glükklich und ohne irgend ein erhebliches Abenteuer erfahren zu haben, Italiens Küſte begrüßte, eilte er nach Rom und ward liebevoll empfangen vom heiligen Vater. Dann beſuchte er auch den König von Neapel, der ihn vierzehn Tage lang prachtvoll bei ſich bewirthete und den Abziehenden mit 16 herrlichen Roſſen beſchenkte. Ueber den St. Bernhard kehrte er darauf in die nordiſchen Lande heim und nachdem er noch faſt ein Jahr bei ſeinem Oheime von Burgund in Brüſſel verweilt, ſah er die Burg der Väter wieder, wo ihn Mutter, Schweſtern und Unterthanen mit jubelndem Willkommen empfingen (1451).

In ſolcher Weiſe hatte der fromme Fürſt ſeiner Herrſcherlaufbahn gleichſam eine heilige Weihe ertheilt, wie ein chriſtliches Gemüth ſich zu dem Werke des Tages durch ein Morgengebet vorbereitet, und wie vielfach in ſeinem bewegten Leben auch die Waffen erklangen: ſein Gemüth blieb dieſer Richtung auf das Höhere getreu und nie ſehen wir ihn aus bloßer Fehdeluſt ſeinen Panzer umgürten, noch jemals ſeinen Arm einer ungerechten Sache weihen. Uebrigens ſind es faſt durchweg fremde Händel, welche ſeine kriegeriſche Thätigkeit hauptſächlich in Anſpruch nahmen und in die er, theils geradezu um ſei nen Beiſtand

gebeten, theils durch ſeine nahe Blutsverwandſchaft mit den Fürſtenhäuſern von Burgund und Geldern hineingezogen wurde.

Gleich nach ſeiner Heimkehr von der Pilgerfahrt zog er ſein Schwert für den Grafen Heinrich von Hoya, der mit Walrabe von Mörs, einem Bruder des Erzbiſchofs von Köln, um den Biſchofſtab von Münſter kämpfte. Für jenen ſtimmte der größere Theil des Domkapitels und die Stände des Biſthumes, für dieſen lautete die päbſtliche Beſtätigung. Der Herzog Johann, von dem Grafen von Hoya um Beiſtand erſucht, willfahrte dieſem Geſuche um ſo bereitwilliger, als er eines Theiles ſich ſelber wenig Gutes davon verſprechen konnte, wenn ein Bruder ſeines alten Feindes, des Erzbiſchofs von Köln, einen benachbarten Biſchofſtuhl einnahm, und als andern Theils ihm die Stände des Münſterlandes die Feſten Stromberg und Dülmen als Entſchädigung für aufzuwendende Kriegskoſten in Pfand gaben. Vereint mit dem Grafen Johann von Hoya, einem Bruder des Gegenbiſchofs von Münſter, eroberte der Herzog in einem glükklichen Sommerfeldzuge (1451) faſt alle feſten Burgen des Landes, ſo daſſ Walrabe von Mörs ſich kaum mehr halten konnte. Aber ein päbſtlicher Bannſtral kam dieſem zu Hilfe, und wenn auch der Herzog Johann, der bei ſeinem frommen Sinne den Zorn des heiligen Vaters gewiſſ nur mit geängſtetem Herzen ertrug, ſehr bald wieder durch den Biſchof von Eichſtädt von dem Banne befreit wurde, ſo ſcheint ſein Eifer für die Fehde von jetzt ab doch merklich geringer geworden zu ſein. Vielmehr gingen alle ſeine Bemühungen darauf hin, Frieden zu vermitteln, was ihm endlich auch gelang, da Walrabe von Mörs bald dahinſtarb und der Pabſt den Biſchofſtuhl zu Münſter mit dem Herzoge Johann von Baiern beſetzte, gegen den weder Kapitel noch Land etwas einzuwenden hatten. Die Anſprüche der Grafen von Hoya beſeitigte der neue Biſchof durch Ausſetzung eines anſehnlichen Jahrgeldes für die beiden Brüder Heinrich und Johann und mit vieler Pracht führten darauf die Herzoge Stephan von Baiern und Johann von Klewe den Kirchenfürſten in ſeinen Biſchofſitz.

Mittlerweile drohte der Ausbruch einer neuen Fehde mit

Köln. Der Erzbiſchof Dietrich von Mörs konnte noch immer nicht den Verluſt der Stadt Söſt, ſo wie der Hälfte von Xanten verſchmerzen und eben ſo bitter kränkte es ihn, daſſ ſeine geiſtlichen Rechte in den klewiſchen Landen ihm größtentheils entzogen worden waren. Wie es ſcheint, hatte er namentlich in Xanten mit Hilfe des dortigen Chorherrnſtiftes, ſeine ehemaligen oberhirtlichen Rechte von Neuem geltend zu machen gewuſſt und ſowol den kirchlichen Zehnten eintreiben, als auch geiſtliche Strafen verhängen laſſen. Solchen Eingriffen zu ſteuern, zog der Herzog mit gewaffneter Hand nach Xanten (1452) und ließ ein öffentliches Verbot dagegen ergehn, den geſammten Chorherrnſtiften des klewiſchen Landes kundgebend, wie er ſich ſchriftlich dieſes Schrittes wegen zu vertheidigen gedenke. Die Geiſtlichkeit gehorchte ihrem Landesherrn und der Erzbiſchof ſah die kaum aufdämmernde Hoffnung, allmälig wieder in den Beſitz ſeiner früheren Rechte in Klewe zu gelangen, auf einmal wieder vernichtet. In ſeinem Aerger darüber verbot er den Söſtern allen kaufmänniſchen Verkehr in den Landen des Erzſtiftes, wogegen der Herzog den erzbiſchöflichen Unterthanen in gleicher Weiſe allen Verkehr in ſeinen Landen unterſagte. So ſchleppte ſich der Streit Jahre lang hin, ohne jedoch jemals zu blutiger Entſcheidung zu kommen. Der Kirchenfürſt brachte die Sache ſogar vor den Pabſt Pius (II.), der vielleicht unbekannt mit der Entſcheidung ſeines Vorgängers, die Bürger von Xanten mit dem Banne belegen ließ (1459). Jedoch wurde dieſe Strafe bald wieder zurükkgenommen und der Pabſt beſtätigte aufs Neue die Abtrennung Klewes von dem Stuhle zu Köln (1461).

In demſelben Jahre, als dieſe Händel mit dem Erzbiſchofe ihren Anfang nahmen (1452), finden wir den Herzog außerdem noch in vielfacher kriegeriſcher Thätigkeit. Vor allem leiſtete er ſeinem Oheim, Philipp von Burgund, wakkern Beiſtand gegen die empörte Stadt Gent, deren muthige Freiheitliebe ſich die Salzſteuer nicht gefallen laſſen wollte, womit der Landesherr, dem Beiſpiele Frankreichs folgend, ſie belaſtet hatte.*) Mit

*) Mejerus Annal. Flandr. p. 344.

einer auserleſenen Schaar von Reitern näherte ſich der Herzog Johann am St. Veitstage der Stadt. Die Genter aber, die nicht wuſſten, daſſ auch Philipp von Burgund mit bedeutenden Streitkräften in der Nähe ſtand, brachen kampfluſtig mit zahlreichem Volke aus ihren Thoren und gedachten die Klewer zu vernichten. Aber Johanns tapferes Schwert hielt unerſchrokken den wüthenden Anfall aus und als ſein Oheim zu ſeiner Unterſtützung herbeiflog, da unterlagen die Genter ſo vollkommen, daſſ nur ihrer wenige heimkehrten. —

Von Gent zurükkgekehrt leiſtete Johann dem Biſchofe von Münſter Beiſtand gegen den Grafen Arnold von Bentheim und den Ritter Johann von Gehmen. Der leztere war ein Lehenmann des Herzogs von Klewe, hatte aber deſſenungeachtet ſchon vielfach in den Reihen der Feinde ſeines Lehenherrn geſtanden und namentlich in der Fehde mit dem Erzbiſchofe von Köln, mit großem Eifer für den Kirchenfürſten gefochten. Welches der Grund ſeines jetzigen Zerwürfniſſes mit Münſter geweſen, wird nicht gemeldet. Wir erfahren nur, daſſ Johann ſein Beſitzthum eroberte, dasſelbe aber dem Beſiegten großmüthig wieder zurükkgab, doch mit der Bedingung, bei einer Strafe von 2000 Goldgulden, ſein Schwert nie wieder gegen den Lehenherrn zu ziehen. —

Von hier eilt der unermüdete Fürſt noch in demſelben Jahre, vor die Burg Diedem, welche ſein Vater einſt nebſt dem Dorfe Bekk, an den Herrn Wilhelm von Lekk, einen bergiſchen Freiherrn, verpfändet hatte. Das Pfand war von dieſem in die Hände des Grafen Vinzenz von Mörs übergegangen und als Johann es nun zurükkfoderte, ward ihm die Einlöſung verweigert. Da löſte er das Pfand mit ſeinem tapfern Schwerte ein.

Drei Jahre lang ſchweigen die alten Berichte von den Thaten des Herzogs. Wahrſcheinlich weihte er während dieſer Zeit, von allen Kriegshändeln zurükkgezogen, ſeine ganze Fürſorge der Wohlfahrt ſeiner Lande. Auch erfüllte damals die ſüßere Sorge um die Wahl einer Ehegenoſſin ſein Herz. Das Band, welches ihn an das erlauchte Fürſtenhaus von Burgund feſſelte, wurde noch feſter geknüpft. Er vermälte ſich mit Eliſabeth, der ein=

zigen Tochter und Erbin Johanns von Burgund, Grafen von Eſtampes und Herrn von Durdam, aus deſſen Ehe mit der Gräfin Jakoba von Ailly. Der Abſchluſſ dieſes Ehebundes hatte, wie es ſcheint, einige Schwierigkeiten in der nahen Verwandtſchaft des Herzogs von Klewe mit dem burgundiſchen Hauſe, und es verging längere Zeit, ehe der apoſtoliſche Stuhl ſeine ſeegnende Einwilligung dazu ertheilte.*) Endlich ward das Beilager mit großer Pracht am 27ſten Lenzmonds 1455 zu Brügge vollzogen.**)

Seitdem finden wir den Herzog mit neuem Eifer für die Zwekke des burgundiſchen Hauſes mitwirkend. Bald hilft er einem natürlichen Sohne ſeines Oheims mit gewaffneter Hand auf den Biſchofſtuhl von Utrecht (1445), bald ficht er an des Burgunders Seite ſiegreich gegen die abermals empörten Genter (1457), bald ſehen wir ihn nach Rom ziehen (1459), um den Herzog Philipp bei dem heiligen Vater zu entſchuldigen, daſſ er ſeinem Aufrufe zum Türkenkriege nicht Folge geleiſtet.

Von größerer Wichtigkeit ſind die traurigen Zerwürfniſſe, die um dieſe Zeit Gelderns Frieden ſtörten und beinahe mit dem Untergange der Herrſchaft des Hauſes Egmond in dieſem Lande endeten. Der einfluſſreiche und thätige Antheil, den der Herzog Johann an dieſen Händeln nahm, ſo wie die erſprießlichen Folgen, welche daraus für den Zuwachs des klewiſchen Gebietes hervorgingen, rechtfertigen eine genauere Erwähnung derſelben.

Arnold, der, wie wir wiſſen, hauptſächlich nur dadurch in den Beſitz von Geldern gelangt war, daſſ die freiheitliebende Bevölkerung einer Vereinigung mit Berg und Jülich widerſtrebte unter einem Fürſten, der nur ihrem Schutze ſeine Erhebung verdankte, deſto größere Ungebundenheit hoffend, — Arnold war keineswegs gewillt, ſich mit einem leeren Titel zu begnügen, ſondern wollte ſeine Herrſcherrechte nach allen Richtungen hin,

---

*) Urkunde Nro. LXXXVI bei Teſchenmacher.

**) Es iſt wahrſcheinlich nur ein Drukkfehler, wenn Herr Dr. Knapp die Jahreszahl 1458 angiebt.

in vollem Maße geltend machen. Seine Kriege und eine glänzende Hofhaltung, die er, als Herr eines reichen Landes, ſich glaubte erlauben zu dürfen, ſtürzten ihn in Schulden und er ſah ſich immer von Neuem genöthigt, von ſeinen Unterthanen Steuern zu fodern und ihnen manche ungewohnte Laſt aufzulegen. Solches Verfahren hatte die Herzen von ihm abgewendet und ſchon öfter waren zwiſchen ihm und den Ständen ſeines Landes ernſtliche Zerwürfniſſe entſtanden. Es kam dazu, daſſ ſeine Gemalin, Katharina von Klewe, eine herrſchſüchtige und ſtolze Frau, mit ihrem Eheherrn gleichfalls in feindſeliger Spannung lebte, voll Verlangen, die Zügel der Regierung in ihre Hände zu bekommen. Die Ausſicht zur Erfüllung dieſes Wunſches ſtand ihr nahe, als ihr Sohn Adolf herangewachſen war und gleichfalls nach der Herrſchaft lüſtern, in die allgemeine Unzufriedenheit gegen ſeinen Vater einſtimmte. Er ſchloſſ ſich den murrenden Ständen an und verhieß ihnen eine goldene Zukunft, wenn er erſt den Platz ſeines Vaters einnehmen würde. So geſchah es denn, daſſ die Stände, als Arnold ſie im Jahre 1459 nach Arnheim zur Berathung berief und eine neue Steuer von ihnen verlangte, um ſeine Schulden zu bezahlen und einen fürſtlichen Haushalt führen zu können, ſich in zwei feindliche Parteien ſchieden. Die eine, an deren Spitze die Städte Geldern, Grave und Ruremond ſtanden, traten auf Arnolds Seite, die andere, zu deren Verfechterin ſich Nymwegen aufwarf, widerſetzte ſich dem Herzoge um ſo kekker, als ſein eigener Sohn Adolf an ihrer Seite ſtand. Es kam zu einem förmlichen Kriege zwiſchen Vater und Sohn und der bedrängte Herzog wuſſte ſich kaum anders zu helfen, als daſſ er den Beiſtand ſeines Schwagers, Johann von Klewe, anrief. Dieſer, obgleich noch kurz zuvor von Arnold ſelbſt empfindlich beleidigt, war zu fromm, um nur einen Augenblikk zweifelhaft zu ſein, welche Partei er ergreifen ſollte und ſchritt ſofort mit dem Schwerte in der Hand für den Vater ein. Nymwegen, wohin der unkindliche Sohn ſich begeben hatte, um hinter den feſten Mauern deſto kühner zu trotzen, ward belagert und ſo hart bedrängt, daſſ die Stadt um Gnade bitten muſſte. Adolf verſprach, ſo lange der Vater

lebte, ſich fortan nicht wieder in die Regierung desſelben zu miſchen und ſchikkte ſich auf den Rath ſeines frommen Oheims, des Herzogs von Klewe, zu einer Bußfahrt nach dem heiligen Lande an (1460).

Johann gab ſich der freudigen Hoffnung hin, auf ſolche Weiſe die Zwietracht, welche ein engverbundenes Fürſtenhaus jammervoll zu zerrütten drohte, vielleicht für immer beſeitigt zu haben. Auch mochte er es nicht bei ſeiner ältern Schweſter, der Herzogin Katharina von Geldern, an warnenden Vorſtellungen fehlen laſſen, um ihr die unwürdige Rolle, die ſie ſelbſt bei dieſen Zerwürfniſſen ſpielte, und die traurigen Folgen, die für ihr ganzes Haus daraus entſtehen konnten, ſehr anſchaulich vor Augen zu ſtellen. Aber wo hat weibliche Leidenſchaft und Herrſchſucht jemals der Stimme der Vernunft Gehör geſchenkt? Nur ſcheinbar änderte die Fürſtin ihre Geſinnungen, im Geheimen über neuen Plänen zum Sturze ihres Gemals brütend.

Inzwiſchen wurde der Herzog Johann durch eigene Angelegenheiten jetzt mannichfach beſchäfftigt. Es war zunächſt der Tod ſeines väterlichen Oheims, des Grafen Gerhard von Klewe, der, wenn auch nicht ſeine kindliche Trauer, die der Verſtorbene kaum verdiente, ſo doch ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm (1461). Denn das geſammte Beſitzthum des Verblichenen fiel, da er kinderlos ins Grab ſank, an den Herzog von Klewe zurükk. Nur über den Beſitz des Kaiſerswerther Zolles, den, wie wir ſahen, der Erzbiſchof von Köln an ſich gebracht hatte und auf welchen jetzt auch der Graf Vinzenz von Mörs und andere Herren Anſprüche erhoben, entſtand ein Streit, der indeſſen durch friedliche Verträge ausgeglichen wurde.

Eben ſo friedlich endete ein neuer Streit, den der Erzbiſchof Dietrich von Köln abermals um den Beſitz von Söſt und der Hälfte von Xanten erhob. Der Tod brachte den haderſüchtigen Kirchenfürſten endlich zur Ruhe (1463) und ſein Nachfolger Ruprecht von Baiern erneute ſofort den frühern Friedensvertrag mit Klewe, wonach Söſt und Xanten dem Herzoge verbleiben, dagegen Kaiſerswerth, Bielſtein und Fredeburg zum Erzſtifte gehören ſollten (1464).

Schmerzvoll wurde der Herzog um dieſelbe Zeit (1463) durch den Tod ſeiner edeln Mutter, Maria von Burgund, ergriffen. In ſtiller Zurükkgezogenheit hatte die hohe Frau die letzten Jahre ihres Lebens nur Werken der Frömmigkeit gewidmet. So ſtiftete ſie aus ihrem Wittweneinkommen zu Treppenbaum ein Brigittenkloſter, in welchem acht Nonnen und einige Mönche, als Beichtväter der Gott geweihten Jungfrauen, wohnen ſollten (1460). Der Name Treppenbaum war daher entſtanden, daſſ auf der Stelle des nachmaligen Kloſters ein Baum ſtand, in deſſen Gipfel ſich ein Bildniſſ der Jungfrau Maria befand, wovon die gläubige Sage meldete, daſſ es unmittelbar vom Himmel dorthin gekommen ſei. Die Andacht umbauete nun den Baum mit einer Treppe, um dem gnadenreichen Wunderbilde deſto näher zu kommen. Daher der ſeltſamklingende Name. Als nun, nach vollbrachtem Kloſterbau, die edle Stifterin ihren Kaplan, den Pfarrer von Xanten, Arnold Volt, befragte, wie ihm die Stiftung gefalle? antwortete dieſer: unfehlbar wird dieſes Kloſter ſich des Beifalles Gottes, der im Paradieſe dem Adam die Eva zugeſellte, in höherem Maße erfreuen, als die Stiftung des verſtorbenen Herzogs zu Weſel, die nur für Männer eingerichtet iſt. Wie? entgegnete die Fürſtin, vergleichſt du jene erſten Uebertreter des göttlichen Gebotes, mit heiligen Männern und Jungfrauen, die nie ſündigen werden? — Worauf der Pfarrer alſo erwiderte: „ich halte dieſes Kloſter nicht für beſſer, als das Paradies und wenn die Mönche und die Nonnen nicht ſchärfer von einander geſondert und genauer bewacht werden, ſo fürchte ich, dürfte der Sündenfall ſich wiederholen.“ — Und der ſpätere Erfolg ſoll dieſe Weisſagung gerechtfertiget haben.*)

Mittlerweile war Adolf von Geldern von ſeiner Walfahrt wieder zurükkgekehrt. Doch brachte er leider kein gebeſſertes Herz in die Heimat und bald entſpannen ſich neue Miſſverſtändniſſe zwiſchen Vater und Sohn. Hauptſächlich ſoll dieſer dadurch gegen den Vater erbittert worden ſein, daſſ derſelbe die

*) Teſchenmaſcher a. a. O. S. 307.

beiden Brüder Wennemar und Arnold von Prange, die Jugendgenoſſen Adolfs, eines öffentlich verübten Mordes wegen, hinrichten ließ. Noch manches andere kam dazu und Arnolds Gemalin unterließ nicht, ihrem Sohne beizupflichten, ja ſie ſoll ihn ſogar mit Rath unterſtützt haben, um den Vater in ſeine Gewalt zu bekommen.

Die durch Johann von Klewe beſiegte Gegenpartei des Volkes bot willig die Hand zu dem böſen Spiele und ſo ward ein hinterliſtiger Plan zum Verderben des alten Herzogs verabredet. Der Sohn ſtellte ſich freundlich und verſöhnt und als der Herzog mit ihm zu Grave das Feſt der heiligen drei Könige fröhlich feierte (1465), ahnte er gewiſſ nicht, daſſ es die treuloſeſte Tükke ſei, 'die ihm aus dem Auge ſeines Kindes gleisneriſch entgegenlächelte. Nach heiter durchlebtem Feſttage ruhte der alte Fürſt ſorglos im Schlummer, als plötzlich gewaffnete Männer in ſein Schlafgemach drangen und den ſechszigjährigen Greis, nakkt wie er war, aus dem Bette riſſen, auf ein Pferd banden, und in der kalten Winternacht nach Lobith ſchleppten, wo er ein Jahr lang im Kerker ſchmachten muſſte. Von dort führte ihn der böſe Sohn, „gegen Gott und Natur" nach Büren in Haft, nachdem er die Zügel der Herrſchaft an ſich geriſſen und den Huldigungseid der Unterthanen empfangen hatte.

Mit Schrekken und Abſcheu erfüllte die Kunde der unnatürlichen That alle Gemüther und man las in den lateiniſchen Buchſtaben der Jahreszahl 1465 die Andeutung des verübten Frevels.*) Sowol Pabſt als Kaiſer, vor allen aber Philipp von Burgund und Johann von Klewe erließen nachdrükkliche Schreiben voll des gerechteſten Unwillens an den ruchloſen Sohn, mit ernſter Drohung die Freilaſſung des gekränkten Vaters fodernd. Aber Arnold trotzte verſtokkt allen Ermahnungen und Drohungen und ſetzte kekk genug den Ermahnungen ſeines Oheims von Klewe noch die übermüthige Anfoderung entgegen, ihm Wachtendonk und die Düffel herauszugeben. Eben ſo wenig

---

*) PeCCaVI In ConspeCtV aLtissIMI.

war das geldernſche Volk zu bewegen, ſich für ſeinen alten Herrn zu erheben. Da ſandte der Herzog Johann, voll edeln Unwillens über die Frevelthat, ſeinem Neffen und dem ganzen Gelderlande den Abſagebrief, (1466) und im Bunde mit dem Grafen Wilhelm von Iſſelſtein brach er wohlgerüſtet gegen Geldern auf. Johann erſchien als Rächer der verſöhnten Vaterwürde und des gebrochenen Unterthaneneides, und das Land blutete ſchwer unter der eiſernen Ruthe ſeines Zorns. Vor allem hätte er gern die Stadt Nymwegen gezüchtigt, deren Bürger bei dem ſchändlichen Verrathe, den Adolf an ſeinem Vater übte, als die treueſten Gehilfen gewirkt hatten. Denn es waren Nymweger, die der gottloſe Sohn in des Vaters Schlafgemach führte und die ſchaamlos ihren greiſen Landesherrn in den Kerker ſchleppten.*) Der Rächer erſchien vor den Mauern der ſündigen Stadt und foderte die Bürger zur Schlacht auf freiem Felde heraus.**) Aber hinter ihren feſten Mauern verhöhnten die Bürger des Herzogs ritterliche Ausfoderung, wohl wiſſend, daſſ er, als kluger Feldherr, Zeit und Mühe nicht daran wagen werde, die wohlbefeſtigte Stadt in dem ringsum feindlichen Lande zu belagern. Da gab Johann ſeinen Kriegern Befehl, die reichen Viehheerden der Bürger, die man nicht hatte in Sicherheit bringen können, fortzutreiben. Dieſes Mittel wirkte. Ihr Eigenthum zu vertheidigen ſtürmten die Nymweger heraus. Aber es war zu ihrem Verderben. Denn viele von ihnen fraß das klewiſche Schwert und mehr denn vierhundert fielen lebend in des Siegers Hände, der ſie, nebſt den erbeuteten Heerden, in ſein Land abführen ließ.

So verheerte die Rachefehde Gelderns fruchtbare Fluren, düngte die Aekker mit Blut und raubte den Einwohnern Häuſer und Habe. Zwar verſuchte ein geldernſcher Kriegshaufe an dem klewiſchen Lande Vergeltung zu üben; aber er holte ſich von dort nur blutige Köpfe, und eine jugendliche Schaar, die Söhne der angeſehenſten und reichſten Bürger von Nymwegen,

---

*) Teſchenmacher S. 522 f. f.

**) Ebendaſ. S. 306.

die Adolf ausgeſandt hatte, um die Güter ſeines väterlichen Oheims, Wilhelm von Iſſelſtein, zu verheeren, ward gefangen, nach dem Haag geführt und dort mit dem Schwerte hingerichtet — ein blutiges Opfer der grauſam verletzten Bande der Natur.

Adolf, von dem ſchlechten Fortgange ſeiner Waffen eingeſchüchtert, bot jetzt bereitwillig die Hand zum Vertrage, als die vier rheiniſchen Kurfürſten den Kämpfenden ihre Vermittelung antrugen. Zuerſt trat ein Waffenſtillſtand ein, dem noch im Herbſte desſelben Jahres ein förmlicher Friede folgte (1466). Hauptbedingung desſelben war, daſſ Adolf den gefangenen Vater der Haft entlaſſen und ſammt ihm auf einer Rheininſel, Hovelſpyk genannt, mit dem Herzoge Johann zuſammenkommen ſollte, um ſich über alle ſonſtigen Streitpunkte mündlich zu vereinigen. Dem alten Herzoge ſollten überdieß die Einkünfte des Herzogthums Geldern überlaſſen bleiben und ihm, entweder zu Büren oder zu Lobith ein ſtandesgemäßer Aufenthalt eingeräumt werden. Johann verſtand ſich ſogar, um dieſe Bedingungen zu erlangen, dazu, ſeinem Neffen Adolf die Düffel gegen Rükkzahlung von 5000 Gulden herauszugeben.

Aber Adolfs tükkiſches Gemüth war weit entfernt, die Friedensbedingungen zu erfüllen. Dürfen wir den alten Berichten, die über dieſen ganzen Gegenſtand etwas ſtark verworren ſprechen, Glauben beimeſſen, ſo mochte er zwar wirklich den Vorſatz haben, ſeinen Vater, vertragsmäßig in Freiheit zu ſetzen; als er aber, verabredeter Maßen, mit demſelben nach Hovelſpyk reiſte, beſann er ſich eines andern und führte den Alten wieder in den Kerker zurükk. — Er wagte dieſen Schritt im Vertrauen auf einen Bundesgenoſſen, mit dem er bereits in Unterhandlungen ſtand. Es war dieß der Erzbiſchof von Köln, Ruprecht von Baiern. Beide Fürſten verſprachen ſich gegenſeitigen Schutz und Beiſtand gegen Klewe, der Erzbiſchof mit der ausdrükklich ausgeſprochenen Abſicht, die Städte Söſt, Xanten und Rees nebſt der Herrſchaft Aspel wiederzuerobern, der Herzog Adolf in gleicher Weiſe, um ſich die Stadt Wachtendonk, die Limers und den Reichswald zuzueignen. (1468).

Johann von Klewe, bald von dieſem feindſeligen Bündniſſe benachrichtiget und heftig erzürnt über die Wortbrüchigkeit ſeines Neffen, fiel jetzt von Neuem in das geldernſche Gebiet ein und ſchwang das rächende Schwert nicht minder kräftig, als vor zwei Jahren. Das flache Land ward verheert und die Stadt Dösburg in der Grafſchaft Zütphen fiel durch Verrath in ſeine Hände. Dreihundert Bürger, von dem lauten Wehklagen der Weiber und Kinder begleitet, muſſten in die Gefangenſchaft wandern, und vierzehn andere, die es bald darauf wagten, zur Befreiung der Stadt heimliche Anſchläge zu ſchmieden, bluteten unter dem Henkerſchwerte. Die beiden Männer aber, welche Dösburg dem Herzoge von Klewe verrathen hatten, fielen dagegen ihren erbitterten Landsleuten in die Hände und büßten ihren Verrath mit dem Rade. — Während Johann in ſolcher Weiſe in den geldernſchen Landen hauſte, brach ſein Neffe vereint mit der Kriegsmacht des Erzbiſchofs in das klewiſche Gebiet ein, und raubte, brannte und mordete bis Weſel und Dinslaken hinauf. Dann wandte er ſich heimwärts und führte ſeine Schaaren vor Wachtendonk, um die Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Da eilte ſchleunig Johann herbei, den Belagerten Lebensmittel und Hilfmannſchaft zuführend. Glükklich war dieſes Unternehmen gelungen und der Herzog wieder auf dem Rükkwege begriffen, als Adolf ihn aus einem Hinterhalte überfiel und ein heißes Schlagen ſich erhob, das einen ganzen Tag lang dauerte. Dieſes Mal unterlag das klewiſche Heer ſo gänzlich, daſſ Johann nur mit wenigen Reitern dem Mordgewühl und der Gefangenſchaft entkam. Der Kampf hatte in der Nähe von Xanten Statt gehabt und der Feind ſchwärmte längs dem Rheine, ſo daſſ dem Herzoge der Rükkweg in ſein eigenes Land abgeſchnitten war. Flüchtig entkam er indeſſen nach der Stadt Köln, die ihn ehrerbietig aufnahm, und von dort begab er ſich nach Düſſeldorf, wo die Herzogin Sophie von Berg und Jülich ihn gaſtlich empfing und ihm eine Schaar von Reiſigen mitgab, die ihn ſicher nach Klewe geleiteten.

So ſchien die ungerechte Sache den Sieg davon getragen

zu haben. Das klewiſche Heer war aufgerieben und zerſtreut und ohne Schutz lag das Land den Verheerungen des Feindes offen. Zum Glükke fand der Herzog an ſeinem Vetter, Karl dem Kühnen von Burgund (ſeit 1467), einen kräftigen Stützpunkt. Der gewaltige Fürſt ſchritt als Friedensvermittler ein und erwirkte zwiſchen Klewe und Geldern einen Vertrag, demgemäß beide Theile ſich ihre Eroberungen herausgeben ſollten. Johann verpflichtete ſich noch insbeſondere zur Abtretung der Ortſchaften, die er von Geldern pfandweiſe beſaß, wogegen Adolf den Vater auf freien Fuß zu ſtellen, auch den Erzbiſchof von Köln zu bewegen verhieß, daſſ er die Aufhebung der kirchlichen Strafen bewirke, mit welchen der Biſchof von Worms, im Auftrage des Pabſtes, den Herzog Johann belegt hatte.*) Wahrſcheinlich war dieſer Kirchenbann eine Folge der Klage des Erzbiſchofs wegen Söſt und Xanten.

Adolf hätte mit einem ſolchen Vertrage um ſo mehr befriedigt ſein können, als der Herzog von Burgund, vom Pabſte beauftragt, die Streitſache zwiſchen jenem und deſſen Vater genau zu unterſuchen und den gottloſen Zwiſt vollkommen auszugleichen, auch in dieſer Hinſicht ſehr günſtige Bedingungen ſtellte. Die Herrſchaft des Landes ſolle bei Adolf verbleiben, Arnold aber ſich mit dem herzoglichen Titel, der Stadt Grave und einem Jahrgehalte von 3000 Goldgulden begnügen. — Indeſſen war Adolfs Gemüth viel zu verhärtet und gegen ſeinen unglükklichen Vater viel zu erbittert, als daſſ er dieſe Bedingungen angenommen hätte. Er hielt den Greis fortwährend in Gefangenſchaft und ſchwur, „lieber wolle er ſeinen Vater in einem Brunnen erſäufen und ſich nachſtürzen, ehe er ſolche Bedingungen annähme. Sein Vater habe vierzig Jahre lang die Herrſchaft geführt; es ſei billig, daß die Reihe nun an den Sohn käme. Er könne und werde nichts bewilligen, als die 3000 Gulden, doch nur mit der Bedingung, daſſ ſein Vater das Land für immer verließe, auch niemals wieder einen Fuß

*) . . . „a censuris Papae, per episcopum Wormat., ejus commissarium, latis, Johannem absolveret.“ Teschenm. p. 524.

hineinſetzte."*) War ſchon ſolche Antwort vollkommen geeignet, den gerechten Zorn Karls des Kühnen zu erwekken, ſo fügte Adolfs gänzliche Verblendung jetzt noch eine bei weitem dringendere Urſache hinzu. Um nämlich von der Einmiſchung des Burgunders ſich gänzlich zu befreien und ſich zugleich aller Stammbeſitzungen des egmondiſchen Hauſes zu bemächtigen, welche das Schwert Johanns von Klewe bisher vor ſeiner Ländergier beſchützt hatte, trat er mit dem Erbfeinde des Burgunders, dem Könige Ludwig (XI.) von Frankreich in geheime Unterhandlungen und erneuerte zugleich ſeinen Bund mit dem Erzbiſchofe von Köln (1469). Aber eine vornehme Frau zu Nymwegen, durch deren Hände, wie es ſcheint, die geheimen Briefe nach Frankreich gelangen ſollten, übergab dieſelben dem Herzoge von Klewe, der ſie ſeinem Vetter von Burgund zuſtellte.**) Hocherzürnt verklagte Karl der Kühne den treuloſen Fürſten bei dem heiligen Stuhle zu Rom (1470) und empfing von Neuem den Auftrag gegen den gottloſen Sohn und eidbrüchigen Fürſten, den die Kirche längſt mit ihrem Banne belegt, aus aller Kraft einzuſchreiten. Hierauf lud Karl den Herzog von Geldern vor ſich, zuerſt nach Gent und als dieſe Stadt dem Gefoderten nicht genehm war, nach Heusden. Adolf erſchien mit einer frechen Stirn. Er hoffte durch Leugnen ſich aus dem Netze zu befreien, worin ſeine eigene Argliſt ihn verſtrikkt. Aber ſeine Briefe zeugten zu offenbar und unwiderleglich gegen ihn, als daſſ ſein Leugnen ihm hätte helfen können. Seines Treubruchs überführt, muſſte er jetzt vom Zorne des gereizten Burgunders das Aergſte erwarten. Er verſuchte es, ſich durch die Flucht zu retten und unkenntlich durch franzöſiſche Tracht hatte er mit zwei Begleitern bereits Namur erreicht und war eben im Begriffe über die Moſel zu ſetzen, als er von den Fährleuten erkannt und feſtgehalten ward. Ihres glükklichen Fanges froh, lieferten die Schifferknechte den Flüchtling

*) Just. Lipsius, bei Teſchenmacher p. 523.

**) Teſchenmacher erzählt (S. 309 u. S. 524) die ganze Sache etwas dunkel und nicht ohne ſich ſelbſt dabei zu widerſprechen.

ihrem Herrn, dem Herzoge von Burgund aus, der den Treuloſen ſofort in feſten Gewahrſam bringen ließ, zuerſt nach Vilvorden, dann nach Kortryk. So hatte denn endlich die ſtrafende Hand eines gerechten Geſchikks den Mann erreicht, der an des eignen Vaters Haupt gefrevelt. Zwar erlangte er noch einmal ſeine Freiheit wieder, als nach dem Tode Karls des Kühnen (1477) die Genter ſich empörten, ſein Gefängniſſ erbrachen und ihn zum Anführer erkoren. Aber er ſah die Freiheit nur, um dem Tode in die Arme zu ſinken. Denn vor Dornik ſank er, von dem Geſchoſſe eines burgundiſchen Schützen durchbort.

Karl der Kühne, mit ſeinen hochſtrebenden Planen zur Begründung eines burgundiſchen Königreiches beſchäfftigt, mochte längſt bei allen ſeinen Schritten in der geldernſchen Angelegenheit, die geheime Abſicht genährt haben, das Land für ſich ſelbſt zu behalten. Jetzt ſtand er dieſem Ziele nahe. Denn der Herzog Adolf, obgleich er nun endlich zu der langentbehrten Freiheit und der Herrſchaft in Geldern wiedergelangte, war durch die erlittenen Kränkungen ſo gebeugt und körperlich wie geiſtig ſo geſchwächt, daſſ ihm die Regierung zur Laſt wurde. Ueberdieß begegnete ihm bei ſeinen Unterthanen nur Abneigung und Unzufriedenheit. Um ſo geneigter war er, den Vorſchlag des Burgunders anzunehmen, als dieſer ihm den Abkauf des Herzogthums Geldern antrug. Es war am Tage vor Mariä Geburt 1472 als der Kaufvertrag in Gegenwart des Herzogs von Klewe und Wilhelms von Iſſelſtein, eines Bruders des Verkäufers, wie noch vieler andern Herren, wirklich zum Vollzuge kam. Arnold empfing die Summe von 300,000 rheiniſchen Gulden*) und überdieß verblieben ihm bis zu ſeinem Tode die Städte Geldern, Ruremonde und Grave. Adolf, als ein ungetreuer, gottloſer Sohn, ward für erblos erklärt, jedoch verpflichtete ſich der Herzog von Burgund, die beiden unmündigen Kinder des Enterbten, Karl und Katharina, ſtandesgemäß zu verſorgen.

---

*) Die Kaufſumme wird übrigens verſchieden angegeben.

Der Kaiſer Friedrich (III.) ertheilte dieſem Kaufvertrage im nächſten Jahre (1473) ſeine Genehmigung und nun blieb auch dem Herzoge Gerhard von Berg und Jülich nichts anderes übrig, als ſeine geſammten Anſprüche an Geldern dem Burgunder für die Summe von 80,000 Gulden zu überlaſſen.

So muſſte Arnold das Beſitzthum, welches er einſt ungerechter Weiſe dem bergiſchen Fürſtenhauſe entriſſen, noch bei ſeinem Leben fremden Händen überliefern und die Hoffnung, in fürſtlichen Nachkommen fortzuleben, ſelbſt zertrümmern. Selten begegnen wir in der Geſchichte der gerechten Vergeltung ſo entſchieden, als eben hier, wo Vater und Sohn gleichmäßig die Strafe ihrer Schuld büßten. Arnold aber ſtarb ſchon ein Jahr nach dem Verkaufe des Landes (1473).

Indeſſen waren die Unterthanen Gelderns nicht ſo gleich bereitwillig, die Giltigkeit des Kaufvertrages anzuerkennen und wagten es, dem mächtigen Fürſten, der die Herrſchaft über ſie erkauft hatte, ſich trotzig zu widerſetzen. Aber Karl der Kühne, im Bunde mit Johann von Klewe, beugte ſchnell mit gewaffneter Hand den machtloſen Trotz. Im Sturme durchzogen die beiden Fürſten das Land und bezwangen eine Stadt nach der andern. Am hartnäckigſten vertheidigte ſich Nymwegen, in deſſen Mauern Adolfs Kinder ſich befanden. Aber auch Nymwegen erlag dem Gewaltigen und muſſte eine ſchwere Buße zahlen, die der Sieger ſeinem Vetter und Bundesfreunde, dem Herzoge von Klewe überwies, als Erſtattung ſeiner Kriegskoſten. Zum Danke für ſeine erſprießlichen Dienſte aber überließ er ihm außerdem noch die Düffel, das Droſtenamt Elten und die Städte Goch, Wachtendonk, Lobith und noch einige andere minder erhebliche Beſitzungen. Ein nicht unbedeutender Zuwachs der klewiſchen Macht.

Es vergehen jetzt einige Jahre, die für unſere Geſchichte von weniger Bedeutung ſind. In den jülich-bergiſchen Landen wechſelte während dieſer Zeit die Herrſchaft. Der Herzog Gerhard (II.), in der letzten Zeit ſeines Lebens ſchwachſinnig, ſtarb im Jahre 1475, ohne daſſ aus ſeiner Regierung, außer dem ſchon beiläufig Erwähnten, noch irgend etwas Erhebliches mit-

zutheilen wäre. Ihn überlebten drei Kinder, ein Sohn, Wilhelm (III.), der ihm in der Herrſchaft folgte, und zwei Töchter, von denen die eine an den Fürſten Bernhard von Anhalt, die andere an einen Grafen von Saarwerden, vermält war. Herzog Wilhelm ſcheint in einem beſonders freundſchaftlichen Verhältniſſe zu dem Herzoge Johann von Klewe geſtanden zu haben. Denn wir erfahren,*) daſſ er mit dieſem Fürſten gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung eine Zuſammenkunft gehabt, in welcher man ſich über eine nähere Verbindung beider Häuſer, wahrſcheinlich über eine Erbverbrüderung, vorläufig beſprach. Vielleicht ahnte damals noch keiner von beiden, wie nahe der Augenblikk bevorſtand, der ihre Beſprechung zur Vollziehung bringen ſollte.

Zwei Jahre danach zertrümmerte das Schikkſal in der Schlacht bei Nancy Karls des Kühnen hochfliegende Entwürfe und verlieh dem ſtolzen Fürſten ſtatt der gehofften Königskrone den frühen Todtenkranz (1477). Von jetzt ab ſehen wir den Herzog von Klewe aufs Neue in die geldernſchen Angelegenheiten verflochten und mit dem Schwerte in der Hand zur Entſcheidung derſelben mitwirken. Denn kaum war die Kunde von dem Tode des Gewaltigen nach Geldern gedrungen, als das muthige Volk ſich kräftig erhob, um die burgundiſchen Feſſeln abzuſchütteln und ſich zu ſeiner alten Selbſtſtändigkeit emporzuheben. Maria, die Tochter Karls des Kühnen, vermochte mit ihrer ſchwachen, jungfräulichen Hand die wilden Wogen des Aufruhrs nicht zu bändigen, die hier und dort ſich empört gegen ſie erhoben. Deſto kräftiger ſchritten ihre Vormünder ein, Johann von Klewe und deſſen Bruder Adolf, Graf von Ravenſtein. Beide hofften die reiche Erbſchaft Burgunds und die liebenswürdige Erbin ſelbſt, ihrem Hauſe zu gewinnen, der Herzog von Klewe, für ſeinen älteſten Sohn Johann, Adolf von Ravenſtein für ſeinen Sohn Philipp um Marias Hand werbend. Aber Maria ſchlug dieſe Anträge eben ſo beharrlich aus, als ſie die Bewerbung des Königes von Frankreich für ſeinen Sohn

*) Teſchenmacher p. 453.

Karl zurükkwies. Längſt gehörte ihr Herz dem edeln Kaiſersſohn Max an und mit feſter Treue bewahrte ſie dieſem das ſtille Gelöbniſſ ihrer Liebe.

Mittlerweile hatte Geldern ſich förmlich von Burgund los geſagt. Man war hier einſtimmig, daſſ die Herrſchaft des Landes Karl, dem Sohne Adolfs von Geldern, gebühre. Aber Karl war noch ein unmündiger Knabe und die Zeit verlangte einen Mann voll Kraft und Rath. Karls Mutter, Katharina, ſolle zwar von der vormundſchaftlichen Herrſchaft nicht ausgeſchloſſen bleiben, aber dann müſſe ihr in dem Herzoge Friedrich von Braunſchweig ein männlicher Beiſtand gegeben werden, ſo wünſchte es die eine Partei. Die andere wollte überhaupt von keinem Weiberregimente hören und meinte Karls Oheim, Wilhelm von Iſſelſtein, möge die Zügel leiten, bis der junge Fürſt ſelbſt herangewachſen wäre. Der Biſchof Heinrich von Münſter ſuchte beide Parteien dadurch zu vereinigen, daſſ er ihnen den Herzog von Klewe zum Statthalter vorſchlug. Aber die erſte Meinung behielt die Oberhand und Katharina, im Beiſtande des Braunſchweigers, wurde mit der Verwaltung beauftragt. Da trat Johann von Klewe, obwol gekränkt, daſſ Maria die Hand ſeines Sohnes zurükkgewieſen, entſchieden auf die Seite Burgunds und ſeinem Beiſpiele folgte Wilhelm von Iſſelſtein. Zwar machten bereitwillige Vermittler noch einen Verſuch, um die Parteien zu verſöhnen und das Unheil eines Krieges abzuwenden, indem ſie eine Vermälung der beiden Kinder Adolfs von Geldern mit dem klewiſchen Hauſe in Vorſchlag brachten; aber die Vormünderin Katharina war einem ſolchen Vergleiche abgeneigt und er kam nicht zu Stande. Demnach blieb Johann bei ſeiner Verbindung mit Burgund und half dem Erzherzoge Max das Gelderland erobern. Muthig und kraftvoll vertheidigte ſich das kleine Heldenvolk. Aber immer noch unter ſich uneins, vermochte es auf die Dauer nicht zu widerſtehen und am Veitstage 1481 empfing Maximilian von Oeſterreich die Huldigung zu Nymwegen und bald darauf im ganzen Lande.

Und hiemit ſtehen wir am Lebensziele des Herzogs Johann.

Er ſtarb am fünften Herbſtmonds 1481. Seine Zeitgenoſſen nannten ihn den Kriegeriſchen und Schönen — ſie hätten ihn mit eben dem Rechte den Frommen nennen mögen. Denn außerdem, was wir über dieſe Richtung ſeines Geiſtes ſchon meldeten, bezeugen eine Menge Gott geweihter Stiftungen ſeine Frömmigkeit. Wie kärglich auch die Berichte von ſeiner innern Landesverwaltung ſprechen: — das Lob, welches alle Berichterſtatter ihm einſtimmig, als einem weiſen und gerechten Fürſten ſpenden, vergönnt einen ſchönen Blikk in ſein landesväterliches Walten. Von ſechs Kindern, fünf Söhnen und einer Tochter, die ihn überlebten, iſt nur der älteste Sohn Johann (II.) des Vaters Nachfolger, von Wichtigkeit für unſre Geſchichte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Zeit unter den Kaiſern Friedrich III. und Maximilian I.

Johann II. Herzog von Klewe, Wilhelm III. Herzog von Jülich.

Johann II. „der Kindermacher" — Verhältniſſ zu ſeinen Ständen — Vergünſtigungen, die er dem Adel und den Städten gewährt — Verwikkelung in die burgundiſchen Angelegenheiten — Johann tritt gegen Burgund auf und führt ſeinen Bruder Engelbert nach Utrecht ein. — Wie Maximilian verſöhnt ward. — Erbverbrüderung mit Jülich. — Hinblikk auf die burgundiſchen Angelegenheiten — Maximilian gefangen und zum Theil durch Klewe's Vermittelung befreit. — Johann vermält ſich und er-

hält vom Pabſte die goldene Roſe. — Anwartſchaften auf Jülich. — Befeſtigung der Erbverbrüderung zwiſchen Klewe und Jülich. — Krieg mit Geldern. — Beilegung der Feindſeligkeiten — Jülich wird durch den Tod Wilhelms III. mit Klewe vereinigt. — Gefahr durch unbezahlte Söldnerhaufen — Niederlage der Söldner bei Venlo. — — Anfang der Kirchenverbeſſerung — welche Aufnahme dieſelbe in unſern Landen gefunden.

Arnold Heymrich, der Dekan von Xanten, derſelbe, welcher, wie wir erzählten, den Herzog Adolf von Klewe als ein Muſterbild aller Fürſten ſchildert, ſagt von Johann (II.), dem Enkel jenes geprieſenen Herrn: „O daſſ doch die fürſtlichen Räthe bei ihrer Unterweiſung des jungen Herzogs nicht die Gottesfurcht ausgeſchloſſen hätten! Er, der ſchon in ſeinen erſten Jünglingsjahren den Herzog Karl von Burgund zum Vorbilde der Tapferkeit erwählte, würde, wenn er mit dieſer Tugend auch die Keuſchheit verbunden hätte, auf viele Weiſe dem Vaterlande nützlich geworden ſein!“ Mit dieſer Klage des frommen Dekans hatte es ſeine vollkommene Richtigkeit. Von der Natur reich begabt mit allen jenen Vorzügen des Körpers und des Geiſtes, die ſeinem edeln Geſchlechte eigen waren, ſchien Johann (II.) ganz vorzüglich dazu beſtimmt, einen der ehrenvollſten Plätze in der Reihe ſeiner Ahnen einzunehmen. Ein glükklicher und tapferer Krieger, ritterlich und unternehmend, klug und kraftvoll, wohlwollend gegen ſeine Unterthanen: wie hätte ein ſolcher Fürſt nicht der Stolz und das Glükk ſeines Volkes werden müſſen, wenn ſeine feurige Jugend nicht gefliſſentlich auf Abwege geleitet worden wäre. Unter den Augen Karls des Kühnen hatte er das Kriegshandwerk erlernt und den Ritterſchlag verdient; an der Seite dieſes Fürſten hatte er bei Nancy gefochten und ſeinen Tod gerächt. Von dem blutigen Schlachtfelde kehrte der neunzehnjährige Jüngling in die Arme ſeines Vaters heim und wurde mit der Frage empfangen, wie der Lärm der Schlachten ihm gefalle? „Ich werde ohne ſolch Abenteuer nimmer leben können,“ war die Antwort des

Heldenſpröſſlings. Aber dieſe Antwort bekümmerte des alten Herzogs Räthe. „Wenn der junge Herr einſt zur Regierung gelangt," meinten ſie, „wie ſoll das Land in Frieden bleiben, ſo er immer das Schwert in der Hand behält und auf nichts, als Fehde ſinnt? Da wird der Wohlſtand zu Grunde gehen und die Unterthanen werden ſeufzen und bluten." Und die Räthe ſollen eins geworden ſein, man müſſe zum Heile des Landes das kriegeriſche Feuer in der jungen Heldenbruſt dämpfen. Dazu aber ſahen ſie kein untrüglicheres Mittel, als wenn ſie den fürſtlichen Jüngling in die Arme der Wolluſt ſtürzten. Auch mochten ſie hoffen, in ſolcher Weiſe die Zügel der Herrſchaft ſelbſt in die Hände zu bekommen und den entnervten Fürſten nach ihrem Willen zu lenken. Aber ihr gottloſer Anſchlag gelang nur in ſo weit, daſſ Johann ſich wild und zügellos der ungemeſſenſten Ausſchweifung hingab. Doch ſeine urkräftige Natur ſank nicht entnervt und ohnmächtig zuſammen unter dem Uebermaße des Genuſſes. Waffengeklirr und Fehde blieben nach wie vor ſeine Luſt und das Land ſeufzte jetzt unter der zwiefachen Leidenſchaft ſeines Fürſten, der entweder in den Armen ſchöner Weiber ruhte, oder gepanzert ſeinen Streithengſt tummelte. Seinen zahlreichen Umarmungen ſollen, außer den Früchten ſeiner Ehe, dreiundſechszig Kinder entſproſſen ſein und das Volk nannte ihn ſpottender Weiſe „den Kindermacher." Es iſt leicht zu erachten, wie bei ſo bewandten Umſtänden, die gewöhnlichen Einkünfte der klewiſch-märkiſchen Lande nicht hinreichten, um die Ausſchweifungen des Fürſten zu bezahlen. Zwar hatte der vorige Herzog eine ſehr wohlgefüllte Schatzkammer hinterlaſſen; aber dieſe ward ſchon durch den erſten Krieg des neuen Landesherrn erſchöpft, und da Johann (II.) ſeine natürlichen Kinder mehrentheils mit liegenden Gütern ausſtattete, ſo verminderte ſich ſeine Einnahme in eben dem Maße, als das Bedürfniſſ der Ausgabe wuchs und er muſſte ſeine Zuflucht zum Verpfänden und Borgen nehmen. So vermehrten ſich ſeine Schulden von Jahr zu Jahr und nach vierundzwanzig Jahren wuſſte er ſich nicht anders mehr zu helfen, als daſſ er ſeinen Landſtänden unumwunden erklärte, er könne ſeine Schul-

den nicht bezahlen und ſie möchten Rath ſchaffen. Die Stände nahmen ſich die Noth des Fürſten zu Herzen und erwählten zwölf Räthe, acht aus den klewiſchen und vier aus den märkiſchen Landen, die ſich mit der Tilgung der landesherrlichen Schuld befaſſen ſollten (1505).

Freilich erregte die maßloſe Verſchwendung des Fürſten, die mit der haushälteriſchen Wirthſchaftlichkeit ſeiner Vorfahren im grellſten Gegenſatze ſtand, Murren und Miſſvergnügen. Da der Herzog aber immer bereitwillig war, die Geldopfer, zu denen die Stände ſich bequemen muſſten, durch Vermehrung und Erweiterung ihrer Gerechtſame zu vergüten, ſo blieb des Volkes Treue und Geduld unerſchüttert und unermüdet. Als die Landesritterſchaft dem Fürſten große Summen dargereicht hatte, theils um die verpfändeten Gebiete einzulöſen, theils um die von ſeinem Vater ſchon angeknüpfte Verbindung mit dem jülich-bergiſchen Hauſe durch eine Verheirathung feſtzuſtellen, da gewährte Johann dem Adel das unbedingte Recht der weiblichen Nachfolge in den Lehengütern, verſprach für ſich und ſeine Nachfolger, den Lehenleuten in ihren auswärtigen gerechten Fehden Beiſtand zu leiſten und verpflichtete ſich, das peinliche Gericht mit acht Beiſitzern aus der Ritterſchaft und mit eben ſo vielen aus den Städten zu beſetzen. Auch machte er ſich anheiſchig, nie wieder eine ähnliche Auflage von den Ständen zu verlangen. Eben ſo gewährte er der Stadt Weſel Befreiung vom klewiſchen Zolle, überließ ihr allein die Einnahme ihrer ſtädtiſchen Bierzieſe, ſchaffte die Erblichkeit der Gerichtsſtellen ab und verſtattete den Bürgern die freie Wahl ihrer Richter, nachdem er zuvor die Gerichtſtätte nach dem Rathhauſe verlegt. Aehnlicher Begünſtigungen erfreuten ſich auch die übrigen Städte. So erhielt auch Duisburg die Befreiung vom klewiſchen Zoll und Emmerich freies Gericht und die Befugniſſ, ihren Rath ſelbſt zu wählen. Doch muſſte die Stadt für die letztgenannte Begünſtigung ſiebentauſend Gulden zahlen. Auch Kalkar, Rees, Büderich und Huiſſen u. ſ. w. wurden nach und nach mit mancherlei ähnlichen Gerechtſamen geziert.

In ſolcher Weiſe ſahen ſich die Stände für ihre, im Verhältniſſe zu des Landes Wohlſtand, immer nur kleinen Geldſpenden, reichlich entſchädiget, zumal der Adel, der noch außerdem mit Güterverleihungen vielfach begnadigt wurde. Und wenn der Fürſt auch bisweilen nur durch ſeine Geldverlegenheit zu dergleichen Erweiſungen landesväterlicher Huld gezwungen ward, ſo darf es doch nicht vergeſſen werden, daſſ er noch öfter ganz aus freiem Antriebe, nur von dem Wunſche beſeelt, das Gedeihen des Landes zu befördern, alſo handelte. Denn ſehr viele der gedachten Begnadigungen gehören den erſten Jahren ſeiner Herrſchaft an, wo noch keine Schulden ihn drükkten.

Indeſſen haben wir mit dieſen Bemerkungen gewiſſermaßen dem zeitgemäßen Gange der Begebenheiten vorgegriffen und wir wenden uns daher zu jenem Zeitpunkte zurükk, wo Johann II. den Herzogſtuhl von Klewe beſtieg. Eben ſo wie ſein Vater, wurde auch er ſofort in die blutigen Wirren der burgundiſchen Angelegenheiten hineingezogen und namentlich war es der, noch lange nicht ausgefochtene Erbfolgeſtreit in Geldern, der ſeine ganze kriegeriſche Thätigkeit in Anſpruch nahm und ihn faſt ſein ganzes Leben hindurch beſchäfftigte. Sein erſtes kriegeriſches Auftreten galt indeſſen nicht der geldernſchen Sache.

Auch die Grafſchaft Holland ſuchte Karls des Kühnen Tod zu benutzen, um ſich der burgundiſchen Herrſchaft zu entziehen und die alte Selbſtändigkeit wiederzuerlangen. Beſonders war es die, aus früheren Mittheilungen uns ſchon bekannte Partei, welche ſich die Hökſchen nannte, die ſich offen gegen Maria von Burgund und ihren Gemal erklärte. Sie riefen Franz von Brederode, der, wie ſie ausſagten, von den alten Grafen von Holland abſtammte, zum Landesherrn aus und das Glükk ſchien anfangs ihr Unternehmen zu begünſtigen. Die Stadt Utrecht, deren Biſchof David, ein natürlicher Sohn des Herzogs von Burgund war, hielt es deſſenungeachtet auch gegen Burgund, und berief den Bruder Johanns (II.) von Klewe, den Grafen Engelbert von Nivers, zum Statthalter. Engelbert, dem in ſolcher Weiſe die Ausſicht eröffnet ward, Biſchof von Utrecht zu werden, ſäumte nicht, jener Berufung Folge zu

leiſten und ſprach ſeinen Bruder Johann um Beiſtand an. Und dieſer, der ſich bereits nach dem Getümmel des Krieges ſehnte und außerdem die ehrenvolle Verſorgung ſeinem Bruder von Herzen gönnte, griff ſofort zum Schwerte, ohne zu bedenken, wie gefährlich dieſes Beginnen für ihn werden könnte, indem er dadurch die Bande zerriſſ, die durch enge Verwandtſchaft und gegenſeitige Hilfleiſtung die Häuſer Burgund und Klewe ſeit vielen Jahren vereinigte. Noch auf dem Sterbebette hatte ſein Vater es ihm dringend zur Pflicht gemacht, das gute Vernehmen mit Burgund und Oeſterreich, dem Klewe ſo viel zu verdanken habe, aufrecht zu erhalten. Doch wie ſelten beherzigt die Jugend des erfahrungreichen Alters Ermahnungen! Johann dachte nur an den Gewinn, den der günſtige Augenblikk verhieß, und erhob den Schild gegen Maximilian. David, der Biſchof von Utrecht, ſuchte indeſſen ſeine Stellung, ſo gut er konnte, zu behaupten. Aber ſeine Waffen erlagen der klewiſchen Macht und er ſelbſt gerieth in Engelberts Gefangenſchaft, der ihn in feſten Gewahrſam bringen ließ. Nun führte Johann ſeinen Bruder ſiegprangend in Utrechts Thore (1482). Aber dieſe Freude war von kurzer Dauer. Mit Hilfe der kabeljauiſchen Partei machte der Erzherzog Maximilian bedeutende Fortſchritte in Holland. Ein feſter Platz nach dem andern fiel in ſeine Hände und bald ſtand er auch vor Utrechts Mauern. Acht Wochen lang trotzten die muthigen Bürger ſeinen Waffen. Endlich muſſten ſie ſich ergeben und Engelbert erlitt nun dasſelbe Schikkſal, welches er vor wenigen Monden dem Biſchofe David bereitet — er ward Maximilians Gefangener (1482).

Der ſchwerbeleidigte Sieger beſchloſſ nun, die ganze Kraft ſeiner Waffen gegen Klewe zu wenden, um den Herzog Johann zu züchtigen. Aber viele Fürſten, die dem klewiſchen Hauſe befreundet waren, wandten durch ihre Vorſtellungen das drohende Ungewitter ab. „Der Erzherzog möge Nachſicht mit der feurigen, leichtverblendeten Jugend der beiden Brüder von Klewe haben und beſonders der vielen und treuen Dienſte gedenken, die ihr Vater und Großvater dem burgundiſchen Hauſe geleiſtet.“ Maximilians ritterliche Großmuth gab ſolchen Vorſtel-

lungen leicht Gehör und da Johann noch überdieß den Schatz ſeines Vaters freigebig öffnete, ſo kam bald eine vollkommene Verſöhnung zu Stande und von jetzt ab ſehen wir den Herzog mit feſter Treue an Burgund und Oeſterreich halten.

Unmittelbar an dieſe Begebenheiten knüpfte ſich eine Fehde des Herzogs mit dem Grafen von Alburg, die zwar ruhmvoll für die klewiſchen Waffen endete, aber für den Gang unſerer Geſchichte durchaus von keiner Wichtigkeit iſt und deſſhalb auch einer genauern Erwähnung nicht bedarf.

Wichtiger aber iſt es, daſſ Johann in demſelben Jahre (1483) mit dem Herzoge Wilhelm von Berg und Jülich zwiſchen Angerort und Wanheim bei Duisburg eine Zuſammenkunft unter freiem Himmel hatte, deren Zwekk ſich auf die Erbverbrüderung der beiden fürſtlichen Häuſer bezog.*) Es gehen uns die nähern Nachrichten über dieſe Beſprechung ab. Indeſſen wird der Verfolg der Geſchichte uns bald zeigen, wie wichtig die Verabredung war, die man genommen hatte.

Mittlerweile war die Lage Maximilians durch den frühzeitigen Tod ſeiner liebenswürdigen Gemalin (1482) um vieles verwikkelter geworden. Ludwig der elfte von Frankreich, einer der argliſtigſten und gewiſſenloſeſten Fürſten, von denen die Geſchichte zu melden weiß, hatte gleich nach Karls des Kühnen Hintritt ſeine Hände begehrlich nach der reichen Erbſchaft ausgeſtrekkt und ohne weiteres das eigentliche Herzogthum Burgund, nebſt den Grafſchaften Burgund und Artois, als eröffnete Reichslehen eingezogen. In den Niederlanden aber nährte er gefliſſentlich den Geiſt der Empörung, voll Hoffnung, dieſe reichen Beſitzungen, wenn ſie ſich ihrer rechtmäßigen Herrſchaft entzogen, für immer an Frankreich zu ketten. Indeſſen hatten Maximilians kräftige Anſtrengungen und die rechtliche Geſinnung, die ſich zu Gunſten Maria's und ihres Gemals beſonders in den nördlichen Niederlanden geltend machte, Ludwigs argliſtige Pläne bisher großen Theils vereitelt und ſelbſt ſeine Waffen zeigten keinen beſſern Fortgang, als ſeine treuloſen Ränke.

---

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 453.

Schon geſtaltete ſich Alles für das edle, junge Herrſcherpaar auf das erfreulichſte, als Marias unerwarteter Tod neue Verwikkelungen herbeiführte. Sie hinterließ ihrem Gemal zwei Kinder, Philipp und Margarete, und dem Ehevertrage gemäß ſollte der Sohn die mütterlichen Lande ererben. Allein in Flandern wollte man die Vormundſchaft Maximilians über ſeinen vierjährigen Sohn nicht anerkennen und vor allen war es die Stadt Gent, die von Frankreich aufgehetzt, der deutſchen Herrſchaft ſich auf jede Weiſe entgegenſtämmte. Man bemächtigte ſich des fürſtlichen Knaben, trat mit dem Könige Ludwig in offene Verbindung und ſetzte eigenmächtig einen Regentſchaftsrath ein. Leider ſchloſſen ſich auch die Grafſchaften Brabant und Holland dieſen feindſeligen Maßregeln an und Maximilian, dem der Grund unter den Füßen immer mehr zu wanken begann, muſſte ſich zu einem Frieden mit Frankreich bequemen, in welchem er die Grafſchaften Burgund und Artois abtrat und in die Verlobung ſeiner Tochter mit Karl, dem Kronerben Ludwigs, willigte (1482). Des eigentlichen Herzogthums Burgund ward in dieſem Frieden gar nicht gedacht. Ludwig that, als gebühre ihm dasſelbe von Rechts wegen.

Aber mitten in dieſer ſchwierigen Lage leuchtete Maximilians ritterlicher Geiſt um ſo heller hervor. Mit dem Schwerte in der Hand zwang er die empörten Niederländer zur Anerkennung ſeiner Rechte und ſelbſt das trotzige Flandern muſſte ſich ihm unterwerfen (1484). Der König Ludwig (XI.) von Frankreich war inzwiſchen (1483) geſtorben und ſein Sohn Karl (VIII.), bei des Vaters Tode erſt ein dreizehnjähriger Knabe, trug die Krone. Doch die argliſtige Staatskunſt des Verſtorbenen lebte fort und der Wunſch, die Niederlande mit Frankreich zu vereinigen, war mit dem Könige nicht begraben worden. Das Kriegsfeuer loderte von Neuem empor und in Flandern wehte abermals das Banner der Empörung. Gent ſtellte ſich förmlich unter franzöſiſchen Schutz und in Brügge, wo Maximilian, trotz der Warnungen ſeiner Getreuen, arglos verweilte, erhob der Aufruhr mit ſo wilder Frechheit das Haupt, daſſ die gewaffneten Bürger das Schloſſ des Erzherzogs ſtürmten und ihn

ſelbſt gefangen zur Haft brachten (1488). Folter und Henkerbeil wütheten jetzt gegen Maximilians treue Diener und ſein eigenes Leben war nicht außer Gefahr. Dennoch verſchmähte es der hochherzige Fürſt, in den Rath des vielgetreuen Kunz von der Roſen zu willigen, der als Mönch verkleidet in ſein Gefängniſſ kam und ihn unter Thränen beſchwur, die Kleidung mit ihm zu wechſeln und ſein theures Leben in Sicherheit zu bringen. Wie hätte Maximilian um einen Preis, der ſeinen treueſten Diener der blutigen Rache des erbitterten Volkes hingeben muſſte, das eigene Leben retten mögen!

Inzwiſchen aber hatte der Frevel, welchen Flandern an dem Haupte des römiſchen Königs verübt — denn Maximilian trug ſeit 1486 die Königskrone — ganz Deutſchland und ſelbſt den Pabſt in Bewegung geſetzt. Innozenz VIII. donnerte gegen die Städte Brügge, Gent und Ypern mit dem Banne und Maxens Vater, der alte Kaiſer Friedrich (III.), ſo ſaumſelig und ſchläfrig er ſonſt war, ward lebendig und feurig, als er von der Gefahr ſeines Sohnes hörte. Das Reichsaufgebot erſchallte durch Deutſchland und die gerüſteten Fürſten eilten dem Rheine zu, um ſich unter des Kaiſers Banner zu ſammeln. Aber als Friedrich an der Spitze des Reichsheeres ſchon bis Mecheln vorgedrungen war, da kam ihm Maximilian, bereits ſeiner Haft frei und ledig, entgegen. Es ſollen hauptſächlich die kräftigen Vorſtellungen der beiden Herzoge von Klewe und von Jülich geweſen ſein, welche die Brügger, denen ohnehin vor den Anſtalten bange ward, die ſie gegen ſich ergreifen ſahen, bewogen, den gefangenen Fürſten in Freiheit zu ſetzen. Zwar hatte Max verſprechen müſſen, alle fremden Söldner aus dem Lande zu ziehen, auch für Flandern einen eigenen Regentſchaftsrath zu errichten; aber dieſe Verſprechungen wurden, als erzwungen, für ungiltig erklärt und das Reichsheer zog vor Gent, um dieſen Heerd der Empörung zu demüthigen und züchtigen. Doch die freiheitliebenden Bürger vertheidigten ſich ſo muthig und wakker, daſſ der Kaiſer darüber wieder in ſeine alte Schläfrigkeit zurükkſank und unverrichteter Sache von den Mauern der trotzigen Stadt abzog, die fernere Leitung des Krieges dem

Herzoge Albrecht von Sachſen überlaſſend, einem Sohne des Kurfürſten Friedrich des Sanftmüthigen. In keine beſſere Hände hätte er den Oberbefehl legen können. Denn Albrecht ſetzte den Kampf mit einem ſolchen Nachdrukke fort, daſſ Brügge, Gent und Ypern ſich ſchon im nächſten Jahre (1489) demuthvoll unterwarfen und ſich zur Zahlung eines Strafgeldes von 300,000 Goldſtükken bequemten. Zu dieſem glükklichen Ausgange hatten auch die Herzoge von Klewe und Jülich redlich das Ihrige beigetragen und Maximilian erkannte belobend ihre treuen Dienſte an.

Während deſſen feierte Johann von Klewe ſeine Vermälung mit Mathilde, einer Tochter des Landgrafen Heinrich von Heſſen (1489). Der damalige Erzbiſchof von Köln, Hermann von Heſſen, hatte dieſe Ehe geſtiftet und befand ſich zu Söſt unter der Zahl der hohen Gäſte, die mit ihrer Gegenwart die fürſtliche Hochzeit verherrlichten. Noch in demſelben Jahre erfreute ſich der Herzog einer Auszeichnung, die ihm der heilige Vater zu Theil werden ließ. Innozenz VIII. überſandte ihm nämlich als Zeichen ſeiner Gewogenheit, die goldene Roſe. „Es iſt eine alte Gewohnheit und geheiligte Sitte" ſagt der Pabſt in ſeinem Schreiben, „daſſ der römiſche Oberprieſter am vierten Faſtenſonntage einen katholiſchen Fürſten mit der goldenen Roſe beſchenkt. Ein großes und des höchſten Lobes würdiges Myſterium, wobei man nicht auf den äußern Werth der Gabe zu achten, ſondern dieſelbe nach ihrer höhern Bedeutung aufzufaſſen hat. Wir, die wir nach Gottes Vorſehung, obgleich ohne unſer Verdienſt, die höchſte Stelle in der heil. römiſchen Kirche bekleiden, haben unſre Gedanken dabei vor allen auf Dich, erlauchter Fürſt, gewandt, indem wir auch in den gegenwärtigen Faſten jenes herrliche Geſchenk austheilen wollten. Denn Du wirſt, wie wir durch ſichere und untrügliche Nachrichten erfahren, auch durch viele Beweiſe ſelbſt erkannt haben, die Tugenden Deiner Ahnen nicht bloß erreichen, ſondern noch übertreffen. Empfange alſo, geliebter Sohn, mit freudigem Herzen dieſe Roſe, als ein Denkmal und Unterpfand unſeres väterlichen Wohlwollens gegen Dich, auf daſſ Dich nicht der Glanz des

Goldes, ſondern die Betrachtung ihrer göttlichen Bedeutung feſſele. Denn die heil. römiſche Kirche hat die Austheilung dieſes Geſchenkes durch die Hand des oberſten Prieſters verordnet, um die Freude und Wonne auszudrükken, die aus der Befreiung des menſchlichen Geſchlechtes hervorgeht, daſſ der allmächtige Gott ſich erbarmet und uns durch ſein eigenes theures Blut von der Knechtſchaft losgekauft hat, wie dieß auch im alten Teſtamente durch die Befreiung des israelitiſchen Volkes zuvor abgebildet war. Denn der preiswürdige Leib Jeſu Chriſti erfriſcht, erwärmt, erhebt und tröſtet uns mitten in unſrer Mühſal, und darum darf ihm nicht mit Unrecht die Roſe verglichen werden. Denn von allen Blumen, welche die Mutter Erde hervorbringt, iſt keine, die lieblicher anzuſchauen wäre und ſüßer duftete. So möge denn, Du frommer Sohn, ihr göttlicher Duft Deine Sinne durchdringen, damit Du, von ihm erfüllt, von Tage zu Tage größere Beweiſe Deiner ausgezeichneten Tugend ableget und nur darauf denkeſt, wie Du Dich um dieſen heiligen Sitz und die chriſtliche Religion, durch Bekämpfung ihrer Feinde verdient machen mögeſt; wie wir denn hoffen, daſſ Du alſo thun werdeſt."*)

Was den heiligen Vater eigentlich veranlaſſen mochte, den Herzog von Klewe durch dieſen Beweis ſeiner Gunſt auszuzeichnen, iſt weder in dem vorliegenden Schreiben näher ausgeſprochen, noch finden wir in den damals obwaltenden Verhältniſſen eine genügende Erklärung. Vielleicht hatte entweder der Erzbiſchof von Köln, der Oheim der Gemalin des Herzogs, oder wol gar der römiſche König den jungen Fürſten in Rom gebührend zu empfehlen gewuſſt. Indeſſen iſt die ganze Sache ſo unwichtig und folgenlos für unſere Geſchichte, daſſ es der Mühe nicht werth iſt, Vermuthungen darüber anzuſtellen und die Wahrſcheinlichkeiten gegeneinander abzuwägen.

Es vergehen jetzt mehre Jahre, von denen die Geſchichte unſrer Lande nichts Bemerkenswerthes zu berichten hat, als daſſ die beiden Herzoge von Klewe und Jülich, dem öſterreichi-

*) Cod. dipl. bei Teſchenmacher Nro. XCIV.

ſchen Hauſe getreu, Maximilians Anſtrengungen in den burgundiſchen Erblanden fortwährend unterſtützten. Auch mag daran erinnert werden,*) daſſ der Kaiſer Friedrich (III.) dem Herzoge Albrecht von Sachſen, wegen der vielen und erſprießlichen Dienſte, die dieſer Fürſt dem öſterreichiſchen Hauſe geleiſtet, die Belehnung über die Lande Jülich, Berg und Ravensberg für den Fall ertheilte, daſſ der Herzog Wilhelm ohne männliche Erben ſtürbe (1485). Dieſe Verheißung beſtätigte Maximilian zehn Jahre ſpäter (1495), trug aber deſſenungeachtet kein Bedenken, dem Herzoge von Jülich-Berg die weibliche Nachfolge für deſſen einzige Tochter Maria in den genannten Landen feierlich zuzuſichern (1508). In ſolcher Weiſe war Sachſen mit ſeinen Anſprüchen auf eine ungewiſſe Zukunft verwieſen, während Johann von Klewe die Umſtände mit gewandtem Geiſte zum Vortheile ſeines Hauſes zu benutzen verſtand.

Ihn ſelbſt nämlich beſchenkte ſeine Gemalin ſchon im Jahre 1490 mit einem Sohne, der des Vaters Namen erhielt, während der Herzog von Jülich, obgleich bereits zum zweiten Male vermält, ſich noch immer keiner Nachkommenſchaft zu erfreuen hatte. Da wurde dieſem endlich im folgenden Jahre (1491) eine Tochter geboren, das einzige Kind, welches ſeiner Ehe mit Sibille von Brandenburg, einer Tochter des Kurfürſten Albrecht Achilles, entblühte. Waren nun, wie bereits erwähnt worden, die beiden Fürſten ſchon früher darauf bedacht geweſen, ihre Häuſer durch eine Erbverbrüderung miteinander zu verbinden, ſo kamen ſie jetzt überein, ihre Kinder miteinander zu vermälen und in ſolcher Weiſe ihre Verbindung zu befeſtigen und ſicher zu ſtellen. Es war am Katharinentage des Jahres 1496, als die Herzoge Wilhelm von Jülich und Johann von Klewe, mit ausdrükklicher Bezugnahme auf die enge Freundſchaft und „verſchriebener Einung und Verbündniſſ", in welcher ſowol ihre Väter als ſie ſelbſt mit einander geſtanden hätten und noch ſtünden, und „mit wohlbedachtem, vollkommenen Beirathe und Gutdünken ihrer Räthe, Ritterſchaft, Städte und

*) Dieſ. Werkes Th. 2. S. 858.

Unterthanen gemeinlich", durch zwei Urkunden die eheliche Verlobung ihrer Kinder, nämlich des ältesten Sohnes des Herzogs von Klewe, mit Maria, der einzigen Tochter des Herzogs von Jülich, feierlich und förmlich feſtſtellten. Die Ehe ſelbſt ſollte vollzogen werden, ſobald die fürſtlichen Kinder das gehörige Alter erreicht haben würden, doch in keinem Falle vor ihrem fünfzehnten Jahre. Dabei verhieß der Herzog Wilhelm, ſeine beiden Herzogthümer Jülich und Berg nebſt der Grafſchaft Ravensberg und allen übrigen ſeinen Herrſchaften, mit der Hand ſeiner Tochter dem künftigen Eidam zuzubringen, ſowie der Herzog von Klewe in Bezug auf ſeine geſammten Lande und zu Gunſten ſeiner künftigen Schwiegertochter dasſelbe verhieß, ſo daſſ die beiderſeitigen Lande für immer miteinander verbunden und vereinigt bleiben ſollten. Selbſt in dem Falle, daſſ dem Herzoge Wilhelm noch eheliche Söhne geboren würden, ſollte dieſe Uebereinkunft im Weſentlichen keine Aenderung erleiden, ſondern die Söhne Wilhelms, ohne Antheil an den väterlichen Landen zu haben, nur durch „einen Heiligs Pfennig von vierzigtauſend Tukkel beſcheiden Goldgülden" abgefunden werden.*) — Die Stände beiderſeitiger Lande unterzeichneten dieſen Vertrag. — Solcher Geſtalt durfte Johann von Klewe einer glänzenden Zukunft für ſein Haus entgegenſehen, während auch Wilhelm von Jülich ſeinem erlöſchenden Stamme, wenn auch unter fremdem Namen, Glanz und Fortdauer geſichert zu haben meinte.

Mittlerweile hatten ſich in Geldern die Angelegenheiten aufs Neue verwirrt und zum Nachtheile Maximilians geſtaltet. Das muthige Volk, noch immer mit Begeiſterung für ſeine alte Selbſtändigkeit erfüllt, und vom franzöſiſchen Hofe im Geheimen ermuntert, rief den jungen Sproͤſſling ſeines früheren Fürſtenhauſes, Karl, den Sohn Adolfs von Geldern, zum Herzoge aus. Der fürſtliche Jüngling hatte bisher als Gefangener in Frankreich gelebt und König Karl (VIII.) entließ ihn jetzt ſeiner Haft, um ſich ſeines Armes gegen Oeſterreich zu bedienen. In Karl von Geldern lebte der ganze kriegeriſche Muth und die unbeugſame Kraft ſeiner Vorfahren und mit großer Kühnheit und Zu-

*) Codex diplom. bei Teſchenmacher S. 117.

verſicht betrat er den Kampfplatz, um das Erbe ſeines Vaters, welches ihm von Burgund entriſſen worden war, muthig zu behaupten (1492). Maximilian, vielfach anderwärts beſchäfftigt, muſſte Anfangs geſchehen laſſen, was er nicht ändern konnte. Kaum aber war ihm, nach dem Tode ſeines Vaters (1493), die Reichsregierung zugefallen, als er eine Fürſtenverſammlung nach Maſtricht berief, um darüber zu entſcheiden, ob Geldern ihm oder dem Herzoge Karl gebühre? Die verſammelten Fürſten entſchieden zwar für den Kaiſer; aber dieſem fehlte es an Macht und Zeit, ſolchem Ausſpruche Geltung zu verſchaffen, und Karl durfte ungehindert ſeine Herrſchaft in Geldern befeſtigen. Erſt im Jahre 1498 dachte Maximilian ernſtlich daran, Geldern zu unterwerfen. Zu Freiburg im Breisgau ſchloſſ er ein Bündniſſ mit den Herzogen von Klewe und von Jülich, demgemäß beide Fürſten ſich mit ihm zum gemeinſamen Kampfe gegen Geldern verbündeten. Es muſſte dem Kaiſer viel daran liegen, ſeinen Feind durch die nächſten Nachbarn desſelben zu bekämpfen, um in ſolcher Weiſe für ſeine übrigen Unternehmungen deſto freiere Hand zu gewinnen. Deſſhalb erlangten auch die beiden Herzoge bei der Abſchließung des Bundesvertrages, bedeutende Zugeſtändniſſe von ihm. Maximilian befreite ihre Unterthanen von der unlängſt zu Worms ausgeſchriebenen Reichsſteuer und geſtattete ihnen alle geldriſchen Städte und Feſten, die ſie erobern möchten, ſo lange zu behalten, bis er ſie für ihre Kriegskoſten entſchädigt haben würde. Namentlich ſollten die Stadt Deutekum und die jährlichen Einkünfte der Grafſchaft Zütphen dem Herzoge von Klewe, die Städte Herkulen und Montfort aber dem Herzoge von Jülich als Unterpfand überlaſſen werden, bis der Kaiſer ihnen eine Summe von 25,000 Gulden bezahlt. Auch wurde derjenigen Erwerbungen gedacht, die Johann II. als Belohnung ſeines treuen Beiſtandes von Karl dem Kühnen erhalten hatte. Die Städte Wachtendonk und Goch nebſt dem Zolle zu Lobith ſollten erblich bei Klewe verbleiben und ebenſo Waſſenberg, Born und Herzogenrath pfandweiſe bei Jülich. Dieſer letzteren Bedingung ſoll von dem Erzherzoge Philipp, dem Sohne Maximilians, indeſſen widerſpro-

chen und dieſelbe dahin abgeändert worden ſein, daſſ dem Herzoge von Klewe die eben genannten Städte nebſt dem Zolle von Gennep nur auf Lebens Zeit bewilligt wurden. Die beiden Fürſten verpflichteten ſich dagegen zu einem gleichzeitigen, einmaligen Einbruche in Geldern, um das Land für Maximilian und ſeinen Sohn zu erobern und während des ganzen Krieges fünfhundert Reiter und eintauſend Fußknechte zum Kampfe zu ſtellen.

Wie vortheilhaft dieſe Bedingungen auch immer ſein mochten, ſo dürfte doch vielleicht Johann von Klewe nicht ſo bereitwillig auf dieſelben eingegangen ſein, wenn jene Beſitzungen, die ſeines Vaters tapferes Schwert auf geldernſchem Gebiete errungen, ſich noch in ſeinen Händen befunden hätten. Wie es ſcheint aber waren dieſelben entweder größtentheils oder ſämmtlich von dem empörten Volke, das die Giltigkeit der Verträge Karls des Kühnen und Maximilians nicht anerkennen wollte, ihm wieder entzogen worden und indem der Fürſt nun zu den Waffen griff, that er es eben ſowol zur Wiederherſtellung ſeiner eigenen Rechte, als zur Behauptung der Erbanſprüche Oeſterreichs.

Kaum war dieſer Vertrag unterzeichnet, als Klewe und Jülich ſofort die Schwerter gegen Geldern erhoben. Sie ſchloſſen ſich mit ihren Mannen den Schaaren an, welche der Kaiſer, unter der Führung der Herzoge Albrecht von Sachſen und George von Baiern in die Niederlande geſandt hatte. Das Glükk der Waffen trat entſchieden auf die Seite der Verbündeten. Schon hatten ſie einen großen Theil der Städte des Landes erobert und belagerten jetzt Deutekum, in deſſen Mauern ſich Karl von Egmond vertheidigte. Jetzt erſchien der Kaiſer ſelbſt mit neuer Mannſchaft auf dem Schauplatze des Krieges und allgemein erwartete man eine raſche und günſtige Entſcheidung. Aber dieſe Hoffnung ſcheiterte an Deutekums ſtarken Mauern und der unermüdeten Tapferkeit ſeiner Vertheidiger. Maximilian, der, nach ſeiner ritterlichen Weiſe, den läſtigen Kampf gern durch e i n e n Schlag beendet hätte, foderte ſeinen Gegner zur Schlacht auf freiem Felde heraus. Doch Karl wies klüglich

23 *

dieſe Auffoderung zurükk und ermüdete den ohnehin ſo viel beſchäfftigten Kaiſer ſehr bald. Maximilian zog mit ſeinem Heere davon und überließ den Krieg ſeinen beiden Verbündeten von Klewe und Jülich allein (1499). Da wuchs dem geldernſchen Volke der Muth um ſo höher, als Ludwig XII. von Frankreich ihm aufs Neue Schutz und Beiſtand verhieß und auch wirklich einige Heerhaufen ſandte. Vereint mit dem franzöſiſchen Kriegsvolke drangen die Gelderer, geführt von dem Grafen Robert von Arenburg, in das klewiſche Gebiet und wirthſchafteten ſo übel, daſſ der Herzog Johann um Waffenſtillſtand bitten muſſte, der ihm auch ſofort gewährt wurde.*) Aber der tief eingewurzelte Groll, den die Stadt Nymwegen noch aus den früheren Fehden her gegen Klewe trug, ließ dem Herzoge keinen Frieden und brach feindſelig den geſchloſſenen Vertrag. Am Tage des Apoſtel Matthias (24. Hornung 1500) **) ſtürmten die Bürger Nymwegens über die klewiſche Gränze, verbrannten Quaterburg und plünderten das Kloſter Bedtberg und die Kapelle des h. Antonius ganz nahe bei der Stadt Klewe. Herzog Johann aber raffte ſchleunig ſein Kriegsvolk zuſammen, ereilte bei dem Dorfe Moldik den abziehenden Feind und errang einen ſo vollſtändigen Sieg, daſſ nur wenige dem Tode oder der Gefangenſchaft entgingen. Doch dieſer Verluſt reizte die Bürger von Nymwegen nur zu bitterer Rache. Es ſollen nicht weniger als 1500 dem Herzoge Johann lebend in die Hände gefallen ſein. Dieſen gelang es großen Theiles zu entkommen und muthig ſchloſſen ſie ſich ſofort einer Streifſchaar ihrer Mitbürger an, die Kranenburg berannte. Zwar gelang es ihnen nicht, die wohlbefeſtigte Stadt zu erſtürmen, aber ſie ſchoſſen eine ſolche Menge von Feuerpfeilen hinein, daſſ viele Häuſer von den Flam-

---

*) Teſchenmacher S. 322.

**) Teſchenmacher ſetzt dieſe Begebenheit noch in das Jahr 1499. Da er aber erzählt, daſſ Maximilian am 18. Weinmonds heimgezogen und nach deſſen Entfernung der Waffenſtillſtand eingetreten ſei, ſo kann die folgende Begebenheit, da der Matthiastag in den Hornung fällt, erſt im Jahre 1500 vorgefallen ſein.

men verzehrt wurden. Gleichzeitig verheerte der Herzog Karl die Umgegend von Xanten, erſtürmte einige Wehrburgen, verbrannte viele Dörfer und zog mit Beute beladen davon, als Johann herbeiflog, um dem Verderben ſeines Landes zu ſteuern. Ein einjähriger Waffenſtillſtand, vom Könige Ludwig XII. vermittelt, beendete jetzt für kurze Zeit die Fehde.

Johann von Klewe hatte ſich zu dieſem Beifrieden um ſo bereitwilliger finden laſſen, als er ſchon längſt die Hände frei zu haben wünſchte, um einen Anſchlag gegen Utrecht auszuführen. Denn alle ſeine dringenden Geſuche, um Erſtattung der Kriegskoſten, die er gleich im Anfange ſeiner Herrſchaft als Utrechts Bundesgenoſſe in der Fehde gegen Burgund verwandt hatte, waren bisher fruchtlos geblieben. Da beſchloſſ er, die alte Schuld mit dem Schwerte einzutreiben. Ein raſcher Einfall in das Utrechter Gebiet, der, nach der Kriegsſitte jener Zeit nichts als Plünderung und Verheerung bezwekkte, ſcheint ihn zum Ziele geführt zu haben. Denn obgleich der Biſchof Friedrich von Utrecht den feindlichen Beſuch auf klewiſchem Gebiete erwiderte, ſo entſchloſſ er ſich doch ſehr bald zum Vertrage und es fehlt nicht an Nachrichten, die ausdrükklich melden, die Stadt Utrecht habe dem Herzoge ihre Schuld abzahlen müſſen.

Mittlerweile ging der Waffenſtillſtand mit Geldern zu Ende und der Herzog Karl begann die Feindſeligkeiten mit einer Kriegsliſt. Er that, als ob ihm eine fernere Fortdauer der Waffenruhe mit Klewe höchſt wünſchenswerth ſei und rüſtete ſich nur, wie er vorgab, die Burg Anholt zu belagern, die dem Herrn Jakob von Bronkhorſt gehörte, einem geldernſchen Lehenmanne, der aber ſein Schwert für Maximilians Sache führte. Johann ließ ſich durch dieſes Vorgeben zur Sorgloſigkeit verleiten und blieb ungerüſtet. Da führte Karl ſeine Schaaren plötzlich gegen Hetter, und plünderte die reiche Gegend. Dann ſetzte er über den Rhein und wandte ſich gegen Huiſſen, vermeinend die Stadt im raſchen Ueberfalle zu gewinnen. Aber die wakkere Bürgerſchaft, von der nahen Schweſterſtadt Emmerich mit Lebensmitteln und Mannſchaft unterſtützt, leiſtete herzhaften Widerſtand

und hielt den Feind vor ihren Mauern ſo lange auf, daſſ der Herzog Johann Zeit gewann, ihr zu Hilfe zu eilen. Die ganze Umgegend gerieth in Bewegung. Während der Landesfürſt ſeine Reiſigen mit der tapfern Bürgerſchaft von Emmerich vereinigte und Angeſichts des Feindes in der Nähe von Huiſſen ein Lager aufſchlug, eilten die Bürger von Rees und Weſel zu Schiffe herbei. Ihr Führer, Herr Rabanus von Büren, mit der Oertlichkeit vertraut, legte einen Theil ſeiner Mannen in einen wohlgewählten Hinterhalt und am nächſten Morgen ſollte der Kampf beginnen. Aber der Herzog Karl, ſeine miſſliche Lage erwägend, beſchloſſ einer entſcheidenden Schlacht zu entgehen und verſuchte noch in der Nacht den Rükkzug. Doch dem wakkern Rabanus entging die Bewegung des Feindes nicht. Der Kampf ward allgemein und Karl fiel in den gelegten Hinterhalt. In kurzer Zeit war der Sieg für die klewiſchen Waffen entſchieden. Fünfhundert Feinde lagen getödtet auf der Wahlſtatt und noch mehre wurden gefangen. Karl ſelbſt ſoll ſchon entwaffnet geweſen und nur durch die Tapferkeit eines Getreuen der Gefangenſchaft entronnen ſein. Das ganze Lager mit allen Geſchützen und reicher Beute fiel in die Hände der Sieger und das ganze Land feierte ein frommes Dankfeſt (1502).

Ermuthigt durch dieſes Waffenglükk drang jetzt die Beſatzung von Huiſſen in das Geldernſche ein, eroberte das Schloſſ Keppel, und, verſtärkt durch die ſtreitbare Mannſchaft von Emmerich, verheerte das klewiſche Schwert weithin das feindliche Gebiet. Mit Beute beladen traten ſie endlich den Rükkweg an. Da fanden ſie den Paſſ zwiſchen Nymwegen und Arnheim durch zahlreiche Feindesſchaaren verſperrt. Doch die muthigen Herzen zagten nicht. Vorwärts ging ihr Weg und wenn er auch zum Tode geführt hätte. Aber er führte zum Siege. Der eherne Wall, den die feindlichen Waffen ihnen entgegen ſtellten, wurde geſprengt und wohlbehalten gelangten die kühnen Schaaren auf heimiſchen Boden. Die Geldernſchen verſuchten es zwar, ihre Schmach durch einen neuen Einfall in das klewiſche Gebiet zu rächen; aber ſie holten ſich nur eine neue Niederlage (1503).

Zu Anfange des folgenden Jahres vermittelte der König

von Frankreich einen neuen Stillſtand, der aber nur drei Jahre dauerte. Denn es war im Jahre 1506, als der Kaiſer Maximilian mit ſeinem Sohne Philipp wieder ernſtlich den Kampf gegen Geldern aufnahm. Es bedarf kaum bemerkt zu werden, daſſ Klewe, ſeines alten Bundesvertrages mit dem Kaiſer eingedenk, ſchnell und bereitwillig wieder auf dem Kampfplatze erſchien. Auch Jülich, das ſich Jahre lang ruhig verhalten, rüſtete aufs Neue und vereinigte ſeine Waffen mit denen des Erzherzogs Philipp, der das kriegeriſche Unternehmen leitete. Karl, von einem großen Theile ſeiner Anhänger verlaſſen und nur ſchwach von Frankreich unterſtützt, ſah einen feſten Platz nach dem andern in Feindes Hand übergehen und ihm entſank der Muth, dem mächtigen Feinde auf die Dauer zu widerſtehen. Da flehte er um Frieden. Philipp, zu deſſen Füßen der beſiegte Feind demüthig kniete, war großmüthig genug, die Bitte zu gewähren und ihm den lebenslänglichen Beſitz alles deſſen zu geſtatten, was ſich noch in ſeinen Händen befand. — Des Herzogs von Klewe ward in dieſem Frieden nicht gedacht und der Erzherzog ſuchte den gerechten Unwillen desſelben dadurch zu beſchwichtigen, daſſ er ihm zwanzigtauſend Gulden verhieß, die indeſſen unbezahlt blieben (1506).

Aber Karl von Geldern brach den erzwungenen Frieden, als Philipp ſich kaum nach Spanien*) heimgewandt hatte, und ſein Muth erhob ſich wieder mächtig, als bald darauf die Kunde von des Erzherzogs frühzeitigem Tode zu ſeinen Ohren kam.

Es würde höchſt ermüdend ſein, wenn wir dem ferneren Verlaufe dieſes Krieges, der im Ganzen genommen für die Geſchichte unſrer Lande nur von untergeordneter Bedeutung iſt, unſre Aufmerkſamkeit zuwenden wollten. Was liegt an der Aufzählung von Raubzügen und Gefechten? Es ſei genug zu bemerken, daſſ Karl von Egmond ſich in Geldern behauptete und ſelbſt vom Kaiſer in dem lebenslänglichen Beſitze dieſes Herzog-

*) Es wird als bekannt vorausgeſetzt, daſſ der Erzherzog Philipp mit Johanna, der Tochter des Königs Ferdinand des Katholiſchen von Spanien, vermält war.

thums anerkannt wurde. Klewe hatte von dieſem Kriege ſchwerlich einigen Gewinn. Denn es ſcheint nicht, als ob es ihm gelungen wäre, alle diejenigen Orte wiederzugewinnen und zu behaupten, auf die es durch die Verleihung Karls des Kühnen Anſpruch hatte. Selbſt die vom Kaiſer verheißenen Entſchädigungsgelder wurden nur theilweiſe und mit großer Mühe erlangt. Dagegen erhielt es Herzog Johann, daſſ Maximilian in einer feierlichen Urkunde vom 17ten Sommermonds 1516 ſich verpflichtete, die Herzoge von Sachſen, wegen ihrer Anſprüche auf die Nachfolge in Jülich anderweit zufrieden zu ſtellen, indem er zugleich den Sohn des Herzogs von Klewe mit den jülichſchen Landen belehnte. — Ein Jahr zuvor (1515) hatte der Herzog mit Karl von Geldern Frieden geſchloſſen. Doch dieſer Friede beſeitigte nicht die feindſelige Spannung zwiſchen beiden Fürſten, die noch fernerhin in verſchiedenen Zerwürfniſſen ſich kund gab, doch nie wieder zu einer ernſtlichen Fehde führte.

Mittlerweile war auch der Herzog von Jülich und Berg, Wilhelm III. ins Grab geſunken. Er ſtarb zu Düſſeldorf am 6ten Herbſtmonds*) 1411 und mit ihm erloſch der männliche Stamm ſeines fürſtlichen Hauſes. Friedlicher Ruhe mehr geneigt, als dem Getümmel der Waffen, iſt ſein Herrſcherleben durch keine wichtigen Thaten ausgezeichnet. Deſto angelegentlicher mag er für die Wohlfahrt ſeiner Lande geſorgt haben, obgleich die kärglichen Berichte auch hievon nur wenig zu melden wiſſen. Außer einigen Verpfändungen zu denen er ſeine Zuflucht nahm, erfahren wir nur, daſſ er auch auf das Wiedereinlöſen bedacht war und außerdem mit kräftigem Arme der Wegelagerei zu ſteuern ſuchte. Von ſeiner erſten Gemalin Eliſabeth, einer Tochter des Grafen Johann von Naſſau-Saarbrükk, die bereits im Jahre 1479 geſtorben war, ererbte er die Herrſchaften Heinsberg und Geilenkirchen nebſt einigen andern minder bedeutenden Beſitzungen, die für immer mit den jülichſchen Landen vereinigt wurden. Ein Jahr vor ſeinem Tode feierte

*) Nach andern am 6. Chriſtmonds.

Wilhelm noch zu Düſſeldorf die Vermälung ſeiner einzigen Tochter *Maria* mit dem jungen Herzoge Johann (III.) von Klewe. Das Beilager ward am 1ſten Weinmonds 1510 mit vielem Gepränge und in Gegenwart der angeſehenſten Lehenleute ſowol der klewiſchen als der jülichſchen Lande vollzogen. Die geſammten Stände verſammelten ſich darauf in Duisburg und gaben hier urkundlich ihre feierliche Zuſtimmung zu der Vereinigung der beiderſeitigen Lande. Das junge fürſtliche Paar lebte nun am Hofe zu Düſſeldorf und als der Herzog Wilhelm ſeine letzte Ruheſtatt im Kloſter Altenberg neben den Särgen ſeiner Ahnen gefunden, übernahm Johann ſofort die Regierung der verwaisten Lande, doch nicht, ohne ſeiner Schwiegermutter, der verwitweten Herzogin Sibylla, einen bedeutenden Antheil an der Verwaltung zu überlaſſen, der ihr auch bis zu ihrem Tode (1524) verblieb.*)

War der geldernſche Krieg bisher eine große Plage für unſere Lande geweſen; ſo drohte jetzt die vorläufige Beilegung des blutigen Zwiſtes neues Unheil. Denn große Schaaren entlaſſener und zum Theile unbezahlter Söldner tummelten ſich in den Gegenden des Niederrheines umher und waren um ſo furchtbarer, als ſie nicht auseinandergingen, ſondern in geregelten Heeresabtheilungen zuſammenblieben. Sie hofften, der Waffenſtillſtand, welchen Maximilian oder vielmehr deſſen Enkel, Karl von Spanien, mit dem Herzoge von Geldern geſchloſſen (1516), werde bald zu Ende gehen und ihnen dann ein neues Feld des blutigen Erwerbes ſich öffnen. Aber ihre Hoffnungen blieben unerfüllt und die friedlichen Verhältniſſe dauerten fort. Da faſſten ſie kühne Pläne, ſei es nun, nach altgermaniſcher Weiſe, ſich als ſiegende Eroberer feſtzuſetzen, oder ſei es, durch Plünderung der reichen Rheingegenden ſich wenigſtens mit Beute zu beladen. Es waren zunächſt zweitauſend Fußknechte, die der Graf Ezard von Oſtfriesland unbezahlt verabſchiedet hatte, welche das Gröninger Land mit Plünderung und jeder Art von Gewaltthat ſchwer heimſuchten. Ihnen ſchloſſen ſich dann dreitauſend ſächſi-

*) Teſchenmacher S. 456.

ſche und braunſchweigiſche Söldner an, die, wie man berichtet, ein Graf von Iſenburg anführte. Als ſie Gröningen verheert und ausgeſogen hatten, wandten ſie ſich nach Geldern hin und überſchritten von dort aus die klewiſche Gränze, wo ſie vor allen die Grafſchaft Mörs ſchwer heimſuchten und unter Gräueln jeder Art bis in die Gegend von Xanten, Rees und Kalkar ſich ausbreiteten. Man erzählt, ſie hätten ſogar den Plan gehabt, des Landes Hauptſtadt zu überfallen und den Fürſten ſelbſt in ihre Gewalt zu bringen.

Die wilde Frechheit der zügelloſen Räuberſchaaren machte indeſſen alle benachbarten Fürſten ernſtlich beſorgt, und während der Herzog von Klewe ſich ſo ſchnell als möglich rüſtete, zogen von Köln, Weſtfalen, den belgiſchen Landen und Jülich Heerhaufen herbei, um mit vereinten Waffen den furchtbaren Feind zu bekämpfen. Der junge Herzog Johann von Jülich führte dieſe Schaaren und kaum gewahrte der Feind das Ungewitter, das ſich Rache drohend über ſeinem Haupte zuſammenzog, als er ſich eilig ſammelte und den ungleichen Kampf mit der überlegnen Macht der erzürnten Fürſten ſcheuend, mit beſchleunigten Schritten der geldernſchen Gränze zueilte. Denn der Herzog Karl hatte, wie es ſcheint, einen Vertrag mit den Räubern geſchloſſen, der ihnen ſichern Durchzug durch ſein Land verbürgte. Schon hatten ſie Venlo erreicht und glaubten ſich geborgen, als Johann von Jülich ſie ereilte und zum Kampfe zwang. Siebenhundert wurden erſchlagen und es würden ihrer noch mehre gefallen ſein, wären ſie nicht von Venlo beſchützt worden, das mit ſeinen Kanonen die gänzliche Vernichtung des Raubgeſindels verhinderte. Dennoch wollte der Herzog Karl die böſen Gäſte in die Städte ſeines Landes nicht aufnehmen, und vor ſich einen zweideutigen Freund, hinter ſich erbitterte Feinde, blieb ihnen nur in vereinzelter Flucht noch Hoffnung für des Lebens Erhaltung. Sie vernichteten dem nach bei nächtlicher Weile ihre Fahnen und ihr Kriegsgeräth und zerſtreuten ſich flüchtig durch das Land. Viele von ihnen wurden aufgegriffen und endeten quaalvoll, gleich gemeinen Straßenräubern, unter Henkers Hand*) (1518).

*) Haräus T. II. p. 544.

Während deſſen ſchallten von Wittenberg die erſten, kräftigen Laute der erwachenden Geiſtesfreiheit herüber und blieben nicht ohne Anklang an den Ufern des Rheines. Der geſunde, freiheitliebende Sinn des Volkes hatte ſich ſchon längſt gegen die in der Kirche herrſchenden Miſſbräuche entſchieden und ſowol die ſchellenbehangenen Schweine des heiligen Antonius, welche die Mönche zu Weſel von dem frommen Aberglauben der Bürger mäſten ließen, als auch die Schwärmerei verſpottet, die bei Weſel einen Kalvarienberg ſtiftete. Es fehlte nicht an erleuchteten Männern, zumal im Herzogthume Klewe, deſſen Hauptſtadt ſich einer tüchtigen Schule erfreute, die in ihren Schriften den Aberglauben wakker bekämpften und entſchieden auf Luthers Seite traten. Der Herzog ſelbſt, durch eine päbſtliche Vergünſtigung, wie wir uns erinnern, der geiſtlichen Oberhoheit des kölniſchen Stuhles entzogen, hatte in ſeinem Lande ſchon längſt daran gearbeitet, die auffallendſten Miſſbräuche, die ſich ſeit Jahrhunderten unter dem geiſtlichen Stande eingeſchlichen, abzuthun. Eine Verordnung vom Jahre 1508 ſetzte feſt, daſſ kein Prieſter, er ſei geiſtlich oder weltlich ordinirt, fernerhin Erbgüter beſitzen ſolle, auch ſollten dergleichen unter keinerlei Vorwand, aus weltlicher Hand in geiſtliche übergehen dürfen. Eben ſo verbot er in derſelben Verordnung der geſammten Prieſterſchaft ſeines Landes, geiſtliche Befehle, ſie ſeien von welcher Art ſie wollen, von auswärts weder anzunehmen, noch zu vollziehen, mit alleiniger Ausnahme von Eheſachen, Kirchenbeaufſichtigung und geiſtlichen Vermächtniſſen aus andern Landen. Alle Prieſter die dagegen handelten, ſollten in einen Sakk geſtekkt und erſäufet werden, und zu dieſem Ende an allen Thoren einige Säkke vorräthig aufgehangen werden.

Wo ſolcher Geiſt unter Fürſt und Volk lebte, da fand die Kirchenverbeſſerung einen bereits wohlbeſtellten Boden und gewiſſ blikkte Johann II. nicht ohne Freude auf das Licht des jungen Tages, der ſich hell im Oſten ankündigte. Indeſſen that er, wie die meiſten Fürſten ſeiner Zeit, noch keinen entſcheidenden Schritt, auch iſt es nicht bekannt, daſſ ſich während ſeines

Lebens, die Kirchenverbeſſerung in ſeinen Landen irgendwo entſchieden geltend gemacht hätte.

Johann II. ſtarb am 15. Lenzmondes 1521 und fand ſeine letzte Ruheſtatt in der Chorherrnkirche zu Klewe an der Seite ſeiner Gemalin, die ihm ſchon im Jahre 1505 vorangegangen war. Außer Johann III., dem Erben der väterlichen Lande, überlebten den Verſtorbenen nur zwei eheliche Kinder, Anna, die mit einem Grafen Philipp von Waldekk vermält war, und Adolf, der ſchon vier Jahre nach dem Vater unvermält in Spanien geſtorben ſein ſoll.

Vierzehntes Kapitel.

Kaiſer Karl V.

Johann III. Herzog von Klewe, Berg, Jülich, Graf von Mark, Ravensberg u. ſ. w.

Vorbemerkung. — Johann III. — ſeine Stellung zur Kirchenverbeſſerung. — Aufruhr zu Emmerich — Theilnahme an der Fehde gegen Franz von Sikkingen — der Bauernkrieg — ſeine Urſachen — in wiefern die Kirchenverbeſſerung ihn veranlaſſt — Wiedertäufer. — Der Herzog nimmt Theil an der Bekämpfung der Bauern. — Vermälung des Herzogs Johann Friedrich v. Sachſen mit Sibylle von Klewe — Folgen dieſer Verbindung — der Herzog bekennt ſich zum evangeliſchen Glauben — Fort-

gang der Kirchenverbeſſerung in ſeinen Landen — halbe Maßregeln. — Die Wiedertäufer in Münſter unter Malthieſen und Johann von Leyden. — Krieg gegen die Wiedertäufer — Johann von Leyden, König von Zion — ein Apoſtel erſcheint im Wupperthale — ſein Erfolg und Ausgang. — Münſter erobert. — Johann trachtet nach dem Beſitze Gelderns und es gelingt ihm, eine Vereinigung des Landes mit Klewe zu bewerkſtelligen. — Johann III. ſtirbt. — Schikkſal ſeiner Tochter Anna.

So ſehen wir denn unſre geſammten Lande unter Einer Herrſchaft zu Einem Ganzen vereinigt, eine Macht, welche die der meiſten deutſchen Fürſten damaliger Zeit, ſowol an Landgebiet, als an Menge der Bewohner, und hauptſächlich an Gewerbthätigkeit und innerm Wohlſtande überwog. Zu welchen glänzenden Ergebniſſen konnte dieſe Vereinigung führen, wenn die Fürſten des Landes ihre Stellung gehörig zu würdigen und mit Kraft und Klugheit zu benutzen wuſſten! Die Grundlage zu einem mächtigen und einflusſreichen deutſchen Staate am Niederrhein war gelegt und es kam nur darauf an, mit Umſicht fortzubauen, um ein Hauptgewicht in der Waage des Kaiſerreiches zu gewinnen, das um ſo entſcheidender ſein muſſte, als die Lage des Landes ſo nahe an Frankreich und hart an den immer bewegten Niederlanden, ihm ſchon von Natur Bedeutung und Wichtigkeit verlieh. Aber es fehlte die Hauptbedingung für ein ſolches Ergebniſſ: — die innere Größe und Tüchtigkeit der Herrſcher. Gleich einem Wettkämpfer, der lange mit angeſtrengter Kraft nach dem Preiſe rang, aber erſchlafft und ohnmächtig an dem gewonnenen Ziele zuſammenſinkt, ſehen wir die Sprößlinge des einſt ſo urkräftigen Heldengeſchlechtes der Grafen von Mark, als ob ihr Stamm ſich erſchöpft und ausgelebt hätte, in Mittelmäßigkeit, ja in offenbarer Geiſtesſchwäche enden. — Kein volles Jahrhundert mehr, und der einſt ſo blühende, geiſtesſtarke, thatkräftige Stamm erliſcht im traurigen Dunkel blödſinniger Schwäche. Ein Anblikk, der mit tiefer Wehmuth erfüllt und unabweisbar auf die ernſte und wunderbare Ver-

knüpfung der Fäden hindeutet, aus denen eine höhere Hand unverkennbar die Geſchikke der Völker und Staaten webt.

Johann der dritte verdient den Namen des Friedfertigen, den man ihm beigelegt hat, in vollem Maße. Ganz im Gegenſatze zu ſeinen ritterlichen Ahnen, die das Kriegsſchwert ſelten raſten ließen, finden wir ihn niemals in eigner Fehde verwikkelt und nur ein einziges Mal ſchnallt er ſelbſt den Panzer an, um den Wahnſinn der Wiedertäufer in Münſter unterdrükken zu helfen. Dieſe friedliche Geſinnung dürfte dem Fürſten in jeder Hinſicht zum Lobe gereichen, wenn wir ſie mit entſchiedenem Willen und durchgreifender Kraft gepaart fänden. Aber obwol es ihm keinesweges an Einſicht und noch weniger an Wohlwollen für ſeine Unterthanen gebrach, ſo ermangelte er doch eben jener kräftigen Entſchloſſenheit, die muthvoll in den Gang der Begebenheiten eingreift und einen höhern Erfolg im Auge, die ganze Machtfülle einer hohen, fürſtlichen Stellung geltend zu machen weiß. Die ſturmbewegten Tage der Kirchenverbeſſerung verlangten von den Zeitgenoſſen vor allem Feſtigkeit, zumal von den Fürſten. Denn ein ungewiſſes Hin- und Herſchwanken konnte hier auf keine Weiſe förderlich ſein.

An die Fürſten und Stände des Reiches war eben die kaiſerliche Einladung nach Worms zu jenem wichtigen Reichstage ergangen, auf dem Luthers Sache unterſucht werden ſollte, als Johann der zweite ſtarb (1521). Die höchſt kärglichen Berichte aus dem Herrſcherleben ſeines Sohnes und Nachfolgers, melden uns nicht einmal, ob derſelbe perſönlich an jenem Reichstage Theil genommen. Der Umſtand, daſſ er erſt im Lenzmonde des folgenden Jahres (1522) nach Klewe reiſte, um hier die Huldigung ſeiner Unterthanen zu empfangen, die ihm in den bergiſch-jülichſchen Landen ſchon nach dem Tode ſeines Schwiegervaters geleiſtet worden war, könnte beinahe darauf ſchließen laſſen, daſſ er in Worms geweſen, wenn es nicht bekannt wäre, daſſ jener Reichstag ſchon mit dem Blütenmonde zu Ende ging und alſo in dem Beſuche desſelben kein Grund für die ſo lange hinausgeſchobene Huldigung liegen konnte. Sei dem indeſſen, wie ihm wolle: ſo viel iſt klar, daſſ der junge Herzog in Bezug

auf Luther und ſein Werk noch lange nicht zur Entſcheidung gekommen war. Es erging ihm, wie ſo vielen andern Fürſten, die es zwar gerne ſahen, daſſ Luther ſich wider die Macht des Pabſtes und der Geiſtlichkeit auflehnte und mit derber Ehrlichkeit die alten Gebrechen der Kirche aufdekkte, aber darum doch nicht mit Hand an das Werk legen mochten. Während deſſen gewann das neuerwachte Licht deſto eifrigere Freunde unter des Herzogs Unterthanen, zumal in der Grafſchaft Mark, wo Lippſtadt ſchon frühzeitig eine Pflanzſchule der Kirchenverbeſſerung wurde. Gleichzeitig fand die neue Lehre Eingang im bergiſchen Lande, deſſen Einwohner ſich von jeher durch große Empfänglichkeit für Bewegungen auf dem Gebiete des Glaubens auszeichneten. Im Herzogthume Klewe, zumal auf der linken Rheinſeite, eben ſo wie in Jülich ſcheint die Kirchenverbeſſerung Anfangs geringeren Beifall gefunden zu haben. Deſſenungeachtet fehlte es auch hier nicht an Freunden und Bekennern der enthüllten Wahrheit. Von Büderich aus verbreitete ſich Luthers Lehre auf das linke Rheinufer, und ein Bauer aus Bergheim, Peter Fliſtädt, predigte in Jülich das Evangelium. — Der Landesfürſt ergriff halbe Maßregeln. Weder der einen noch der andern Partei nahm er ſich kräftig an und während Befehle gegen ketzeriſche Lehrer von ihm ausgingen, überließ er es den ſtädtiſchen Obrigkeiten, in wie weit ſie dieſelben in Anwendung bringen wollten.

Ob der Aufruhr in Emmerich, der des Herzogs Einſchreiten, gleich nachdem er die Huldigung der klewiſchen Stände empfangen (1522), nothwendig machte, in irgend einer näheren oder entfernteren Verbindung mit der kirchlichen Bewegung geſtanden, vermögen wir nicht zu entſcheiden. Die nächſte Veranlaſſung des Aufruhrs lag darin, daſſ die Bürgerſchaft von ihrer ſtädtiſchen Obrigkeit ſich unrechtmäßiger Weiſe bedrükkt glaubte, indem der Rath mit Gewalt eine Geldſteuer beitreiben ließ, die zur Abtragung einer alten Schuld an die Stadt Köln dienen ſollte. Das erbitterte Volk leiſtete nicht nur Widerſtand, ſondern ſetzte auch eigenmächtig die Obrigkeit ab und wählte einen neuen Rath. Immerhin mochte es ſein, daſſ die vielfach

miſsverſtandene Lehre von der evangeliſchen Freiheit, auch hier die Köpfe entzündet hatte. Der Herzog aber, bei dem die vertriebene Obrigkeit klagte, begab ſich ſelbſt nach Emmerich, um durch ſein landesherrliches Anſehn die böſe Sache in Ordnung zu bringen. Als aber das Volk merkte, daſſ der Fürſt ſich mehr auf die Seite des alten Rathes neigte, da zügelte ſelbſt ſeine Gegenwart nicht weiter die wachſende Erbitterung. Man bedrohte ſelbſt das Leben der herzoglichen Räthe, die mit der nähern Unterſuchung der Sache beauftragt waren, und nur mit Mühe gelang es den Beſonnenern, eine blutige Gewaltthat zu verhindern. — Allmälig gewann der Geiſt der Geſetzmäßigkeit die Oberhand. Man erkannte, daſſ es nur zum Verderben führen müſſe, dem Landesherrn zu trotzen und unterwarf ſich. Johann dachte wohlwollend genug, keine blutige Strafe an dem miſſleiteten Volke zu vollziehen. Er begnügte ſich, den Hauptanſtifter des Aufruhrs, Namens Wieſeler, nach der Feſte Angerort bringen zu laſſen, und der Stadt die von ſeinem Vater ihr verliehene freie Wahl ihrer Obrigkeit, wieder zu entziehen.

An dem Kampfe der beiden Kurfürſten von Pfalz und Trier und des Landgrafen von Heſſen, gegen den ritterlichen Franz von Sikkingen,*) der an der Spitze des fränkiſchen und rheiniſchen Adels, ſich an Frankreich ſchließend, „dem Evangelium eine Oeffnung machen" wollte,**) nahm der Herzog in ſofern Antheil, daſſ er den verbündeten Fürſten einigen Zuzug leiſtete. Der tapfre Sikkingen, dieſes ritterliche Heldenbild am Schluſſe der Ritterzeit, erlag auf ſeiner Burg Nannſtuhl den Geſchoſſen der Feinde (1523) und mit ihm erlag die fränkiſche Ritterſchaft. Eine Menge von Burgen wurde gebrochen und die Fürſten ſiegten über den muthigen Adel, der in ſeiner kräftigen Verbindung, ihrer Macht bisher noch vielfach Schranken geſetzt.

*) Herr Dr. Knapp erzählt, der Herzog habe Truppen zur Züchtigung eines Franz von Ziechenhein verwendet, der ein beſonderer Freund des Königs von Frankreich und Störer der öffentlichen Ruhe in Deutſchland geweſen. A. a. O. Th. III. S. 94.

**) Vergl. Pfiſter Geſch. der Teutſchen. Band IV. S. 67. f. f.

Die ſtürmiſch aufgeregten Wogen der Zeit empörten ſich damals zu immer neuen Brandungen. Kaum waren die Ritter gefallen, als die Bauern in Deutſchland ſich erhoben, um das ſchwere Joch zu zerbrechen, das Fürſten, Adel und Geiſtlichkeit ſeit Jahrhunderten ihnen aufgebürdet. Schon ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten die Bauern, denen die damalige Reichsverfaſſung weder eine Vertretung noch überhaupt einen verbürgten Rechtszuſtand gewährte, wiederholt gewaltſame Verſuche gemacht, ihre Verhältniſſe günſtiger zu geſtalten. Nur noch wenige Jahre vor Luthers Auftreten war ein Bauernaufſtand im Würtembergiſchen, (1514) den Herzog Ulrich durch vermehrte Auflagen hervorgerufen, mit Mühe unterdrükkt worden. Dem nach erſcheint es als ein durchaus grundloſer und ungerechter Vorwurf, daſſ die Kirchenverbeſſerung die Mutter jenes Aufſtandes geweſen ſei, der jetzt ganz Deutſchland in ſeinen blutigen Strudel hinabzuziehen drohte, wenn es ſich auch in keiner Weiſe leugnen läſſt, daſſ ſie die ſchuldloſe Veranlaſſung war, welche die unter der Aſche verborgene Glut zur furchtbaren Flamme anfachte. Die ganze innere Richtung der Kirchenverbeſſerung, die darauf hinausging, verjährte Miſſbräuche abzuſtellen, muſſte leicht dahinführen, mit dem Geiſtlichen das Weltliche zu vermiſchen. Und in der That ſtand auch Beides in ſehr naher Beziehung zu einander. Waren die Prieſter nicht zugleich weltliche Fürſten und Herren, die neben reichem Grundbeſitze noch die reichen Zehnten und andre kirchliche Abgaben einfoderten? — Ueberdieß iſt es bekannt genug, wie leicht die große Menge da zu Miſſverſtändniſſen verleitet wird, wo ſie eben im Miſſverſtändniſſe eine genügende Entſchuldigung für irgend ein ungeſetzmäßiges Beginnen findet. Es kam dazu, daſſ wirkliche Böswilligkeit die obwaltenden Verhältniſſe ſchlau benutzte, um die aufgeregten Gemüther nach Gefallen zu beherrſchen. — Unter ſolchen Umſtänden war es kein Wunder, daſſ man die Lehre von der chriſtlichen Freiheit auch auf die bürgerliche Freiheit ausdehnte, und, während Luther gegen „des Pabſtes Tyrannei" zu Felde zog, auch den immer unleidlicher werdenden Drukk der weltlichen Obrigkeit abzuſchütteln bemüht

war. In ihrem Urſprunge wie in ihrem Fortgange hat die Kirchenverbeſſerung an ſich mit weltlichen Dingen, mit Volksaufſtänden und Staatsumwälzungen auch nicht das Mindeſte gemein, und es iſt die ſchaamloſeſte Verleumdung, ihr ſolches Schuld geben zu wollen. Vielmehr bezeugt es der Lauf der Geſchichte, daſſ bis auf die neueſten Zeiten herab, die meiſten gewaltſamen Umwälzungen in katholiſchen Ländern Statt fanden. Aber dem Miſſverſtändniſſe iſt auch das Reinſte und Heiligſte unterworfen und Bosheit und Schwärmerei vermögen auch das klarſte Licht mit ihren nächtlichen Fittigen zu umnebeln.

Es war im Jahre 1525 als der Bauernaufſtand in Deutſchland losbrach und ſich wie ein Lauffeuer ſchnell von einem Ende des Vaterlandes zum andern, von einem Gau zum andern, verbreiteten. Im Schwabenlande ward das Feuerzeichen zuerſt gegeben und bald wuchſen die kleinen Haufen zuſammengelaufener Bauern zu großen Heeren an und eine Gegend nach der andern wurde von dem wilden Schwindelgeiſte ergriffen. In „zwölf Artikeln“ legten die Bauern ihre Beſchwerden dar, und dieſe Schrift, wahrſcheinlich von einem ihrer Prediger verfaſſt, hielt ſich ſo ſehr in den Gränzen der Mäßigung und Billigkeit, daſſ Luther ſelbſt keinen Anſtand nahm, es öffentlich auszuſprechen, unter den Foderungen der Bauern ſeien etliche ſo billig und recht, daſſ ſie den Fürſten und Herren vor Gott und Welt den Glimpf nehmen und nach dem 107ten Pſalm „Verachtung ſchütten über die Fürſten“. — Ja der kräftige Mann ſcheute ſich nicht, im Gefühle der Wahrheit und des Rechtes, „den Fürſten und Herren, ſonderlich aber den blinden Biſchöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die noch heutiges Tages verſtokkt ſeien und nicht aufhörten zu toben und zu wüthen gegen das heilige Evangelium“, die ganze Schuld der Volksempörung beizumeſſen. Und damit hätte er gewiſſ nicht Unrecht. Denn nie wäre es in Deutſchland zu ſolchen Auftritten gekommen, wenn man von jeher die Bauern menſchlicher und gerechter behandelt hätte. Indeſſen ermahnte Luther zugleich das empörte Volk zu Frieden und Ruhe. „Wer das Schwert nimmt, ſoll durch das Schwert umkommen“ ſprach er. Auch

ſei es keine Entſchuldigung für Aufruhr und Rotterei, wenn die Obrigkeit böſe und unleidlich ſei. Denn es ſtehe geſchrieben, man ſolle auch den böſen und wunderlichen Herren gehorſam ſein. — Aber das wohlgemeinte Friedenswort verhallte unbeachtet im wilden Sturme der Leidenſchaft. In Franken, im Mainziſchen in der Pfalz, bis Elſaſſ und Lotharingen hinauf, in Fulda, Heſſen, Thüringen und im Münſterlande, in Salzburg, Tyrol und Steiermark erhob ſich der Aufſtand. Ritterburgen und Klöſter gingen in Brand auf und der Geiſtlichkeit reiches Beſitzthum reizte vor allem die wilde Habgier. Zwar hatte der ſchwäbiſche Bund — ein Verein der Stände zur Aufrechthaltung des Landfriedens — gleich Anfangs ſeine Schaaren unter der Anführung eines weitberühmten Ritters, George Truchſeſſ von Waldburg, gegen die Empörer ausgeſandt und mehre anſehnliche Rotten von Bauern waren dem ritterlichen Schwerte erlegen. Aber ſolche Unfälle beugten nicht den Muth der großen Menge. Ihre Zahl wuchs täglich und die Gefahr ward noch dringender, als die heilloſen Wiedertäufer unter Thomas Münzer von Mühlhauſen aufbrachen und in Oberſachſen, Heſſen und Braunſchweig das Volk zum Aufſtande verlokkten. Eine tolle Art von Schwärmern, welche alle Obrigkeit für unnütz erklärte, die Fürſten die Grundſuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei ſchalt, und Gemeinſchaft der Güter predigte. Sie verwarfen die Kindertaufe und tauften deſſhalb jeden, der ſich zu ihnen bekannte, noch einmal. Daher ihr Name. — Thomas Münzer, ſich göttlicher Offenbarungen rühmend, überhäufte Luther und ſein Werk mit Schmähungen, weil Luther ſich nimmer hinreißen ließ, aus den Schranken der Ordnung und des Geſetzes zu treten.

Es iſt nicht unſere Aufgabe, die Gräuel des Bauernkrieges zu beſchreiben. Es ſei genug, zu erwähnen, daſſ er, nachdem er länger als ein Jahr gewüthet, in Blut erloſch, wie er mit Blut begonnen. Empört es, wenn man hört, wie die Bauern aus dem Odenwald, unter der Anführung des Schankwirthes Georg Metzler, nachdem ſie Weinsberg erſtürmt, die ritterliche Beſatzung und unter ihr den Grafen Ludwig von Helfenſtein,

troß der flehenden Bitte ſeiner jungen Gemalin, die den rohen Unmenſchen ihr jüngſtes Kind, Erbarmen fodernd, entgegenhielt, durch die Spieße jagte; ſo betrübt es nicht minder, wenn manche Fürſten, nach Bewältigung des Aufſtandes, nicht ſatt wurden, ihre Rache in Blut zu kühlen, ja, wenn ſogar zwei geiſtliche Fürſten, der Erzbiſchof Richard von Trier und der Biſchof Konrad von Würzburg, ſich daran vergnügten, mit Schaaren von Henkern das Land zu durchziehen, um das Blut der Verirrten zu vergießen und ſelbſt mit hocheigener Hand das Richtſchwert zu führen. Und dieß geſchah, obwol ein Reichstagsbeſchluſſ (1526) feſtſtellte, „wiewol der gemeine Mann gegen ſeine Obrigkeit gröblich gehandelt, ſo ſollen doch die Unterthanen die Gnad und Barmherzigkeit ihrer Obern größer und milder, denn ihre unvernünftige That und Handlung ſpüren; jede Obrigkeit ſoll Macht haben, ihre Unterthanen, die ſich auf Gnad und Ungnad ergeben, wieder in ihre Ehren einzuſetzen, auch gegen die Ausgetretenen mehr Gnad und Gütigkeit erzeigen, nur die Aufwiegler und Hauptſächer ſollen zu keinen Gnaden angenommen werden“.*)

In wie weit der Bauernkrieg auch unſre Lande berührt hat, vermögen wir nur ſehr unbeſtimmt anzudeuten. Im Allgemeinen genoſſ hier der Landmann eines beſſern Looſes, als in den meiſten andern Gegenden Deutſchlands. Dennoch wird es an unzufriedenen und leicht aufgereizten Gemüthern auch hier nicht gefehlt haben. Indeſſen müſſen wir uns, bei dieſer ganzen Angelegenheit, mit der trokkenen und einfachen Angabe begnügen, daſſ der Herzog Johann III. im Bauernkriege bedeutende Hilfe geleiſtet habe. Unter den Heerführern aber iſt ſein Name eben ſo wenig genannt, als wir überhaupt etwas Näheres über ihn und ſeine Lande, in Bezug auf jene blutige Unruhen, erfahren.

Wenn der Herzog bisher noch unentſchloſſen in dem Parteikampfe der Glaubensmeinungen hin und her geſchwankt hatte, vielleicht durch den Bauernaufſtand und das Unweſen der Wiedertäufer gewarnt, mehr zur alten Kirche ſich hinneigend; ſo

*) Pfiſter a. a. O. Th. IV. S. 83.

trat jetzt ein Familienereigniſſ ein, das ihn entſchieden für die Kirchenverbeſſerung gewinnen ſollte. Johann Friedrich, der Sohn und Erbe des Kurfürſten Johann des Standhaften von Sachſen warb nämlich um die Hand der älteſten Tochter des Herzogs (1526). — Fräulein Sibylla war noch in ſehr zartem Alter; ſie zählte erſt vierzehn Jahre. Deſſenungeachtet wurde die Vermälung ſchon ein Jahr danach (1527) vollzogen. Dieſe Verbindung war in doppelter Hinſicht für unſre Lande wichtig. Denn in der Heirathsverſchreibung*) wurde es ausdrücklich feſtgeſtellt, daſſ, wenn der Herzog Johann von Klewe und ſeine Gemalin Maria von Jülich ohne männliche Erben zu hinterlaſſen, mit Tode abgehen möchten, ihre ſämmtlichen Lande an ihre älteſte Tochter Sibylla und deren Gemal, den Herzog Johann Friedrich von Sachſen fallen ſollten. Nun erfreute ſich zwar ſchon damals das fürſtliche Ehepaar eines Sohnes, Wilhelm, der bereits im Jahre 1516 geboren war; weil aber eben bis jetzt nur ein Sohn dieſer Ehe entſproſſen war und der Fall nicht unmöglich ſchien, daſſ derſelbe vor ſeinen Aeltern hinſtürbe, ſo befeſtigte dieſe Bedingung die alten Anſprüche Sachſens aufs Neue. Wichtiger aber als dieſer Vertrag, der ohnedieß nie zur Vollziehung gekommen iſt, war für unſre Lande die enge Verbindung überhaupt, in welche der Herzog durch dieſe Heirat mit dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe, dem Vorfechter und Beſchützer der Kirchenverbeſſerung, trat. Johann Friedrich kam dreimal nach Düſſeldorf und brachte ſeinen Hofprediger, Friedrich Mykonius, mit ſich, deſſen ſiegender Beredtſamkeit es bald gelang, den Herzog von Klewe für die neue Lehre vollkommen zu gewinnen. Dennoch vergingen einige Jahre, ehe er ſich entſchieden für die erkannte Wahrheit erklärte. Wie es ſcheint, beengte ihn noch immer die Furcht vor Volksaufſtand und gefährlicher Schwärmerei, und ſelbſt noch im Jahre 1529 verbannte er zwei evangeliſche Prediger aus ſeinem Lande und ließ es zu, daſſ in Weſel Luthers Schriften öffentlich verbrannt wurden. Auch ſcheint er keinen Verſuch gemacht zu haben, zwei ſeiner Unter=

*) Cod. dipl. bei Teſchenmacher Nro. CVI., CVII., CVIII.

thanen, den ſchon genannten Peter Fliſtädt und einen gewiſſen Klarenbach, von Büſchershof bei Lennep gebürtig, welche man in Köln als gottloſe Ketzer zum Scheiterhaufen verdammte, (1529) ihrem gräſſlichen Schikkſale zu entreißen. Erſt nachdem die evangeliſchen Stände Deutſchlands zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniſſ dem öffentlichen Urtheile vorgelegt hatten, (1530) erſchien eine landesherrliche Verfügung, die der evangeliſchen Lehre ungehinderte Ausübung in den jülich-klewiſchen Landen zuſicherte. Dieſer Verfügung folgte am 8ten Wandelmonds 1533 eine förmliche Kirchenordnung,*) welche das Kirchenweſen nach evangeliſcher Weiſe einzurichten befahl. — Aber eben ſo wenig, wie der Herzog früher kräftige Schritte gethan hatte, um den alten Glauben in ſeinen Landen aufrecht zu erhalten, eben ſo wenig ergriff er jetzt kräftige Maaßregeln, um dem neuen einen entſcheidenden Sieg zu verſchaffen. War es vielleicht die Nähe von Köln, die ihn ſchüchtern machte, oder ſprach ſich die Anhänglichkeit an das Alte bei einem großen Theile ſeiner Unterthanen allzubeſtimmt und entſchieden aus: genug, die Kirchenverbeſſerung errang in den jülich-klewiſchen Landen keinen umfaſſenden Erfolg und verdrängte nur theilweiſe die alte Kirche.

Mittlerweile entzündete ſich in Münſter jenes furchtbare Feuer einer wahnſinnigen Schwärmerei, welches bald zum hellen Brande aufſchlug und die Augen von ganz Deutſchland auf ſich zog. Schon ſeit dem Jahre 1525 war Münſter der Schauplatz unruhiger Auftritte geweſen. Unter mancherlei Stürmen hatte endlich die Kirchenverbeſſerung hier einen allgemeinen Sieg errungen, in deſſen Folge der Biſchof mit der Stadt einen Vergleich abſchloſſ, der zwar ihm und dem Domkapitel alle bisherigen Rechte zuſicherte, dennoch aber der neuen Lehre vollkommene Anerkennung zugeſtand, indem die ſechs Hauptkirchen der Stadt in den Händen der Evangeliſchen blieben. So waltete eine kurze Zeit lang ein friedlicher Zuſtand, als die Gemüther aufs Neue dadurch bewegt wurden, daſſ ſich eine kleine Anzahl von Wiedertäufern in der Stadt niederließ und ihre ge-

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 330.

fährlichen, kopfverwirrenden Lehren zu verbreiten begann. Dieſe Schwärmer, die nach der Hinrichtung ihres Stifters, Thomas Münzer (1525), in Deutſchland einer ſo ſtrengen Verfolgung unterlagen, daſſ ſich hier kaum noch einige Spuren von ihnen vorfanden, hatten ſich flüchtend nach den Niederlanden gewandt und dort neuen Anhang geſammelt. Als nun nach einigen Jahren der Sturm der Verfolgung gegen ſie ſich gelegt zu haben ſchien, kehrten einige von ihnen nach Deutſchland zurükk, um aufs Neue für ihre Anſichten zu werben. Münſter mochte ihnen vor allen andern Städten, ſchon wegen der Nähe der holländiſchen Gränze, für ihre Zwekke geeignet ſcheinen, und die Bevölkerung der Stadt, zumal in den unterſten Ständen, zeigte ſich keineswegs unempfänglich für ihre Lehren. So war der Saame des Unkrautes ſchon hinreichend ausgeſtreut, als in Münſter zwei Männer auftraten, denen troz aller ſonſtigen Beſchränktheit, die Gabe nicht mangelte, ſich als gottbegeiſterte Propheten geltend zu machen (1533). Johann Bokkhold, ein Schneider von Leyden, und Johann Matthieſen, ein Bäkker von Harlem, waren dieſe Propheten. Sie verkündeten, das Reich Gottes ſei nahe, welches die Armen und Verachteten erheben, die Reichen und Vornehmen aber ſtürzen werde. Denn jeder Unterſchied des Standes und Reichthumes müſſe aufhören und Freiheit und Gleichheit, ſo wie vollkommene Gütergemeinſchaft auf Erden herrſchend werden. Die weltliche Obrigkeit, ſo wie der Zuſtand der Kirche, ſei ein Gräuel in Gottes Augen, alle Gelehrſamkeit Unſinn und die angeſtellten Geiſtlichen Baalspfaffen und Lügenpropheten, die nur das Volk unterdrükken hälfen und die Wahrheit gefliſſentlich entſtellten. — Die ſtädtiſche Obrigkeit blieb nicht müßig bei der Verkündung ſolcher Lehren. Sie verbannte die beiden Verführer aus der Stadt. Aber aus einem Thore hinausgetrieben, kehrten die unverdroſſenen Propheten durch das andere wieder zurükk. Gott habe ihnen befohlen, ihre Sendung in Münſter zu vollenden, und drohe ihnen auch das Aergſte, ſo dürften ſie doch nimmer vom Plaze weichen. Wie ein Brand entzündeten ihre ſchwärmeriſchen Reden das Volk und ihr Anhang vermehrte ſich wunderbar

mit jedem Tage. Selbſt der Pfarrer Rottmann, dem die evangeliſche Lehre hauptſächlich ihren Sieg in Münſter verdankte, war thöricht oder ſchlecht genug, ſich den wahnſinnigen Schwärmern anzuſchließen, ja, als Parteihaupt an ihre Spitze zu treten. Noch verſuchte der Rath, durch kräftiges Einſchreiten den überhand nehmenden Brand zu löſchen. Aber es war zu ſpät. Die Schwärmer bemächtigten ſich des Geſchützes, erbrachen das Zeughaus und bewaffneten den Pöbel, ſtürmten das Rathhaus und übten blutige Gewalt an jedem, der die Wahrheit ihrer Lehre nicht anerkennen wollte. Noch gab es der Vernünftigen und Beſonnenen in der Stadt genug, um dem Unſinn nicht völlig die Herrſchaft einzuräumen und nach hartnäkkigen Kämpfen ward endlich ein Uebereinkommen geſchloſſen, daſſ jeder ungekränkt bei ſeinem Glauben bleiben ſolle, wofern er ſich nur ruhig verhalte. — Dieſer Vertrag ſchien allerdings die Ruhe in der Stadt wieder hergeſtellt zu haben. Doch der trügliche Schein entwich bald. Mit dem Geſchrei: „thuet Buße und laſſt euch von Neuem taufen, ſonſt wird der Zorn Gottes über euch kommen!“ durchrannten die Propheten die Straßen und theils Ueberzeugung, theils Furcht führte ihnen fortwährend neue Bekenner zu. Aber ihr wilder Bekehrungseifer beſchränkte ſich nicht auf die Ringmauern der Stadt. Nach allen Richtungen zogen Apoſtel aus, um das neue Evangelium zu verbreiten und das Volk nach Münſter einzuladen, weil es Gott gefallen habe, dieſe Stadt zu erwählen, um ſein Reich aufzurichten. Man ſolle ſich nicht fürchten, ſein Haab' und Gut zu verlaſſen. Zehnfacher Erſatz erwarte jeden, der dem Rufe des Heils Folge leiſten würde. Dieſe Einladung verfehlte nicht ihre Wirkung. Mit dem Anfange des Jahres 1534 war eine ſolche Menge loſen Geſindels in Münſter zuſammengeſtrömt, daſſ die wohlhabenderen und verſtändigern Bürger ſich unter dem tollen Haufen nicht mehr ſicher dünkten, ſondern ihrer Vaterſtadt den Rükken wandten. Jetzt hatten die Schwärmer gewonnenes Spiel. Sie erwählten eine Obrigkeit aus ihrer Mitte und vertrieben unter wildem Gebrüll und argen Mißhandlungen Alles aus der Stadt, was ihre Taufe nicht annehmen wollte. Selbſt Kranke, Greiſe und

Kinder wurden hilflos und nakkt aus den Thoren gejagt. Hierauf gebot Johann Matthieſen, der angeſtaunteſte ihrer Propheten, es ſolle Alles, was an Gold und Silber in der Stadt befindlich ſei, in einem beſtimmten Hauſe zuſammengebracht, auch alle Bücher, außer der Bibel, verbrannt werden. Beide Befehle wurden vollzogen und ein Waffenſchmidt, der darüber zu ſpotten wagte, wurde ergriffen, von Matthieſen niedergeworfen und mit der Pike durchbort. Der Unglükkliche lebte noch und richtete ſich wieder empor. Da ſchoſſ Matthieſen eine Kugel nach ihm, die ihn aber auch nicht vollends tödtete. „Gott offenbart mir, dieſes Menſchen Zeit ſei noch nicht gekommen!“ rief jetzt der Mörder; „der Herr will Gnade an ihm üben und ihm Zeit geben zur Buße“. Aber der Unglükkliche ſtarb nach wenigen Tagen. In ſolcher Weiſe wurden unzählige Gräuel verübt und im Gewande der ſcheußlichſten Heuchelei alles Göttliche und Menſchliche frech verhöhnt und ſo oft auch die Vorherſagungen der Lügenpropheten ſich als falſch erwieſen, ſo blieb ihr Anſehn dennoch ungeſchwächt.

Endlich erſchien der Biſchof von Münſter mit Kriegsvolk vor den Mauern der Stadt und begann eine Belagerung. Aber er war zu ſchwach, um gegen die zahlreiche, von der wildeſten Glaubenswuth aufgereizte Bevölkerung etwas auszurichten. Ein glükklicher Ausfall, den Matthieſen an der Spitze der Seinigen unternahm, vermehrte die Zuverſicht noch um Vieles. Aber der Prophet wob ſich ein Todesnetz aus ſeinen eigenen Lügen. „Der Herr habe die Feinde in ſeine Hand gegeben“ rief er, „und er ſolle dreißig Männer auswählen, um mit ihnen auszuziehen und die Feinde zu ſchlagen“. Geſagt, gethan. Doch kaum hatte man das feindliche Lager erreicht und das Gefecht begonnen, als Matthieſen, von dem Spieße eines biſchöflichen Söldners durchſtoßen, zuerſt unter den Seinen, todt niederſank.

Mit vieler Schlauheit benutzte jetzt der Schneider Johann Bokkhold dieſen unglükklichen Ausgang ſeines Mitpropheten, deſſen Anſehn ſeinem Ehrgeize bisher im Wege geſtanden, um die erledigte Gewalt an ſich zu reißen und zugleich den übeln

Eindrukk, den das Ereigniſſ auf die Gemüther haben muſſte, zu vertilgen. „Längſt ſei es ihm von Gott offenbart geweſen, ſprach er, daſſ Matthieſen alſo ſterbend, ſich den heiligen Blutzeugen anreihen müſſte. Nun aber ſei es ihm befohlen, des Erſchlagenen Wittwe zum Weibe zu nehmen, das Regiment zu führen und zwölf Richter einzuſetzen, wie ſie einſt in Israel geweſen. Das Volk unterwarf ſich gläubig dem höheren Willen und gehorchte um ſo lieber, als Bokkhold bald darauf bekannt machte, Gott gewähre durch ihn einem jeden die chriſtliche Freiheit, ſo viele Weiber zu nehmen, als es ihm beliebe. Er ſelbſt fing mit drei Frauen an und endete mit vierzehn. Nicht lange danach ließ der verſchmitzte Heuchler ſich durch einen ſeiner Vertrauten, wie auf göttlichen Befehl, zum Könige des neuen Zion ausrufen. „Es ſei des himmliſchen Vaters Gebot, daſſ Johann von Leyden den Stuhl Davids einnehme und über den ganzen Erdkreis herrſche. Er ſolle ausziehn und alle Fürſten erwürgen und alle Gottloſen vertilgen". — Bokkhold nahm mit nachgeäffter Demuth die neue Würde an, ließ ſich zwei Kronen, eine Degenſcheide, ein Szepter und andern königlichen Schmukk aus feinem Golde verfertigen und nachdem er die zwölf Richter von Israel wieder abgeſetzt, herrſchte er mit unumſchränkter Gewalt über die bethörte Menge. Jeder Frevel, den Wolluſt, Habſucht und Grauſamkeit erſinnen mögen, ward ungeſcheut, unter dem Vorwande göttlicher Befehle von ihm verübt, und man ſchaudert vor dem Abgrunde von Verworfenheit, den dieſer Schneiderkönig vor den Augen der Welt enthüllte.

Indeſſen zogen aufs Neue Apoſtel umher, um allenthalben das Volk zur ſeligen Gemeinſchaft des neuen Zion einzuladen, und obwol die meiſten derſelben ergriffen und hingerichtet wurden, ſo ſtarben doch alle mit dem Bekenntniſſe, Johann von Leyden ſei der einzige rechtmäßige König auf Erden. Auch in dem fleißigen Wupperthale erſchien ein Sendbote des münſteriſchen Gottesreiches und lud die Bewohner zu den Freuden Zions ein. Die Garnſpinner und Weber, ſchon durch ihr Gewerbe, das ſie zum Sitzen zwingt, zu Tiefſinn und ſchwärmeriſchen Grillen geneigt, vernahmen gläubig die wunderbare Botſchaft, und als

der Apoſtel ihnen verkündete, es gäbe keine ärgere Todtſünde, als das Garnbleichen, da verließen viele von ihnen ihre Webeſtühle und Bleicherwieſen und wandten ſich entweder gerades Weges nach Münſter, oder folgten ihrem Heilboten nach Elberfeld, wo er lange ungehindert predigte und taufte und eine große Menge Menſchen verführte. Endlich ward doch der Herzog auf das überhand nehmende Unweſen aufmerkſam und ſandte einen Hauptmann mit einer Schaar Kriegsknechte gen Elberfeld, die den unberufenen Propheten nebſt ſeinen vornehmſten Gehilfen gefangen nach Düſſeldorf brachten. Der gutmüthige Fürſt begnügte ſich, die Verblendeten unter dem Galgen auspeitſchen zu laſſen und ſchikkte ſie dann in das Gefängniſſ. Der Erzbiſchof von Köln aber war nicht ſo duldſam, ſondern verlangte ſpäterhin die Auslieferung der Gefangenen, die darauf zu Köln unter furchtbaren Martern hingerichtet wurden.

Das tolle Treiben in Münſter hatte längſt die Aufmerkſamkeit der Fürſten erregt und allenthalben Beſorgniſſe gewekkt. Aber ein Kriegszug des Landgrafen Philipp von Heſſen, der Würtemberg für ſeinen Freund, den vertriebenen Herzog Ulrich zurükkeroberte, hatte die Aufmerkſamkeit getheilt und kräftige Maßregeln verhindert. — Jetzt war jene Angelegenheit ausgeglichen und der Landgraf ſandte ſeine Schaaren dem Biſchofe von Münſter zu Hilfe, der die Stadt noch immer eingeſchloſſen hielt. Eben ſo entſchloſſen ſich die rheiniſchen Fürſten auf einer Zuſammenkunft zu Koblenz (1534), dem Biſchofe beträchtlichen Zuzug zu leiſten, um das gottloſe Unweſen ſo ſchnell als möglich zu dämpfen. Der Herzog Johann von Klewe und Jülich rüſtete vor allen und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Schaaren.

In der belagerten Stadt wuchs inzwiſchen die Noth mit jedem Tage. Alles hungerte — nur der König von Zion ſchwelgte noch in Ueberfluſſ und Ueppigkeit und als eine ſeiner Frauen es auszuſprechen wagte, daſſ ſie nimmer glauben könne, es ſei Gottes Wille, ſo viele Menſchen verhungern zu laſſen, während der König allein Ueberfluſſ habe, verſammelte der feige Wüthrich das Volk auf dem Markte, hielt Gericht über ſein

Weib und ſchlug ihr mit eigener Hand den Kopf ab. Dann foderte er das Volk auf, ſingend mit ihm um den noch zukkenden Leichnam zu tanzen.

Aber die letzte Stunde dieſer Gräuel hatte geſchlagen. Zwei Bürger, die dem Hungertode zu entfliehen, heimlich aus der Stadt entwichen, zeigten den Belagerern eine Stelle, wo die Mauer leicht zu erſteigen war. Hier drangen einige beherzte Krieger zur Nachtzeit — es war am 24ſten Sommermonds 1535 — in die Stadt, ſprengten die Thore und bahnten dem nachdringenden Heere den Weg. Ein furchtbares Gemetzel erhob ſich. Rottmann, der verirrte Prediger, fiel mit den Waffen in der Hand; aber Johann von Leyden war zu feige, um durch einen ähnlichen Tod weit härterer Schmach zu entgehn. Er nebſt ſeinem Kanzler Krechting und dem Scharfrichter Knipperdolling, der unter Matthieſen Bürgermeiſter geweſen, fielen lebend in der Sieger Hand. Das Loos, das ihrer harrte, war grauſam, obwol nicht unverdient. Nachdem der rohe Muthwille der Kriegsknechte ſich in Hohn und Miſſhandlungen an ihnen geſättigt hatte, führte man ſie im Lande, gleich Wunderthieren, zur Schau umher und ſowol an Fürſtenhöfen als auf offenen Märkten gaffte die Neugier und ſpottete der Witz über den gefangenen Schneiderkönig. Der Landgraf Philipp von Heſſen, der die ehrenwerthe Meinung ausſprach, es dürfe Niemand ſeines Glaubens wegen getödtet werden, obwol das Schwert der Gerechtigkeit diejenigen treffen müſſe, welche das Volk zu blutiger Empörung und offenbarer Verachtung der Obrigkeit verleitet hätten, wünſchte die Gefangenen von der Widerſinnigkeit ihrer Lehren zu überzeugen und ſchikkte einige ſeiner Gottesgelehrten zu ihnen, um ſie zu widerlegen. Bokkhold, der von Anfang an wol mehr bewuſſter Heuchler als wirklicher Schwärmer geweſen war, hoffte vielleicht durch Widerruf ſein Schikkſal zu mildern, und ließ ſich überführen. Aber deſſenungeachtet ward an ihm dieſelbe Strafe vollzogen, die ſeine beiden Unglükksgefährten traf. Es war am 23ſten Neujahrmonds 1536 als die drei Gefangenen zu Münſter nakkt an Marterpfähle gebunden und dann mit glühenden Zangen gezwikkt wurden.

Der ehemalige König von Zion ertrug ſchweigend die erſten drei Biſſe der Zangen. Bei dem vierten aber brach ſein Muth und mit großem Geſchrei fing er an die Barmherzigkeit Gottes anzurufen. Doch ward die grauſame Marter eine volle Stunde lang an den Unglücklichen fortgeſetzt; dann endete der Henker ihre Quaal, indem er ihnen mit einem Dolche ins Herz ſtieß. Ihre Leiber wurden durch Ketten in eiſernen Käfigen befeſtigt und dieſe an dem höchſten Thurme der Stadt aufgehängt, wo die bleichenden Gebeine, ein grauſiges Denkmal menſchlicher Verirrungen, weithin zu ſehen waren. — In Münſter erloſch zugleich für immer das Licht der Kirchenverbeſſerung, das hier in den Händen raſender Schwärmer leider! zur blutigen Fakkel geworden war. Die Wiedertäufer aber wurden in allen Gegenden aufs Neue heftig verfolgt, bis endlich Menno Simonis ihre verworrenen Lehren ſäuberte und ordnete und in ſolcher Weiſe der Stifter einer höchſt friedlichen und harmloſen Glaubenspartei wurde, die unter dem Namen der Mennoniten noch heute ruhig fortbeſteht.

Zwei Jahre nach dem Untergange des münſteriſchen Zion wurde die Aufmerkſamkeit des Herzogs Johann III. wieder ausſchließlich nach Geldern gerichtet (1537), das er übrigens während ſeiner ganzen Regierungszeit wol niemals aus den Augen verloren hatte. Der Herzog Karl von Geldern, der mit ſo großer Anſtrengung ſein väterliches Erbe zu behaupten gewuſſt, ſtand jetzt, von der Laſt der Jahre gebeugt, am Rande des Grabes, ohne daſſ ihn die Hoffnung erfreute, ſein Fürſtenthum einem männlichen Leibeserben zu hinterlaſſen. Denn ſeiner ſpät eingegangenen Ehe — Karl ſtand bereits im zweiundfünfzigſten Jahre ſeines Alters als er Eliſabeth, die Tochter des Herzogs Heinrich von Lüneburg heimführte (1519) — war kein Sohn entblüht. Seine einzige Tochter war mit dem Herzoge Anton von Lotharingen vermält, die allerdings Geldern als väterliches Erbe in Anſpruch nehmen durfte, wenn nicht überhaupt die Verträge mit dem öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſe, dem Herzoge Karl das Land nur auf Lebenszeit zugeſichert hätten. Ueberdieß zeigten ſich die Stände Gelderns einer künftigen Ver-

einigung mit Lothringen durchaus abgeneigt. Alle dieſe Umſtände erregten in Johann von Klewe die Hoffnung, ſeinem eigenen Hauſe die Erbſchaft Gelderns zuzuwenden. Er erneute die alten Anſprüche des bergiſch-jülichſchen Fürſtengeſchlechtes auf den Beſitz von Geldern und ſuchte ſie zu ſeinen Gunſten, als des rechtmäßigen und anerkannten Erben aller Beſitzungen und Anwartſchaften jenes Hauſes, geltend zu machen. Zwar ſprachen eine Menge feierlicher Verzichtleiſtungen, ja ſelbſt die Verkaufsurkunde an Karl den Kühnen, dagegen; doch die gänzliche Umgeſtaltung der Verhältniſſe ſchien dieſe Verträge von ſelbſt aufgehoben zu haben. Hatte doch auch Karl von Geldern noch bis zum Jahre 1527 fortwährende Anſprüche auf Jülich erhoben. In dieſem Jahre nämlich war zwiſchen beiden Fürſten ein endlicher Friedensvertrag abgeſchloſſen worden, in welchem Karl gegen eine Summe von 40000 Goldgulden und einem Jahrgehalte von 2000 Gulden aus dem Zolle zu Lobith, allen ſeinen Anſprüchen und Rechten auf Jülich feierlich und förmlich entſagte, auch dem Herzoge von Klewe den Beſitz aller Herrſchaften und Städte, die durch Eroberung oder Kauf von Geldern an Klewe gekommen, für ſo lange zuſicherte, bis ſie durch eine angemeſſene Entſchädigungsſumme wieder eingelöſt würden. — Um dieſem Vergleiche größere Feſtigkeit zu gewähren, ward zugleich eine Eheverbindung zwiſchen Karls Enkel, Franz, dem älteſten Sohne des Herzogs von Lothringen und Anna, der zweiten Tochter des Herzogs von Klewe verabredet und durch eine förmliche Urkunde feſtgeſtellt. Die Vermälung ſollte vollzogen werden, ſobald die beiden fürſtlichen Kinder das gehörige Alter erreicht haben würden. Unfehlbar hatte Herzog Johann ſchon mit dieſer Verbindung mehr, als eine bloße Befeſtigung des Friedens mit dem Herzoge von Geldern im Auge.

Indeſſen war dieſe Vermälung — es iſt uns unbekannt, aus welchen Gründen — ſelbſt nach dem Verlaufe von zehn Jahren noch unvollzogen geblieben. Mittlerweile hatte Karl von Geldern, nach langer Fehde mit dem Kaiſer Karl endlich zu Grave (1536) einen Vertrag geſchloſſen, kraft deſſen das Land, wofern der Herzog ohne männliche Erben mit Tode ab-

ginge, an Burgund zurückfallen ſollte. Aber der angeſtammte Haſſ des alten Fürſten gegen das burgundiſche Haus war viel zu tief in ſeinem Herzen gewurzelt, als daſſ er nicht fortwährend auf Mittel geſonnen hätte, den ihm verhaſſten Vertrag ungiltig zu machen. Um gewaltſame Maßregeln zu ergreifen, daran verhinderte ihn eines Theils die Laſt ſeiner Jahre, andern Theils ſeine gänzlich erſchöpften Kaſſen und die Menge von Schulden mit der er ſich in ſeinen ewigen Fehden bebürdet hatte. Auch waren die Stände ſeines Landes erſchöpft und zeigten ſich jedem ferneren Kriege abgeneigt, und wie ungern ſie auch der öſterreichiſch-burgundiſchen Herrſchaft ſich unterwerfen mochten, ſo zogen ſie, zwiſchen zwei Uebeln wählend, dieſelbe dennoch der franzöſiſch-lotharingiſchen vor. Unter ſolchen Verhältniſſen durfte der Herzog von Klewe die zuverſichtliche Hoffnung faſſen, Geldern für ſein Haus zu gewinnen. Er ließ demnach dem Herzoge Karl und den geldernſchen Ständen, die ſich im Chriſtmonde 1537 in Nymwegen zur Berathung verſammelt hatten, Vorſchläge machen. Um Lotharingens Anſprüche zu befriedigen, ſchien eine Heirat noch immer das geeignetſte Mittel und Wilhelm, der älteste Sohn Johanns III., erbot ſich, die Tochter des Herzogs Anton zu ehelichen. Die Hand dieſer jungen Fürſtin aber war bereits verſagt. Indeſſen legte dieſer Umſtand dem Gange der Unterhandlungen kein Hinderniſſ in den Weg. Die Stände von Geldern wählten mit Freuden eine Vereinigung mit Klewe, um nur der Vereinigung mit Lotharingen oder mit Burgund zu entgehen. Karl ſelbſt gab endlich ſeine Einwilligung, da er in ſolcher Weiſe eine Gelegenheit gefunden hatte, ſeinen Vertrag mit dem Kaiſer zu brechen. Dem nach ward am 27ſten Neujahrmonds (1528) die Vereinigung des Herzogthums Geldern und der Grafſchaft Zütphen mit dem Herzogthume Klewe feierlich beſchloſſen und durch eine Urkunde beſtätiget. Johann III. ſollte ſofort als Schutzherr der geldernſchen Lande die Huldigung empfangen und die Verwaltung übernehmen und nach Karls Tode als einziger und rechtmäßiger Landesherr anerkannt werden. Die Anſprüche Lotharingens wollte man durch eine Geldentſchädigung beſeitigen und eben ſo

ſolle der Herzog Karl durch ein Jahrgehalt von 25000 Gulden zufriedengeſtellt werden.

Der Vertrag war vollzogen und obgleich Karl bald darüber Reue gefühlt und mit Entwürfen umgegangen ſein ſoll, Alles wieder zu vereiteln, ſo brachte doch der Tod ſchon im nächſten Jahre (1539) den unruhigen Greis zur Ruhe und die Vereinigung beider Länder ging wirklich vor ſich, obgleich der Kaiſer ſofort ernſtlich widerſprach.

Den blutigen Wirren, die hieraus folgten, ward der Herzog Johann (III.) noch in demſelben Jahre (1539) durch den Tod entzogen. Am 6ten Hornung überraſchte ihn ein Schlagfluſſ, als er eben beim Brettſpiel ſaß. Er zählte kaum fünfzig Jahre, als ſein Leben endete. In ruhigern Zeiten hätte er vielleicht den Ruhm eines weiſen Fürſten mit in das Grab genommen; aber den Anfoderungen ſeiner Tage war er nicht gewachſen. Eine Menge zwekkmäßiger Geſetze, die ſich auf die Geſtalt der innern Landesverwaltung bezogen und namentlich die Leiſtungen der Unterthanen, ſo wie die Befugniſſe der Beamteten, genau abgränzten, bekunden ſeine landesväterliche Sorgfalt. Auch wird ſeine unparteiiſche Gerechtigkeitpflege gelobt, die das Verbrechen ohne Anſehn der Perſon ſtrafte. Beſonders ſtrenge erwies er ſich gegen Friedebrecher und Wegelagerer und als die Freiherrn von Falkenburg und von Falkenſtein mit zwölf andern Edelleuten brabantiſche Kaufleute plünderten, die von Frankfurt heimkehrten, ſo ließ er die Räuber, nachdem ſie im Trieriſchen ergriffen worden, ſämmtlich den verdienten Tod auf dem Rade ſterben und machte nur in ſo fern einen Unterſchied unter ihnen, als er den beiden Freiherrn ein ehrliches Begräbniß im Minoritenkloſter zugeſtand (1531).

Den Herzog überlebte ein Sohn, Wilhelm, der Erbe ſeiner Herrſchaft, und drei Töchter, von denen die beiden älteren, Sibylla und Anna, ſchon genannt wurden. Die jüngſte, Amalia, die eben ſo ſchön an Geiſt als an Körper geweſen ſein ſoll, vermälte ſich nie, ſondern widmete ſich mit liebender Sorgfalt der Erziehung der Kinder ihres Bruders und ſtarb in hohem Alter zu Düſſeldorf (1586).

Einer beſondern Erwähnung aber verdient das Schikkſal Anna's. Dieſe, ſchon als achtjähriges Kind mit dem jungen Herzoge Franz von Lotharingen verlobt, war bereits vierundzwanzig Jahre alt geworden, und harrte noch immer des Bräutigams. Groß und derb gewachſen, zwar von regelmäßiger, aber durchaus nicht liebreizender Geſichtsbildung, ermangelte ſie überdieß aller feineren geiſtigen Ausbildung, ja vielleicht deſſen, was man Geiſt zu nennen pflegt, ſelbſt, und ihre Kenntniſſ beſchränkte ſich auf die Künſte des Haushaltens und ein wenig Leſen und Schreiben. Deſſenungeachtet fand Kromwell, der betrauteſte Rath des Königes Heinrichs VIII. von Engelland, der vor Kurzem durch den Tod ſeiner dritten Gemalin, der ſchönen Johanna Seymour, Wittwer geworden, eine Verbindung ſeines Herrn mit der klewiſchen Fürſtin, den Staatsverhältniſſen ſehr angemeſſen, und brachte dem Könige eine Vermälung mit Anna in Vorſchlag. Heinrich VIII., als geborner König ungefähr dasſelbe, was Johann von Leyden als Emporkömmling geweſen, ließ Kromwells Rath um ſo weniger unbeachtet, als ihm ein reizendes Bruſtbild, von Holbeins Meiſterhand gemalt, vorgelegt wurde, das die Züge der klewiſchen Fürſtin unendlich verſchönert wiedergab. Eine Geſandtſchaft erſchien ſofort am Hofe zu Düſſeldorf (Herbſt 1539) und warb für den König von Engelland um Anna's Hand. Bald ward man einig und die junge Fürſtin ſchiffte ſich nach Engelland ein. Aber wie bitter fand ſich der König in ſeiner Erwartung getäuſcht, als er ſeine Braut nun vor ſich ſah. „Das ſei eine flandriſche Mähre, die er nie lieben könne" äußerte er. Dennoch ließ er ſich, in Betracht der Staatsverhältniſſe, bewegen, die Ehe mit Anna zu vollziehn (6ten Neujahrmonds 1540). Aber ſeine Gemalin wurde ihm mit jedem Tage unerträglicher, da ſie weder engliſch noch franzöſiſch verſtand und er nicht deutſch ſprechen konnte. Kromwell fiel gänzlich in Ungnade und muſſte ſeinen wohlgemeinten Rath auf dem Blutgerüſte büßen (28ſten Sommermonds). Die knechtiſche Geiſtlichkeit des Landes löſte darauf, unter den nichtigſten Vorwänden, dem Könige zu gefallen, die miſſrathene Ehe wieder auf, und Anna ward mit 3000 Pfund Sterling jährlichen

Einkommens, und mit dem Beſitze des Schloſſes Richmond für den Verluſt eines königlichen Gemals und eines der erſten Throne Europa's, entſchädigt. Zu Richmond endete ſie ſiebzehn Jahre ſpäter ihr Leben.

Fünfzehntes Kapitel.

Herzog Wilhelm von Jülich = Klewe.

Wilhelms Charakter — Der Kaiſer Karl V. widerſpricht der Beſitznahme Gelderns — Wilhelm ſucht das Land zu behaupten — Einſchreiten der Reichsſtände — Wilhelms Verbindung mit Frankreich — Reichstag zu Regensburg — Wilhelms Vermälung mit Johanna von Navarra — des Kaiſers Zorn. — Die Reichsfürſten wollen vermitteln — Frankreichs abermaliger Krieg gegen den Kaiſer — Wilhelm Frankreichs Bundesgenoſſe — Verſchlimmerung ſeiner Angelegenheiten — Kaiſer Karl V. kommt, ihn zu beſtrafen — der Herzog muſſ ſich unterwerfen — Vertrag zu Venlo — Geldern geht verloren. — Des Herzogs Eheſcheidung und Vermälung mit Maria von Ungarn und Oeſterreich. — Enges Anſchmiegen an den Kaiſer — Vortheile dieſer Verbindung — indeſſen bleibt der Herzog noch Proteſtant — aber mit Hinneigung zur kath. Partei. — Innere Verwaltung — Verbeſſerung der Rechtsverfaſſung — Befeſtigung des Landes — Landesverordnungen — in Bezug auf den ſittlichen Zuſtand des Volkes — Sorge für die Wiſſenſchaften — Schule zu Düſſeldorf — Monheim, Heresbach —

Gogreve. — Der Plan, zu Duisburg eine Hochſchule zu begründen. — Krankheit des Herzogs — Erklärter Uebertritt zur kath. Kirche — Gefahrvoller Zuſtand des Landes — (der niederländiſche Freiheitskrieg) — Ausbreitung des reformirten Bekenntniſſes in den Rheinlanden — des Herzogs Stellung zur evangel. Kirche. — Tod des Erbherzogs Karl Friedrich. — Tod des Herzogs Wilhelm. —

Herzog Wilhelm zählte erſt dreiundzwanzig Jahre, als ihn der frühzeitige Tod ſeines Vaters zum Herrſcher unſerer geſammten Lande berief. Teſchenmacher, ein beinahe gleichzeitiger Schriftſteller, der noch unter der Regierung Wilhelms geboren war, und deſſen, mit vielem Fleiße geſammelte Berichte, unſerer geſchichtlichen Darſtellung eine Hauptquelle lieferten, überhäuft den Fürſten mit Lobſprüchen, die aber freilich mehr dem ſittlichen Werthe, als der eigentlichen Regententüchtigkeit des Geprieſenen gelten. Er ſei von ſeinem Lehrer, Konrad Heresbach, auf das ſorgfältigſte erzogen worden, ſo daſſ eine große Vorliebe für die Wiſſenſchaften ſein ganzes Leben zierte und gelehrte Männer viele Gunſt und ehrenvolle Aufnahme an ſeinem Hofe fanden. Dabei habe er ſeinen Hofleuten und Unterthanen mit dem Beiſpiele der Frömmigkeit, Mäßigkeit und Keuſchheit vorangeleuchtet, unparteiiſche Gerechtigkeit geübt, ſeine Unterthanen wie ein Vater geliebt, dem Kriege immer den Frieden vorgezogen und unermüdet für die Wohlfahrt ſeiner Lande Sorge getragen. — Wir zweifeln nicht an der Aufrichtigkeit und Wahrheit dieſer Lobſprüche, aber wir dürfen deſſenungeachtet nicht verſchweigen, daſſ Wilhelm ſich in keinem Stükke über das Mittelmäßige jemals erhoben hat und daſſ er weit von jenem hohen, kräftigen Sinne entfernt, der ſeine Zeit zu begreifen und zu benutzen weiß, auf die großen Begebenheiten ſeiner Tage weder Einfluſſ übte, noch nach ſolchem Einfluſſe zu ſtreben ſchien. Die einzige Kraftanſtrengung, die wir in ſeiner langen, dreiundfünfzigjährigen Regierung ihn machen ſehen, fällt gleich in die

erſten Jahre ſeiner Herrſchaft, und erregt, da ſie zu keinem glücklichen Ziele führte, mit gleichem Rechte den Tadel einer jugendlichen Uebereilung, wie das Lob einer tapfern Entſchloſſenheit.

Es galt dieſe Anſtrengung nämlich dem Beſitze des Herzogthumes Geldern, das, wie wir geſehen haben, durch freiwillige Uebereinkunft ſich mit den jülich-klewiſchen Landen vereinigt hatte. Gleich von Anfange an hatte der Kaiſer dieſer Vereinigung widerſprochen, die auf der einen Seite die alten Anſprüche des burgundiſchen Hauſes auf Geldern umſtieß und den Bedingungen, unter welchen man den Herzog Karl im Beſitze des Landes geduldet hatte, geradesweges Hohn ſprach, auf der andern Seite aber auch der von dem Kaiſer angeſtrebten Abrundung ſeiner niederländiſchen Beſitzungen hemmend entgegentrat. Wie hätte der mächtige Herrſcher es gelaſſen mit anſehen mögen, daſſ ein reiches und wohlbevölkertes Land, welches er von jeher als ſein Eigenthum betrachtet hatte, ihm durch einen Reichsfürſten entzogen würde, deſſen Macht mit der ſeinigen auch nicht den entfernteſten Vergleich aushielt! — Freilich waren Wilhelms Rechtsanſprüche auf Geldern nicht unbegründet. Denn vor einem unparteiiſchen Richterſtuhle durfte ſich die Beſitzergreifung des Landes durch Arnold von Egmond wol ſchwerlich rechtfertigen laſſen und da die burgundiſchen Anſprüche ſich eben hauptſächlich nur auf einen Vertrag mit jenem Fürſten gründeten, ſo waren ſie wol kaum geeignet, die Erbanſprüche des bergiſch-jülichſchen Fürſtenhauſes zum Schweigen zu bringen. Allerdings ließen ſich feierliche Verzichtleiſtungen und ſelbſt angenommene Geldentſchädigungen dagegen anführen; aber dieſe verloren einen großen Theil ihres Gewichtes dadurch, daſſ ſie nur von dem unabwendbaren Drange ungünſtiger Umſtände geboten worden waren. Und auch hievon abgeſehen: ſo durfte Wilhelm ſelbſt als erbberechtigter Verwandter des Hauſes Egmond auf Geldern Anſprüche erheben. Sei dem indeſſen wie ihm wolle, ſo war es leicht vorauszuſehen, daſſ der Kaiſer nicht gutwillig in die Abtretung des Landes ſich fügen würde. Indeſſen baute Wilhelm ſeine Hoffnungen auf die Fürſprache und den Beiſtand

der evangeliſchen Fürſten Deutſchlands und zumal des ſchmalkaldiſchen Bundes, dem allerdings daran gelegen ſein muſſte, den jungen Herzog für ſich zu gewinnen, wie es denn für die evangeliſche Sache überhaupt nicht gleichgiltig ſcheinen durfte, ob Geldern in die Hände eines evangeliſchen oder eines katholiſchen Fürſten überginge. Ueberdieß war auch in einem Kampfe mit dem Kaiſer, mit ziemlicher Sicherheit auf Frankreichs mächtigen Beiſtand zu zählen. Denn obgleich der König Franz I. bereits in drei Kriegen gegen Karl V. unglükklich gefochten hatte, ſo war doch eben dadurch die Begierde, an dem gehaſſten und beneideten Feinde eine glänzende Rache zu nehmen, in ihm nur auf das heftigſte geſteigert worden. Nie konnte er den Verluſt Mailands verſchmerzen und er wartete nur auf einen günſtigen Augenblikk, um den eiſernen Kriegswürfel aufs Neue entſcheiden zu laſſen. Auch die nordiſchen Reiche Dänemark und Schweden, ſtanden dem Kaiſer feindlich gegenüber und konnten, im Falle eines Krieges, als Bundesgenoſſen dienen.

Unter ſolchen Umſtänden wird es begreiflich, wo der Herzog Wilhelm Muth hernahm, den Anſprüchen des Kaiſers mit Feſtigkeit entgegenzutreten und kein Bedenken zu tragen, ſich in Geldern huldigen zu laſſen und als alleiniger, rechtmäßiger Landesherr aufzutreten. Gleichzeitig übergab er dem Nürnberger Reichstage (1539) eine ausführliche Darlegung ſeiner Rechtsanſprüche auf Geldern, mit der Bitte, die Fürſten möchten ſeiner ſich annehmen nnd dem Kaiſer eine rechtliche Unterſuchung der Sache dringend empfehlen. Gerne wolle er ſich dem Ausſpruche des Fürſtengerichtes unterwerfen; nur daſſ er nicht wider gemeinen Landfrieden beſchweret würde. — Auch an den Kaiſer ſelbſt, der damals in Madrid verweilte, richtete er die Bitte, ihm das geldernſche Lehen gnädigſt verleihen zu wollen. Beide Schritte blieben indeſſen ohne den gewünſchten Erfolg und Wilhelms Lage wurde bedenklicher, als Karl V. mit dem Beginne des Jahres 1540 ſelbſt nach den Niederlanden kam, um eine Meuterei der Stadt Gent zu unterdrükken, die einer gefoderten Steuer wegen, ſich empört hatte und gar ſo weit gegangen war, den König von Frankreich um Schutz zu bitten. Aber Franz I. hatte

klüglich den Antrag der Genter zurükkgewieſen, ja die darauf bezüglichen Briefe ſogar dem Kaiſer ausgeliefert — eine Großmuth, die nur durch den Wunſch hervorgebracht wurde, den Kaiſer zur Abtretung Mailands zu bewegen. Aber Karl ließ ſich nicht rühren und der mühſam verſtekkte Groll in Franzens Bruſt brach bald wieder mit aller Heftigkeit hervor. — Die Genter unterwarfen ſich inzwiſchen, ſobald der Kaiſer mit ſeiner Streitmacht ihren Mauern nahte, und ſchwer büßte die Stadt für ihren Abfall. Da ward dem Herzoge von Jülich = Klewe bange, daſſ der gewaltige Herrſcher ſein mächtiges Schwert jetzt gegen ihn wenden dürfte und er eilte der drohenden Gefahr zuvorzukommen, und begab ſich, geſchützt durch freies Geleit, welches der römiſche König Ferdinand, des Kaiſers Bruder, ihm zugeſichert, ſelbſt nach Brüſſel um mit ſeinem hohen Gegner perſönlich zu verhandeln. Wir wiſſen von dieſer Zuſammenkunft nichts weiter zu melden, als daſſ ſie gleichfalls erfolglos blieb, da die kaiſerlichen Räthe dem Herzoge alles Recht auf Geldern geradezu abſprachen. Der Kaiſer aber, um den Schein ungerechter Unterdrükkung zu vermeiden und nicht ſelbſt als Störer des Landfriedens aufzutreten, ließ das Kriegsſchwert vorerſt noch ruhig in der Scheide. Dagegen ſuchte Wilhelm ſein Heil in einem Bunde mit Frankreich. „Der unerfahrne Jüngling ſei übel berathen worden“ meldet ein alter Schriftſteller,*) „daſſ er die Freundſchaft Frankreichs ſuchte. Allerdings rechtfertigt der Erfolg dieſe Bemerkung. Es wäre in jedem Falle für den Herzog erſprießlicher geweſen, ſeine Sache von jeder Verbindung mit dem erklärten Feinde des Kaiſers rein zu erhalten. Aber die falſche Staatskunſt, die ihn zu ſolchem Schritte bewog, hat von jeher unter den Fürſten des Reiches viele Anhänger gezählt und iſt von Frankreich immer mit Freuden benutzt worden. König Franz lieh den Anträgen des Herzogs ein bereitwilliges Ohr und bald war ein Bündniſſ gegen den Kaiſer abgeſchloſſen, welches noch größere Feſtigkeit durch eine eheliche Verbindung erhalten ſollte. Man kam nämlich überein, Wilhelm ſolle die

*) Pontus Heuterus.

Nichte des Königs, Johanna, die Tochter Heinrichs von Navarra, zur Gemalin erhalten, ein Plan, an welchen Franz vielleicht die Hoffnung knüpfen mochte, die geſammten jülich=kleviſchen Lande dereinſt als Lehen mit der franzöſiſchen Krone vereinigt zu ſehen.

Mittlerweile berief der Kaiſer im Frühlinge des nächſten Jahres (1541) einen Reichstag nach Regensburg, um wo möglich die beiden feindlichen Kirchenparteien, durch gegenſeitigen Austauſch der Meinungen, friedlich zu] vereinigen. Zugleich ſollte hier auch die geldernſche Angelegenheit näher unterſucht werden und es ergingen daher ſowol an den Herzog Wilhelm als an die Stände von Geldern kaiſerliche Vorladungen. Aber der Fürſt war mit ſeinen Räthen bereits über einen ganz andern Plan einig geworden. Während allenthalben das Gerücht verbreitet wurde, er werde der kaiſerlichen Vorladung Folge leiſten und ſich ſelbſt nach Regensburg begeben, traf er im Geheimen alle Anſtalten zu einer Reiſe nach Frankreich. Vom Schloſſe Hambach brach er in den letzten Tagen des Wandelmonds plötzlich und geräuſchlos auf. Seine Begleitung hatte er auf verſchiedenen Wegen vorausgeſchikkt und ihr den Ort beſtimmt, wo ſie ſich um ihn ſammeln ſollte. So gelangte er ſicher und ohne irgend einen Aufenthalt nach Paris, wo er ſtattlich von den höchſten Staatsdienern des Königs empfangen und über Orleans nach Amboiſe begleitet ward. Hier wartete der König, im Kreiſe ſeiner Familie des Gaſtes und begrüßte ihn mit einer väterlichen Umarmung. Bald erſchien auch, auf des Königs Einladung, die junge Fürſtin Anna von Navarra, die dem Herzoge zur Braut beſtimmt war. Sie zählte damals erſt zwölf Jahre, zeichnete ſich aber nicht weniger durch körperliche Schönheit, als durch einen reichbegabten, feingebildeten Geiſt aus. Ihre Aeltern, Heinrich (I.) von Navarra und Margaretha, die Schweſter des Königes Franz, begleiteten ſie. Beiden aber wollte der deutſche Schwiegerſohn nicht gefallen, deſſen derbe, einfache Sitten gegen die Feinheit des franzöſiſchen Hofes allerdings nicht vortheilhaft abſtechen mochten, und ganz offen ſprach ſich der Widerwille der jungen Braut aus. Aber Franz, nicht ge=

wohnt bei ſeinen Staatshändeln die Neigung des Herzens zu befragen, drang auf eine Verbindung, die ihm einen neuen und nicht unwichtigen Bundesgenoſſen gegen den Kaiſer zuführte, und die Braut und ihre Aeltern muſſten endlich nachgeben. Am dreizehnten Sommermonds ward die kirchliche Trauung mit vieler Pracht vollzogen. Der König von Frankreich ſelber führte die Braut zum Altare und der Kardinal von Tours las die Brautmeſſe. Die Geſandten des Pabſtes, von Engelland, Portugal, Venedig und Sachſen verherrlichten mit ihrer Gegenwart die Feier. Aber das eheliche Beilager ward dem neuvermälten Fürſten verweigert, weil die Braut noch zu jung ſei. Sie ſolle, bis ſie zu reifern Jahren gelangt, bei ihrer Mutter bleiben. So muſſte Wilhelm Frankreich verlaſſen, ohne ſeine junge Gemalin mit heimzuführen. Und er hat ſie ſeitdem nicht wieder geſehen. — Man möchte faſt glauben, die ganze Trauung ſei nur ein Spiel geweſen, das man mit dem Fürſten von Jülich trieb, um ihn deſto feſter an Frankreich zu ketten. Da die Ehe unvollzogen blieb, ſo ſtand noch allemal ein Ausgang offen, ſobald andere Zwekke andere Mittel foderten.

Während deſſen war der Kaiſer nicht wenig ungehalten, zu Regensburg ſtatt des Herzogs Wilhelm nur Abgeſandte dieſes Fürſten zu finden, die das Ausbleiben ihres Herrn höflichſt zu entſchuldigen ſuchten; aber ſein Unwille wuchs, als er erfuhr, daſſ Wilhelm ſich nach Frankreich begeben und was an dem dortigen Königshofe vorgehe. Denn ſchon ſeit einigen Jahren war daran gearbeitet worden, den Herzog mit einer Nichte des Kaiſers, Chriſtine, Tochter des entthronten Königes Chriſtian (II.) von Dänemark, deſſen Gemalin eine Schweſter Karls (V.) war, zu vermälen. So mochte der Kaiſer durch die Nachricht von der Verbindung des Herzogs mit einer franzöſiſchen Fürſtin ſich doppelt beleidigt fühlen. Er ließ zunächſt dem Reichstage eine Schrift übergeben, worin er die Rechtsanſprüche Wilhelms auf Geldern widerlegte und die ſeinigen hervorhob. Dann klagte er den Herzog an, daſſ er die kaiſerliche Vorladung unbeachtet gelaſſen und dafür eine Reiſe gemacht habe. Als nun die jülichſchen Geſandten ſich erhoben, um ihren

Herrn zu rechtfertigen, verließ der zürnende Kaiſer die Verſammlung.

Aber die Fürſten und Stände des Reiches beſchloſſen, des Herzogs ſich einmüthig anzunehmen, und erſchienen am 21ſten Sommermonds in zahlreicher Verſammlung vor dem mächtigen Herrſcher, ihn bittend, er möge dem Fürſten von Jülich des Reiches Schutz gewähren und ſeine Streitſache einer gütlichen Beilegung überlaſſen, zu der ſie gerne nach Kräften mitwirken wollten. Sollte ihre Vermittelung fruchtlos bleiben, ſo wäre es ja noch immer Zeit, ſein Recht zu verfolgen. Karl ließ ihnen durch ſeinen Kanzler Johann Navius erwidern: „Schon oft genug habe er ſie verſammelt, um über des Reiches Wohl mit ihnen zu berathen, aber noch nie ſei es ihm gelungen, eine ſolche Einigkeit unter ihnen zu bewerkſtelligen, als jetzt, da ſie eine Sache gegen ihn ſelbſt gefunden. Der Reichstag ſei berufen, um über den gemeinen Frieden zu verhandeln, nicht aber um eine Sache, die ihn allein angehe, zu unterſuchen. Daher ſei die Einigkeit der Stände bei dieſer Angelegenheit wahrhaft bewundernswerth.“ — Indeſſen ertheilte er dem Pfalzgrafen Friedrich den Auftrag, in Gemeinſchaft mit den übrigen Kurfürſten, mit dem Herzoge Wilhelm zu unterhandeln, um ihn zur gütlichen Abtretung Gelderns zu bewegen. Gleich darauf verließ er Deutſchland, um ſeinen zweiten Zug gegen Algier anzutreten.

Die Kurfürſten begannen hierauf ihr Vermittlergeſchäfft damit, daſſ ſie dem Herzoge durch Geſandte die dringende Gefahr vor Augen ſtellten, in die er ſich unfehlbar ſtürzte, wenn er noch länger zögerte, dem mächtigen Willen des Kaiſers zu genügen. Aber Wilhelm ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern ſandte dem Reichstage, der ſich im Hornung 1542 in Speier verſammelte, eine abermalige ſchriftliche Darlegung ſeiner Rechte ein, wobei er zugleich die kaiſerliche Gegenſchrift widerlegte. Während dieſer Verhandlungen, die wol ſchwerlich jemals zum Ziele geführt haben dürften, riſſ König Franz die Sache plötzlich zur Entſcheidung des Schwertes. Die Nachricht von dem unglükklichen Ausgange des Zuges gegen Algier und von den bedeutenden Verluſten, die Karl dabei erlitten, erfüllte

die Seele des Königes mit Schadenfreude und zugleich mit der Hoffnung, jetzt endlich ſeine Abſichten auf Mailand erreichen zu können. Er war ſogar mit dem Sultan, der die öſterreichiſchen Erblande zu jener Zeit hart bedrängte, in Unterhandlung getreten und hatte die Zuſage eines gewaffneten Beiſtandes erhalten. Zum Vorwande des Friedensbruches nahm er die Ermordung zweier franzöſiſchen Geſandten, die mit Briefen an den Sultan verſehen, ſich auf ſein Geheiß durch das Mailändiſche ſchleichen wollten, hier aber von dem wachſamen Statthalter angehalten, und da ſie ſich widerſetzten, erſchlagen wurden. Seinem ganzen Unternehmen kam das Gerücht zu Statten, der Kaiſer habe bei den Stürmen, die einen Theil ſeiner Flotte zerſtörten, ſelber in den Wellen ſeinen Tod gefunden. Obwol nun Franz die Wahrheit in jedem Falle genauer kannte, ſo ſuchte er doch dieſes Gerücht unter dem gemeinen Volke zu erhalten, um den Gemüthern die Zweifel zu benehmen, die ein neuer Kampf mit dem mächtigen, bisher immer ſiegreichen Herrſcher hervorrufen muſſte.

Der Herzog von Jülich-Klewe, durch ſeine ſelbſtgewählte Stellung an Frankreich gekettet, und durch des Königs vielverheißende Zuſagen ermuntert, ließ ſich leicht überreden, an dem Kriege gegen den Kaiſer Theil zu nehmen, und als Franz im Frühlinge 1542 den Herzog von Longeville mit einem Heere gegen die Niederlande ſandte, vereinigte Wilhelm ſeine Streitmacht mit den franzöſiſchen Waffen. Den Befehl über das jülich-bergiſche Kriegsvolk hatte er ſeinem Feldhauptmanne Martin von Loſſum anvertraut. Franz aber griff den Kaiſer außerdem noch an vier andern Punkten an und rechnete dieſes Mal mit Sicherheit auf einen günſtigen Erfolg.

Das vereinigte Heer unter Longeville und Loſſum brach darauf in Brabant ein und verbreitete ringsumher Schrekken und Beſtürzung. Das unvorbereitete Land ſtand dem Feinde offen, und nur Antwerpen leiſtete herzhaften Widerſtand und wies die Angreifenden zurükk, denen es an ſchwerem Geſchütze gebrach, um eine förmliche Belagerung zu unternehmen. Sie verheerten und plünderten darauf das Land und zogen ſich dann in das

Luxemburgiſche, wo Karl von Orleans, des Königs Sohn, mit der Hauptmacht ſtand. — Während deſſen aber war ein kaiſerliches Heer in Jülich eingebrochen, hatte Heinsberg, Süſtern und Düren erobert und ſich in dieſen Städten feſtgeſetzt. Der Herzog Wilhelm, durch dieſen Einbruch erſchrekkt, ſammelte neue Kriegsſchaaren, befeſtigte in der Eile die Stadt Jülich und zog dann vor Düren, um dieſes den Händen des Feindes zu entreißen. Es war mitten im Chriſtmonde und heftige Kälte. Deſſenungeachtet gelang es ſeinen Anſtrengungen, eine kaiſerliche Heeresabtheilung, die der Beſatzung von Düren Verſtärkung zuführen wollte, bei Aldenhoven zu ſchlagen und die Stadt zur Uebergabe zu zwingen.

Indeſſen hatten dieſe, in jedem Falle unüberlegten Schritte, die Sache des Herzogs bedeutend verſchlimmert. Hatte ſeine Lage bisher die Theilnahme der Reichsfürſten erwekkt, die ohnehin mit Angſt und Eiferſucht die ungeheure Macht ihres Oberhauptes betrachteten, und waren ſie fortwährend geneigt geweſen, für ihn zu ſprechen, ja, dachte vielleicht der ſchmalkaldiſche Bund daran, deſſen Häupter dem Herzoge nahe verwandt waren, ihn ſelbſt mit dem Schwerte zu ſchützen, wenn der Kaiſer ihn wider Recht und Billigkeit mit Krieg überziehen ſollte; ſo hatte jetzt die Sache ein ganz entgegengeſetztes Anſehen gewonnen. Wilhelm ſelbſt hatte das Schwert zum Angriffe erhoben und dadurch dem Kaiſer die gerechteſte Urſache zur Klage und zur Beſtrafung gegeben. Was bisher als eine ungerechte Gewaltthat gegolten hätte, gewann jetzt den Schein einer gerechten Züchtigung. Ein Fürſt, der ſich, noch ehe in ſeiner Streitſache ein Endurtheil gefällt war, mit den Feinden des Kaiſers verbündet und den Landfrieden gebrochen hatte, konnte nicht mehr auf den Beiſtand der übrigen Reichsfürſten zählen und durfte ſich nicht beſchweren, wenn der Kaiſer nun auch ſeinerſeits die Entſcheidung auf des Schwertes Spitze ſtellte. Es zeigte ſich die Wirkung von Wilhelms Schritten ſchon auf dem Reichstage, der unter dem Vorſitze des römiſchen Königes Ferdinand im Frühlinge 1543 zu Nürnberg gehalten wurde. Hier erſchien nämlich der kaiſerliche Kanzler Granvella und erhob im Namen der

Statthalterei der Niederlande laute Klage gegen den Herzog von Jülich-Klewe: „Auf ſein Anſtiften ſei der König von Frankreich in Brabant eingebrochen, ihm verdanke das unglückliche Land Blutvergießen und Verheerung; ja er ſelbſt habe durch ſeine Söldner an Brabants Verheerung Theil genommen und ſei ein offener Friedebrecher. Die Fürſten möchten den unruhigen Herzog zur Ruhe verweiſen, ihn zur Herausgabe Gelderns bewegen und ihn zum Erſatze des Schadens anhalten, den ſein Friedebruch dem Lande des Kaiſers zugefügt.“ Zu dieſer Rede verſtummten viele von den Fürſten, die ſich des Herzogs noch vor zwei Jahren lebhaft gegen den Kaiſer angenommen. Nur Wilhelms Schwager, der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, und der Landgraf Philipp von Heſſen, entzogen dem angeklagten Fürſten nicht ihre Fürſprache. Vielleicht daſſ in des feurigen Landgrafen Seele ſogar der Gedanke Raum fand, den Herzog, im Falle der Noth, durch die Waffen des ſchmalkaldiſchen Bundes zu unterſtützen. Gewiſſ aber fand er mit ſolchem Vorſchlage unter den übrigen Bundesverwandten keinen Anklang, da man viel zu ängſtlich und zu uneinig war und vor allen Dingen den Schein eines offenen Angriffes gegen den Kaiſer vermeiden wollte. Säumte doch der ſchmalkaldiſche Bund ſogar, dem Erzbiſchofe von Köln, Herrmann von Wied, der in ſeinem Lande die Kirchenverbeſſerung einzuführen begonnen hatte, irgend einen thätigen Beiſtand zu leiſten, um den hartnäckigen Widerſtand des Domkapitels und des Stadtrathes von Köln zu beſeitigen. — Genug, der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen erlangten durch ihre Geſandten mit vieler Mühe von Granvella wenigſtens ſo viel, daſſ er ſich zu einem Waffenſtillſtande mit dem Herzoge von Jülich-Klewe bereit erklärte. Die Feindſeligkeiten ſollten bis zur Ankunft des Kaiſers ruhen, dem man eine Geſandtſchaft entgegen ſchikken wollte, um für den Herzog um Gnade und Schonung zu bitten. Mit Freuden willigten die klewiſchen Bevollmächtigten in dieſen Vertrag und dankten den vermittelnden Fürſten für ihre thätige Bemühung.

Nicht alſo der Herzog Wilhelm. Ein glückliches Gefecht

bei Sittard (24ſten Lenzmonds 1543), dem die Schlauheit des Königes Franz eine ganz ungebührende Wichtigkeit beilegte, vor allem aber die fortwährenden Einflüſterungen dieſes Königes, die ſogar von einigen nicht unbeträchtlichen Geldſendungen begleitet waren, erhöhten des Herzogs Muth und Zuverſicht dergeſtalt, daſſ er in ſeltſamer Verblendung den dargebotenen Waffenſtillſtand ausſchlug und dadurch zugleich die beiden Fürſten beleidigte, die ſich bisher noch ſo thätig ſeiner angenommen. Dieſem unüberlegten Verfahren folgte die Strafe auf dem Fuße.

Karl V., den der König von Frankreich aller Mittel entblößt wähnte und der, nach der Meinung des Volkes, eine Speiſe der Fiſche geworden war, hatte eifrig und beſonnen zum Kampfe gerüſtet. Der reiche Brautſchatz, den die Gemalin ſeines Sohnes Philipp, eine Königstochter von Portugal, dieſem zubrachte und anſehnliche Geldbewilligungen der ſpaniſchen Stände, gewährten ihm hinreichende Mittel, um ſich ſeiner Feinde zu erwehren und überdieß war Heinrich VIII. von Engelland ſein Verbündeter geworden. Im Blütenmonde (1543) ſegelte er nach Italien und begab ſich von dort nach Deutſchland, während in den Niederlanden ein auserleſenes Kriegsheer des kaiſerlichen Führers harrte.

Noch einmal verſuchte der Kurfürſt von Sachſen ſeinen Schwager durch dringende Fürſprache dem Verhängniſſe zu entreißen, das ihm finſter drohend immer näher kam. Sogar der Erzbiſchof von Köln, obwol mit eigenen Sorgen hinreichend beſchäfftiget, reiſte dem Kaiſer bis Speier entgegen und verwandte ſich für Wilhelm. Karl wollte jetzt von keinem Vertrage wiſſen, bevor ihm nicht Geldern mit einer feierlichen Verzichtleiſtung zurükgegeben wäre. — Während in ſolcher Weiſe die Wetterwolke über des Herzogs Haupt ſich immer furchtbarer emporthürmte und mit einem vernichtenden Schlage drohte, ſoll der Fürſt — es iſt faſt unglaublich — ſich mit einer bewundernswerthen Leichtgläubigkeit dem Wahne hingegeben haben, den die Franzoſen gefliſſentlich unter dem Volke zu erhalten ſtrebten, der Kaiſer ſei auf ſeiner Heimreiſe von Afrika umge-

kommen*) und wenn man ſpräche, er verweile bereits in Deutſchland, ſo geſchähe das nur, um ſchwache Gemüther mit ſeinem Geſpenſte zu ängſtigen und ſie in der alten Furcht vor dem Mächtigen zu erhalten. Indeſſen fuhr der Todtgeglaubte von Mainz den Rhein abwärts nach Bonn und begab ſich von hier in das Feldlager vor Düren, wo er am 22ſten Aerndtemonds eintraf. Sogleich ließ er die Stadt zur Uebergabe auffodern. Aber die Beſatzung antwortete höhnend: ſie fürchte nicht den, der längſt eine Speiſe der Fiſche geworden. — Auf dieſe Antwort befahl der Kaiſer den Sturm. Die Stadt erlag, nach heldenhafter Gegenwehr und ein gräſſliches Blutbad erfolgte. Plünderung und Brand vollendeten das Elend. Selbſt der Heiligthümer ward nicht geſchont. In der Stadtkirche bewahrte man das Haupt der heiligen Anna, deſſen Anblikk jährlich unter großem Gepränge dem Volke vergönnt ward, und allemal ſtrömten Tauſende von nah und fern zu dieſem gnadenreichen Feſte. Jetzt aber ward die Brandfakkel in die alte Kirche geſchleudert nnd die Spanier achteten nichts der Erhaltung werth, als einzig den Kopf der Heiligen, den ſie in ein benachbartes Kloſter retteten. Das fremde Ausſehn der ſpaniſchen Krieger, ihre dunkle Geſichtsfarbe, ihr brennendes Auge und die ſüdliche Lebendigkeit ihres ganzen Weſens erregten Schrekken und Grauen. Bald ging die Sage, im Heere des Kaiſers befänden ſich wunderbare Weſen von ſchwarzbrauner Farbe, die mit ihren langen Krallen die höchſten Mauern emporkletterten und mit gierigen Zähnen ihre Feinde zerfleiſchten und auffräßen. Dürens Fall war entſcheidend. Furcht und Zagen ergriff das Land und keine Stadt dachte mehr an Widerſtand. Bald war das ganze Herzogthum Jülich erobert und der Landesfürſt muſſte nun wol an das Leben ſeines mächtigen Gegners glauben. Sollte er mit ſeinen geringen Streitkräften den ungleichen Kampf noch länger gegen ein wohlgeordnetes Heer wagen, das weit über vierzigtauſend Krieger zählte? — Frankreich hatte bisher nichts zu ſeiner Rettung

*) Teſchenmacher a. a. O. S. 335.

gethan und ehe ein franzöſiſches Hilfsheer herbeizog, konnten auch Berg, Klewe und Mark bereits in des Feindes Händen ſein. Des Fürſten vorſchnell aufgeloderter Muth war eben ſo raſch erloſchen. Demüthig erſchien er vor dem mächtigen Sieger, der vor Venlo ein Lager bezogen hatte. Der Herzog Heinrich von Braunſchweig, Graf Adolf von Holſtein, damals Hilfsbiſchof von Köln, Graf Wilhelm von Mörs und Johann Gröpper, beider Rechte Doktor und Scholaſt zu St. Gereon in Köln, begleiteten ihn nebſt den Geſandten des kölniſchen Erzbiſchofs, auf der ſchweren Reiſe. Auf ſeinen Knieen flehte Wilhelm die Gnade der beleidigten Majeſtät an und ſeine Begleiter miſchten ihre Bitten mit den ſeinigen. Lange hörte der Kaiſer, finſtern Antlitzes und unbewegten Herzens, die Bitten des Gedemüthigten an. Endlich trat aus der Umgebung des Herrſchers der Fürſt Renatus von Oranien hervor und wagte für den Bittenden ein günſtiges Wort einzulegen. Da erhob ſich Karl von ſeinem Seſſel und gab dem Kanzler Granvella den Auftrag, dem Herzoge die Bedingungen ſeiner Begnadigung vorzulegen. Hart waren dieſe Bedingungen. Vor allem foderte man vom Herzoge das Verſprechen, ſeine geſammten Unterthanen und Lande in der wahren und rechtgläubigen katholiſchen Kirche zu erhalten und fortan keine Neuerungen und Abänderungen in Sachen der Religion zu geſtatten; wo aber dergleichen etwa ſich eingeſchlichen hätten, dieſelben wieder mit allem Fleiße zu unterdrükken. Ferner ſollte der Herzog dem Bündniſſe mit Frankreich, Dänemark und Schweden entſagen, und ſich verpflichten, nie wieder mit den Feinden des Kaiſers in Verbindung zu treten und ſich fortan dem Oberhaupte des Reiches, wie es ſich gebühret, in allen Stükken treu und hold zu erweiſen. Seinen geſammten Rechten und Anſprüchen auf Geldern, welchen Namen ſie haben mochten, ſollte er feierlich und förmlich für alle Zeiten entſagen, die dortigen Unterthanen ihres Huldigungeides entbinden und das Land dem Kaiſer abtreten. Dagegen wolle der Kaiſer das von ihm eroberte Fürſtenthum Jülich, bis auf die Städte Heinsberg und Sittard, die einſtweilen noch als Unterpfand in ſeinen Händen verbleiben

ſollten, dem Herzoge zurükkgeben. — Von günſtigern Bedingungen könne die Rede nicht ſein und auch dieſe wären nur auf Fürſprache der Kurfürſten und anderer Fürſten des Reiches der kaiſerlichen Gnade entfloſſen. — Wilhelm ſah jetzt keinen andern Ausweg vor ſich; er muſſte ſich bequemen in Alles zu willigen. In ſolcher Weiſe ward am ſiebenten Herbſtmonds 1543 im Lager vor Venlo der Vertrag unterzeichnet, welcher den kaum errungenen Beſitz von Geldern dem Herzoge wieder entriſſ. Im nächſten Jahre erhielt dieſer Friedensſchluſſ durch die Verträge zu Brüſſel und zu Speier noch einige nähere Erläuterungen und Zuſätze, die im Weſentlichen aber nichts änderten. Eine Woche nach Vollziehung des Venloer Vertrages ertheilte der Kaiſer dem Herzoge Wilhelm die Lehen über die geſammten jülich=klewiſchen Lande.

Karl hatte nun freiere Hand gegen Frankreich und ein Jahr nach dem Vertrage von Venlo zwangen ſeine ſiegreichen Waffen den König Franz zum Frieden von Krépy (18ten Herbſtmonds 1544). Sowol dem Könige als dem Herzoge Wilhelm muſſte nach dieſen Vorgängen der, vor einigen Jahren unter ſo weitausſehenden Hoffnungen geſchloſſene Ehevertrag mit Johanna vnn Navarra, nicht bloß überflüſſig, ſondern ſogar läſtig ſcheinen. Franz mochte einſehen, daſſ der Herzog ſich ſchwerlich jemals wieder zu einem Schritte gegen den Kaiſer dürfte verleiten laſſen, und wozu dann eine Verbindung, von der ſich für künftige Plane kein Vortheil weiter erwarten ließ? — Wilhelm dagegen, der in ſeinem deutſchen Sinne die Sache ehrlicher meinte und ernſtlicher anſah, beſchikkte wiederholentlich den König und Johannas Aeltern, bittend, man möge die unberührte Gemalin ihm endlich übergeben, auf daſſ ſie als Hausfrau, wie es ſich gebühre, mit ihm wohne. Anfangs erhielt er ausweichende Antworten und zuletzt die beſtimmte Erklärung, ſeine Ehe mit Johanna ſei ungiltig, da die Braut zur Zeit der Vermälung noch in einem ſo jugendlichen Alter geſtanden, daſſ ſie leicht durch Drohung und Ueberredung zu einem Schritte verleitet worden, der ſie jetzt gereue. Nie ſei ſie Willens geweſen, die Ehe mit dem Herzoge zu vollziehen und da überdieß auch

ihre Aeltern gleich von Anfang gegen die Heirat Einſpruch gethan hätten, ſo könne ſie ſich weder vor Gott noch vor der Welt durch die vollzogene Trauung für wahrhaft gebunden halten. — Zugleich wurde der Pabſt mit der Bitte, um Auflöſung des Ehegelöbniſſes angegangen. — Unter ſolchen Umſtänden muſſte Wilhelm ſelbſt die Aufhebung einer Verbindung wünſchen, die ihn zum Gemal ohne Gattin verdammte, und auch er erſuchte den Pabſt, eine Ehe zu trennen, die nur dem Namen nach beſtand. Der heilige Vater, Paul (III.) nahm keinen Anſtand, die von beiden Seiten gleichmäßig ausgeſprochene Bitte zu gewähren und erklärte das eheliche Band für aufgelöſt und nichtig.*)

Das hierauf bezügliche Schreiben des Pabſtes an den Herzog iſt uns noch aufbehalten**) und hat inſofern Wichtigkeit für uns, als wir daraus einigermaßen die Stellung zu beurtheilen vermögen, die Wilhelm in Bezug auf die Kirchenverbeſſerung angenommen hatte. Es findet ſich nämlich in dem ganzen Schreiben nicht die geringſte Andeutung davon, daſſ der Herzog der katholiſchen Kirche untreu geworden, ein Beweis, daſſ er ſich wenigſtens nicht öffentlich und entſchieden von derſelben losgeſagt hatte. Weder an den Kurfürſten von Sachſen, noch an den Landgrafen von Heſſen dürfte der Pabſt ſo geſchrieben haben, wie hier an den Herzog von Jülich-Klewe, und keiner von jenen Fürſten möchte wol um die Erlaubniſſ zu einer Eheſcheidung bei dem römiſchen Stuhle eingekommen ſein. Wilhelm gehörte zu denjenigen Fürſten, die den Schein der Treue gegen die alte Kirche bewahrten, immer bereit, ſich wieder ganz in ihren Schooß zurükkzubegeben. Er hatte den neuen Glauben bisher in ſeinen Landen begünſtigt, doch ohne als Gegner des alten aufzutreten, und beide kirchliche Parteien wohnten friedlich unter ſeinem Schutze nebeneinander. Wäre ſeine Abſicht

---

*) Johanna von Navarra vermälte ſich in der Folge mit dem Herzoge Anton von Bourbon und wurde die Mutter des Königes Heinrich IV. von Frankreich.

**) Dithmar cod. dipl. Nro. CXVI.

auf Geldern ihm gelungen, hätte er es vermocht, dem Kaiſer gegenüber eine freiere Stellung zu behaupten, ſo würde er vielleicht auch in Bezug auf die Kirchenverbeſſerung eine freiere und entſchiednere Thätigkeit entwikkelt haben. Jetzt aber band der Vertrag von Venlo ihm beides, Gewiſſen und Hände, und ohne als bundbrüchig zu erſcheinen und den Zorn des Kaiſers aufs Neue zu reizen, durfte er weder das begonnene Werk der Kirchenverbeſſerung in ſeinen Landen fortſetzen, noch überhaupt für die große Sache der Geiſtesfreiheit mit Nachdrukk und Entſchiedenheit auftreten. Der ſchmalkaldiſche Bund hatte ihn in ſeinem Kampfe gegen den Kaiſer ohne Unterſtützung gelaſſen, und ſelbſt von mehren evangeliſchen Fürſten waren dem Feinde Lebensbedürfniſſe und Kriegsgeräth zugeführt worden. Kein Wunder daher, wenn der Herzog, der überdieß in ſeiner Ueberzeugung noch ſchwanken mochte, kälter gegen die evangeliſche Sache ward. Auf ſelbſtgebahntem Wege fortzuſchreiten, wie Joachim (II.) von Brandenburg und zwiſchen dem Kaiſer und dem ſchmalkaldiſchen Bunde ſtehend, eine unabhängige Mitte zu behaupten, dazu fehlte es dem Herzoge Wilhelm an Geiſteskraft. Um ſtehen zu können, bedurfte er allemal einer Stütze und er wählte deshalb die kaiſerliche Partei, nachdem die Evangeliſchen ihn hatten fallen laſſen. Und was er in dem Vertrage von Venlo verſprochen, dem Kaiſer und ſeinem Hauſe unverrükkt treu und hold zu ſein und ſich in keine Art Bündniſſ wider dieſelben einzulaſſen, hat er redlich gehalten.

Als dem nach Karl ſich rüſtete, um den ſchmalkaldiſchen Bund zu vernichten, leiſtete Wilhelm ihm bereitwillig den gefoderten Zuzug und mitten unter dem Getümmel des Krieges (1546) knüpfte er ein Band, das ihn feſt und innig mit dem Kaiſerhauſe vereinigte. Längſt auf die Wahl einer Gattin bedacht, leitete die Erwägung der obwaltenden Verhältniſſe ſeine Blikke auf Maria, die älteste Tochter des römiſchen Königes Ferdinand, der zugleich die Kronen von Ungarn und Böhmen trug. Es war am 26ſten Sommermonds (1546), als das fürſtliche Beilager zu Regensburg mit ſo viel Pracht und Herrlichkeit, als die unruhigen Zeitumſtände geſtatteten, vollzogen

ward. Der Kaiſer begnadigte den Gemal ſeiner Nichte mit der Vergünſtigung der weiblichen Erbfolge in den jülich-klewiſchen Landen und ertheilte ihm zugleich das Vorrecht, daſſ von den herzoglichen Gerichten fortan keine Berufung auf ein fremdes Gericht, und wäre es ſelbſt das kaiſerliche Hofgericht, Statt finden ſollte, wofern die Sache nicht den Werth von 400 Gulden rheinländiſch überſtiege. — Aehnlicher Vergünſtigungen erfreute ſich der Herzog auch ſpäterhin, als der Vater ſeiner Gemalin und nach dieſem ſein Schwager, Maximilian (II.), die Kaiſerkrone trugen. Hatte er aber vielleicht gehofft, durch ſeine Vermälung mit einer Fürſtin des Kaiſerhauſes, wieder in den Beſitz Gelderns zu kommen, ſo ſah er ſich freilich getäuſcht.

Die nahe Verwandtſchaft mit dem Kaiſerhauſe auf der einen Seite und mit dem Kurfürſten von Sachſen auf der andern, wies dem Herzoge gewiſſermaßen ſeine Stellung, vermittelnd und verſöhnend zwiſchen beiden Parteien aufzutreten, von ſelbſt an. Schade nur, daſſ es ihm an Ueberlegenheit des Geiſtes fehlte, um ſich dieſer Beſtimmung würdig zu zeigen. Seine ganze Thätigkeit beſchränkte ſich auf wohlgemeinte Erinnerungen, die er dem Kurfürſten ertheilte, und nach der verhängniſſvollen Schlacht bei Mühlberg, vereinigte er ſeine Bitten mit denen des Kurfürſten von Brandenburg, um den Kaiſer zur Zurücknahme des ſchon gegen Johann Friedrich von Sachſen ausgeſprochenen Todesurtheiles zu bewegen.

Uebrigens bewirkte die Vermälung mit einer katholiſchen Fürſtentochter keine Veränderung in dem Benehmen des Herzogs gegen die evangeliſche Lehre. Es ſcheint dieſes der einzige Punkt geweſen zu ſein, worin er dem Venloer Vertrage kein vollkommenes Genüge leiſtete. Denn obwol er ſich in demſelben verpflichtet hatte, alle Neuerungen und Abweichungen von der alten Kirche, die ſich etwa in ſeine Lande eingeſchlichen, wieder abzuthun, ſo geſtattete er doch den Evangeliſchen nicht nur ungehinderte Ausübung ihres Gottesdienſtes, ſondern duldete auch die fernere Ausbreitung ihres Glaubens in ſeinen Landen. Seine eigenen Hofprediger waren dem evangeliſchen Bekenntniſſe zugethan und verkündigten frei und unbehindert zu

Düſſeldorf die gereinigte Lehre. Beweis genug für die eigentliche Richtung der innern Ueberzeugung des Fürſten. In wiefern ſeine Gemalin dieſe Ueberzeugung theilte, vermögen wir nicht mit Gewiſſheit anzugeben. Die Auferziehung ihrer Töchter im evangeliſchen Glauben und die nachmalige Vermälung derſelben mit evangeliſchen Fürſten, ſcheinen indeſſen darauf hinzudeuten, daſſ ſie wenigſtens nicht allzufeſt an der katholiſchen Kirche gehalten.

Trotz dieſer offenbaren Aufnahme und Begünſtigung, deren die gereinigte Lehre ſich an dem Hofe zu Düſſeldorf erfreute, trug der Herzog dennoch kein Bedenken, dem ſtreng katholiſchen Grafen Adolf von Schauenburg zur Beſteigung des erzbiſchöflichen Stuhles von Köln, ganz beſonders behilflich zu ſein, nachdem der alte Kurfürſt Herrmann von Wied, der lieber ſein Fürſtenthum als ſeinen Glauben hingeben wollte, ſeine Würde freiwillig niedergelegt hatte (1547), weil er mit der beabſichtigten Einführung der Kirchenverbeſſerung nicht durchdringen konnte. Mit einem ſtattlichen und glänzenden Gefolge von Rittern führte der Herzog den neuen Erzbiſchof in die Thore Kölns ein und als ſeine Gemalin ihn im Jahre 1550 mit dem erſten Töchterchen beſchenkte, erſchien der Kirchenfürſt in Düſſeldorf um als Zeuge der Taufe des Kindes beizuwohnen.

Seitdem der Herzog mit dem Kaiſer Frieden geſchloſſen, bietet ſeine ganze, lange Regierung keine bedeutenden Ereigniſſe mehr dar. Zwar ſehen wir ihn fleißig die Reichstage bereiſen und an den Zeitereigniſſen lebhaften Antheil nehmen; er hilft den Paſſauer Vertrag (1552) vermitteln, und als der Kaiſer darauf zum letzten Male gegen Frankreich zu Felde zieht, ſchließt er zu Heidelberg (1553) mit den Kurfürſten von Mainz, Trier und Pfalz, ſowie mit dem Herzoge Chriſtian von Wirtemberg ein Bündniſſ zur gemeinſamen Vertheidigung ihrer Lande; aber obwol unſer Gewährsmann *) uns verſichert, daſſ er namentlich durch dieſes Bündniſſ ein ſehr großes Anſehn bei allen Fürſten erlangt habe: ſo finden wir doch keine Spur davon, daſſ er

*) Teſchenmacher.

irgend einen erheblichen Einfluſſ auf den Gang der Begebenheiten ausgeübt, und ſeine Wirkſamkeit als Reichsfürſt erſcheint ziemlich unbedeutend. Auch bot der friedliche Zuſtand, deſſen ſich Deutſchland unter der Reichsverwaltung der Kaiſer Ferdinand (1558—1564) und Maximilian (II.) (1564—1576) im Ganzen erfreute, wenige Gelegenheit, ſich beſonders hervorzuthun, und die bewegteren Tage Rudolfs (II.) fanden den Herzog bereits in einem Zuſtande körperlicher und geiſtiger Schwäche, der jedes kräftigere Auftreten unmöglich machte. Wie wenig glänzend aber auch Wilhelms Regierung, von dieſer Seite betrachtet, erſcheinen mag, ſo gebührt ihr doch das Lob, mit landesväterlicher Sorgfalt der Unterthanen Wohlfahrt nach Kräften gefördert zu haben. Schon die Umſicht, mit welcher der Herzog den Ausbrüchen des Haſſes der beiden feindlichen Glaubensparteien in ſeinen Landen vorzubeugen und eine gegenſeitige, freundliche Duldung zu erzielen wuſſte, verdient im hohen Maße Anerkennung. Ein eben ſo großes Verdienſt um ſein Volk erwarb ſich der wohlwollende Fürſt durch eine durchgreifende Verbeſſerung des Gerichtweſens. Es war in der That ein ſchwieriges Geſchäfft, für die allmälig zu einem Ganzen vereinigten Lande, deren jedes ſeine eigenen Rechte und Gewohnheiten hatte, eine allgemein giltige Rechtsordnung zu finden, die Alles berükkſichtigte und Jedem genügte. Die Mängel und Unvollkommenheiten des Vorhandenen wurden zwar von den Ständen erkannt; aber dennoch wollte Jeder das Neue nach ſeiner Art, und die Vorſchläge des Herzogs fanden wenigen Beifall. Der Fürſt erkannte indeſſen, daſſ auf ſolche Weiſe nimmer zum Ziele zu gelangen ſei, und als auf dem Landtage 1554 den Ständen endlich die neue Rechtsordnung vollſtändig vorgelegt wurde und abermals tauſend Bedenken und Gegenreden erhoben wurden, beendete Wilhelm die zwiſtigen Erörterungen durch die männliche Erklärung: „ich bin Fürſt und Herr und mir ſteht es zu, Rechtsſatzungen zu geben; ich werde mir nimmer die Hand ſchließen laſſen.“ — Jetzt muſſte der Widerſpruch vor dem fürſtlichen Willen verſtummen und die Rechtsordnung ward eingeführt. Sie wurde zwar in der Folge noch einmal durchge-

ſehen und in manchen Stükken verändert; im Ganzen aber blieb ſie in Geltung, dem Lande zu nicht geringem Seegen.

Auch vergaß der Herzog nicht, für die Sicherheit ſeiner Lande durch ſtärkere Befeſtigung einzelner Städte und Burgen zu ſorgen, eine Maßregel, die in jenen kriegeriſchen Zeiten als vollkommen weiſe und heilſam erſcheint. So erhielten durch ihn die Städte Jülich, Düſſeldorf und Orſoy theils ganz neue Vertheidigungswerke, theils wurden die vorhandenen bedeutend ausgebeſſert. Ein Gleiches geſchah mit den feſten Burgen zu Heinsberg und Genepp. Außerdem gewährte der Fürſt durch den Aufbau neuer Schlöſſer vielen ſeiner Unterthanen Beſchäftigung und Unterhalt.

In den Jahren 1554 bis 1559 erließ der Fürſt eine Menge von Verordnungen, welche die öffentliche Sicherheit, Ordnung und Ruhe bezwekkten. Gegen Widertäufer, Sakramentirer, Gotteslaͤſterer, Winkelprediger, gegen Straßenräuber, Mordbrenner, Landſtreicher, fremde Soldaten, Zigeuner u. ſ. f. erſchienen ſcharfe Befehle, ingleichen gegen Frauenraub, heimliche Ehen und Ehebruch, eben ſo wie gegen die Trunkenheit und das zügelloſe Schwärmen in den Schankhäuſern. Wol nicht mit Unwahrſcheinlichkeit dürfte man von dieſen fürſtlichen Verordnungen auf den ſittlichen Zuſtand jener Tage ſchließen und diejenigen Gebrechen und Laſter leicht herausfinden, unter denen die damalige Welt ſeufzte. Die wilden Wirren der Zeit, der Parteikampf des zwieſpältigen Glaubens, der auf ſeinem Gebiete eine Menge von aberwitzigen Schwärmereien erzeugte, die den Hauptkämpfern zum Schrekken, wie giftige Pilze, immer neu aus dem Boden hervorſchoſſen, die beſtändigen Kriegsunruhen in der Nähe und in der Ferne: alles dieſes war wol nicht geeignet, vortheilhaft auf die Sittlichkeit des damaligen Geſchlechtes einzuwirken, wie lebhaft auch die Verkündiger des Evangeliums in ihren Schriften und von den Kanzeln herab gegen alle Arten von Laſter zu Felde zogen.

Bei dieſer heilſamen Strenge, die der Landesfürſt gegen Ruheſtörungen und Unſittlichkeit richtete, vergaß er nicht, der Armen, der Wittwen und der Waiſen ſich väterlich anzunehmen.

Seine Verordnungen in Bezug auf die Armenpflege und die Einrichtung der Hoſpitäler, über Anſtellung der Vormünder und Wittwenſachwalter ſind redende Beweiſe dafür.

Ganz beſonders thätig aber erwies er ſich dafür, eine höhere wiſſenſchaftliche Bildung unter ſeinem Volke zu verbreiten. Er ſtiftete neue Schulen und erhob die vorhandenen aus ihrem bisherigen Verfalle. Vor allen verdankte die Schule zu Düſſeldorf ſeiner thätigen Fürſorge die ſchöne Blüte, zu der ſie ſich unter der Leitung des hochgelehrten Johann Monheim von Elberfeld erhob. „Dieſen Mann" pflegte der Fürſt zu ſagen, „ſchätze ich höher, denn eine Landesuniverſität." Ueberhaupt erfreuten ſich gelehrte Männer ſeiner beſondern Anerkennung und Auszeichnung und vor allen ſtand ſein Lehrer Heresbach, der ein ſeltenes Alter erreichte, in hohen Ehren bei ihm. Wahrſcheinlich hatte der Rath dieſes trefflichen Mannes vielen Antheil an der lobenswürdigen Thätigkeit des Fürſten. Auch darf hier des Kanzlers von Klewe, Johann Gogreve, nicht vergeſſen werden, der ein eben ſo wakkerer Gelehrter als umſichtiger Geſchäfftsmann war und den Fürſten bei allen ſeinen Bemühungen auf das thätigſte und einſichtvollſte unterſtützte. Wilhelms Hof zu Düſſeldorf war als Sitz der Wiſſenſchaften in den Rheinlanden und Weſtfalen berühmt und die verwittwete Gräfin Mathilde von Bentheim wuſſte für ihren jungen Sohn Arnold nicht beſſer zu ſorgen, als daſſ ſie ihn der väterlichen Fürſorge des Herzogs übergab, damit er eine wahrhaft fürſtliche Erziehung erhielte. —

Es war natürlich, daſſ ein ſo eifriger Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften, als der Herzog Wilhelm, auch den Wunſch hegen muſſte, eine Hochſchule in ſeinen Landen zu beſitzen. Er erſah ſich dazu die Stadt Duisburg, die faſt in der Mitte ſeiner Beſitzungen gelegen, durch ihre geſunde Luft und den fruchtbaren Boden der Umgegend,*) ſich vor allen zu dieſem Zwekke eignete. Ueberdieß beſtand in Duisburg bereits eine

*) Dieſer Grund wird in dem Bewilligungbriefe Maximilians (Dithmar. cod. dipl. No. XXI.) beſonders hervorgehoben.

tüchtige Gelehrtenſchule, die nur erweitert und umgeſtaltet werden durfte. Bereits im Jahre 1562 war der Plan ſo weit gediehen, daſſ der Fürſt ſchon den berühmten George Kaſſander vorläufig zum erſten Rektor der Hochſchule ernannte. Sowol bei dem Pabſte Pius IV., als bei dem Kaiſer Maximilian wurde um die nöthige Erlaubniſſ nachgeſucht, und beide gaben zu dem lobenswerthen Unternehmen ihre Zuſtimmung. Des Kaiſers Bewilligung erfolgte im Jahre 1566. Leider verhinderte der immer wilder auflodernde Brand des niederländiſchen Freiheitkrieges, deſſen blutige Flammen unſere Lande mit ſtäter Gefahr bedrohten und nicht ſelten wirklich in ihr Gebiet hinüberſpielten, die Ausführung des ganz gereiften Planes. Die Stiftung der Hochſchule unterblieb, bis der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg die längſtvergeſſene Sache wieder ins Leben rief.

Das Jahr 1566 iſt ein trauriger Wendepunkt für die Geſchichte Wilhelms und ſeiner Lande. Sahen wir den Fürſten bisher in einem unermüdet ſeegensreichen Wirken für ſein Volk, ſo erſcheint von jetzt ab ſein Geiſt von einer furchtbaren Krankheit umdüſtert, die ihm zwar lange lichte Zeiträume gewährte, aber dennoch ſeine Thatkraft gelähmt, ſeinen freien Blikk umnebelt hielt. Schon zwei Jahre vorher (1564) erlitt der Fürſt einen Anfall ſeltſamer Krankheit, der ihn auf einige Zeit ſeines klaren Bewuſſtſeins beraubte und mit heftigen Ausbrüchen eines zerrütteten Gemüths verbunden war. Indeſſen überwand die Geſchikklichkeit der Aerzte oder ſeine gute Natur noch zeitig genug den gefährlichen Feind. Aber er hatte tief gefühlt, daſſ er ſterblich ſei, und kaum wieder zur Beſonnenheit gelangt, verfaſſte er ſeinen letzten Willen und ernannte ſeinen älteſten Sohn, Karl Friedrich, (geboren 1555) zu ſeinem Erben und Nachfolger. Eine trübe, unruhige Gemüthsſtimmung war aber in Folge der Krankheit bei dem ſonſt ſo heitern Fürſten zurükkgeblieben, und ſei es nun, daſſ eigene Gewiſſenszweifel, oder daſſ die Vorſtellungen ſchlauer Prieſter auf ihn wirkten: genug, er trat bald darauf entſchieden zur katholiſchen Kirche zurükk.*)

*) Stenzel Geſch. d. Preuß. Staates. Band 2. S. 364.

Vielleicht fand er, wie ſo viele ſchwache Gemüther nach ihm, in dieſem Schritte Beruhigung. Als ihn indeſſen faſt unmittelbar danach auf dem Reichstage zu Augsburg (1566) ein neuer und heftigerer Anfall der Krankheit ereilte, da mochte vielleicht mancher eifrige Protestant in dieſem Unglükke Gottes ſtrafende Hand,*) für den Abfall von dem wahren Glauben, erkennen. Die Krankheit äußerte ſich in derſelben Art, wie bei ihrem früheren Anfalle, als eine zeitweiſe Geiſteszerrüttung, die ſich, wenn ſie eintrat, gewöhnlich auf eine ſehr heftige Weiſe ankündigte. Wahrſcheinlich mochte es in einem Anfalle dieſes bejammernswerthen Zuſtandes ſein, daſſ der Fürſt, der ſonſt ein höchſt liebevoller und zärtlicher Vater war, ſeine älteſte Tochter mit dem Schwerte in der Hand zur Annahme des katholiſchen Glaubens zwingen wollte.**) Nach Jahren wies ſich die Krankheit des Fürſten, die allen Bemühungen der Aerzte und allem geiſtlichen Zuſpruche hartnäkkig Troß bot und immer bösartiger wurde, endlich in ihrer wahren Geſtalt. Der Kranke ward allmälig zur Hälfte des ganzen Körpers gelähmt und in demſelben Maße als dieſes Uebel zunahm, wurden die Anfälle von Tobſucht ſeltener, bis endlich eine klägliche Geiſtesſtumpfheit an ihre Stelle trat. Doch bis zu dieſer traurigen Entſcheidung erfreueten den Herzog oft ſehr lange Zwiſchenräume einer ſcheinbar vollkommenen Geſundheit, ſo daſſ er fortwährend die Zügel der Herrſchaft in Händen behalten konnte.

Es war eine ſehr trübe, Unheil verkündende Zeit für die jülich-klewiſchen Lande, als der Herzog Wilhelm zu Augsburg von ſeinem ſchweren Verhängniſſe ereilt wurde. Schon ein Jahr zuvor hatte der Rhein beim Eisgange die Dämme durchbrochen und in den fruchtbaren Niederungen von Klewe bedeutende Verheerungen angerichtet und jeßt thürmte ſich bedrohlich an den Gränzen das Gewitter des niederländiſchen Religionskrieges empor. Gerade in ſolcher Zeit bedurfte das Land eines Fürſten,

*) Infirmitas nova principis Dei manu contigit ſagt Teſchenmacher S. 343.

**) Hartknochs Kirchengeſchichte S. 455.

der mit voller Kraft und Geiſtesfreiheit die Zügel der Herrſchaft zu leiten vermochte, und gerade jetzt war die ſonſt ſo thätige Fürſorge des Herzogs durch ſeine Krankheit auf das jammervollſte gehemmt. Es konnte daher kaum fehlen, daſſ bald ſpaniſche, bald niederländiſche Kriegsſchaaren die Gränzen überſchritten und ſich mannichfache Ausſchweifungen erlaubten; ja man achtete die Stellung des parteiloſen Fürſten ſo wenig, daſſ man öfter ſogar das jülich=klewiſche Gebiet zum Kampfplatze wählte. Es läſſt ſich leicht erachten, wie unter ſolchen Verhältniſſen der Unterthan zu leiden hatte und welche empfindliche Wunden dem Wohlſtande und allen friedlichen Gewerben geſchlagen wurden. Zwar bewilligten die Stände nicht unbeträchtliche Summen zum Schutze des Landes und es wurden auch wirklich einige Anſtalten zur Bewahrung und Aufrechthaltung einer unverletzbaren Parteiloſigkeit getroffen; aber man erlangte mit allen dieſen Opfern ſo gut als nichts, da es an einer kräftigen Leitung und Anordnung gebrach. So lange der Herzog noch einigermaßen im Stande war, ſelbſt zu denken und zu ordnen, war auch der Zuſtand des Landes noch erträglich. Aber mit ſeiner zunehmenden Krankheit mehrten ſich die gewaltſamen Uebergriffe der kämpfenden Nachbarn und das Unglükk des Landes. Es blieb ſelbſt ohne erhebliche Folgen, daſſ die geſammten Stände der vereinigten jülich=klewiſchen Lande am zweiten Chriſtmonds 1582 eine Verbindung zum gemeinſamen Schutze und zur Abwehr der Ruheſtörungen, unter ſich eingingen. Es fehlte das ordnende Haupt und man begnügte ſich mit halben Maßregeln, die zu nichts führten. Um dieſe Zeit war es auch, als der Kaiſer Rudolf II. die vormundſchaftliche Regierung des Landes an ſich zu bringen ſuchte und zu dieſem Zwekke einige bedeutende Schritte that und geradezu den Landſtänden zumuthete, von ihm Befehle anzunehmen. Die Stände aber, und an ihrer Spitze die fürſtlichen Räthe, die gerne ſelbſt herrſchen wollten, widerſetzten ſich der kaiſerlichen Anmaßung mit ſo beharrlichem Nachdrukke, daſſ Rudolf zurükkſtand.

Mittlerweile war gleich der Beginn der niederländiſchen Unruhen nicht ohne bedeutenden Einfluſſ auf den Gang der

Kirchenverbeſſerung in unſern Landen geblieben. Schon frühzeitig hatten hier, neben Luthers Lehre, auch die Lehren der ſchweizeriſchen und holländiſchen Kirchenverbeſſerer, Eingang und Anhang gefunden. Jetzt ſuchten viele Niederländer, die Alba's Henkerſchwert aus ihrer Heimat vertrieb, eine Freiſtatt in jülich-klewiſchen Landen, und dadurch mehrte ſich hier die Zahl der Bekenner des reformirten Glaubens ſehr bedeutend, und namentlich gewann ſie im Bergiſchen und Jülichſchen über die lutheriſche Glaubenspartei das Uebergewicht.

Wenn aber auch der Herzog, nach ſeinem Rükktritte zur katholiſchen Kirche, in ſolcher Weiſe ſich duldſam gegen das evangeliſche Glaubensbekenntniſſ zu erweiſen ſchien, ſo dehnte dieſe Duldſamkeit ſich dennoch nicht über die Gränzen ſeines Landgebietes. Denn als der Kurfürſt Gebhard von Köln,*) ungeſchrekkt durch das Beiſpiel Herrmanns von Wied, einen neuen Verſuch machte, das Erzſtift der Kirchenverbeſſerung zuzuführen, ſtand der Herzog Wilhelm unter ſeinen eifrigſten Gegnern**) und eben ſo feindlich***) bewies er ſich der Stadt Aachen, als hier die Evangeliſchen, durch niederländiſche Flüchtlinge verſtärkt, ein entſchiedenes Uebergewicht erlangten.****) Selbſt in ſeinem eigenen Lande ſcheint er hie und da Schritte gethan zu haben, um einer weitern Ausbreitung der gereinigtern Kirchenlehre Schranken zu ſetzen. — Um ſo auffallender iſt es, daſſ er ohne Bedenken in die Vermälung ſeiner Tochter mit evangeliſchen Fürſten willigte, ja, daſſ er bei der Verlobung ſeiner älteſten Tochter Maria Eleonore mit dem Herzoge Albrecht Friedrich von Preußen (1573) ſogar den Nachkommen dieſes Fürſten die Erbfolge in den jülich-klewiſchen Landen zuſicherte.

Wir wiſſen aus der Geſchichte des preußiſchen Herzogthumes,*****) daſſ Wilhelm ſelbſt ſeine Tochter nach Königsberg

*) Vergl. d. W. Th. II. S. 834. f.
**) Teſchenmacher a. a. O. S. 340.
***) Ebendaſ. S. 342.
****) Vergl. d. W. Th. II. S. 834.
*****) Ebendaſ. S. 98. S. 102. ff.

begleitete und wie heiter und wohlgemuth er dort den Hochzeitſchmaus feierte. Die Gemüthskrankheit ſeines Schwiegerſohnes ſcheint er damals noch als ein Uebel betrachtet zu haben, das ſich leicht würde heben laſſen und es iſt uns bekannt, mit welcher Theilnahme er ſpäterhin dem unglükklichen jungen Fürſten ſeine eigenen geſchikkten Aerzte zuſandte. Fand er ſich hier aber in ſeinen Hoffnungen auf das traurigſte getäuſcht und muſſte das trübe Geſchikk ſeiner Tochter gewiſſ nachtheilig auf ſein eigenes Gemüth zurükkwirken, ſo wurde ſein Vaterherz noch tiefer verwundet, als im Jahre 1575 von Rom her die Trauerbotſchaft einlief, ſein ältester Sohn Karl Friedrich ſei dort an einem bösartigen Fieber geſtorben. Das ganze Land trauerte aufrichtig mit dem Fürſten um den Tod dieſes Jünglings, deſſen heller Verſtand und edler Sinn das Volk zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Um ſeine, mit der gröſsten Sorgfalt geleitete Erziehung zu vollenden, hatte der Vater ihn vor vier Jahren auf Reiſen geſandt und ihm ſeinen Hofmeiſter, Stephan Pighius, als Begleiter mitgegeben. Mit vieler Auszeichnung ward er zu Rom vom Pabſte Gregor XIII. aufgenommen, und begab ſich von dort nach Neapel. Auf der Rükkreiſe erkrankte er plötzlich zu Rom und endete ſchon wenige Tage (9ten Hornung) darauf, noch nicht volle zwanzig Jahre alt, ſeine kurze Laufbahn. In der deutſchen Marienkirche ruht die Hülle des fürſtlichen Jünglings, fern von der Heimat, in fremder Erde. Es konnte der Trauer des gebrochenen Vaterherzens wenig Troſt gewähren, daſſ ihm noch ein jüngerer Sohn lebte, Johann Wilhelm, damals ein Knabe von dreizehn Jahren. Denn dieſer war ſchwach an Geiſt und Körper und erregte, faſt von ſeiner Geburt an, mehr Beſorgniſſ als Hoffnung. Aber die Gerichte Gottes ſind wunderbar und es iſt nicht zu verkennen, daſſ der frühzeitige Tod Johann Friedrichs von entſcheidendem Einfluſſe auf das Schikkſal der jülich-klewiſchen Lande geweſen iſt und höchſt wahrſcheinlich auch dazu beigetragen hat, das reine Licht des Evangeliums hier zu erhalten. Denn der junge Fürſt war ſtreng katholiſch erzogen worden und es läſſt ſich wol vermuthen, daſſ er mit jugendlicher Kraft dahin gearbeitet haben

würde, die Kirchenverbeſſerung in ſeinen Landen wieder rükkgängig zu machen.

Bei immer wachſender Geiſtesſchwäche und vielen körperlichen Leiden erreichte der Herzog Wilhelm dennoch das hohe Alter von fünfundſiebzig Jahren. Endlich am 25ſten Neujahrmonds 1592 erloſch in der zehnten Abendſtunde faſt unbemerkt das kaum noch glimmende Leben des ſchwachen Greiſes. Seine Gemalin war ihm ſchon neun Jahre früher (1581) vorangegangen. Beide fürſtliche Leichen ruhen in der Chorherrenkirche zu Düſſeldorf.*) Außer den ſchon erwähnten Söhnen waren ihrer

---

*) Als Probe des Zeitgeſchmakkes möge hier die Grabſchrift des Fürſten eine Stelle finden.

Epitaphium.

Quis jacet hic? Dux Juliacus. Qua stirpe parentum?
Clivorum illustri sanguine natus erat.
Quae conjux? Maria illa fuit; quo stemmate? Magni
Caesaris, et Divo Caesare nata, soror.
Quid juvenis coluit? Martem; quid adultior annis?
Pacem; quid senior? Justitiam atque Deum.
Quo morbo periit? Senio cordisque dolore;
Qualiter? Invicta spe stabilique fide.
Ergo fuit? — Vivit pars prima. Quid altera? Surget.
Unde? Ex hoc tumulo; Quando? Vocante tuba.

Wir erlauben uns, eine Ueberſetzung dieſer wunderlichen Katecheſe in Verſen beizufügen.

Wer ruht hier? Von Jülich der Fürſt. Von welcherlei Abkunft?
Aus dem fürſtlichen Stamm klewiſcher Herrſcher ein Sproſſ.
Wer war ſeine Gemalin? — Maria. Und welches Geſchlechtes?
Einem Kaiſer entſproſſt, Schweſter des Kaiſers zugleich.
Was war als Jüngling ſein Werk? — Der Krieg. Und im reiferen Alter?
Friede. Was ehrt' er als Greis? Gott und das heilige Recht.
Welcher Krankheit erlag er? Dem Alter und Leiden des Herzens.
Wie? in der Hoffnung ſtark, ſtandhaft im Glauben und feſt.
Iſt er dahin? ein Theil lebt fort. Und der andre? erſteht einſt.
Aber von wo? aus der Gruft. Wann? wenn Poſaunenſchall ruft.

Ehe noch vier Töchter entſproſſen, von denen eine aber ſchon in früher Jugend ſtarb. Die drei andern, Anna, Magdalena und Sibylle, ſind uns bereits aus früheren Mittheilungen.*) bekannt.

Sechszehntes Kapitel.

Johann Wilhelm, Herzog von Jülich=Klewe.
1592 — 1609.

Johann Wilhelm, von Jugend auf geiſtesſchwach, war urſprünglich zum geiſtlichen Stande beſtimmt. — Während an ſeines Vaters Hofe die Räthe regieren, nimmt er ſcheinbar an der Landesverwaltung Theil. — Seine Vermälung mit Jakobe von Baden. — Sibylle, des Herzogs Schweſter — Parteien am Hofe zu Düſſeldorf — Sibylle feindſelig gegen Jakobe — der blödſinnige Herzog wird eingeſperrt — Klage gegen Jakobe am kaiſerlichen Hofe — Jakobe in Unterſuchung — Verſuch, ſie zu vergiften — ſie wird ermordet — der blödſinnige Fürſt zum zweiten Male vermält mit Antoinette von Lotharingen — Trauriger Zuſtand des Landes bei dem niederländiſchen Kriege — Händel mit der Stadt Aachen — Tod des Herzogs. — Schlußbemerkung.

Zum letzten Male rollt der Vorhang auf der Bühne unſerer Landesgeſchichte empor, um uns den Untergang des fürſtlichen Herrſcherſtammes zu zeigen, der Jahrhunderte lang hier

---

*) S. d. W. Th. II. S. 857.

geblüht. Es iſt ein trauriger, faſt peinigender Anblikk, dieſes Geſchlecht ſo jammervoll und ruhmlos enden zu ſehen und wir würden uns lieber ganz davon abwenden, wenn der Ernſt der Geſchichte es geſtattete. Auch fodert der Schatten einer unglükklichen Fürſtin, die dem erlöſchenden Herrſchergeſchlechte gleichſam als Todtenopfer geſchlachtet wurde, Sühnung und Rechtfertigung.

Johann Wilhelm ſtand bereits im dreißigſten Jahre, als die Zügel der Regierung in ſeine ſchwachen, ganz unfähigen Hände übergingen. Die Art, wie man früher für ſeine Verſorgung bemüht war, als noch ſein älterer Bruder lebte und noch keine Wahrſcheinlichkeit vorlag, daſſ ihm die Herrſchaft der väterlichen Lande zufallen dürfte, liefert einen neuen Beweis, wie man die geiſtlichen Würden der katholiſchen Kirche nur als bequeme Verſorgungsanſtalten für jüngere Söhne betrachtete. Eben weil Johann Wilhelm von Jugend auf deutliche Spuren eines höchſt ſchwachen Geiſtes zeigte, wuſſte man für ihn nichts Beſſeres, als ihn dem geiſtlichen Stande zu widmen. Schon als Kind ward er Probſt in Xanten und Domherr zu Köln und als zehnjähriger Knabe Biſthumverweſer von Münſter*) (1572). Daſſ er nur den Namen und die Einkünfte dieſer Würden genoſſ und die damit verbundene Mühwaltung andern überlaſſen muſſte, verſteht ſich von ſelbſt. —

Nach dem Tode ſeines Bruders zog man ihm das geiſtliche Gewand wieder aus und brachte ihn an den Hof nach Düſſeldorf zurükk, damit er, dem Scheine nach, an den Sorgen der Landesregierung Antheil nähme. In Wahrheit aber regierten die fürſtlichen Räthe und Würdenträger, denen die Unfähigkeit des Landesherrn und ſeines Erben erwünſchte Gelegenheit darbot, ihre Macht nach Gefallen zu erweitern. Je hoffnungloſer der Zuſtand des alten wie des jungen Fürſten ſich zeigte, um ſo ſicherer war für ſie die Ausſicht, noch Jahre lang die Zügel

---

*) Wunderbarer Weiſe ſchreibt es Herr Dr. Knapp dem ſtäts ehrfurchtvollen Teſchenmacher nach, daſſ Johann Wilhelm dieſem Amte „nicht ohne Ruhm vorgeſtanden" habe.

der Herrſchaft feſtzuhalten. Darum wollte man es in jedem Falle zu verhindern ſuchen, daſſ die Lande in die Hände der übrigen Erbberechtigten übergingen, und wie wenig man auch von den Nachkommen eines, von Kindheit an, geiſtesſchwachen Vaters erwarten durfte, ſo ſollte Johann Wilhelm dennoch vermält werden, um ſeiner Herrſchaft, wo möglich, einen Erben zu hinterlaſſen. Vielleicht erwartete man auch, daſſ die Kinder mehr nach der Mutter arten würden, wenn dieſe kräftigen Körpers und hellen, geſunden Geiſtes wäre.

Als demnach der junge Herzog dem dreiundzwanzigſten Lebensjahre nahe war, begann man ſich eifrig nach einer Gemalin für ihn umzuſehen. Welche Rükkſichten dabei vorwalteten, können wir nur aus dem endlichen Erfolge der Wahl ſchließen. Der katholiſchen Hofpartei, die ſeit des Herzogs Rükktritt zur römiſchen Kirche, ein entſchiedenes Uebergewicht gewonnen hatte, muſſte vor allem daran gelegen ſein, daſſ die fürſtliche Braut ſich gleichfalls zu dieſem Glauben bekenne. Sodann wünſchte man es ganz beſonders zu vermeiden, daſſ ſich nicht etwa ein angeſehener oder mächtiger Schwiegervater und andere nahe Verwandte, in die Angelegenheiten der Landesverwaltung einmiſchen möchten, was unfehlbar leicht geſchehen konnte, wenn die Gemalin des Herzogs einem der größeren und mächtigeren Fürſtenhäuſer entſproſſen wäre.

Am Hofe des Herzogs Albrecht von Baiern wurden zwei fürſtliche Waiſen erzogen, Philipp und Jakobe, die Kinder des frühverſtorbenen (1569) Markgrafen Philibert von Baden. Ihre Mutter war Albrechts Schweſter geweſen und darum hielt er ſich als Oheim verpflichtet, für die Kinder zu ſorgen. Freilich ſorgte er nach ſeiner Weiſe. Denn er war ſtreng katholiſch und benutzte nun den Tod ſeines Schwagers, der eben ſo eifrig der evangeliſchen Lehre zugethan geweſen, um ſowol deſſen Kinder als deſſen Land in den Schooß ſeiner alleinſeligmachenden Kirche zurükkzuführen. Nach Baden ward der Graf von Schwarzenberg und einige Jeſuiten geſchikkt, um dem lutheriſchen Unweſen Einhalt zu thun und ſowol Philipp als Jakobe wurden mit allem Fleiße in dem katholiſchen Glauben

unterrichtet und weder Bitten noch Drohungen geſpart, um ſie zur Annahme deſſelben zu bewegen. Wie leicht iſt es, ein Kind nach Gefallen zu leiten? — Genug, der beabſichtigte Zwekk wurde erreicht. Indeſſen erblühte Jacobe zur vollendeten Jungfrau und prangte herrlich im Glanze einer ſeltenen Schönheit. Ihr reichbegabter Geiſt und die ſtäte Heiterkeit ihres Weſens verlieh dieſer Schönheit noch höhern Reiz und wol mochten die Blikke manches Fürſten und Herrn mit Auszeichnung auf das holde Fräulein ſich richten. Vor allen aber glühte der junge Graf Hans Philipp von Manderſcheid für ſie und dieſe Neigung fand in ſo hohem Maße Erwiderung, daſſ bereits eine Verlobung den Bund ihrer Herzen befeſtigt hatte. Da erſchienen im Jahre 1585 Geſandte von Düſſeldorf am Hofe des Baiernherzogs und warben um die Hand des Fräuleins für ihren Fürſten. Wie ſelten iſt eine Fürſtentochter ſo glükklich, der Neigung ihres Herzens folgen zu dürfen? — Auch Jakobe muſſte ſich entſchließen, ihre Jugendliebe den Rükkſichten der Staatsklugheit zum Opfer zu bringen. Doch erfuhr ſie von dem wahren Zuſtande ihres künftigen Gemals Nichts, als bis ſie ſelbſt in Düſſeldorf einzog und nun mit Einem Blikke ihr künftiges Loos überſchaute.

Mit ungewöhnlicher Pracht, unter Tänzen, Turnieren und üppigen Gelagen, ward darauf am 16ten Sommermonds die Vermälung vollzogen. Wol mochte manches Auge voll inniger Theilnahme auf der holden Braut ruhen, die bei dem allgemeinen Jubel ſtill und trübe, mit bangen Ahnungen in der Bruſt, neben ihrem Bräutigam ſaß, der mit dem abſchrekkenden Ausdrukke des Blödſinns unheimlich vor ſich hin ſtarrte. Wie ähnlich war jetzt ihr Schikkſal dem ihrer Schwägerin, der Herzogin von Preußen! — Aber es ſollte noch um Vieles härter werden.

Von ihren Schwägerinnen weilte damals nur allein noch Sibylle unvermält an des Vaters Hofe. Waren es die geringen körperlichen Reize dieſer Fürſtin, oder walteten andere Umſtände ob: genug, es hatte noch niemand um ihre Hand geworben und ſie war bereits über die erſte Jugendblüte hinaus. Zwar kam ein Jahr nach der Vermälung ihres Bruders — ſie hatte damals ſchon das neunundzwanzigſte Lebensjahr erreicht —

eine Verlobung zwiſchen ihr und Jakobe's Bruder, dem jungen Markgrafen Philipp von Baden zu Stande (1586); aber das kaum geknüpfte Band ſcheint ſehr ſchnell wieder zerriſſen zu ſein und der Verlobung folgte keine Vermälung. Alle dieſe Verhältniſſe waren allerdings nicht geeignet, Sibyllens ohnehin ſtolzes und liebloſes Gemüth gegen ihre Schwägerin freundlich zu ſtimmen. Von Jakobe's Reizen mehr als verdunkelt, von der Bildung ihres Geiſtes und von der Anmuth ihres Betragens beſchämt, erfüllte ſich ihre Bruſt mehr und mehr mit bitterm Neide und unverſöhnlichem Haſſe gegen die Fürſtin, die noch dazu als Gemalin des künftigen Landesherrn an Rang über ihr ſtand. Argwöhniſch belauerte ſie alle Schritte der jungen Frau, eifrig bemüht irgend einen Fehltritt zu erſpähen, und überall eine Urſache zur Beſchwerde findend.

An Fürſtenhöfen fehlt es wol ſelten an Menſchen, die ſich bald verſtehen und zu gemeinſamen Ränken die Hand bieten. Auch Sibylle fand vielfachen Anklang mit ihrem Haſſe gegen Jakobe. Die glaubenseifrigen katholiſchen Räthe machten es der Herzogin zum Vorwurfe, daſſ ſie nicht mit ihnen in blinder Verdammung der Evangeliſchen übereinſtimmte, ſondern von einem hellern Geiſte geleitet, vielleicht auch durch das Andenken ihres Vaters und manche Erinnerung ihrer Kindheit bewogen, ſich freundlich und duldſam gegen die gereinigte Kirchenlehre und ihre Bekenner ausſprach. Hauptſächlich aber war man darüber unzufrieden, daſſ ihre Ehe unfruchtbar blieb. Ein Jahr verging nach dem andern und immer blieb die Hoffnung auf die Geburt eines Landeserben unerfüllt, eine Hoffnung, die man durchaus nicht aufgeben wollte, ja, die der einzige Grund geweſen war, weſſhalb man den geiſtesſchwachen Herzog vermält hatte. Man hätte ſich vielleicht durch eine Eheſcheidung helfen können. Aber ein ſolcher Schritt war mit unendlicher Schwierigkeit verbunden und es blieb immer ungewiſſ, ob der heilige Vater ſeine Erlaubniſſ zu einer zweiten Vermälung geben würde.

Recht lebhaft aber traten dieſe böſen Ränke erſt nach dem Tode des alten Herzogs Wilhelm (1592) ans Licht. Es bildeten ſich förmlich zwei Parteien am Hofe zu Düſſeldorf, an de-

ren Spitze auf der einen Seite Sibylle, auf der andern Jakobe ſtand. Denn es konnte nicht fehlen, daſſ die Liebenswürdigkeit dieſer Fürſtin und die hohe Stellung, die ſie als Gemalin des Landesherrn einnahm, ihr Freunde und Anhänger zuführte. Auch dürfte ſie vielleicht von dem Streben, einen überwiegenden Einfluſſ auf die Verwaltung zu gewinnen, nicht freigeſprochen werden können. Wie in Preußen, ſo miſchte ſich nun auch hier die Religion in den Parteikampf und während ſich auf Sibyllens Seite die ſtrenggläubigen Katholiken vereinigten, hielten es diejenigen mit Jakobe, die ſich mehr oder weniger entſchieden der evangeliſchen Lehre zuneigten.

Mittlerweile hatte der Gemüthzuſtand Johann Wilhelms ſich auffallend verſchlechtert. Seine frühere Geiſtesſchwäche war in völligen Wahnſinn ausgeartet. Von der Einbildung gepeinigt, man trachte ihm nach dem Leben, legte der unglükkliche Kranke einen Panzer an und durchwachte mehre Nächte mit dem Schwerte in der Hand, um gegen die gefürchteten Angriffe gerüſtet zu ſein. Dann durchrannte er die Hallen und Säle des Schloſſes und zükkte ſeine Waffe nach jedem, der ihm in in den Weg kam. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſſ dieſer jammervolle Zuſtand eine Folge argliſtiger Einflüſterungen geweſen ſein mag, mit denen vielleicht Sibylle und ihr Anhang das Ohr des kranken Fürſten beſtürmten und ihm den entſetzlichſten Argwohn gegen ſeine eigene Gemalin einflößten. Wenigſtens ſprach Sibylle es ſpäterhin öffentlich aus, daſſ die Herzogin ihren Gemal gezwungen habe, einige Speiſen zu ſich zu nehmen, nach deren Genuſſ es merklich ſchlechter mit ihm geworden. Jakobe's klugem Auge mochten ſolche boshafte Verleumdungen nicht verborgen bleiben, eben ſo wie es ihrem geſunden Verſtande abgeſchmakkt erſcheinen muſſte, als man auf den Rath eines Prieſters und einer Nonne das Evangelium Johannis dem Herzoge in das Wamms nähte und ihm Speiſen vorſetzte, die mit geweihten Hoſtien zugerichtet waren. Wem konnte mehr daran liegen, als ihr, den unglükklichen Fürſten geſund zu ſehen? und wenn ſie bemerkte, wie das Uebel durch die vielen verkehrten Mittel, die man dagegen anwandte,

nothwendig vermehrt werden muſſte, ja, wie es augenſcheinlich dadurch zunahm, daſſ bald dieſer bald jener den Kranken beſuchte und ihn mit leidigem Troſte oder gehäſſigen Einflüſterungen quälte; ſo wird man es ſehr natürlich und begreiflich finden, daſſ ſie den Zutritt zum Herzoge jetzt ſeltener geſtattete und ihn ſogar ihrer Schwägerin Sibylle verſagte.

Dieſe, hiedurch aufs höchſte erbittert, ſtreute mit giftiger Zunge ſogleich das Gerücht aus, der unglükkliche Landesherr erleide von ſeiner Gemalin und ihrem Anhange die abſcheulichſten Miſſhandlungen und werde auf grauſame Weiſe eingeſperrt gehalten, auch dürfe keiner von Allen, die an dem Schikkſale des Fürſten aufrichtigen Antheil nähmen, zu ihm kommen. Einſperren muſſte man den Wahnſinnigen allerdings, aber wol ſchwerlich in einer andern Abſicht, als um Unglükk zu verhüten. Denn er hatte bereits mehre Hofleute mit ſeinen Waffen ſtark verwundet. — Indeſſen handelte Jakobe wol eben nicht der Klugheit angemeſſen, als ſie gleich nachdem jenes Gerücht in Umlauf geſetzt worden war, einigen Landesrittern, die ſchnell herbeieilten, um ſich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, gleichfalls den Anblikk des Kranken verweigerte. Vielleicht aber waren ihr dieſe Edelleute verdächtig oder wenigſtens als ihre entſchiedenen Gegner bekannt.

Nachdem nun die argliſtige Ränkeſucht in ſolcher Weiſe des Volkes Leichtgläubigkeit bethört und Mitleid und Unwillen über die harte Behandlung des kranken Herzogs allenthalben in reichem Maße erwekkt hatte, that ſie einen mächtigen Schritt vorwärts, indem ſie mit den ſchaamloſeſten Verleumdungen die weibliche Ehre der Herzogin angriff. Sibylle beſchuldigte ihre Schwägerin des Ehebruchs nicht allein mit dem Grafen von Manderſcheid, ſondern auch mit ihrem Mundſchenken Dietrich von Hall und noch mehren andern. Die ſchändlichſten Läſtergeſchichten wurden verbreitet und verſtärkten die Abneigung des Volkes gegen die hartverleumdete Herzogin. Doch Sibylle begnügte ſich nicht damit den Ruf ihrer Schwägerin zu Grunde zu richten: ihr leidenſchaftliches Herz verlangte den Untergang der Gehaſſten. Und die beinahe vierzigjährige, fürſtliche Jung-

frau erröthete nicht, mit ihrer Verläſterung klagend vor den Thron des Kaiſers zu treten. Rudolf II. ſah vielleicht nicht ungern in dieſer Klage eine Veranlaſſung, ſich in die inneren Angelegenheiten der jülich-klewiſchen Lande zu miſchen und ſandte ſofort einige Bevollmächtigte nach Düſſeldorf, um die Anklage gegen die Herzogin an Stelle und Ort gründlich zu unterſuchen und Recht zu ſprechen (1595). Die kaiſerlichen Beauftragten fingen ihr Geſchäfft damit an, über fünfzig Zeugen zu verhören und durch die Folter Geſtändniſſe zu erpreſſen. Auf Grund dieſer Geſtändniſſe ward darauf die Herzogin ihrer Freiheit beraubt und ſtrenge bewacht. Doch geſtattete man ihr einen Zeitraum von vierzehn Tagen, um ihre Vertheidigung vorzubereiten. Aber Jakobe ließ ſich durch dieſes Verfahren nicht ſchrekken und nahm den Richtern gegenüber eine würdevolle, fürſtliche Haltung an. Sie könne die kaiſerlichen Beauftragten um ſo weniger für ihre wohlbefugten Richter anerkennen, als dieſe gleich von vorn herein Parteilichkeit gegen ſie bewieſen hätten. Die Fürſtin Sibylle ſei ihre erbitterteſte Feindin und doch werde auf ihre Ausſagen das größte Gewicht geſetzt. Ueberhaupt ſei ſie nur von Feinden angeklagt; denn ihren Dienern habe nur die Quaal der Folter ein lügenhaftes Geſtändniſſ abgezwungen. Sie widerſpräche demnach feierlich dem ganzen Verfahren und werde ihre Sache unmittelbar dem Kaiſer ſelbſt zur Entſcheidung vorlegen. — Alſo erklärte ſich Jakobe in einem ausführlichen Schreiben, das ſie den Bevollmächtigten einhändigen ließ.

Mittlerweile erkannte man wohl, daſſ auf dieſem Wege gegen die Fürſtin nichts dürfte ausgerichtet werden, auch mochten ſich die kaiſerlichen Beauftragten allmälig von ihrer Unſchuld überzeugen. Wenigſtens iſt nicht ein einziger Klagepunkt als erwieſen und noch viel weniger als zugeſtanden herausgeſtellt worden. Es ward immer klarer, die ganze Anklage ſei nichts als eine Erfindung der ſchändlichſten Argliſt und Bosheit. Könnte hierüber noch irgend ein Zweifel obwalten, ſo müſſte er verſchwinden durch die erwieſene Thatſache, daſſ der Kanzler Nikolaus von Broill nebſt anderen Räthen, dem herzoglichen Leibarzte, Dr. Solimander durch den Hofmarſchall von Walden-

burg den verruchten Antrag machen ließ, die Herzogin durch Gift aus dem Wege zu räumen. Aber der Leibarzt war ein Ehrenmann, der das verbrecheriſche Anſinnen mit gebührendem Abſcheu von ſich wies. „Ich wollte“ ſchrieb er dem Hofmarſchall, „viel lieber meines Amtes, ja Lebens verluſtig werden, als zu ſolchem Bubenſtükke behilflich ſein und meiner von Gott geſeegneten Kunſt einen ſo gräulichen Schandflekk anhängen. — Die Arzeneikunſt iſt den Sterblichen von Gott zum Heil, nicht zum Verderben verliehen worden. Und wolle Gott verhüten, daſſ die Giftmiſcherei, die bisher bei den Deutſchen als arges Bubenſtükk gegolten, auf deutſchem Boden heimiſch werde!“ — — Der Herr Hofmarſchall erwiderte, „daſſ der Doktor wol in große Ungelegenheit gerathen dürfte, wenn ſein Brief dem Kanzler und den übrigen Räthe gezeigt würde. Nur aus Wohlwollen ſei dieß nicht geſchehen; doch möge der Doktor dafür die Sache als ewiges Geheimniſſ bewahren und auf ſeine Reden wohl Acht haben, damit ihn keine Unglükk über den Hals komme.“

Bedarf es noch eines andern Zeugniſſes, um das ganze Gewebe der abſcheulichſten Bosheit klar zu durchſchauen? — Die Unterſuchung dauerte ſchon beinahe zwei Jahre und noch immer konnte das gewünſchte Ergebniſſ nicht erzielt werden. Die unglükkliche Herzogin befand ſich fortwährend in Haft und ihr Geſchikk mochte bereits eben ſo viel Theilnahme erregen, als die ausgeſtreuten Verleumdungen früher Abneigung gegen ſie erwekkt hatten. Auch regten ſich ihre Verwandten, die Markgrafen von Baden und bemühten ſich, ihr trauriges Verhängniſſ zu wenden. — Da fand man eines Morgens (3ten Herbſtmonds 1597) die Herzogin todt in ihrem Bette. Ihr Hals zeigte die unverkennbaren Spuren eines gewaltſamen Mordes, und man darf keinen Augenblikk in Ungewiſſheit bleiben, wer die Mörder geweſen. Ohne alles Gepränge ward die Leiche, fünf Tage darauf, im Kreuzbrüderkloſter zu Düſſeldorf beigeſetzt. —

So endete eine Frau, die durch Vorzüge des Geiſtes und Körpers und durch Liebenswürdigkeit des Herzens, des ſchönſten Erdenlooſes werth war. Die einzige Schuld, die man ihr bei-

meſſen könnte, wäre vielleicht die, daſſ ihr lebhafter Geiſt zu ſehr von dem Reize, ſelbſt zu regieren, angelokkt wurde und daſſ ſie den Zerſtreuungen und Vergnügungen eines heiteren Lebens nicht zu entſagen vermochte. Denn gerade das ward ihr zum Vorwurfe gemacht, daſſ ſie troz des jammervollen Zuſtandes, in welchem ihr Gemal ſich befand, dennoch an glänzenden Hoffeſten, Tänzen und Luſtbarkeiten ſich ergözte. Aber iſt es einer jungen und ſchönen Fürſtin zu verargen, wenn ſie, deren Schikkſal an einen wahnſinnigen Gemal gekettet ward, darum nicht jedem Genuſſe abſtarb und den friſchen Lebensmuth durch ſchuldloſe Ergözlichkeiten zu bewahren ſuchte? —

Die Landesverwaltung war inzwiſchen in die gröſste Unordnung gerathen. Dem vorigen Herzoge gab man noch den Beinamen „des Reichen"; jezt war oft nicht ſo viel Geld in der fürſtlichen Kaſſe, um die Tafel des Herzogs mit Wein zu verſorgen. Die Edelknaben gingen in zerlumpten Kleidern und wurden von Ungeziefer geplagt, wie der blödſinnige Herzog ſelbſt. Die Stände bewilligten von Zeit zu Zeit einige Summen, um des Fürſten Schulden zu bezahlen und ſeine Hofhaltung beſſer einzurichten; aber damit wurde nur wenig gebeſſert. Der Kanzler und die Räthe ließen ſichs wohl ſein, während die Verwaltung und des Landes Wohlſtand immer tiefer in Verfall geriethen. Dabei fürchteten dieſe Herren, wie es ſcheint, nichts dringender, als das Land in die Hände der nächſten Erbberechtigten kommen zu laſſen, und theils um dieſes zu verhindern, theils um unter einem gewiſſen Scheine des Rechtes, die Zügel der Regierung noch länger zu führen, wuſſten ſie es mit leichter Mühe zu erlangen, daſſ ein kaiſerlicher Statthalter eingeſezt ward, der die Verwaltung beaufſichtigen ſollte, eine Maßregel, der ſie ſich früher entſchieden widerſezt hatten, die ſie jezt aber als den einzigen Schuz gegen das Einſchreiten der Erbberechtigten betrachteten. Auch gaben ſie die Hoffnung noch immer nicht auf, alle fremden Anſprüche durch die Geburt eines Thronerben vernichtet zu ſehen und bewerkſtelligten daher eine zweite Vermälung des Herzogs, mit Antoinette von Lotharingen (1599).

Dieſe Fürſtin, die weder durch freiere Glaubensanſichten

daſs Miſſtrauen der katholiſchen Stände, noch durch ausgezeichnete Schönheit Eiferſucht erregte, erfreute ſich eines beſſern Looſes als ihre Vorgängerin. Die Stände von Jülich übertrugen ihr, vielleicht um den kaiſerlichen Statthalter wieder los zu werden, ſchon ein Jahr nach ihrer Vermälung die Mitregentſchaft (1600) und wie es ſcheint ward ſie in dieſer Eigenſchaft auch von den übrigen Landen erkannt. Unendlich viel aber trug unfehlbar der Umſtand, daſſ die ränkeſüchtige, unholde Sibylle bald darauf (1601) an dem Markgrafen Karl von Burgau einen Gemal fand, dazu bei, den Zwieſpalt feindſeliger Parteien vom Düſſeldorfer Hofe zu entfernen.

Indeſſen brachte dieſe Umgeſtaltung der Dinge den beherrſchten Landen keinen merklichen Gewinn. Die Lage derſelben war im Gegentheile, gerade um dieſe Zeit, trübſeliger als jemals vorher. Es hatte wenig gefruchtet, daſſ die Landesregierung mit dem Erzſtifte Köln ein Bündniſſ eingegangen war (1596), um mit gemeinſamer Kraft, den Sturm des ſpaniſch-niederländiſchen Krieges von ſich abzuwehren. Selbſt kleinere Gränzverletzungen vermochte man nicht zu verhindern; wie hätte man an ernſtlichen Widerſtand denken ſollen, als jetzt (1598) der ſpaniſche Feldherr Mendoza mit einem mächtigen Heere von 22,000 Kriegern den Rhein abwärts zog, um von Klewe aus die vereinigten Niederlande anzugreifen? — Moritz von Oranien, der mannhafte Vertheidiger der Niederlande, lag mit dreimal geringeren Schaaren auf einer Rheininſel an der holländiſchen Gränze, feſt verſchanzt, als Hüter des Landes. Mit ihm knüpfte man von Düſſeldorf aus Unterhandlungen an, weil man das rechtgläubige ſpaniſche Heer doch mehr fürchtete, als die ketzeriſchen Holländer. Zu gleicher Zeit wurden Bürger und Bauern im Klewiſchen bewaffnet, um im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber Mendoza ließ ſich durch ſolche Anſtalten in ſeinen Unternehmungen nicht aufhalten. Mit ehernem Fußtritte durchſchritt er die weſtliche Hälfte von Klewe, wo die Feſte Rheinberg ihm einen vergeblichen Widerſtand entgegenſetzte, ging darauf bei Orſoy über den Rhein und bemächtigte ſich der meiſten Städte. Schrekken und Entſetzen ging

vor ſeinen blutigen Fahnen her und das wilde Kriegsvolk, welches ihm folgte, übte mit frecher Rohheit jeglichen Gräuel. Wirich v. Daun, Graf zu Falkenſtein und Herr zu Broich, büßte ſeine treue Anhänglichkeit an das Evangelium auf eine gräſſliche Weiſe. Das blut- und beutegierige ſpaniſche Kriegsvolk, froh in der Ketzerei des Unglükklichen eine Entſchuldigung für ihre Unmenſchlichkeit zu finden, ergötzte ſich daran, dem heiligen Glaubensgerichte in das Amt zu greifen, quälte den vornehmen Ketzer mit den ausgeſuchteſten Martern und übergab ihn endlich den Flammen. —

In dieſem Gewirre von Gräueln ſuchte Moritz von Oranien, ſo viel ſeine ſchwachen Streitkräfte es geſtatteten, das unglükkliche Land zu beſchützen. Er beſetzte die Städte Sevenaar und Huiſſen und ſtand dem furchtbaren Feinde immer drohend und wachſam gegenüber. — Das klewiſche Land war bald erſchöpft und ausgeplündert und nicht mehr im Stande, die ſchrekklichen Gäſte zu ernähren. Da führte Mendoza ſeine Schaaren in das märkiſche und bergiſche Gebiet und es gab keinen Frevel, den das gottloſe Kriegsvolk hier nicht ungeſcheut verübt hätte. Indeſſen blieben die feſten Städte auch im Klewiſchen fortwährend von fremdem Kriegsvolke beſetzt. — Welch eine ſchrekkliche Zeit, wo der Krieg, dieſer Schandflekk des Menſchengeſchlechtes, aller Rechte und Verträge zu ſpotten wagen durfte, wo der Herr war, der das Schwert in der Hand trug, und wo man wenig danach fragte, ob man in Feindes oder Freundes Land hauſte!

Der Sieg, welchen Moritz im Jahre 1600 bei Nienport über das ſpaniſche Heer davontrug, linderte zwar das Elend der Rheinlande etwas. Aber deſſenungeachtet blieben die feſten klewiſchen Städte in fremden Händen.

Bei ſolchem Jammer des Landes erſcheinen die Händel, welche die Landesregierung mit der Stadt Aachen hatte, als höchſt unbedeutend. Wir erinnern uns aus früheren Mittheilungen, daſſ auch in Aachen die gereinigte Lehre geſiegt hatte, wenngleich der heftige Widerſtand der katholiſchen Partei dieſen Sieg verkümmerte und bedrohte. Der Kaiſer Rudolf (II.) ließ

die Acht gegen die Stadt verkündigen, die endlich im Jahre 1598 zum Vollzuge kam. Mit der Vollziehung beauftragt waren die benachbarten Fürſten, unter ihnen auch der Herzog von Jülich = Klewe. Wilhelm von Waldenburg, der Hofmarſchall, ward mit dieſem Geſchäffte beauftragt und es iſt bekannt, daſſ die Stadt ſich unterwerfen muſſte. Der evangeliſche Stadtrath ward in die Koſten verurtheilt und mitten im Winter aus den Thoren getrieben. Seitdem haftete auf Aachen die Schuldſumme, die der entſetzte Rath bezahlen ſollte, und von der auch die jülich=klewiſche Regierung einen beträchtlichen Antheil, als Entſchädigung für die aufgewandten Kriegskoſten foderte. Aber Aachen bezahlte, trotz aller häufigen Mahnungen, nicht, und nun verſuchte man durch Gewaltmaßregeln die Stadt zur Abtragung der Schuld zu zwingen. Es ward auf alles Eigenthum, welches aachniſche Bürger in den jülich=klewiſchen Landen, theils an Grundbeſitz, theils an Handelswaaren und baarem Gelde beſaßen, Beſchlag gelegt, und eine bewaffnete Schaar an der Gränze des ſtädtiſchen Gebietes aufgeſtellt. Dieſe Schaar aber ward bald von den muthigen Bürgern niedergeworfen. Von Jülich aus rächte man ſich durch einen Einfall in das Stadtgebiet. Da gab Aachen nach und zahlte die gefoderte Summe (1603). Als man nun aber auch noch Genugthuung dafür verlangte, daſſ die Aachner ſich an der jülichſchen Gränzwache vergriffen, da wuchs die Erbitterung in der Stadt gewaltig. Zwar ſuchte man durch gütliche Verhandlungen den Streit friedlich auszugleichen; aber es trat plötzlich ein Umſtand ein, der dieſe Bemühung gänzlich zu vereiteln drohte. Die Herzogin von Jülich=Klewe wünſchte nämlich den berühmten Heiligthümern der Stadt ihre fromme Verehrung zu beweiſen und zog mit einem glänzenden Gefolge und von zweihundert bewaffneten Reitern begleitet gen Aachen. In der Abtei Burſcheid, unfern der Stadt, machte ſie Halt und ließ die Bürgerſchaft von ihrer Abſicht benachrichtigen (1606). Es erfolgte eine höfliche Einladung an die Fürſtin und ein feierlicher Empfang ward vorbereitet. Ungehindert zog die hohe Frau mit ihrem Gefolge durch das Thor, nur den zweihundert Kriegern verwehrte man den Eintritt in

die Stadt. Es waren noch immer die Zeiten des alten, tiefgewurzelten und nicht unbegründeten Miſſtrauens, wo die Städte ſich ſorgfältig hüteten, fremdem Kriegsvolke, wie freundlich es ſich auch anſtellen mochte, ihre Thore zu öffnen, weil Hinterliſt und Gewalt nur allzuoft das gutmüthige Vertrauen betrogen hatten. Es ſcheint allerdings kaum glaublich, daſſ die Herzogin irgend eine böſe Abſicht gegen Aachen gehegt habe; vielmehr ſollte die bewaffnete Begleitung vielleicht nur den Glanz ihres Einzuges erhöhen, oder ihr Schutz und Sicherheit in der Mitte einer noch immer aufgeregten und feindlichgeſinnten Bürgerſchaft gewähren. Wie dem aber auch ſei: die hartnäkkige Weigerung der Bürgerſchaft erbitterte das jülichſche Kriegsvolk und es verſuchte den Eingang in die Stadt mit Gewalt zu erzwingen. Es kam zum förmlichen Kampfe und die Reiter wurden zurükkgeſchlagen. Die Fürſtin, des gewaltſamen Auftritts Zeugin, fand ſich höchlich beleidigt und verließ ſofort wieder die Stadt, ohne ihren frommen Vorſatz ausgeführt zu haben. In Düſſeldorf beſchloſſ man, mit dem Kriegsſchwerte in der Hand von Aachen Genugthuung zu fodern. Aber die Stadt eilte, ihr Verfahren vor dem Kaiſer zu entſchuldigen und dieſer unterſagte dem Herzoge, oder vielmehr der Regentſchaft von Jülich-Klewe jede Gewaltthat gegen Aachen. Bald darauf ward die Sache durch Vermittelung des Erzbiſchofs von Köln gütlich ausgeglichen.

Wenige Jahre danach endete der blödſinnige Herzog Johann Wilhelm ſein trauriges Leben. Er ſtarb, der letzte männliche Spröſſling ſeines Stammes, am Tage der Verkündigung Mariä 1609, in demſelben Jahre als der Abſchluſſ eines zwölfjährigen Waffenſtillſtandes zwiſchen Spanien und den vereinigten Niederlanden, einen, wenn auch ſchnell wieder verſchwindenden Hoffnungſtral für eine ruhigere Zukunft der jülich-klewiſchen Lande aufleuchten ließ.

Mit ihrem letzten Fürſten ward auch die bisherige Selbſtändigkeit dieſer Lande zu Grabe getragen und ſelbſt die enge Vereinigung, in welcher ſie ſeit einem Jahrhunderte miteinander geſtanden hatten, wurde für lange Zeit gewaltſam zerriſſen. Aber ihr Geſchikk iſt darum nicht zu beklagen. Aus den wilden Stür-

men tiefbewegter Jahrhunderte ſehen wir ſie in feſtrer Vereinigung als jemals hervorgegangen, um den Kern der preußiſchen Rheinlande zu bilden. An ein Herrſcherhaus geknüpft, das durch Weisheit, Milde und Gerechtigkeit der Seegen ſeiner Unterthanen iſt, mit einem Staate verbunden, deſſen ruhmvoller Name ſelbſt dem Feinde Ehrfurcht gebietet, haben ſie in höherer und ſchönerer Bedeutung Selbſtändigkeit und Einheit wiedergefunden und ihre große Aufgabe iſt es, an Frankreichs und Belgiens Gränzen den edeln Ruhm deutſcher Treue zu bewahren und als die Gränzwächter des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes, deutſche Geſinnung und deutſchen Muth weitumher leuchten zu laſſen. — Bemerkenswerth aber bleibt es, daſſ ſowol in Preußen als in Jülich-Klewe die heimiſchen Fürſtengeſchlechter faſt gleichzeitig in Blödſinn endeten, als wollte die Vorſehung damit recht eindringlich auf den Seegen hinweiſen, den beide Lande von dem geiſtesſtarken, hochſtrebenden Herrſcherſtamme zu erwarten hatten, deſſen kräftigen Armen ihr Geſchikk übergeben ward.

Zweite Abtheilung.

Geſchichte des preußiſch-brandenburgiſchen Staates vom Beginne des dreißigjährigen Krieges bis zum Frieden von Oliva (1619 bis 1660).

Siebzehntes Kapitel.

Kurfürſt George Wilhelm.

Einleitung — Rükkblikk auf die Verhältniſſe in Böhmen — Friedrich von der Pfalz, König von Böhmen — Kaiſer Ferdinand gewinnt den Beiſtand der Liga, um ſeine Erblande zu unterwerfen — Unentſchiedenheit und Schwäche der evangel. Partei. — Sachſen für den Kaiſer — George Wilhelm Kurfürſt — Schwierigkeit der Verhältniſſe — in der Mark — (der Kurfürſtin eifrig lutheriſche Mutter nährt des Volkes Abſcheu gegen die Reformirten) — in Preußen — in den Rheinlanden. — George Wilhelms ſchwankendes Betragen in Bezug auf die böhmiſchen Angelegenheiten. — Er begiebt ſich nach Preußen, um die Belehnung zu erhalten. — Geſchichte des Landtages. — Unruhen in Berlin wegen des Durchzugs engliſcher Kriegsvölker — Wehrverfaſſung der Mark — die verw. Kurfürſtin erregt neue Unruhen — Vermälung Guſtav Adolfs mit der Schweſter George Wilhelms. — Weſſhalb der Kurfürſt dieſer Verbindung entgegen war — Verhältniſſ Schwedens zu Polen — der Kurfürſt verſucht vergebens die Heirath zu hintertreiben. — Schluſſ des preußiſchen Landtages. — Der böhmiſche Krieg — Schlacht am weißen Berge — Friedrichs Flucht — ſeine Gemalin ſucht in Küſtrin eine Freiſtatt — Friedrich verläſſt Schleſien, wo der Markgraf von Jägerndorf ſich wakker vertheidigt, und begiebt ſich nach Berlin. — Kaiſerliche Acht — Friedrich und ſeine Gemalin fliehen nach Dänemark. — Polen erhebt neue Schwierigkeiten wegen der Belehnung mit Preußen. — Polniſche Bevollmächtigte in Königsberg. — Neuer Landtag. — Polniſche Anmaßungen. — Unter welchen Bedingungen der Kurfürſt endlich die Belehnung erhält. — Verhältniſſe in Jülich-Klewe — Bündniſſ mit Holland. — Der pfälziſche Krieg — Auflöſung der Union — Chriſtian von Braunſchweig — George Friedrich von Baden — Ernſt von Mansfeld — einzeln von Tilly geſchlagen — Friedrich entläſſt Mansfeld und Chriſtian — Fürſtentag zu Regensburg — Uebergang zum däniſch-niederſächſiſchen Kriege.

Es iſt die grauenvollſte Zeit, von welcher Deutſchlands Geſchichte zu melden weiß, die Schrekkenszeit des dreißigjähri-

gen Krieges, die an unſern Blikken jetzt vorübergehen ſoll. Ein dreißigjähriger Krieg, auch wenn er mit Menſchlichkeit und Schonung geführt werden könnte, müſſte dennoch allemal entſetzliches Unheil ſtiften; wie viel mehr aber da, wo die wildeſte Rohheit und der frechſte Uebermuth alle Schranken der Menſchlichkeit mit grauſamem Hohne durchbrechen! Wie viel mehr da, wo ein heiliger Vorwand mit ſcheußlicher Heuchelei alle viehiſchen Begierden loskettet und ihnen frei zu walten geſtattet! — Das Elend jener Zeit erreichte eine Höhe, vor welcher das Auge des ſpätern Betrachters im bangen Schauder zurükkbebt. Es gab keinen Jammer, der ſeine Schaale nicht über das unglükkliche Deutſchland ausgegoſſen hätte. Krieg, Peſt, Hungersnoth, Raub und Mord, Gewaltthat und Grauſamkeit jeder Art — der Zorn des Himmels und die blutgierige Raſerei der Menſchen vereinten ſich, um das geſeegnete deutſche Land in ein Land des Fluches zu verwandeln. Wahrlich, hätten alle Theile des großen Vaterlandes in demſelben Maße und zu derſelben Zeit leiden müſſen: — Deutſchland wäre zur Wüſte geworden. So aber raſte das Kriegsgewitter mit ungleich harten Schlägen bald hierhin bald dorthin und bei weitem nicht alle Länder empfanden ohne Unterbrechung, den endloſen Jammer der böſen Zeit. — Längſt verhallt und vergeſſen ſind Klagen und Wehruf jener unglükklichen Opfer, welche Peſt und Hunger würgte, oder teufliſche Grauſamkeit zu Tode marterte. Zwei Jahrhunderte ſind über ihre Gräber gewandelt und haben die Spuren der Verwüſtung mit neuaufblühendem Seegen überdekkt. Eine neue und beſſere Zeit, groß durch freie Entwikkelung der Geiſter, edel durch raſtloſes Emporſtreben zu immer reinerer Menſchlichkeit, iſt aus jenen Jahren des furchtbarſten Elends geboren und beglükktere Enkel brechen friedlich die Frucht, deren Saatkorn einſt mit dem Blute und den Thränen ihrer Väter gedüngt wurde. Das Unheil des dreißigjährigen Krieges gehört der Thorheit und Sünde der Menſchen an; der Seegen, welcher daraus emporblüht, der Gnade Gottes.

Wir ſahen wie in Böhmens Hauptſtadt die Fakkel des Krieges ſich entzündete. Vielleicht wäre der ganze Kampf in den

Gränzen der öſterreichiſchen Erblande beſchränkt geblieben, wenn der junge Kurfürſt Friedrich (V.) von der Pfalz das gefährliche Geſchenk der Krone, welches die böhmiſchen Stände ihm antrugen, zurükkgewieſen hätte. Das tiefblikkende Auge ſeiner Mutter, der verwittweten Kurfürſtin, erkannte das und rieth dem Sohne, die Böhmen von ſich zu laſſen. Es könne leicht aus dem Kampfe um dieſe irdiſche Königskrone, ein furchtbarer Kampf um den Glauben entſtehen, der ganz Deutſchland in Flammen ſetzen müſſe. So urtheilte die weiſe Frau. Aber Friedrichs Gemalin, die Tochter Jakob's von Engelland, im Glanze eines Königthrones geboren, war danach lüſtern, ſelbſt eine Krone zu tragen. Ihre Bitten vereinigten ſich mit den Vorſtellungen des fürſtlichen Beichtvaters Skultetus und mit den kühnen Verheißungen des Fürſten Chriſtian von Anhalt, des thätigſten Mitgliedes der evangeliſchen Verbindung. Friedrich ließ ſich überreden und belud ſich mit der Krone, deren Gewichte, zumal in einer ſo ſturmbewegten Zeit, er keineswegs gewachſen war. Weder Feldherr noch Staatsmann, mangelten ihm alle Eigenſchaften, um einem entſchloſſenen Feinde, wie Ferdinand, das Erbe der Väter zu entreißen. — Die Wahl der Böhmen war auf ihn gefallen, weil ſie vom evangeliſchen Bunde, deſſen Haupt er war, und von ſeinen mächtigen Blutsverwandten kräftigen Beiſtand erwarteten. Denn der König Jakob von Engelland war ſein Schwiegervater, der Fürſt Moritz von Oranien, der an der Spitze der vereinigten Niederlande ſtand, ſein mütterlicher Oheim, und George Wilhelm von Brandenburg mit Friedrichs Schweſter Eliſabeth Charlotte (ſeit 1605) vermählt. Keine unwichtigen Bundesgenoſſen, die, wenn ſie vereint mit dem evangeliſchen Bunde, es ernſtlich meinten, den Pfälzer auf Böhmens Thron zu erhalten, dem Kaiſer Ferdinand wol nur geringe Ausſicht geſtatteten, ſeine verlorene Krone wiederzugewinnen. Denn alle öſterreichiſchen Erblande waren im Aufſtande wider den Kaiſer und vereinigten ſich bald darauf (19ten Neujahrmonds 1620) zu Preſſburg zu einer gemeinſamen Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten gegen Ferdinands Eingriffe und in Ungarn trachtete überdieß Bethlen Gabor, der Fürſt

von Siebenbürgen, nach der Krone. Man muſſ geſtehen, alle Umſtände vereinigten ſich zu Friedrichs Gunſten. Aber dem jungen Könige fehlte der Geiſt, dieſe Umſtände geſchikkt zu benutzen und gleich die erſte, warme Begeiſterung der öſterreichiſchen Erblande zur Vernichtung ſeines Gegners aufzuwenden. Er ſchien ſich vielmehr der thörichten Hoffnung hinzugeben, Ferdinand durch gütliche Verträge zur Abtretung der böhmiſchen Krone zu bewegen und ſtatt mit dem Schwerte in der Hand raſch vorwärts zu eilen, vergeudete er zu Prag die koſtbare Zeit mit prunkenden Feſten. Auch verſtand er es nicht, die Zuneigung des Volkes, das ihn auf den Thron gerufen, ſich zu bewahren. Dem gemeinen Manne gab er Aergerniſſ durch ſeinen unzeitigen Eifer für die reformirte Kirche, die Großen des Landes entfremdete er ſich dadurch, daſſ er nicht einem von ihnen, ſondern dem Fürſten Chriſtian von Anhalt und dem Grafen von Hohenlohe den Oberbefehl über das Kriegsheer anvertraute, und während ſeine Gemalin durch britiſchen Stolz beleidigte, miſſfiel er ſelbſt durch Vernachläſſigung der Landesſitte und des Anſtandes. Muſſten ſolche Verhältniſſe ſchon Beſorgniſſ erregen, ſo kam noch dazu, daſſ diejenigen, auf deren Beiſtand man hoffte, durchaus keinen Ernſt, ja nicht einmal offene Entſchiedenheit zeigten.

Ferdinand dagegen, von der Gefahr errettet, die ihn ſo furchtbar nahe in ſeiner Hofburg zu Wien umringte, geſchmükkt mit der Reichskrone und voll ſchwärmeriſcher Begeiſterung für die alte Kirche, hielt ſich von Gott berufen, die Ketzerei des Lutherthums von Deutſchlands Boden zu vertilgen und zweifelte keinen Augenblikk an einem günſtigen Erfolge. Der Abfall Böhmens, die Empörung aller ſeiner Erblande beugte nicht ſeinen Muth, ſondern ſpannte nur die Kraft ſeines Geiſtes an, um dem ringsum brauſenden Sturme Trotz zu bieten und ſeine Gewalt zu beſchwören. Zunächſt ſuchte er den Beiſtand des katholiſchen Bundes (der Liga), zu gewinnen, an deſſen Spitze ſein Schwager, Maximilian von Baiern, ſtand. Der Herzog Maximilian war unſtreitig einer der tüchtigſten Fürſten ſeiner Zeit. Voll Kraft und Entſchiedenheit, dabei klug und ſcharf-

blikkend, unerſchrokken und tapfer, beſaß er alle Eigenſchaften eines Bundeshauptes und wirklich folgte die Liga unbedingt ſeiner Leitung. Dem katholiſchen Glauben vielleicht eben ſo eifrig ergeben als Ferdinand, verſtattete er doch den Prieſtern und Jeſuiten keineswegs ſo bedeutenden Einfluſſ auf ſeine Rathſchläge, als dieſer, und wenn ihm auch der neue Glaube ein Gräuel war, ſo wünſchte er doch keinesweges durch die Unterdrükkung der Proteſtanten die Reichsverfaſſung umzuſtoßen und dem Kaiſerhauſe ein unbedingtes Uebergewicht in Deutſchland zu verſchaffen. Der katholiſche Bund bildete gewiſſermaßen eine Mittelmacht, eben ſo bereit den Anmaßungen des Kaiſers entgegenzutreten, als die Evangeliſchen zu bekämpfen. Ferdinand verhieß dem Herzoge für ſeinen und der Liga Beiſtand, die pfälziſche Kurſtimme und den Beſitz der Oberpfalz; denn mit dem Verluſte des Kurhutes und der pfälziſchen Erblande ſollte Friedrich dafür büßen, daſſ er die Wahl der empörten Böhmen angenommen. Durch ſolchen Gewinn gelokkt, ſagte der Baier dem Kaiſer zur Wiedereroberung Böhmens und zum Schutze der katholiſchen Kirche Beiſtand zu, doch mit der ausdrükklichen Bedingung, daſſ ihm die unumſchränkte Leitung des katholiſchen Bundes verbliebe. Jetzt ward mit aller Kraft gerüſtet, während der Pabſt eifrig zum Kampfe anmahnte und den Kaiſer mit anſehnlichen Geldſummen unterſtützte. Auch der König Philipp (III.) von Spanien erklärte ſich endlich zum Beiſtande bereit (1620).

Dieſer kräftigen Thätigkeit der katholiſchen Partei gegenüber, zeigte ſich bei den Proteſtanten nichts als Halbheit und Schwäche. Der unſelige Zank zwiſchen den Lutheriſchen und Reformirten verblendete ihre Augen dermaßen, daſſ ſie die furchtbare Gefahr gar nicht zu begreifen ſchienen, die der gemeinſamen Kirche drohte. Der raſende Parteihaſſ machte ſich ſelbſt in der Mitte des evangeliſchen Bundes geltend. Viele der lutheriſchen Mitglieder fanden es höchſt bedenklich, dem kalviniſchen Friedrich von der Pfalz beizuſtehen und dadurch das böhmiſche Land der Gefahr auszuſetzen, vom rechten Glauben abgezogen zu werden. An kräftige Maßregeln war nicht zu denken und

der Hauptbeſchluſſ, der nach langen Berathungen gefaſſt wurde, beſtand darin: in Bezug auf die böhmiſchen Angelegenheiten allenthalben „gute Obacht" zu halten. — Der Kurfürſt von Sachſen, Johann George, gehörte gar nicht mehr zu dieſem Bunde, ſeitdem ein kalviniſcher Fürſt an der Spitze desſelben ſtand. Denn ungleich verhaſſter als die Katholiken, waren ihm die kalviniſchen Ketzer, die von den lutheriſchen Gottesgelehrten mit der zügelloſeſten Wuth verläſtert und verfolgt wurden. Vor allen war ihm der Pfälzer verhaſſt und er ließ ſich gern von ſeinem Hofprediger Hoe von Hoenegg überzeugen, daſſ „von dieſem kalviniſchen Geiſt mehr Unheil zu befürchten ſei, als ſelbſt von den Papiſten." Daher hielt es nicht ſchwer, ihn zum offenbaren Bundesgenoſſen des Kaiſers anzuwerben, nachdem man ſein proteſtantiſches Gewiſſen durch die Zuſage beſchwichtigt hatte, daſſ der evangeliſchen Religion in Böhmen und den dazugehörigen Ländern kein Abbruch geſchehen, auch die Zurükkerſtattung der eingezogenen katholiſchen Stifter in Sachſen, nicht weiter gefodert werden ſolle.

Durften die Böhmen und die Proteſtanten der übrigen öſterreichiſchen Erblande ſolchergeſtalt auf den Beiſtand ihrer Glaubensgenoſſen in Deutſchland kaum noch irgend eine Hoffnung bauen; ſo ſchlug auch ihre Rechnung fehl, wenn ſie auf eine kräftige Unterſtützung von Holland und Engelland zählten. Denn die Holländer, denen es übrigens keineswegs an Eifer für die gemeinſame Sache fehlte, wurden durch ihren eigenen Krieg mit Spanien hinreichend beſchäfftigt, und der König Jakob von Engelland beſann ſich lange auf einen entſcheidenden Entſchluſſ und ward endlich durch ſpaniſche Liſt, die ihm eine Vermälung des engliſchen und ſpaniſchen Könighauſes vorſpiegelte, ganz und gar davon abgehalten, ſeinen Schwiegerſohn zu unterſtützen.

So ſtanden die Verhältniſſe, als der vierundzwanzigjährige George Wilhelm von Brandenburg den Herrſcherſtab aus den Händen ſeines ſterbenden Vaters empfing. Eine würdige Stellung unter ſo verworrenen Umſtänden zu behaupten, würde eine ſchwierige Aufgabe ſelbſt für einen reichbegabten und kräf-

tigen Geiſt geweſen ſein; wie viel mehr für den jungen Kurfürſten, der den großen Anſprüchen der Zeit in keiner Hinſicht gewachſen war? Von mittelmäßigen Fähigkeiten, dem Becher und dem Jagdvergnügen faſt unmäßig zugethan, ohne Feſtigkeit und Entſchiedenheit, ward er bald von dieſer, bald von jener Partei in den wilden Strudel der Begebenheiten geriſſen, und wenn auch bisweilen ein edleres Selbſtgefühl in ſeiner Bruſt rege ward und ihn mit tiefer Entrüſtung über die unwürdige Rolle erfüllte, zu welcher die Ungunſt des Geſchikkes und eigene Schwäche ihn verurtheilten, ſo vermochte er doch nie zu kräftiger Entſchiedenheit ſich emporzuarbeiten und ſeinen Platz mit größerer Würde zu behaupten. Freilich darf man nicht überſehen, daſſ außer den allgemeinen Wirren der Zeit, ihm noch insbeſondere große Schwierigkeiten entgegenſtanden, die wie lähmende Feſſeln, jeden ſeiner Schritte hemmten. Es war nicht ein Land und ein Volk, dem er als Herrſcher ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden muſſte, ſondern er muſſte ſeine Blikke auf drei von einander getrennte Lande richten, deren innere Verhältniſſe weſentlich von einander verſchieden waren und deren jedes die Thätigkeit des Fürſten für ſich in Anſpruch nahm. Zwar in den brandenburgiſchen Marken durfte er ohne Hinderniſſ den Fürſtenſtuhl ſeiner Väter beſteigen und von dem treuen Volke hatte er weder Empörung noch Abfall zu beſorgen. Dennoch aber war hier die Unzufriedenheit mit der Religionsveränderung des Fürſtenhauſes noch lange nicht beſchwichtigt und die eigene Mutter George Wilhelms, die verwittwete Kurfürſtin Anna, eben ſo eifrig lutheriſch als ihr Sohn kalviniſch, ſchürte das Feuer des Parteihaſſes immer von Neuem. Der Abſcheu gegen die kalviniſche Ketzerei ging bei ihr ſo weit, daſſ ſie darüber der mütterlichen Liebe vergaß und ihrem Erſtgebornen, wenn es möglich geweſen wäre, gern die Nachfolge in den väterlichen Landen entzogen hätte, um ſie ihrem jüngern Sohne, Joachim Siegmund zuzuwenden, den ihre Fürſorge bisher noch in der rechtgläubigen lutheriſchen Kirche zu erhalten gewuſſt. War dieß aber, der deutſchen Reichsverfaſſung gemäß, ganz unausführbar, ſo verſuchte ſie wenigſtens ihren Gemal zu einer

Theilung ſeiner Lande zu bewegen. Die jülichſche Erbſchaft gehörte ja eigentlich ihr und ſie meinte ein Recht zu haben, dieſelbe als abgeſonderte Herrſchaft, ihrem jüngern Sohne zu überweiſen. Aber ihr Gemal, der Kurfürſt, widerſetzte ſich ſtandhaft einem Plane, der einerſeits die heranwachſende Macht des Staates wieder zu zerſplittern drohte, andrerſeits in den wilden Wirren der Zeit, leicht den Verluſt der ganzen Erbſchaft herbeiführen konnte. — Doch auch nach ihres Gemals Tode gab ſie ihre Pläne nicht auf, und unterhandelte nun mit dem Könige von Polen, um ihrem Lieblinge Joachim Siegmund das preußiſche Lehen zu verſchaffen. — Und kamen auch die Schritte, welche die lutheriſche Mutter gegen ihren kalviniſchen Sohn that, vielleicht nicht immer zur offenen Kunde des Volkes, ſo verhehlte doch die Fürſtin ihren Glaubenseifer auf keine Weiſe und beſtärkte in ſolcher Art auch das Volk in ſeinem blinden Haſſe gegen die evangeliſche Schweſterkirche. Dieſer beklagenswerthe Glaubenshaſſ aber muſſte dem Kurfürſten um ſo mehr bei allem, was er unternehmen wollte, die Hände binden, als jede Ausführung kräftiger Maßregeln von dem guten Willen und der Zuſtimmung der Landſtände abhängig war. Denn obwol dieſelben über die Maßregeln, welche der Fürſt in Beziehung auf auswärtige Verhältniſſe zu ergreifen hatte, nicht befragt werden durften, ſo ſtand es doch in ihrem Willen, die nöthigen Geldſummen entweder zu bewilligen oder zu verweigern. Das Miſſtrauen der eifrig lutheriſchen Stände gegen ihren Landesherrn aber war noch dadurch vermehrt worden, daſſ man allmälig alle Lutheriſchen aus dem Geheimrath des Fürſten entfernt und denſelben mit Reformirten beſetzt hatte. Nur ein Mitglied dieſer hohen Behörde machte gewiſſermaßen eine Ausnahme. Graf Adam von Schwarzenberg, der bald einen überwiegenden Einfluſſ auf den Kurfürſten gewann und mit den höchſten Staatsämtern bekleidet ward, gehörte der evangeliſchen Kirche gar nicht an, ſondern war katholiſch.

Wo möglich noch leidenſchaftlicher als in den Marken, erwies ſich der Widerwille gegen das Glaubensbekenntniſſ des Fürſten im Herzogthume Preußen, und hier, wo die widerſpän=

ſtigen Stände allemal an Polen einen erwünſchten Rükkhalt fanden, wo man polniſcher Seits, ohnehin den Empfang des Lehens auf jede Weiſe zu erſchweren ſuchte, hier konnte des Volkes ungünſtige Stimmung leicht die allerſchwerſten Nachtheile herbeiführen. Wie, wenn die Stände es am polniſchen Königshofe, wo man durch Geld Alles auszurichten vermochte, dahin brachten, daſſ dem Kurfürſten die Ertheilung der Lehen geradezu verweigert wurde? — Hier ſchüzte nicht, wie in Deutſchland, ein geordnetes Staatsrecht vor ſolchen gewaltthätigen Eingriffen, und doch ſollte auch Deutſchland bald erfahren, daſſ altgeheiligte Rechte der eigenmächtigen Gewalt keine Schranken zu ſetzen vermögen.

Die Rheinlande endlich, in denen Holländer und Spanier ſich noch fortwährend umhertummelten, waren überhaupt noch kaum als Beſitz zu betrachten, und ſollten ſie dem Hauſe Brandenburg erhalten werden, ſo erfoderte es die gröſste Aufmerkſamkeit, den Pfalzgrafen von Neuburg, der den großen Vortheil für ſich hatte, daſſ er ſich an Ort und Stelle befand, nicht zu weit um ſich greifen zu laſſen.

Unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen war es dem jungen Kurfürſten wol nicht zu verdenken, wenn er mit ſchwankendem, unſicherm Schritte die gefährliche Herrſcherbahn betrat. Gern hätte er ſeinem Schwager, dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, mit aller Macht Beiſtand geleiſtet. Die Bande der Blutsverwandtſchaft und des gleichen Glaubens zogen ihn auf dieſe Seite. Aber die Furcht vor dem Kaiſer, die Beſorgniſſ, Polen, das mit dem Hauſe Oeſterreich im engen Bündniſſe ſtand, möchte es übel nehmen, wenn er einen Feind des Kaiſers und noch dazu einen kalviniſchen Ketzer unterſtüzte, und endlich der Widerwille ſeines eigenen Volkes gegen ein ſolches Unternehmen, hielt ihn zurükk. Wol dachte George Wilhelm und ſeine vertrauteſten Räthe daran, alle reformirten Fürſten und Lande zu einem großen Bunde zu vereinigen; aber es blieb bei dem Gedanken und für den neuen König von Böhmen geſchah nichts weiter, als daſſ ihm unter der Hand einiges Geſchütz überlaſſen und Kriegswerbungen in den Marken, ſo wie

der Durchzug des Kriegsvolkes, das für ihn im Auslande gerüſtet worden, geſtattet wurde. Mit dieſen halben Maßregeln wollte man ſich vorläufig begnügen, um ſpäterhin, je nachdem die Verhältniſſe ſich geſtalten würden, vielleicht kräftiger einzuſchreiten.

George Wilhelms nächſte und angelegentlichſte Sorge aber war auf Preußen gerichtet. Hier konnte jede Säumniſſ Gefahr bringen und er eilte daher, früher in Königsberg einzutreffen, ehe die Kunde von dem Tode ſeines Vaters hieher gelangt ſein konnte. Er ließ ſich nicht einmal Zeit, den hohen Verblichenen zu beſtatten, ſondern verſchob das feierliche Leichenbegängniſſ auf gelegenere Umſtände und reiſte ab, nachdem er den Herrn Adam von Putlitz zum Statthalter in den Marken beſtellt hatte, doch ſo, daſſ derſelbe die Landesverwaltung mit dem Geheimrath theilen muſſte, an deſſen Spitze ſich der Kanzler Prukkmann befand. Die Leitung der jülich-klewiſchen Angelegenheiten blieb beinahe ausſchließlich den Händen des Grafen von Schwarzenberg überlaſſen, der dieſelbe ſchon ſeit einer Reihe von zehn Jahren zur großen Zufriedenheit ſeiner Herren geführt hatte.

Seitdem Preußen, in jammervoller Verblendung, ſich ſelbſt an die polniſche Krone gekettet hatte, gährte das Land beinahe fortwährend in innerem Parteienzwiſt, der bald in der Religion bald in angemaßten oder wirklichen Rechten ſeinen Grund ſuchte und die Gemüther mit Eiferſucht und Argwohn erfüllte. So fand denn der Kurfürſt auch jetzt die drei Städte Königsberg in großer Aufregung. Ein Zank zwiſchen dem Rathe und der Bürgerſchaft und namentlich den Zünften der Kaufleute und Mälzenbräuer, war bereits ſo weit gediehen, daſſ man die Entſcheidung des Königs von Polen nachgeſucht, der die Sache dem Hofgerichte zur Unterſuchung überwieſen hatte. Mit Mühe bewirkten die Vorſtellungen des Kurfürſten eine gütliche Beilegung und mit dem Beginne des neuen Jahres (1620) ward der Landtag zuſammenberufen. Der Fürſt muſſte erſt mit den Ständen einig ſein, bevor er hoffen durfte, ſein Geſuch um die Belehnung mit dem Herzogthume in Warſchau berükkſichtigt zu

ſehen. Der Landtag trat zuſammen. Aber weit gefehlt, daſſ man mit Vertrauen und Wohlwollen dem neuen Landesherrn ſich angeſchloſſen und ihn in ſeinen Beſtrebungen unterſtützt hätte, trat ſofort wieder die alte Parteiſucht hervor und bemühte ſich Beſchwerden auf Beſchwerden zu häufen. Aus dem Schooße der „querulirenden“ Stände*) hatte ſich eine neue Partei gebildet, die unter dem Namen der „klagenden Landräthe“ dem Fürſten das Leben ſehr ſauer machte. Ihr Geſchrei gegen die Ausbreitung der kalviniſchen Lehre war ohne Gränzen. „Der Kurfürſt beſetze die erledigten Staatsämter nur mit „Proteſtirenden,“**) klagten ſie, „denen der Ernſt mangele, der eingedrungenen Ketzerei kräftig zu ſteuern.“ — Auch darüber erhoben ſie Beſchwerde, daſſ der verſtorbene Landesherr alle Woche Bericht von den Regimentsräthen eingefodert, ja ſogar die Einſendung der ſchriftlichen Verhandlungen verlangt habe. — Es war klar, daſſ man nach Beſchwerden mühſam ſuchte, weil eigentlicher Grund zur Unzufriedenheit gänzlich mangelte, und wie nachgiebig auch George Wilhelm ſich bewies, ja in ſeiner Nachgiebigkeit gar ſo weit ging, es den lutheriſchen Predigern zu geſtatten, daſſ ſie ihre Gemeinden öffentlich vor dem Beſuche des reformirten Gottesdienſtes warnen durften, ſo überwand er doch keinesweges die eigenſinnige Zähigkeit der klagenden Landräthe. Sie verſicherten, dem neuen Landesherrn nicht eher huldigen zu wollen, als bis alle ihre Beſchwerden erledigt wären. Die beſſer geſinnte Partei wuſſte dem Kurfürſten nicht anders zu rathen, als daſſ man bei dem Könige von Polen darauf antragen möge, alle Beſchwerden für ſo lange unerledigt ruhen laſſen zu dürfen, bis der Kurfürſt Belehnung und Huldigung empfangen habe.

Wie nichtsſagend und jämmerlich dem nach auch die Gegenſtände waren, um welche die Verhandlungen des Landtages ſich drehten, ſo konnte man doch in den Berathungen kein Ende

---

*) S. Th. 2. S. 129. f.
**) Ebendaſ.

finden und blieb volle neun Monate lang beiſammen. Eine verheerende Seuche verbreitete ſich über das Land und raffte in der Hauptſtadt allein fünfzehntauſend Menſchen hin. Doch ſelbſt dieſe furchtbare Geißel zwang die Gemüther zu keiner Einigkeit. Der Landtag flüchtete von einer Stadt zur andern, um immer von Neuem da zu beginnen, wo man ſtehen geblieben war. Daſſ hauptſächlich polniſcher Einfluſſ geſchäfftig war, um das fruchtloſe Wortgezänk zu verlängern und den Parteigeiſt rege zu erhalten, liegt klar am Tage. Hatte es doch gleich im Beginne des Landtages der königlich polniſche Geheimſchreiber Albert Gieſe, der den Verhandlungen im Auftrage ſeines Herrn beiwohnte, zwei wakkern preußiſchen Edelleuten, dem Hauptmann zu Tapiau, Wolf Heinrich Truchſeſſ zu Waldburg, und dem Hauptmanne zu Preuſch-Mark, Albrecht Fink, zum ernſtlichen Vorwurfe gemacht, daſſ ſie gar keine Beſchwerden gegen den Kurfürſten vorzubringen hätten, ein Betragen, das, wie er verſicherte, „Seiner königlichen Majeſtät zum ſonderlichen Deſpekt" gereichen werde. — Abgeſehen von der unbegränzten polniſchen Anmaßung, die in Preußen gern den letzten Schein von Selbſtändigkeit vernichtet und das Land vollkommen polniſch gemacht hätte, ſo gaben vielleicht auch die Schritte, welche die verwittwete Kurfürſtin gegen ihren eigenen Sohn that, zu dieſem Betrage nähere Veranlaſſung. Es iſt ſchon erwähnt worden, wie ſehr ſie ſich am polniſchen Hofe darum bemühte, das Lehengeſuch George Wilhelms zu hintertreiben, um das preußiſche Herzogthum ihrem jüngern Sohne zuzuwenden. Aber auch außerdem bereitete ihr ächtlutheriſcher Eifer dem Kurfürſten mancherlei Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten.

Während George Wilhelm ſolchergeſtalt mit den preußiſchen Ständen verhandelte, herrſchten Spannung und Aufregung der Gemüther auch in der Mark und führten ſogar zu beſorglichen Auftritten. Es war zunächſt die Annäherung von etwa dreitauſend Engelländern, die hier Unruhe und Beſorgniſſ erregte. Dieſe Engelländer, angeführt von dem Oberſten Andreas Grey, zogen dem Könige Friedrich von Böhmen zu Hilfe. Sie kamen nicht eigentlich als Hilfstruppen des Königes von Engelland,

ſondern waren nur, mit Jakobs Bewilligung, von einzelnen, nach Abenteuern begierigen Edelleuten, vorzüglich von Grey ſelbſt, angeworben worden. Ein zügelloſes Geſindel, das hauptſächlich aus Kerkern und Gefängniſſen herbeigeſtrömt war, um dem Kriegsbanner zu folgen, unbewaffnet, ja zum Theile ſogar nur in Lumpen gekleidet. Sie ſchifften die Elbe herauf, um durch die Marken ihren Weg nach Böhmen zu nehmen. Was man in jenen rohen Zeiten von ſolchen Gäſten zu befahren hatte, war bekannt genug, um jedes Dorf und jede Stadt in Angſt zu ſetzen, dem ſie mit ihrem Beſuche drohten. Hatte doch nur kurz zuvor eine wohlgeordnete Schaar des Herzogs Wilhelm von Weimar, die auf ihrem Wege von den Niederlanden nach der Lauſitz durch das Brandenburgiſche zog, ungeachtet ihres Verſprechens, für alle Bedürfniſſe mit baarem Gelde zu bezahlen, in der Mark, gleich erklärten Feinden, geplündert und geraubt. Was muſſte man denn nicht von dieſen Engelländern fürchten, die weder Geld noch Kleidung hatten, und eher einer Räuberhorde, als einem Kriegsheere glichen! Und was ihren Beſuch noch läſtiger machte, war eine anſtekkende Seuche, die unter ihnen herrſchte. — Den ſtrenglutheriſchen Brandenburgern aber war dieſes Kriegsvolk ſeines reformirten Glaubens wegen und weil es dem kalviniſchen Böhmenkönige zu Hilfe kam, doppelt verhaſſt, und wäre es auf ſie angekommen, ſo hätten ſie wol gerne dem Beiſpiele der Herzoge von Meklenburg gefolgt, welche die Fremdlinge mit gewaffneter Hand von ihrer Gränze zurükkhielten. Aber anders dachte der Kurfürſt und die Männer, denen er die Verwaltung der Mark übertragen hatte. Der Kaiſer war mit ſeinem Geſuche um Beiſtand zum Kampfe gegen Böhmen, zurükkgewieſen worden. Brandenburg erklärte, parteilos bleiben zu wollen. Doch hielt man es dieſer Parteiloſigkeit nicht zuwider, wenn man den Feinden des Kaiſers ungehinderten Durchzug durch die Marken geſtattete. Hätte man doch gerne dem Pfälzer kräftigern Beiſtand geleiſtet, wäre nicht das Volk einem ſolchen Verfahren durchaus abgeneigt geweſen. Als nun die Engelländer die märkiſche Gränze (bei Lenzen) erreicht hatten, wuchs der Unmuth und die Unzufriedenheit der

Brandenburger. „Ich wollte“ — ſchrieb der Kanzler Prukk=mann dem Kurfürſten — „daſſ die Fremden erſt vorüber wären. Der gemeine Haufe, aus Haſſ gegen die Religion (d. h. gegen die Reformirten), geht knurren und murren, daſſ man ſie nicht auch abgetrieben.“ —

Indeſſen ging Anfangs Alles beinahe über Erwarten gut. Die Engelländer, größtentheils auf Koſten des Kurfürſten mit den nöthigen Bedürfniſſen verſorgt, verhielten ſich ruhig und gaben keine Urſache zu Klagen. Bald aber ward es anders. Das wilde Kriegsgeſindel begnügte ſich nicht mehr mit dem, was ihm verabreicht wurde, ſondern verübte Raub und Gewalt=thätigkeiten, ſo daſſ das Landvolk erſchrokken in die Städte flüch=tete und die Regierung ſich genöthigt ſah, im Ruppiniſchen und Havelländiſchen die Ritterſchaft aufſitzen zu laſſen, auch an ver=ſchiedenen Orten die Bauern aufzubieten, um Gewaltthaten und Unordnungen zu verhindern. Vor allem aber klagte man über die Seuche, die das fremde Volk in das Land geſchleppt hatte. —

Man ſah jetzt wohl ein, wie gefährlich und miſſlich in die=ſen kriegeriſchen Zeiten die Lage eines Landes ſei, das von kei=ner gewaffneten Macht geſchützt wurde, und die Regierung hätte gerne kräftige Maßregeln ergriffen, um ſolchem Uebelſtande ab=zuhelfen. Aber bei dem gänzlichen Verfalle der Kriegsverfaſſung war dieß nicht leicht möglich zu machen. An ein ſtehendes Heer war nicht zu denken und das Aufgebot des Lehenadels und der Bürgerſchaft hatte, mit dem Erlöſchen des Fehdeweſens und Ritterthums, ſeine Kraft und Bedeutung verloren. Die Edel=leute, ſtatt ſelbſt ritterlich gerüſtet mit ihren Mannen zu erſchei=nen, ſandten ihr Geſinde, Kutſcher, Vögte und Fiſcher, auf elenden Kleppern dem Banner des Landesherrn zu. Wollte dieſer tüchtige Krieger haben, ſo muſſte er Söldner in Dienſt nehmen, die aber außerordentlich theuer zu ſtehen kamen und deſſhalb ſelten ganz befriedigt werden konnten. Dann lagen ſie dem Lande und dem Fürſten zur Laſt, wie ein Unheil, das man zu ſeinem eigenen Verderben heraufbeſchworen. Darum nahm man nur im dringenden Falle zu dieſem gefährlichen Mittel

ſeine Zuflucht. — Auch mochte die märkiſche Landesregierung ſich nicht ſogleich zu ſo koſtbaren und immer miſſlichen Vertheidigungmaßregeln entſchließen. Sie verſuchte vielmehr die Errichtung einer Art von Landwehr, wozu auch die Stände ihre Einwilligung, aber nur höchſt ungenügende Geldſummen, gaben. Die Folge davon war, daſſ dieſe unbeſoldeten Vaterlandsvertheidiger angewieſen wurden, ihren Sold zu erbetteln und zwar ſollte ein jeder Bauer gehalten ſein, dem Manne zwei, ein jeder Käthner (Koſſäte), einen Pfennig zu reichen und die damit Unzufriedenen, durch Prügel zurükkzuweiſen. — In ſolcher Weiſe ſchuf man ein Heer von berechtigten Bettlern, die dem Lande auf alle Weiſe zur Laſt fielen, ohne ihm Schutz zu gewähren. Man muſſte ſich endlich doch dazu bequemen, eine Söldnerſchaar anzuwerben, mit deren Errichtung der Oberſte Iſaak von Kracht beauftragt ward. Tauſend Fußknechte und dreihundert Reiter wurden auf drei Monate zum Schutze der Gränzen in Dienſt genommen und dieſe ganz unzulängliche Streitmacht koſtete der Mittel= und Ukermark monatlich 21,000 Thaler, die durch ein verhältniſſmäßig ſehr hohes Kopfgeld aufgebracht wurden, von deſſen Erlegung Niemand, ſelbſt der geringſte Dienſtjunge nicht, ausgeſchloſſen blieb.

Mittlerweile nahte das engliſche Kriegsvolk ſich den Mauern Berlins (30ſten Heumonds). Die Bürgerſchaft war in der höchſten Aufregung. Ein abgeſchmakktes Gerücht, des Kurfürſten Oheim, der Markgraf Johann George, Herzog von Jägerndorf, ſei heimlich in die Stadt gekommen, um an der Spitze der Engelländer ſchwere Rache für die Beleidigung zu nehmen, die er vor fünf Jahren*) als Statthalter der Mark in Berlin erlitten, beunruhigte und ängſtigte die Gemüther. Es war vergebens, daſſ Kanzler und Geheimrath die Gährung durch vernünftige Vorſtellungen zu beſchwichtigen ſuchten, vergebens, daſſ ſie die Verſicherung gaben, die Fremden ſollten gar nicht in die Stadt gelaſſen werden und man könne alle Thore, bis auf eins, verſchließen. — Die zweite Landesbehörde, die Amtskammer, deren

---

*) Vergl. B. 2. S. 877.

Mitglieder aus lauter Lutheriſchen beſtanden, foderte die Bürgerſchaft ſelbſt zur Vertheidigung der Stadt auf. — Als nun die Engelländer am 30ſten Heumonds in die Nähe der Stadt kamen, raſſelten hier plötzlich die Lärmtrommeln durch alle Straßen, die Bürger griffen zu ihren alten, verroſteten Doppelhaken und ſtürzten auf die Sammelplätze. Bald ſtand die ganze Bürgerſchaft unter Waffen und der Kanzler Prukkmann, deſſen Abmahnungen kein Gehör mehr fanden, beſchloſſ „die Sache gehen zu laſſen“ — da er nichts ändern und ausrichten konnte. „Die Wache in Köln,“ meldet er dem Kurfürſten, „war von ihrer Zween angeführt, die ihr Lebetage wol keinen todten Menſchen im Felde geſehen. Da war ein Trommelſchlagen, Platzen und Schießen auch Schreien in beiden Städten die ganze Nacht hindurch, daſſ ihrer wol wenige die ganze Nacht hindurch werden geſchlafen haben. Denn es war Alles beſoffen, was da war. Da hätte man wohlbeſchoſſene Musketiere ſehen ſollen“ u. ſ. f. „Das beſſte davon war, daſſ ſie uns, die wir von der (reformirten) Religion waren, einen dermaßen freundlichen Anblikk gaben, als wollten ſie uns freſſen.“ — Zuletzt meldet der Kanzler noch ſeinem Herrn, wie das tolle Volk auch in der Nähe des Schloſſes ein ſo übergroßes Platzen und Schießen getrieben, „daſſ auch Ew. Durchlaucht junges, ungetauftes Herrlein (der nachmalige große Kurfürſt, geb. am 6ten Hornung, deſſen Taufe bisher noch immer verſchoben worden war) zwier in der Wiegen ziemlich erſchrekkt worden, daſſ leicht ein andrer Unrath daraus entſtehen können. Ich glaube, daſſ der Teufel dieſes zuvörderſt geſucht habe.“ —

Indeſſen zogen die Engelländer ruhig an der Hauptſtadt vorüber, wo das Wirbeln der Trommeln und das Knallen der Feuergewehre ihnen gewiſſ unerklärlich blieb. Trotzdem beruhigten ſich die Berliner erſt zwei Tage danach und geſtatteten nur allmälig der alten Ordnung wieder die gewohnte Herrſchaft. — Der Kurfürſt war ſehr ungehalten, als er von dieſem ſeltſamen Auftritte Nachricht erhielt. Doch gab er den Befehl, die Sache vor der Hand unbeſtraft zu laſſen. „Es werde ſchon eine gelegnere Zeit kommen, ſolche muthwillige Buben zur Strafe

zu ziehen.“ — Der Kaiſer aber nahm es hochlich übel, daſſ man ſeinen Feinden den Durchzug durch die Mark geſtattet und dadurch die öffentlich erklärte Parteiloſigkeit verletzt habe. Er ſprach ſeinen Unwillen „in einem ungütigen, harten und bedräulichen Schreiben“ aus, wie Prukkmann dem Kurfürſten anzeigte.*)

War es nun zum großen Theile Glaubenseifer und Haſſ gegen die Kalviniſchen, was die Berliner ſo in Aufregung gebracht hatte, ſo verdient es wol um ſo gerechtern Tadel, daſſ die verwittwete Kurfürſtin dieſe Leidenſchaftlichkeit gefliſſentlich zu erhalten ſuchte. Von Wittenberg her berief ſie den Dr. Balthaſar Meißner, einen zügelloſen lutheriſchen Eiferer, den ſchon der verſtorbene Kurfürſt des Landes verwieſen hatte. Dieſer Mann muſſte in ihrem Gemache auf dem Schloſſe „Predigt halten“ und mit der Fürſtin Genehmigung verſammelte ſich dort eine Menge Menſchen aus der Stadt, um die Lehren und Ermahnungen des rechtgläubigen Herrn zu vernehmen. Er aber empfahl der Fürſtin und allen Zuhörern höchſt dringend und beweglich, nicht müde zu werden, für ihren Landesherrn zu beten, ob er noch zu bekehren ſei, und verſicherte, daſſ Gott auf ſolche Fürbitte achten und das Herz des Kurfürſten von aller Ketzerei abwenden, auch die kalviniſchen Heuſchrekken aus dem Lande treiben würde. Die unbarmherzigſten und zügelloſeſten Schmähungen gegen die „gottloſen Kalviniſten“ bildeten den Kern ſeiner Vorträge. Wie leicht vorherzuſehen, vermehrte dieß die leidenſchaftliche Spannung der Gemüther und bald verbreitete ſich die Sage, man dürfe mit Sicherheit auf den baldigen Rükktritt des Kurfürſten zur rechtgläubigen Kirche hoffen.**) Aber Dr. Meißner, nicht damit zufrieden, das Licht ſeines Glaubens im fürſtlichen Schloſſe und vor einer beſchränkten Zahl von Hörern leuchten zu laſſen, begehrte nun in der Peters-

---

*) Vergl. das vortreffliche Werk von Cosmar „Beiträge zur Unterſuchung der gegen den ꝛc. Grafen zu Schwarzenberg erhobenen Beſchuldigungen,“ wo die ganze Begebenheit in der Beilage XII. ausführlicher mitgetheilt iſt.

**) Stenzel a. a. O. S. 425.

kirche zu predigen. Der Statthalter und die fürſtlichen Räthe aber, die nicht ohne Beſorgniſſ gewahrten, welch eine gefährliche Wirkung die Reden des Eiferers bereits hervorgebracht, unterſagten ihm dieß aufs nachdrükklichſte und machten ihm bemerklich, wie er gar kein Recht habe, ſich auf brandenburgiſchem Gebiete aufzuhalten, geſchweige denn öffentlich zu predigen. Darüber ward nun die fürſtliche Frau ſehr ungehalten, ließ den Statthalter vor ſich kommen und ſchalt heftig auf ihn, ja, drohte ſogar, ihm und den Geheimräthen „die Köpfe abzureißen.“*) Der Statthalter aber ließ ſich dadurch nicht einſchüchtern und ſtellte der Kurfürſtin geziemend vor, daſſ man einen fremden, des Landes verwieſenen Prediger, der noch dazu durch ſeine Vorträge das Volk aufhetze und erbittere, unmöglich im Lande dulden und noch viel weniger anſtellen könne, ohne das fürſtliche Anſehen des Landesherrn ſchmählich zu verletzen. — Darauf erhielt Meißner den Befehl, die Mark zu verlaſſen. Meißner gehorchte, kehrte aber bald wieder. Indeſſen verhinderten ihn jetzt die umſichtigen Maßregeln des Statthalters, neue Unruhen zu ſtiften.

Auch dieſe Vorgänge wurden dem Kurfürſten nach Preußen berichtet, der das Verfahren des Herrn Adam von Putlitz vollkommen billigte. Aber die unangenehmſte Kunde war noch zurükk. Gegen Ende des Aerndtemonats erhielt nämlich George Wilhelm die Nachricht, daſſ ſeine Schweſter Maria Eleonore mit Guſtav Adolf, dem Könige von Schweden, bereits feierlich verlobt worden ſei. Schon vor zwei Jahren hatte dieſer, auf einer Reiſe durch Deutſchland, die damals achtzehnjährige Fürſtentochter kennen gelernt, und von ihrer Schönheit und Anmuth ergriffen, ſogleich um ihre Hand geworben. Aber das Verhältniſſ, in welchem Brandenburg zu Polen ſtand, war einer ſo nahen Verbindung mit Schweden durchaus entgegen. Denn abgeſehen davon, daſſ Wladislaw, der Sohn und muthmaßliche Thronerbe des Königs von Polen, ſchon früher um Maria Eleonore geworben hatte, und wahrſcheinlich nur deſſhalb zu-

*) König hiſtoriſche Schilderung der Reſidenzſtadt Berlin. S. 201 f.

rükkgewieſen worden war, weil die fürſtliche Jungfrau ſich nicht entſchließen mochte, katholiſch zu werden, — eine unerläſſliche Bedingung für Polens künftige Königin; — ſo ſtand auch Guſtav Adolf mit dem Könige Siegmund in offenem Kriege. — Siegmund nämlich, als Thronerbe Schwedens geboren, und von der glänzenden Hoffnung belebt, einſt zwei Kronen auf ſeinem Haupte zu tragen, war nach dem Tode des Königes Stephan von Polen (1587), als Mitbewerber um den erledigten Wahlthron aufgetreten und hatte vor allen ſeinen Nebenbuhlern den Preis davon getragen. Im Geheimen längſt der katholiſchen Kirche zugethan, erklärte er ſich jetzt öffentlich für dieſelbe und empfing die polniſche Krone. Dieſer Glaubenswechſel aber erbitterte die ſtrenglutheriſchen Schweden und als nun Siegmunds Vater, der König Johann, im Jahre 1592 ſtarb, da verlangte das Volk von dem neuen Herrſcher den feierlichen Schwur, die Landesreligion unangetaſtet zu laſſen, auch ſeinen Sitz in Schweden zu nehmen. Siegmund verſprach beides, verließ aber deſſenungeachtet ſein väterliches Land und begab ſich nach Warſchau. Unter ſolchen Umſtänden ward es dem Oheime des Königes, dem Herzoge Karl von Südermannland, leicht, die Zügel der Herrſchaft in ſeine Hände zu bekommen. Die Stände übertrugen ihm, als „Erbfürſten und Reichsvorſteher" die Regierung (1599) und kündigten Siegmund den Gehorſam auf. Fünf Jahre danach (1604) ward der Herzog, unter dem Namen Karl IX., zum Könige von Schweden gekrönt. Ein Krieg zwiſchen beiden Reichen, war die natürliche Folge dieſer Ereigniſſe, und dieſer Krieg, obwol ohne beſondern Nachdrukk geführt und eben damals durch einen mehrjährigen Waffenſtillſtand unterbrochen, dauerte noch fort, als Karl IX. im Jahre 1611 ſtarb und die ſchwediſche Krone ſeinem ſiebenzehnjährigen Sohne Guſtav Adolf hinterließ. Siegmund von Polen wollte den Jüngling auf dem väterlichen Throne nicht anerkennen und nach einigen Jahren klangen die Waffen wieder in Eſthland, welches bisher der Hauptſchauplatz des ſchwediſch-polniſchen Krieges geweſen war. — Jetzt hatte erſt ſeit Kurzem (1618) ein neuer Waffenſtillſtand das Getümmel

des Kampfes für einige Jahre unterbrochen. — Unter ſolchen Verhältniſſen ſchien allerdings die Staatsklugheit dem brandenburgiſchen Fürſtenhauſe eine enge Verbindung mit Schweden ernſtlich zu widerrathen. Wie vielen Grund konnte Polen aus einer ſolchen Verbindung hernehmen, um dem Kurfürſten das preußiſche Lehen entweder ganz zu entziehen, oder doch wenigſtens die Empfangnahme und den Beſitz desſelben unendlich zu erſchweren. — Aber dergleichen Bedenklichkeiten, wie ſie wol am wenigſten für Guſtav Adolf Gewicht haben konnten, hielten auch die Kurfürſtin Anna keineswegs von dem Wunſche zurükk, ihre geliebte Tochter einem rechtgläubigen Herrn, und noch dazu einem Könige, vermält zu ſehen. Sie begünſtigte daher die Abſichten Guſtav Adolfs mit eben ſo vielem Eifer, als ihr Sohn, der Kurfürſt, denſelben entgegen war. So war es denn geſchehen, daſſ der Schwedenkönig George Wilhelms Abweſenheit benutzte, um ſelbſt nach Berlin zu eilen und die feierliche Zuſage ſeiner Geliebten und den Seegen ihrer fürſtlichen Mutter zu empfangen. Der ganze Handel war raſch abgeſchloſſen worden, ohne daſſ man es für nöthig erachtet hätte, die Zuſtimmung des Kurfürſten einzuholen. Jetzt erſt, nach vollzogener Verlobung, meldete man dieſem den Vorgang und foderte die Ausſtattung für die königliche Braut.

Der ohnehin ſchwache und rathloſe Fürſt gerieth in nicht geringe Entrüſtung und Beſtürzung über dieſe unwillkommene Nachricht. In ſeiner Verlegenheit wandte er ſich an die noch immer verſammelten preußiſchen Stände, klagte ihnen ſeine Noth und fragte ſie um ihren Rath, ob er wol einen rechtlichen Grund habe, ſich dieſer Heirath, die dem Könige von Polen durchaus miſſfällig ſein müſſe, zu widerſetzen, oder ob er dieſes bloß aus Ehrerbietung gegen den König thun ſolle? Freilich ſei in beiden Fällen der Krieg mit Schweden unvermeidlich und die Stände möchten für dieſen Fall ernſtliche Maßregeln treffen. Wäre ihnen aber der Krieg nicht genehm, ſo möchten ſie ihn wenigſtens bei dem Könige Siegmund beſtens entſchuldigen. — Die Stände wählten dieſe bequemere Auskunft und beſchloſſen, deſſhalb eine eigene Geſandtſchaft nach

Warſchau zu ſchikken. Bald aber fanden ſie auch dieſe Mühe zu groß, und begnügten ſich damit, den Kurfürſten bei ſeinem Lehenherrn ſchriftlich zu entſchuldigen. George Wilhelm ſandte indeſſen ſeinerſeits den Grafen Schwarzenberg nach Polen und überließ es der Gewandtheit und Feinheit dieſes erfahrenen Weltmannes, den übeln Eindrukk ſo viel als möglich zu ſchwächen, den die unerfreuliche Nachricht am Hofe Siegmunds hervorbringen muſſte.*) Der Graf verſicherte, ſein Herr werde Alles aufbieten, um die unangenehme Verbindung rükkgängig zu machen.

Und in der That verſuchte der Kurfürſt das kaum geknüpfte Band wieder aufzulöſen. Er ſchrieb von Angerburg aus am 4ten Herbſtmonds (1620) an ſeine Mutter und den König von Schweden. „Wir wollen Uns ja nicht verſehen" — ſagt er zur erſteren — „daſſ Ew. Gnaden Ihre mütterliche Affektion ſo gar von Uns und Unſern armen Landen und Leuten abgewendet, daſſ Sie auch nicht mehr achten, wie es Uns gehet, ſondern vielmehr zu Unſerm Ruin und der Lande Verderb Urſach zu geben gemeinet. So gehet Uns auch bei dieſem Werk faſt nahe zu Herzen, daſſ Wir, der regierende Kurfürſt und Haupt Unſeres Hauſes, und der leibliche und zwar älteſte Bruder, ſo gar von dieſem Werk ausgeſchloſſen, daſſ Wir auch von demſelben nicht das allergeringſte Wort, bis alles richtig, wiſſen müſſen, anders nicht, als wann Wir weiter dazu nicht gehörten, dann daſſ Wir allein Geld zur Ausſtattung beiſchaffen laſſen ſollten. — Derohalben Wir Ew. Gnaden hiemit ſöhnlich erſuchen, Uns mit dieſer Heirath hinfüro gnädig zu verſchonen." — Den König erſuchte er gleichfalls, „ihn mit dergleichen Anmuthen hinfüro gunſt- und freundlich zu verſchonen, und von ihm nichts zu begehren, ſo den aufgerichteten Paktis, Eiden und Pflichten entgegen und zuwider, weil ſolches nur ſchimpfliche Beſchuldigungen, auch wol den Ruin des ganzen Status herbeiführen könne."**)

---

*) Baczko Geſch. Preußens B. V. S. 36. f. f.

**) Beide Schreiben bei Baczko a. a. O. S. 252. Beilage XI.

Aber dieſer Einſpruch, wie ernſtlich er auch gemeint ſein mochte, blieb gänzlich unberükkſichtiget — ein hinlänglicher Beweis von der großen Schwäche des Fürſten, der nicht einmal ſeine Rechte als Haupt des eigenen Hauſes geltend zu machen wuſſte. — Noch im Weinmonde desſelben Jahres erſchien eine ſchwediſche Geſandtſchaft, geführt von dem Reichskanzler Axel Oxenſtjerna, in Berlin, um die Braut ihres Königes in Empfang zu nehmen. Am 25ſten des Reifmonds (1620) ward die hohe Vermälung zu Stokholm vollzogen und George Wilhelm ließ ſich bei dem Könige von Polen entſchuldigen. „Er habe dem Willen ſeiner Mutter und der Neigung ſeiner Schweſter nicht Gewalt anthun können.“

Mittlerweile hatte auch der preußiſche Landtag glükklich ſein Ende erreicht. Die klagenden Landräthe waren, nach langen und weitläufigen Unterhandlungen, beſchwichtigt worden und die Stände hatten alle Urſache, mit den Verſprechungen zufrieden zu ſein, die der neue Landesherr auf ihr Andringen eidlich leiſtete. Er gelobte, ſo oft er im Lande wäre, den Vorſitz bei den Oberräthen zu führen und ſelbſt zu regieren, bei preußiſchen Angelegenheiten nur preußiſche Räthe zu gebrauchen und keine Erinnerung ungnädig aufzunehmen, wenn er etwa ſeine Zuſagen überſchreiten möchte. Auch wolle er Niemanden in ſeinen Schutz nehmen, der wegen Verletzung der Verfaſſung und Gerechtſame des Landes angeklagt würde, auch keinem, ohne Vorwiſſen der Oberräthe, freies Geleit ertheilen, u. ſ. w. In Betreff der Religion ſollte dem Kurfürſten der reformirte Gottesdienſt in ſeinem Schloſſe geſtattet bleiben, wofern der König von Polen nichts dagegen einzuwenden habe. — Wie drückend dieſe Bedingungen auch ſein mochten: George Wilhelm war hoch erfreut, endlich mit den Ständen einig geworden zu ſein und befahl, im ganzen Lande ein allgemeines Dankfeſt zu halten (4ten Reifmonds 1620).

Aber ſelbſt dieſe armſelige Freude ward ihm durch traurige Nachrichten und mannichfache Beſorgniſſe getrübt. Das Kriegsgewitter hatte ſich blutig und furchtbar über Böhmen und deſſen Nebenländer entladen und ſowol das Schikkſal Fried-

richs von der Pfalz als der proteſtantiſchen Unterthanen in den öſterreichiſchen Erblanden entſchieden.

Zu Ulm berathſchlagte der evangeliſche Bund, während Marimilian von Baiern mit einem katholiſchen Bundesheere, das 30,000 Streiter zählte, bereits zum Kampfe gerüſtet war. Als Feldherr ſtand der kampferprobte Graf von Tilly an der Spitze dieſes Heeres. Auch die evangeliſchen Bündner waffneten und warben Kriegsvolk. Bei Ulm ſammelte ſich ihre Streitmacht unter dem Markgrafen Joachim Ernſt von Brandenburg-Anſpach. Marimilian zog ihm entgegen und Alles erwartete eine entſcheidende Schlacht. Doch dazu kam es nicht. Unter franzöſiſcher Vermittelung knüpften die beiden feindlichen Parteien Unterhandlungen an, die ſich gewiſſ ſehr in die Länge gezogen haben würden, wenn der kräftige Baier nicht kurze und runde Antwort auf die Frage verlangt hätte: ob die Union Frieden wolle oder nicht? — Sei es nun daſſ der Markgraf Joachim Ernſt den entſcheidenden Kampf mit der Uebermacht nicht wagen wollte, oder ſei es, daſſ ihm Böhmens Sache nicht ſonderlich am Herzen lag: er wählte den Frieden. Doch ſollte dieſer Vertrag ſich nur auf die Genoſſen der beiden Bündniſſe erſtrekken. Holland und Böhmen waren ausgeſchloſſen. Daher beſchuldigten die Böhmen den Markgrafen des Verraths und der Beſtechung. —

In ſolcher Art hatte der Kaiſer und ſeine Bundesgenoſſen freien Arm zur Bezwingung der öſterreichiſchen Erblande und hauptſächlich zum Kampfe gegen Böhmen gewonnen und dem Könige Friedrich durfte es nur geringen Troſt gewähren, daſſ die Union ſich anſchikkte, ſeine pfälziſchen Lande gegen die Spanier zu ſchützen. — Der kräftige Marimilian wandte ſich ſofort mit ſeinen Schaaren gegen Oberöſterreich und unterwarf das überraſchte Land (Sommermond 1620), während Niederöſterreich, geſchrekkt und gequält von wilden Koſakenſchwärmen, die Siegmund von Polen dem Kaiſer zu Hilfe geſandt, ſich gleichfalls zur Unterwerfung bequemte. Gegen die Lauſitz zog der Kurfürſt von Sachſen und „ärndtete unrühmliche Lorbeern

im Siege über ſeine Glaubensgenoſſen.“*) Er drängte mit ſeiner Uebermacht den tapfern Markgrafen Johann George von Jägerndorf, dem der Oberbefehl über das ſchleſiſche Kriegsvolk übergeben war, nach Schleſien zurükk und die Lauſitz unterwarf ſich mit Vorbehalt ihrer Religionsfreiheit. Noch ſtand Bethlen Gabor, Fürſt von Siebenbürgen, der ſich zum Könige von Ungarn hatte ausrufen laſſen, drohend an Oeſterreichs Gränzen. Aber Maximilian ſtellte ihm den tapfern Dampierre entgegen und rükkte mit dem kaiſerlichen Feldherrn Bouquoi vereinigt geradeswegs gegen Prag los.

Noch hätte Friedrich von der Pfalz ſich und ſeine Sache retten können. Die Streitkräfte Böhmens, Mährens, Schleſiens ſtanden ihm zu Gebote und wenn ihn auch nicht die Zuneigung des Volkes begünſtigte, ſo erkannte das Volk doch ſicher, daſſ es hier mehr zu vertheidigen habe, als den Thron eines wenig beliebten Königes. Hatte doch Böhmen allein zur Zeit der huſſitiſchen Kriege der vereinten Macht des Kaiſerreiches ſiegreich Troz geboten! — Aber Friedrich ermangelte aller Eigenſchaften, um die Begeiſterung eines tapfern Volkes feſtzuhalten und zu leiten. Zaghaft ſtand er mit ſeinem ſchlechtverpflegten Heere dem entſchloſſenen Baiernherzoge bei Pilſen gegenüber und ſuchte noch immer durch Unterhandlungen zu erreichen, was er mit dem Schwerte zu behaupten ſich nicht getraute. Maximilian aber wies jede Unterhandlung zurükk und foderte eine Schlacht. Da wich der König nach Prag und ſein Heer wählte auf dem weißen Berge, nahe der Stadt, eine ungemein vortheilhafte Stellung. Eben hatte Friedrich nebſt dem engliſchen Geſandten an der Mittagstafel Platz genommen, als der Fürſt von Anhalt eiligſt in das königliche Gemach trat und den Angriff des Feindes meldete. Der König erwiderte, er werde kommen, eilte aber ſo wenig, daſſ er ſchon die Stadtthore verſchloſſen fand, als er ſich endlich zu den Seinigen begeben wollte. Vom Walle herab überſah er das Schlachtfeld. Das Glükk hatte ſich bereits gegen ihn entſchieden. Eine ein-

*) Buchholz Geſch. v. Brandenburg. Th. 3. S. 587.

zige Stunde reichte hin, um ſeinen Thron umzuſtürzen. Vergebens verſuchten die Grafen von Thurn und von Schlikk an der Spitze einer mähriſchen Schaar, das Geſchikk zu wenden. Schlikk wurde gefangen, Thurn entkam den Siegern. Es war der achte Reifmonds (1620) als die Schlacht am weißen Berge Böhmens Schikkſal entſchied. Zwar wollte Prag, die alte Heldenſtadt, noch Widerſtand verſuchen. Sie öffnete den Flüchtlingen ihre Thore und hoffte den Feind ſo lange zurükkzuhalten, bis der Graf Ernſt von Mansfeld und Bethlen Gabor ihr zu Hilfe kommen würden. Aber der muthloſe König verzweifelte an allem ferneren Gelingen und entfloh ſo eilig aus Prag, daſſ er ſelbſt ſeine Krone und ſeine geheimſten Papiere zurükkließ.

Wenige Tage danach ergab ſich die Stadt dem Sieger und bis auf Pilſen und Tabor, die Mansfeld beſetzt hielt, folgten alle Städte Böhmens dieſem Beiſpiele. Da hielt der Kaiſer nach drei Monden über Böhmen ein furchtbares Gericht. Siebenundzwanzig der vornehmſten Häupter des Abfalles fielen unter dem Henkerbeile, unter ihnen auch das Haupt des jungen Grafen Joachim Andreas von Schlikk und des berühmten Arztes und Hochlehrers zu Prag, Jeſſenius. Dieſem ward vor ſeiner Hinrichtung die Zunge aus dem Halſe geriſſen. Viele andre wurden theils Landes verwieſen, theils zu ewigem Kerker verdammt. Bald darauf vernichtete der Kaiſer alle Religionsfreiheit der Böhmen und errang der alten Kirche einen grauſamen und blutigen Sieg.

Friedrich von der Pfalz war nach Breslau geeilt, um hier noch einen Verſuch zur Wiederherſtellung ſeines Glükkes zu machen. Die Schleſier rüſteten für ihn, und auch in Mähren, deſſen Gränzen Bethlen Gabor ſich näherte, ward für ihn gewaffnet. — Dennoch gewährte ſeine Lage nur wenige Hoffnung. Selbſt der Blikk auf ſeine nächſte Umgebung bot ihm nichts als bange Sorge dar. Seine Gemalin ſah ihrer Entbindung entgegen und hier, unter dem Geklirre der Waffen, in einer Stadt, die vielleicht bald von feindlichen Schaaren umringt ſein konnte, war nicht der Ort, wo die hohe Frau in Ruhe ihrer Stunde warten durfte. Der unglükkliche König ſchrieb

(25ſten Reifmonds) an den Statthalter und die Geheimräthe zu Berlin und bat ſie, ſeiner Gemalin zu Küſtrin oder Spandau ein Plätzchen zu gönnen, wo ſie ungeſtört ihrer mütterlichen Bürde ſich entledigen könnte. — Aber die vorſichtigen Herren, wie ſehr ſie auch dem Pfälzer die böhmiſche Krone gegönnt, ja wie gern ſie ihm früher jeden Beiſtand geleiſtet hätten, fanden es doch unter den obwaltenden Verhältniſſen bedenklich, den billigen Wunſch des geſtürzten Königs zu erfüllen. Sie ſcheuten die Koſten, die der Aufenthalt der königlichen Frau in den brandenburgiſchen Marken dieſem Lande nothwendig zuziehen muſſte. War doch in der That die kurfürſtliche Kaſſe äußerſt ſchlecht beſtellt und der Wohlſtand des Volkes, das überdieß zu einem Opfer für eine kalviniſche Fürſtin auf keine Weiſe ſich geneigt zeigte, gleichfalls ſeit Jahren ſchon bedeutend geſunken. Mehr aber noch als dieſe Gründe, fürchtete man den Zorn des Kaiſers, und der Statthalter entſchuldigte ſich daher bei dem Könige, daſſ er ohne Befehl des Landesherrn ſeinem Geſuche nicht willfahren könne. Ja, ſelbſt unter Vorausſetzung eines ſolchen Befehles, würde man ſich nicht zu rathen und zu helfen wiſſen. Denn weder zu Spandau noch zu Küſtrin ſei irgend ein geeignetes Zimmer vorhanden, um die königliche Frau aufzunehmen. Es fehle an Tapezereien, auch ſei nicht einmal für Geld zu erlangen, was zu einer königlichen Aufwartung gehöre. Ueberdieß lägen beide Orte dem Angriffe des Feindes offen und endlich herrſche in Danzig die Peſt, die leicht nach der Mark geſchleppt werden könne.

Doch die Königin hatte ſich indeſſen ſchon nach Frankfurt begeben und von hier aus an ihren Schwager, den Kurfürſten, geſchrieben und um Aufnahme gebeten. Auch an den Statthalter und Geheimrath hatte ſie ſich gewandt und verſichert, ſie wolle auf eigene Koſten und ohne Jemandes Ungelegenheit und Gefährdung im Lande ſich aufhalten, und man möge ihr doch entweder zu Küſtrin oder anderswo einen Wohnort anweiſen. — Jetzt konnten die vorſichtigen Staatsräthe nicht mehr ausweichen. Sie luden die hohe Frau nach Küſtrin ein und baten nur um Verzeihung, wenn ſie dort nicht Alles ſo finden dürfte, als es

ihrem hohen Range angemeſſen ſei. Zugleich benachrichtigten ſie den Kurfürſten von Allem. — Dieſer erwiderte, er ſähe zwar ſehr wohl ein, wie ihm dieſer Beſuch bei dem Kaiſer und bei dem Könige von Polen vielerlei Widerwärtigkeit und Ungelegenheit bereiten werde; indeſſen müſſte man ſich der Pflichten der Menſchenliebe, die ein Chriſt dem andern zu erweiſen ſchuldig ſei, erinnern. Man ſolle daher die Königin zu Küſtrin gebührlich aufnehmen und mit Ausrichtung verſehen. Auch könnten zu ihrer Sicherheit noch einige Soldaten in die Feſtung gelegt werden, etwa noch fünf oder zehn Mann von jeder Rottmannſchaft der Schaar des Oberſten von Kracht. — Zugleich bewillkommte er in einem artigen Schreiben vom 9ten Chriſtmonds gar höflich den hohen Gaſt.

Der Unterhalt der königlichen Frau fiel den märkiſchen Räthen indeſſen ſehr ſchwer, und ihre Verlegenheit wuchs, als mit dem Beginne des nächſten Jahres auch der König Friedrich ſelbſt mit einem Gefolge von zweihundert Pferden in Küſtrin anlangte. Der unmännliche, alles fürſtlichen Muthes entbehrende Herr, hatte ſich nämlich von Breslau eilig entfernt, ſechszigtauſend Gulden mit ſich nehmend, welche die ſchleſiſchen Landſtände für ihn aufgebracht, die mit Gut und Blut an ihm zu halten ſchwuren.*) Friedrich miſſtraute ſeinem Geſchikk wie ſeiner Kraft und ſtatt rühmlich für ſeine Krone und ſeinen Glauben zu fechten, verließ er die hochherzigen Schleſier, die nun auf das Fürſtenwort des Kurfürſten von Sachſen, der ihnen die Aufrechthaltung der Religionsfreiheit und aller ihrer Rechte verbürgte, ſich dem Kaiſer unterwarfen (durch den ſ. g. Dresdner Akkord 18ten Hornung 1621). Nur der wakkere Markgraf Johann George von Jägerndorf wollte von keinem Vertrage wiſſen und ließ ſich ſelbſt dadurch nicht einſchüchtern, daſſ der Kaiſer die Reichsacht über ihn ausſprach. Hätte er, wie Friedrich von der Pfalz, eine Krone zu vertheidigen gehabt, wahrſcheinlich würden die Begebenheiten eine gar andre Geſtalt gewonnen haben. Jetzt aber, in ſeiner untergeordneten Stellung, als „Feldoberſter" des ver-

---

*) Stenzel a. a. O. S. 418.

triebenen Königs von Böhmen, konnte er ſeinen Heldenmuth und ſeine Thatkraft nur unter ſehr beſchränkenden Umſtänden leuchten laſſen. Dennoch vertheidigte er ſich in Schleſien gegen die kaiſerliche Uebermacht mit einer Tapferkeit, die eines beſſern Ausganges werth war. Von Schleſiens Boden endlich vertrieben, flüchtete er nach Ungarn zu Bethlen Gabor, wo er im Jahre 1624 ſtarb. Sein Herzogthum hatte der Kaiſer, gleich nach der gegen ihn ausgeſprochenen Achtserklärung, dem Herzoge von Troppau, Karl von Lichtenſtein übergeben.

Küſtrin war bald nicht mehr im Stande, die Bedürfniſſe des geflüchteten Königshofes zu beſtreiten und dieſer begab ſich darauf nach Berlin. Aber auch hier durfte er nicht lange verweilen. Denn der Kaiſer, der mit Verletzung aller beſtehenden Reichsgeſetze, auch über Friedrich von der Pfalz die Acht ausgeſprochen (22ſten Neujahrmonds 1621), äußerte ſtark und drohend ſeinen Unwillen gegen den Kurfürſten George Wilhelm, daſſ er dem Geächteten eine Zuflucht im Brandenburgiſchen gewährte. Da ward dieſem vor der Rache des mächtigen Siegers bange und er ließ ſeinem unglücklichen Schwager andeuten, daſſ er ihm, ohne ſeiner eigenen Lande und Leute Verderben, nicht länger Schutz und Freiſtatt gewähren könne. Hierauf verließ Friedrich mit den Seinigen Berlin, um ſich nach Dänemark zu begeben. Die Berliner aber waren dermaßen von ihrem Religionshaſſe verblendet, daſſ ſie ihre Freude nicht verbergen mochten, als der bejammernswerthe König die Stadt verließ. Hatten ſie doch bei der Nachricht von der Schlacht am weißen Berge laut gejubelt und gemeint, man ſähe nun klar, daſſ Gott an den Kalviniſten keinen Gefallen habe, und erdreiſteten ſich doch einige ſogar, als es ſpäterhin verlautete, Friedrich werde nach Berlin zurück-kehren, laut zu äußern: der Bettelkönig ſolle nur kommen! man wolle die Thore vor ihm zuſchließen.*) —

Bei allen dieſen betrübenden und beunruhigenden Nachrichten, ſah ſich der Kurfürſt noch außerdem bitter getäuſcht in der Hoffnung, die Schwierigkeiten, die ſeiner Belehnung mit

*) Cosmar a. a. O.

Preußen im Wege ſtanden, nun endlich überwunden zu haben. Er war nicht wenig überraſcht, als am achten Hornung (1621) ein Schreiben des Königes von Polen an die preußiſchen Stände eintraf, worin dieſen gemeldet ward, daſſ des Nächſten polniſche Bevollmächtigte zu Königsberg eintreffen würden, die, bevor dem Kurfürſten die Regierung des Herzogthums könne anvertraut werden, erſt den gegenwärtigen Zuſtand des Landes unterſuchen, und Alles, was zum Nutzen des Herzogthumes und der Stände erfoderlich ſei, nach beſſter Erwägung einrichten und zu dieſem Zwekke einen Landtag zuſammenberufen ſollten.*)

Was dieſe neuen Schwierigkeiten bezwekkten, war leicht zu errathen. Hatte doch König Siegmund ſchon einige Tage früher ein Schreiben an die preußiſchen Regimentsräthe erlaſſen, worin er für den Türkenkrieg dieſelben Abgaben aus dem Herzogthume Preußen verlangt, die von den unmittelbaren polniſchen Landen gezahlt wurden. Auch foderte er einige tüchtige Büchſenmeiſter und verlangte vom Lande unentgeltliche Aufnahme der Hilfsmannſchaft, die er von Oeſterreich erwartete. Die unverſchleierte Abſicht war, von Preußen ſo viel Geld als möglich zu erpreſſen und überhaupt zu verſuchen, wie weit man mit dem neuen Herzoge und den Ständen kommen könnte.

Inzwiſchen langten die verheißenen Bevollmächtigten an und es half dem Kurfürſten wenig, daſſ er die Oberräthe darauf aufmerkſam machte, wie es dem Könige von Polen durchaus nicht zuſtehe, einen preußiſchen Landtag auszuſchreiben. Nur dem Landesherren oder den Regimentsräthen gebühre dieſes Recht. Jedes andere Verfahren verletze Verfaſſung und Rechte des Landes. Mit gewohnter Anmaßung traten die polniſchen Edelleute auf und erließen die Einladung zum Landtage, und obwol den Ständen ſelbſt vor der bekannten Unverſchämtheit polniſcher Zumuthungen bange war, ſo verſäumten ſie doch nicht, ſich gehorſam einzufinden. Der Kurfürſt aber ließ den Herren Bevollmächtigten ein Verzeichniſſ deſſen vorlegen, was er ihnen wöchentlich zu ihrem Unterhalte zu liefern gedachte. Das Ver=

*) Baczko a. a. O. Buch 12. Beil. XII.

zeichniſſ bekundete eben keine ängſtliche Sparſamkeit. Vier Ohm Wein, ein Oxhoft ſpaniſcher Wein, zwanzig Tonnen Bier, acht Hüte Zukker, acht Pfunde große Roſinen, acht Pfunde Mandeln und in gleichem Verhältniſſe andere feine Gewürze, eine unbegreifliche Menge von friſchen, geräucherten, getrokkneten und eingeſalzenen Fiſchen, dazu verſchiedene Grützen, wobei man auf die eben eingetretene Faſtenzeit Rükkſicht genommen: — in der That, man ſollte glauben, die Herren hätten mit einem ſolchen Küchenzettel zufrieden ſein können. Aber dennoch waren ſie es nicht. Ihr Stolz fand ſich beleidigt, daſſ die Beköſtigung ihnen nach beſtimmtem Maße und Gewichte verabreicht werden ſollte und die Oberräthe hatten Mühe, ſie deſſhalb zu beruhigen, was nur durch die Erklärung geſchehen konnte, man ſei keineswegs gewillet geweſen, „die Herren Kommiſſarien" durch das eingereichte Verzeichniſſ zu beſchränken. Sie möchten ſich vollkommener Freiheit gebrauchen und durch kein Verzeichniſſ gebunden halten.

Wenn ſonſt Landtage ausgeſchrieben wurden, ſo pflegte den Ständen zuvor bekannt gemacht zu werden, welche Zugeſtändniſſe man von ihnen verlangte, damit ſie vorläufig die Sache überlegen möchten. Die Polen aber hatten keinen ihrer Anträge bekannt gemacht, wahrſcheinlich, um nicht vorweg durch ihre Unverſchämtheit Widerſtand zu erregen und dann auch, um durch die Ueberraſchung deſto mehr zu gewinnen. — So traten ſie denn gleich von vorne herein mit gewaltigen Foderungen auf. Der Kurfürſt ſolle, außer den hundert Reitern, zu deren Geſtellung ſeine Lehenverbindlichkeit ihn verpflichte, noch ein beſonderes Hilfsheer zum Türkenkriege ausrüſten und das Land außerdem dreißigtauſend Gulden einzahlen. In Pillau müſſe ein polniſcher Zolleinnehmer angeſtellt und vor allen Dingen die Einnahme der katholiſchen Kirche in Königsberg vermehrt, ja noch eine zweite katholiſche Kirche im Lande erbaut werden. — Die Stände hatten noch nicht Zeit gewonnen, ſich von dem Erſtaunen über dieſe Zumuthungen zu erholen, als die Polen in ihren Foderungen noch weiter gingen und erklärten, der König habe ſie ermächtigt, alle erledigten preußiſchen Staats-

ämter, ſelbſt die Obermarſchallwürde, nach eigenem Gutdünken zu beſetzen. Sie würden entweder Katholiken oder Lutheriſche dazu erwählen, weil die Ausübung andrer Religionen im Herzogthume unterſagt ſei. Um die Ketzer zu erkennen, ſei es nöthig, daſſ jeder Beamtete, ja der Kurfürſt ſelbſt, einen Glaubenseid ablege. Auch ſolle jeder Staatsdiener, ſelbſt die fürſtlichen Räthe, dem Könige von Polen durch einen Schwur verpflichtet werden. — Dieſe unerhörten Anmaßungen der Polen wären kaum möglich geweſen, wenn nicht immerfort eine bedeutende Partei des preußiſchen Adels auf ihrer Seite geſtanden hätte. Vor allen war es Herr Andreas von Kreutzen, bisheriger Hauptmann zu Fiſchhauſen, der im beſſten Einverſtändniſſe mit den königlichen Bevollmächtigten lebte. Darum ertheilten dieſe ihm auch, ihrer zuvor ausgeſprochenen Erklärung gemäß, eigenmächtig die Obermarſchallwürde und brachten ihn ſelbſt auf das kurfürſtliche Schloſſ mit, um ihn in die Verſammlung der Regimentsräthe einzuführen. Aber die Thorwache verweigerte, auf des Kurfürſten Befehl, dem von Kreutzen den Eintritt in das Schloſſ und der Zurükkgewieſene drohte heftig mit einer Klage am polniſchen Hofe. Ebenſo ging es mit einem zweiten Edelmanne, dem katholiſchen Herrn Wolfgang von der Oelſchnitz, der noch überdieß im Hofdienſte des Königs Siegmund ſtand und den die Polen mit Gewalt als Hauptmann zu Inſterburg einſetzen wollten.

Sowol gegen dieſe Schritte, als gegen das ganze Verfahren der Bevollmächtigten, legte der Kurfürſt den entſchiedenſten Widerſpruch ein und der größere Theil der Stände, durch beſondere Unterhandlungen gewonnen, unterſtützte ihn hiebei. Viele verließen ſofort den Landtag und die polniſchen Bevollmächtigten waren darüber ſo ergrimmt, daſſ ſie aller Achtung vergaßen, die ſie einem deutſchen Reichsfürſten ſchuldig waren. Sie machten dem Kurfürſten Vorwürfe, daſſ er in das Land gekommen, ehe er die Belehnung empfangen, ſie verlangten von ihm Rükkzahlung der bereits erhobenen Landeseinkünfte und begegneten ihm überhaupt ſo ſchimpflich, wie ihm „Zeit ſeines Lebens noch niemals begegnet worden“. Ja, er zweifelte, ob

der König von Polen ſelbſt einen Kurfürſten des heil. Reiches und nahen Blutsfreund ſo abfertigen würde. *)

Der König indeſſen billigte Alles, was ſeine Bevollmächtigten gethan hatten und nahm es dem Kurfürſten höchlich übel, „daſſ er ſich gegen die Kommiſſion geſperret hätte, ohne welche er doch die Inveſtitur nicht erhalten könne.“ **) Zugleich verhieß er die von ſeinen Bevollmächtigten eingeſetzten preußiſchen Beamteten, in ihren Aemtern zu ſchützen und zu erhalten. Die Bevollmächtigten aber trieben ihre Anmaßung jetzt ſo weit, das Herzogthum für erledigt zu erklären. Da blieb nun dem Kurfürſten nichts übrig, als bei Zeiten einzulenken. Zunächſt erklärte er dem Könige, daſſ ihm, als rechtmäßigem Lehenerben, gegen den keine begründete Beſchwerde aufzubringen ſei, die Belehnung ohne offenbare Ungerechtigkeit nicht verweigert werden könne. Sodann berief er den zerriſſenen Landtag aufs Neue und erklärte ſich endlich gegen die polniſchen Bevollmächtigten bereit, achthundert Mann zu Fuß und dreihundert zu Roſſ für den Türkenkrieg zu ſtellen, auch jedesmal von dem preußiſchen Herzogthume ſechzigtauſend Gulden zu zahlen, ſo oft in Polen eine Abgabe bewilligt würde. In Hinſicht der eingeſetzten Beamteten aber wollte er ſein Recht auf geſetzlichem Wege ſuchen.

Aber der neu zuſammenberufene Landtag zeigte ſich dem Kurfürſten nicht ſo günſtig, als der vorige. Die „Querulirenden“ erhoben aufs neue ihr Haupt und wekkten die alten, beinahe vergeſſenen Händel, wegen des Grafen Fabian von Dohna ***) wieder auf. Als nun der Kurfürſt von ihnen die Vorzeigung ihrer Vollmachten verlangte, wurden ſie kleinlaut und bald erklärten die Kreiſe, deren Vertretung ihnen übertragen war, ſich gegen ſie. So gewann die Sache wieder eine günſtigere Geſtalt für den Landesherrn und die Stände ſchienen es zuletzt ſelbſt zu fühlen, wie entehrend es für ſie ſei, die

*) Baczko a. a. O. Beilage XIX.

**) Daſ. Beilage XXI.

***) Dieſ. Werk. B. 2. S. 129.

Polen in ihren immer weitergreifenden Anmaßungen gegen den Fürſten zu unterſtützen. Selbſt die Stände von Weſtpreußen ſchritten am polniſchen Hofe zu Gunſten George Wilhelms ein und als nun der Landtag endlich dem Könige von Polen 200,000 Gulden bewilligte, die in zwei Friſten gezahlt werden ſollten, da verſchwand allmälig jeder Widerſtand. Freilich war der König Siegmund zuvor noch durch ein beſonderes Geldgeſchenk von 10000 Gulden und ſein Unterkanzler durch 4000 Gulden gewonnen worden. Den geldbedürftigen König hatte dieſe „Verehrung“ ſo milde geſtimmt, daſſ er ſogar verſprach, ſich künftighin nicht mehr der Querulirenden anzunehmen. Dennoch aber war er, ſelbſt durch das Anerbieten von 30,000 Gulden, nicht zu bewegen geweſen, den Reformirten freie Religionsübung in Preußen zu geſtatten. So theilten Aberglaube und ſchmutziger Eigennutz die Herrſchaft auf dem kläglichen Throne von Polen. Die übertriebenſte Anmaßung auf der einen Seite, die gemeinſte Beſtechlichkeit auf der andern, bezeichnet die innerſte Eigenthümlichkeit des ganzen polniſchen Gemeinweſens und es iſt nur zu beklagen, daſſ die preußiſchen Stände ſich von dieſer Erbärmlichkeit ſo oft verblenden und über das eigentliche Wohl des Vaterlandes ſo traurig täuſchen ließen. Auch ſie muſſte der Kurfürſt theilweiſe erſt durch Beſtechung gewinnen, ehe ſie entſchieden auf ſeine Seite traten.

Der Kurfürſt reiſte hierauf nach Warſchau und nachdem er ſich zu allen, von ſeinen Vorgängern übernommenen Verbindlichkeiten eidlich verpflichtet hatte, erhielt er endlich am 23ſten Herbſtmonds die feierliche Belehnung über Preußen. — Herr von Kreutzen ward von ihm in der Obermarſchallwürde anerkannt und ſpäterhin ſogar zum Landhofmeiſter befördert, wogegen der König von Polen den Grafen Fabian zu Dohna als Hauptmann von Brandenburg gelten ließ.

So hatte dieſe läſtige Angelegenheit ihre Erledigung gefunden und die preußiſchen Stände leiſteten jetzt ohne Widerſpruch dem Kurfürſten die Huldigung. Hier war man doch endlich, obgleich nach vielen Schwierigkeiten, zum Ziele gekommen; aber in Hinſicht auf die jülich-klewiſche Erbſchaft ließ ſich vor

der Hand noch gar kein günſtiger Ausgang abſehen. Ueber die brandenburgiſchen Lande ertheilte der Kaiſer dem Kurfürſten am ſiebenundzwanzigſten Aerndtemonds 1622 die Belehnung; doch alle Vorſtellungen George Wilhelms, das Reichsoberhaupt auch zur Ertheilung der rheinländiſch=weſtfäliſchen Lehen zu bewegen, waren gänzlich ohne Erfolg geblieben. Der Pfalzgraf von Neuburg hatte ſich gleich nachdem der Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien und Holland abgelaufen (1621), feſt an die Spanier geſchloſſen und mit ihrer Hilfe auch in demjenigen Theile der Erbſchaft Eroberungen gemacht, der nach dem Vertrage von Xanten des Kurfürſten Eigenthum war. Dieſer, um nicht Alles zu verlieren, ſandte den Grafen von Schwarzenberg nach Holland, der ein Bündniſſ zwiſchen ſeinem Herrn und den vereinigten Niederlanden zu Stande brachte (10ten Lenzmonds 1622), demgemäß die letzteren dem Kurfürſten zur Behauptung der ererbten Lande Beiſtand zuſagten. Aber viel zu ſehr mit ihrem eigenen Kriege beſchäfftigt, vermochten ſie in der That nur geringe Hilfe zu leiſten. Bis auf Klewe, das von einer brandenburgiſchen Beſatzung, und Emmerich und Rees, die von den Holländern vertheidigt waren, befanden ſich die meiſten feſten Plätze in der Gewalt des Pfalzgrafen und der Spanier, und die ſchönen, reichen Lande wurden von Freunden und Feinden wechſelsweiſe ausgeplündert. Die Verhältniſſe wurden bald noch verwikkelter und ſchwieriger, da die Spanier, als des Kaiſers Bundesgenoſſen, die urſprünglich ganz getrennte Sache des deutſchen Krieges auch in den weſtfäliſch=märkiſchen Landen geltend machten und der Pfalzgraf von Neuburg erkannte nun zu ſpät, welchen gefährlichen Freunden er ſich anvertraut hatte. Wie gerne wäre man jetzt der Bundesgenoſſen wieder los geworden, die ſich in jeder Hinſicht als Herren und Eroberer betrugen! So gelang es denn dem Grafen von Schwarzenberg am elften Blütemonds 1624 einen neuen Vertrag zwiſchen Brandenburg und Pfalz=Neuburg zu Stande zu bringen. Allerdings war dieſer Vertrag für Brandenburg unvortheilhafter, als der frühere; denn der Kurfürſt muſſte noch einen Theil des Herzogthumes Klewe abtreten. Aber unter ſo ſchwierigen

Verhältniſſen waren keine günſtigern Bedingungen zu erlangen und man hätte es ſchon als ein Glükk anſehen mögen, aus den ſchweren Stürmen der Zeit nur Etwas gerettet zu haben. Das Uebelſte aber war, daſſ weder die Spanier noch die Holländer aus dem Lande wichen und der Vertrag deſſhalb zu keiner Vollziehung kommen konnte. So dauerte das Waffengetümmel hier fort, während der Kriegsbrand im übrigen Deutſchlande immer weiter und gefährlicher um ſich griff.

Nachdem der Kaiſer durch einen Frieden mit Bethlen Gabor (Neujahrmond 1622) auch in Ungarn Herr geworden, lagen die Erblande ſeines Hauſes ihm bezwungen zu Füßen und der Aufſtand, der ſeine Kronen ihm zu entreißen drohte, ſchien dieſelben auf ſeinem Haupte neu befeſtigt zu haben. Ferdinand konnte jetzt durch edle Großmuth beweiſen, daſſ er ihrer würdig ſei, ja es ſtand gänzlich in ſeiner Macht Deutſchland den Frieden zu ſchenken. Der evangeliſche Bund, dieſer kopfloſe, ſchwerfällige Leib, der ſich keiner großen Thaten zu rühmen hatte, war nicht mehr. Kaum hatte er Anſtalten getroffen, die pfälziſchen Lande gegen die Spanier zu vertheidigen und in ſehr kleinlautem Tone einige friedliche Vorſtellungen zu Gunſten Friedrichs von der Pfalz bei dem Kaiſer gewagt, als er ſich durch Ferdinands ernſte Sprache einſchüchtern ließ und bereitwillig die Vermittelung des Kurfürſten von Mainz und des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt annahm, die zwiſchen dem Bunde und dem ſpaniſchen Feldherrn Spinola in der Art Frieden ſtifteten, daſſ die Union allem Beiſtande des geächteten Friedrichs entſagte, ihr Kriegesvolk binnen Monatsfriſt abzudanken verſprach und zugleich ſich verpflichtete, kein neues Bündniſſ wieder aufzurichten (Wandelmond 1621). So unrühmlich endete die Union, während die Liga mit dem Siegerſchwerte in der Hand ungetrennt an des Kaiſers Seite ſtehen blieb. Das proteſtantiſche Deutſchland hatte die Waffen niedergelegt und wenn der Kaiſer der Stimme des Rechtes und der Billigkeit nur einigermaßen Gehör lieh, ſo war die Ruhe wiederhergeſtellt. Aber das that Ferdinand nicht. — Friedrich von der Pfalz, der ſich nicht gegen das Reichsoberhaupt empört, ſondern nur gegen das

Haus Oeſterreich Krieg geführt hatte, war nebſt ſeinen Anhängern, mit Verletzung aller Reichsgeſetze, einſeitig vom Kaiſer in die Acht erklärt worden und jede Verwendung der Reichsſtände unberükkſichtigt geblieben. Nicht genug, ihn aus Böhmen vertrieben zu haben, verfehlte Ferdinand die Abſicht nicht, ihm auch die Kurwürde, ja ſelbſt die pfälziſchen Erblande zu entreißen. Er muſſte dem Baiernherzoge das Verſprechen halten, mit welchem er den Beiſtand der Liga erkauft hatte. Eben ſo ungerecht war ſein Verfahren in Bezug auf das Herzogthum Jägerndorf. Wenn auch Johann George als böhmiſcher Lehenmann, durch ſeinen Abfall von Ferdinand Strafe verwirkt hatte, ja wenn ſelbſt eine ſtrenge Strafe, die Vertreibung des empörten Vaſallen von Land und Leuten, ſich rechtfertigen ließ; ſo war doch ganz und gar kein Grund vorhanden, das Herzogthum Jägerndorf dem brandenburgiſchen Fürſtenhauſe zu entziehen, dem es rechtmäßig zugehörte. Als der Kurfürſt Joachim Friedrich daſſelbe ſeinem Sohne Johann George und deſſen männlichen Nachkommen überwies, betrachtete er das Land als unverlierbares Eigenthum des kurfürſtlichen Hauſes, das demſelben wieder anheimfallen müßte, ſobald die männliche Nachkommenſchaft Johann George's erloſchen wäre. Welches Recht hatte nun der Kaiſer, nach ſeiner Willkühr mit Jägerndorf zu verfahren und es dem Fürſten Karl von Lichtenſtein zu überweiſen? — Aber der Kaiſer fragte nicht nach dem Rechte. Seine Anhänger muſſten belohnt werden und vor dieſer Rükkſicht jede andere verſtummen. — Doch mehr als ſolche gewaltſame Verletzung der Reichsverfaſſung, muſſte des Kaiſers Verfahren gegen die Proteſtanten in ſeinen Erblanden Beſorgniſſ erregen. Zeigte ſich Ferdinand ſo gewiſſenhaft in Erfüllung der Verſprechungen, die er ſeinen katholiſchen Bundesgenoſſen gegeben, ſo handelte er wortbrüchig gegen Böhmen und Schleſien. Wie? hatte er dem Kurfürſten von Sachſen nicht auch ſein Kaiſerwort gegeben, daſſ die Religionsfreiheit Böhmens unangetaſtet bleiben ſollte? verbürgte den Schleſiern nicht der Dresdner Vertrag dieſelbe Zuſage? — Und dennoch wüthete man in Böhmen gegen die Proteſtanten auf die ruchloſeſte Weiſe und auch in Schleſien be-

gann man ſie bereits in ihrer freien Religionsübung zu kränken und vielfach zu bedrükken. Das war die Folge des fluchwerthen Grundſatzes, mit dem die katholiſche Kirche ſich beſudelt hat, man dürfe Ketzern keine Treue halten. — Es lag offenbar zu Tage, der Kaiſer wolle bei den errungenen Siegen nicht ſtehen bleiben und die gänzliche Ausrottung der evangeliſchen Kirche in Deutſchland ſei das große Ziel, dem er geradeswegs entgegen ſchreite. Und der jämmerliche Glaubenszwiſt unter den Proteſtanten, die Halbheit, Unentſchiedenheit und Kraftloſigkeit ihrer mächtigſten Fürſten, ebneten Ferdinands kräftigem Willen die Bahn.

Doch zur Ehre des proteſtantiſchen Deutſchlands jener Zeit hat uns die Geſchichte auch die ruhmvollen Namen des tapfern Markgrafen Johann George von Jägerndorf, des ritterlichen Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, Biſthumverweſers von Halberſtadt, des hochherzigen Markgrafen George Friedrich von Baden-Durlach und vor allen des kühnen Parteigängers, Grafen Ernſt von Mansfeld, aufbewahrt. Das Schikkſal Johann George's von Jägerndorf iſt ſchon berührt worden. Aber Mansfeld ſtand noch immer muthig auf dem Kampfplatze. Von Tilly aus Böhmen gedrängt, ſchlug er ſich bis zum Rheine durch und zog hier die ſparſamen Hilfsvölker an ſich, die der König Jakob von Engelland jetzt endlich ſeinem unglükklichen Schwiegerſohne zugeſandt hatte. So ſtand hier ein tüchtiges Heer von 20,000 Kriegern, bereit, noch einmal für die Sache der Religionsfreiheit und Friedrichs von der Pfalz das eiſerne Loos zu ziehen. Gleichzeitig erhob der Verweſer von Halberſtadt, Herzog Chriſtian von Braunſchweig den ritterlichen Schild. Gerührt von den Schönheit der unglükklichen Königin Eliſabeth, Gemalin Friedrichs, die er auf ihrer Flucht geſehen hatte, befeſtigte er den Handſchuh der hohen Frau an ſeinem Hute und ſchwur, dieſes Zeichen nicht eher abzulegen, als bis er ſie wieder auf Böhmens Thron zurükkgeführt haben würde. Raſch warb er in Sachſen und Weſtfalen ein Heer, das über 15,000 Krieger zählte und mit dem Wahlſpruch: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind!“ brach er durch Weſtfalen auf, um ſich mit Mansfeld zu vereinigen (1621).

Auch im ſchwäbiſchen Kreiſe erhob ſich ein tapferer Arm für die heilige Sache. Es war George Friedrich, der Markgraf von Baden-Durlach. Er konnte den Schimpf nicht verſchmerzen, mit dem die Union zu Grabe gegangen war. Entweder guter, ſicherer Friede, oder Untergang! war ſeine Loſung und von dem entlaſſenen Volke des aufgelöſten evangeliſchen Bundes warb er ein neues Heer, das vereint mit ſeiner eigenen Streitmannſchaft, gleichfalls 15,000 Krieger zählte.

Unter ſolchen Umſtänden durfte Friedrich von der Pfalz allerdings neue Hoffnungen faſſen. Er hatte ſich von Dänemark nach Hamburg und von dort nach Holland geflüchtet. Jetzt eilte er verkleidet durch Frankreich in ſeine Erblande und trat an die Spitze des Heeres, das Mansfeld ihm zuführte. Tilly war dieſem kühnen Heerführer gefolgt und am 29. Wandelmonds (1622) kam es unfern Heidelberg, bei dem Städtchen Wisloch zwiſchen beiden Feldherrn zur Schlacht. Mansfeld ſchlug ſeinen ſieggewohnten Gegner und nach langer Trübſal leuchtete dieſer Tag wie ein Sonnenblikk beim Ungewitter in Friedrichs Schikkſal hinein. Doch ſein ſchimmernder Hoffnungsglanz ward bald wieder von düſtern Wolken verſchlungen. Tilly, zwar geſchlagen, aber nicht beſiegt, wandte ſich gegen den Nekkar, dem Markgrafen von Baden-Durlach entgegen, der ſich zu einem eigenen Unternehmen von Mansfeld getrennt hatte. Am 6. Blütenmonds griff er den Markgrafen in ſeiner Wagenburg bei Wimpfen an. Es war ein heißer, blutiger Tag. Mit echt deutſchem Muthe focht George Friedrich und ſeine Tapfern. Aber ſie erlagen der Uebermacht des Feindes. Hier war es, wo auch 400 Bürger von Pforzheim für die heilige Sache des freien Glaubens den Heldentod ſtarben. Der Markgraf entkam dem Mordgewühle und begab ſich nach dem Elſaſſ, um neues Kriegsvolk zu werben. — Inzwiſchen näherte ſich auch der Herzog Chriſtian von Braunſchweig dem blutigen Schauplatze des Krieges.

Er war bisher in Weſtfalen umhergezogen und hatte ſeine Schaaren auf Koſten des katholiſchen Kirchengutes erhalten. Jetzt wollte er bei Höchſt über den Main, um ſich mit Mans-

feld zu vereinigen. Da ſtellte ſich ihm Tilly am 20ſten Sommermonds entgegen und ſchlug auch ihn. Mit den Trümmern ſeiner Schaaren gelang es ihm, Mansfeld zu erreichen und in ſolcher Weiſe ſtand dem Pfälzer noch immer ein Heer zu Gebote, das, wenn auch nicht im Stande der mit einem ſpaniſchen Hilfsheere vereinten Streitmacht Tillys die Spitze zu bieten, dennoch anſehnlich genug war, das Glükk der Waffen noch ferner zu verſuchen. Während deſſen bemühten ſich die Könige von Engelland und Dänemark, ſo wie der Kurfürſt von Sachſen, die Einſetzung Friedrichs von der Pfalz in ſeine Erblande zu vermitteln. Jakob unterhandelte mit Spanien, die andern beiden mit dem Kaiſer. Da gelang es ſpaniſcher Liſt, den ſchwachen König von Engelland zu überreden, daſſ ſein Schwiegerſohn viel leichter zum Ziele kommen dürfte, wenn er das Schwert aus der Hand legte. So wurde der Pfälzer vermocht, den Grafen Mansfeld und den Herzog Chriſtian mit ihrem Kriegsvolke zu entlaſſen. Er ſelbſt ging nach Holland, um hier den Ausgang der Verhandlungen abzuwarten, die zu Brüſſel ſeinetwegen geflogen wurden. Der Kaiſer verſprach, ſeine Sache auf einer Kurfürſtenverſammlung zu entſcheiden. Während deſſen aber eroberte Tilly die Pfalz. Heidelberg und Mannheim fielen im Sturme unter ſeiner eiſernen Hand und erlagen allen Gräueln entfeſſelter Soldatenwuth. Die hochberühmte Bücherſammlung zu Heidelberg wanderte nach Rom und im ganzen Lande wurden die evangeliſchen Kirchen den Katholiken überwieſen.

Ferdinand hat nie einen Reichstag gehalten. Er fand es bequemer und ſeiner Sache förderlicher, ſtatt deſſen die Kurfürſten und andre angeſehene Fürſten des Reiches zur Berathung zuſammenzuberufen, um doch nicht ganz den Anſchein unbeſchränkter Willkühr auf ſich zu ziehen. Einen ſolchen Fürſtentag ſchrieb er im Beginne des Jahres 1623 nach Regensburg aus. Er wollte hier ſeine getreuen Anhänger belohnen und vor allen dem Herzoge von Baiern die verſprochene pfälziſche Kurwürde übertragen. — Die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen, von dieſem Vorhaben unterrichtet, waren nicht ſelbſt auf dem Fürſtentage erſchienen, ſondern ließen ſich durch Geſandte ver-

treten, ungeachtet der Kaiſer ſie durch den Oberſten Wolf Ilburg von Werscʒowitʒ noch ganʒ beſonders einladen ließ. Allerdings war auch eine Uebertragung der Kurwürde auf Baiern für die bisherige Reichsverfaſſung von der höchſten Bedeutung. So lange ſtanden den vier katholiſchen Kurfürſten drei proteſtantiſche gegenüber; wurde aber Baiern die Kur zu Theil, ſo hatten die Katholiſchen das entſchiedenſte Uebergewicht. Ueberdieß zürnte Sachſen wegen der Unterdrükkung der Proteſtanten in Böhmen und Schleſien, und Brandenburg wegen Jägerndorf. Als dem nach der Kaiſer mit ſeinem Vorſchlage, die pfälziſche Kur auf Baiern zu übertragen, hervortrat, fand er den heftigſten Widerſpruch bei den brandenburgiſchen und ſächſiſchen Geſandten. „Wenn die Fürſten das Verfahren des Kaiſers gegen Friedrich von der Pfalz billigten“ ſprach der Erſtere, „ſo würde ein Fürſt des heiligen Reiches ſchlimmer daran ſein, als ein polniſcher Edelmann, der nur auf einem Reichstage in die Acht erklärt werden könne.“ Auch der Landgraf von Darmſtadt und der Pfalzgraf von Neuburg waren gegen des Kaiſers Abſicht. Trotz dieſem Widerſpruche ſetzte Ferdinand ſeinen Willen durch und belieh am 25. Hornung den Herzog von Baiern mit der Kurwürde. Indeſſen benahm er den Fürſten, die ſich für Friedrich verwandten, nicht alle Hoffnung, den geächteten Pfalzgrafen in ſeine Erbländer wiedereinzuſetzen, auch wol ſeinen Nachkommen die Kurwürde, nach Maximilians Tode, zurükkzugeben. Der Kurfürſt von Sachſen entſagte auch bald darauf ſeinem Widerſpruche. Der Kaiſer überließ ihm, wie er verſprochen, die Lauſitz als Unterpfand für aufgewandte Kriegskoſten. Das brachte den Sachſen zum Schweigen und ein Jahr danach gab er ſeine Zuſtimmung, als Maximilian zu Nürnberg im Rathe der Kurfürſten Platz nahm (1624). So ſtand Brandenburg mit ſeinem Widerſpruche gegen den Kaiſer einzeln und verlaſſen da, und wenn dieſer Widerſpruch bei einer ſo wichtigen Angelegenheit nichts fruchtete, was half es denn, der Belehnung des Fürſten Lichtenſtein mit Jägerndorf zu widerſprechen, die gleichfalls auf dem Fürſtentage zu Regensburg vollzogen ward? — Des Kaiſers Wille ſchien ſtatt aller Reichs-

geſetze zu gelten und den Unterdrükkten kaum etwas anderes übrig zu bleiben, als ihre Rechte durch offenen Widerſpruch für künftige Zeiten zu bewahren. So handelte Brandenburg.

Als Friedrich von der Pfalz ſeine beiden tapfern Parteigänger mit ihrem Kriegsheere entlaſſen hatte, zogen dieſe durch Lothäringen nach den Niederlanden. Vergebens verlegte ihnen der Spanier Kordova bei Fleurus den Weg. Sie ſchlugen ſich durch. Der Herzog Chriſtian, der ſich unter Trompeten- und Paukenſchall den ſchwerverwundeten linken Arm abnehmen ließ, kehrte darauf in ſeine Lande zurükk; Mansfeld ging mit fünftauſend Kriegern nach Oſtfriesland und erhielt ſich von gewaltſamen Erpreſſungen. — Der niederſächſiſche Kreis war jetzt noch der einzige in ganz Deutſchland, der dem Kaiſer gegenüber eine freie Stellung behauptete. Aber Tilly und die Spanier machten Anſtalt, auch ihn zu unterwerfen. Da begannen die Niederſachſen zu rüſten und übergaben dem Herzoge Chriſtian von Braunſchweig den Oberbefehl über das Kreisheer. Der Herzog ſelbſt, von Engelland und Holland mit Geld unterſtützt, warb Kriegsvolk auf eigene Hand und bald ſtand er wieder an der Spitze von 20,000 Streitern. Zu gleicher Zeit brach Bethlen Gabor den Frieden und zog gegen Mähren. Als aber der oberſächſiſche Kreis zu Gunſten des Kaiſers rüſtete und Ferdinand ernſtliche Abmahnungen an die niederſächſiſchen Stände ergehen ließ, da verloren dieſe den Muth und wollten den Kampf nicht wagen. Herzog Chriſtian wandte ſich jetzt nach Weſtfalen, um ſich in Oſtfriesland mit Mansfeld zu vereinigen. Aber Tilly zog ihm eilend nach, erreichte ihn im Münſterſchen bei Stadtlohn und ſchlug ihn ſo gänzlich (6. Aerndtemonds 1624), daſſ er ſich nur mit Mühe nach Holland rettete.

So hatte die katholiſche Partei entſchiedenen Sieg gewonnen. Das bezwungene Deutſchland war in des Kaiſers Gewalt und erwartete mit ängſtlicher Spannung, wie dieſer ſeinen Sieg benutzen würde. Und viel Erfreuliches durften die Proteſtanten nicht hoffen. Denn ſchon ſprach man laut und lauter von der Nothwendigkeit, die eingezogenen katholiſchen Kirchengüter ihnen wieder abzunehmen, um ſie in die alte Verfaſſung zu bringen. Wol

ruhten noch im Schooße des proteſtantiſchen Deutſchlands viele tüchtige Kräfte, die nur zum gemeinſamen Zwekke vereinigt und geſchikkt benutzt werden durften, um Ferdinands errungene Uebermacht zum Gleichgewichte hinabzubeugen. Aber wer ſollte dieſe Kräfte vereinigen und leiten? Unter den mächtigern proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands war Niemand dazu befähigt und die kleineren konnten nur als Parteigänger auftreten. Ueberdieß hatte Kurſachſen nicht einmal den Willen, zu helfen, und Brandenburg ſtand furchtſam und unentſchloſſen im Hintergrunde. — Je weniger man aber in Deutſchland zu einer allgemeinen und kräftigen Erhebung gelangen konnte, um deſto eiferſüchtiger betrachteten die Fürſten des übrigen Europa Oeſterreichs gefährliches Uebergewicht. Jede Macht hatte dabei ihre eigenen Rükkſichten. Frankreich, der alte Nebenbuhler des Kaiſerreiches und dadurch ſeit vielen Jahren des Hauſes Oeſterreich, mochte jetzt das voreilige Mitleid bereuen, womit es den Ulmer Vertrag, der die Union von Böhmens Vertheidigung ablenkte, vermittelt hatte, um Oeſterreich nicht ganz ſinken zu laſſen. Gern hätte der Kardinal Richelieu, in deſſen Händen damals die Regierung jenes Landes ruhte, den deutſchen Proteſtanten wieder aufgeholfen, wenn er, der eifrige Verfolger der Kirchenverbeſſerung in Frankreich, ſolchen Schritt hätte wagen dürfen, bevor die franzöſiſchen Proteſtanten unterdrükkt waren. Doch ſuchte er den Kaiſer in Italien zu beſchäfftigen, um dem Widerſtande in Deutſchland Luft zu verſchaffen. Jakob von Engelland war auch endlich aus ſeinem Schlafe erwacht und erkannte, wie ſehr er ſich durch ſpaniſche Ränke hatte irre leiten laſſen. Jetzt, da es augenſcheinlich zu ſpät war, wollte er ſeinem unglükklichen Schwiegerſohne gern wieder emporhelfen und zahlte dem Grafen Mansfeld Geld zur Werbung eines neuen Heeres. — Den meiſten Eifer aber bewieſen die beiden nordiſchen Könige, Guſtav Adolf von Schweden und Chriſtian IV. von Dänemark. Schon früher hatte der Schwede den deutſchen Proteſtanten ſeinen Beiſtand angetragen, war aber wenig beachtet worden. Jetzt erneute er ſeinen Antrag und ſchlug, mit Brandenburgs Einwilligung ein Bündniſſ aller proteſtantiſchen Staaten vor. Auch

König Chriſtian ermunterte die Deutſchen zum Widerſtande und bot ſeine Hilfe an. Aber mit Guſtav Adolf, deſſen perſönlicher Feind er war, mochte er ſich nicht zum gemeinſamen Zwekke vereinen, wie dringend ihm auch die Sache der Proteſtanten und vor allem das Schikkſal ſeines unglükklichen Freundes Friedrich von der Pfalz, am Herzen lag. Beide Fürſten unterhandelten mit Engelland, das nothwendig Geld zahlen muſſte, wenn der neue Kampf gewagt werden ſollte. Chriſtian foderte weniger als Guſtav Adolf und ſo übertrug Jakobs Nachfolger, Karl I. (6. Wandelmonds 1625), ihm die Leitung des Krieges und bewilligte 30,000 Pfund Sterlinge Hilfgelder. Auch der niederſächſiſche Kreis rüſtete, troz der wiederholten Abmahnungen des Kaiſers, von Neuem, und ernannte den König von Dänemark, der als Herzog von Holſtein Kreisſtand war, zum Kreisoberſten. Zu gleicher Zeit wurden mit Holland Unterhandlungen angeknüpft und überall ſtark gerüſtet. Der Ausbruch eines neuen Kampfes ſtand bevor.

Achtzehntes Kapitel.

Des Kaiſers Verhältniſſ zur Liga — Wallenſtein erbietet ſich, dem Kaiſer ein Heer zu geſtellen — Mittheilungen aus Wallenſteins früherem Leben — ſein Erbieten wird angenommen. — Tilly greift den niederſächſiſchen Kreis an — der däniſch-niederſächſiſche Krieg beginnt. — Schwierige Lage des Kurfürſten — er erklärt ſich parteilos. — Schwarzenberg wünſcht durch ein tüchtiges Kriegsheer Brandenburgs Anſehn aufrecht zu

halten — was dieſem Plane entgegenſteht. — Eine Schaar Koſaken beunruhigt die Mark. — Vergebliche Friedensunterhandlungen. — Die proteſtantiſchen Räthe des Kurfürſten wünſchen ein Bündniſſ mit Dänemark — Bethlen Gabor vermält ſich mit George Wilhelms Schweſter — Schwarzenberg begleitet die Braut. — Fortgang des Krieges — Mansfeld und die Dänen ziehen durch die Mark nach Schleſien, von Wallenſtein verfolgt. — Mansfelds und Ernſts von Weimar Ausgang. — Der Dänenkönig bei Lutter am Barenberge geſchlagen. — Zur Beurtheilung des Grafen Adam von Schwarzenberg und ſeiner Rathſchläge. — Schwediſch-polniſcher Krieg — Guſtav Adolf in Preußen — zwingt die preußiſchen Stände zur Parteiloſigkeit. — George Wilhelms Unwille. — Wäre es klüger geweſen, wenn der Kurfürſt ſich an Schweden geſchloſſen hätte? — Stimmung der preußiſchen Landſtände. — Der Kurfürſt kommt mit einer kleinen Heeresmacht nach Preußen — Guſtav Adolf zwingt ihn, parteilos zu bleiben. — Vergebliche Friedensunterhandlungen. — Traurige Lage Preußens — das von Schweden und Polen zu leiden hat. — Endlich kommt ein ſechsjähriger Waffenſtillſtand zu Stande. — Volksſtimmung in Brandenburg — unruhiger Auftritt in Berlin — Wallenſtein überſchwemmt mit ſeinem Heere die Mark — der Kurfürſt erkennt die Kurwürde Baierns an. — Unglükklicher Ausgang des niederſächſiſch-däniſchen Krieges. — Wallenſtein ſetzt ſich in Meklenburg feſt — überzieht Pommern. — Belagerung von Stralſund. — Dänemark ſchließt Frieden. — Der Kaiſer tritt mit ſeinen Abſichten hervor. — Das Reſtitutionsedikt — des Kaiſers Uebermacht — Anklagen gegen Wallenſtein. — Zuſtand der Marken. — Uebergang zum ſchwediſch-deutſchen Kriege.

Ferdinand verdankte die bisher errungenen glänzenden Vortheile theils dem Beiſtande Spaniens, hauptſächlich aber den Waffen des katholiſchen Bundes. Seine eigenen Feldherren, Dampierre und Bouquoi, waren längſt vom Kriege hingerafft und es gab kein kaiſerliches Heer, das dieſen Namen auch nur einigermaßen verdiente. Tilly, der Feldherr Maximilians und der Liga, jener eiſerne Kriegsfürſt, eben ſo geſchikkt und tapfer als blindkatholiſch und unmenſchlich, hatte für den Kaiſer gefochten und geſiegt. Wie groß demnach auch die Dienſte waren, die der katholiſche Bund dem Reichsoberhaupte geleiſtet, ſo fühlte

ſich Ferdinand doch eben dadurch gebunden und unfrei. Ihn drückte die Abhängigkeit von ſeinem Schwager Maximilian, der ſich, wie wir uns erinnern, die oberſte und unbedingte Leitung der Liga vertragmäßig vorbehalten hatte. Doch vollkommene Unabhängigkeit von den läſtig werdenden Freunden war nur durch ein ſelbſtändiges, tüchtiges Kriegsheer zu erlangen. Ein ſolches herbeizuſchaffen, ohne die Liga zu beleidigen und Mißtrauen gegen ſie zu verrathen, war eben jetzt der geeigneteſte Zeitpunkt. Denn um Deutſchland im Zaume zu halten und zugleich dem Bündniſſe Engellands, Dänemarks, Hollands, ja gewiſſermaßen auch Frankreichs, zu widerſtehen: dazu reichten die Kräfte der Liga und der ſpaniſchen Hilfsvölker nicht aus. Aber wie ſollte Ferdinand, dem es durchaus an Geld mangelte, ein tüchtiges Heer zuſammenbringen? und wo war gleich ein Feldherr zu finden, dem man ohne Sorge die Anführung übertragen mochte? — Aus dieſer Verlegenheit rettete den Kaiſer jener außerordentliche Mann, deſſen angeſtauntes Heldenbild der edelſte Dichter Deutſchlands ſeinem Volke ſo wunderbar, wenn auch menſchlicher und edler als das Urbild, vor Augen geſtellt hat. Albrecht Wenzeslaw Euſebius von Waldſtein, in den Büchern der Geſchichte gewöhnlich Wallenſtein genannt, war der Sprößling eines wenig begüterten proteſtantiſchen Edelhauſes in Böhmen. Nachdem er auf der Hochſchule zu Altdorf im Nürnberger Stadtgebiet, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung empfangen, trat er zur katholiſchen Kirche über. Man erzählt, er ſei aus dem obern Fenſter eines hohen Hauſes ſchlafend herabgeſtürzt, ohne Schaden zu nehmen. Man habe ihn überredet, ſeine Rettung dem Schutze der heiligen Maria zuzuſchreiben und von dieſer Ueberzeugung geleitet, ſei er katholiſch geworden. Bald darauf durchreiſte er die gebildeteſten Länder Europa's und legte ſich zu Padua mit großem Eifer auf die Sterndeuterei, der er ſein ganzes Leben über Vertrauen ſchenkte. Doch des hochſtrebenden Jünglings Buſen glühte von einem Ehrgeize und von einem gewaltigen Drange nach kühnen Thaten, der zu ſeiner Befriedigung ein anderes Feld verlangte, als die friedliche Bahn der Wiſſenſchaften. Der Türkenkrieg (1591 bis 1606) unter Ru=

dolf dem zweiten, lokkte ihn auf das eiſerne Kriegsfeld und reichte ihm die erſten Lorbeern. Nach geſchloſſenem Frieden vermälte er ſich mit Lukretia von Landekk, einer betagten und güterreichen Wittwe in Mähren, die ihm ſchon nach vier Jahren (1614) ihre große Herrſchaften hinterließ. So war er in den Beſitz eines ſehr anſehnlichen Vermögens gelangt, als der Krieg des damaligen Erzherzogs Ferdinand mit Venedig (1616), ihm neue Gelegenheit zu rühmlicher Auszeichnung darbot. An der Spitze von zweihundert Panzerreitern, die er auf eigene Koſten geworben hatte und beſoldete, zeichnete er ſich nicht weniger durch Tapferkeit als durch tiefblikkende Klugheit aus. Schon damals entwikkelte er alle die ſeltenen Eigenſchaften, die den großen Feldherrn ſtempeln. Freigebig, zumal gegen ſeine Krieger, bis zur Verſchwendung, ſtreng und freundlich zugleich gegen Untergebene, nie mit eigenen Thaten prahlend, aber immer geneigt fremdes Verdienſt rühmend anzuerkennen, ernſt und ſchweigſam, raſtlos thätig und vor keiner Gefahr zagend, gewann er bei allen Achtung und Vertrauen. Der Kaiſer Matthias belohnte ihn dadurch, daſſ er ihn zum Oberſten des mähriſchen Landesaufgebotes beförderte und nach ſeiner Vermälung mit der jungen Gräfin Iſabelle von Harrach, ihn in den Grafenſtand erhob. Beim Ausbruche des böhmiſchen Aufſtandes trugen ihm die Böhmen eine Feldherrnſtelle an. Er aber wollte von ſeiner Treue gegen das Kaiſerhaus nicht weichen und ſuchte den Fortſchritten Thurns in Mähren Einhalt zu thun. Er rettete dem Kaiſer die Kriegskaſſe und rüſtete davon tauſend Panzerreiter aus, mit denen er unter Bouquoi gegen Mansfeld, Thurn und Bethlen Gabor focht, auch ruhmvollen Antheil an der Schlacht am weißen Berge nahm. Nach Böhmens Ueberwältigung belohnte der Kaiſer den tapfern Grafen mit der Herrſchaft Friedland und ein Jahr darauf mit Verleihung der Fürſtenwürde (1622).

Dieſer Mann war es, der jetzt dem Hofkriegsrathe zu Wien den Vorſchlag machte, ein Heer von mindeſtens 40,000 Mann in das Feld zu ſtellen, ohne daſſ es dem Kaiſer etwas koſten ſollte. Nur verlangte er den unbeſchränkten Oberbefehl und in

der Folge Entſchädigung durch eroberte Länder. Man trug in Wien Bedenken, ſo große Macht in die Hand eines einzigen, ehrgeizen Mannes zu legen und meinte, auch 20,000 Mann möchten ſchon zu viel ſein. Aber Wallenſtein erklärte: „Zwanzigtauſend kann ich nicht ernähren; fünfzigtauſend werden für ſich ſelbſt ſorgen.“ — Der Sinn der Antwort lag klar vor Augen. Die Beiſpiele Mansfelds und Chriſtians von Braunſchweig hatten es hinreichend bewieſen, daſſ ein großes Heer ſich ſelbſtändig durch Brandſchatzungen und Erpreſſungen erhalten könne. Und der Kaiſer, des Reiches oberſter Richter, dem vor allen die Pflicht oblag, Unrecht und Bedrükkung von den Schwächern abzuwehren, gab nach einigem Bedenken, ſelbſt das Beiſpiel, ein Heer von Freibeutern, eine wohlgeordnete Räuberbande, in ſeinem Namen werben zu laſſen. Wallenſtein ward zum Herzoge von Friedland erhoben und eröffnete ſogleich ſeine Werbeplätze. Des „Friedländers“ ruhmvoller Name und ſeine bekannte Freigebigkeit führten Tauſende von Abenteurern ſeinen Fahnen zu und ſchon nach wenigen Monden brach er mit 23,000 Kriegern aus Böhmen nach Franken auf und bald zählte ſein Heer gegen 40,000 Mann, die aus allen Völkern herbeigeſtrömt waren, um dem Glükkſterne des Außerordentlichen zu folgen. Und mit wunderbarem Geiſte wuſſte der hochgewaltige Kriegsfürſt dieſe zuſammengelaufene, aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen gemiſchte Menge, zu zügeln und zu einem geordneten Ganzen zu beſeelen. Eine ſeltſame Ehrfurcht, die faſt Grauen zu nennen war, überkam die Krieger bei dem Anblikke ihres Feldherrn, aus deſſen bleichem, finſtern Antlitze das geheimniſſvolle Auge geiſterhaft hervorblitzte und ſich argwöhniſch ſenkte, ſo bald es einem ſcharfen, ſpähenden Blikke begegnete. Das ſchwarzbraune, kurzgeſchnittene Haar umſäumte düſter die hohe Stirn und ein ſpaniſcher Hut mit rother Feder umſchattete das Antlitz. Ein Reitkoller von Elendshaut und darüber ein kurzer, ſcharlachrother Mantel umkleidete die hagere, hohe Geſtalt, die gebieteriſch auftrat und in ihrem ganzen Erſcheinen jenes Raubthierähnliche zeigte, das uns nicht ſelten aus den Bildern großer Kriegshelden furchterregend entgegentritt.

Während Wallenſtein in ſolcher Weiſe dem Kaiſer ein Heer ſchuf, das gleich der rollenden Schneelawine mit jedem Tage größer ward, und durch Gegenden geführt, die des Krieges vernichtender Fußtritt noch nicht berührt hatte, vom Marke des Landmanns und der Städte zehrte, ließ Ferdinand den niederſächſiſchen Kreis ermahnen, die Waffen niederzulegen, und ſchrieb ſelbſt deſſhalb an den König von Dänemark. Chriſtian antwortete, die Bewaffnung bezwekke nur die Erhaltung der Ordnung und Ruhe im Reiche. Da erhielt Tilly Befehl, die Entwaffnung des Kreiſes gewaltſam zu erzwingen. Sogleich ging der Feldherr die Weſer hinauf und beſetzte Höxter. Das ſei Gewalt und Landfriedebruch, erklärte jetzt der Däne, der die Eröffnung der Feindſeligkeiten gern dem Gegner überlaſſen wollte, und ſofort ſetzte er über die Elbe und ging dem Feinde entgegen. Aber bei dem Ernſte des beginnenden Kampfes entſank vielen der niederſächſiſchen Stände der Muth. Einige knüpften mit dem Kaiſer Unterhandlungen an, andre wollten ſich parteilos halten. Die geſammte Mannſchaft, die die übrigen zuſammenbrachten, zählte nur 7000 Streiter. Indeſſen ſtanden Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig mit neugeworbenen Völkern im Klewiſchen, bereit ſich mit dem Könige zu vereinigen. Dieſer ging bis Hameln hinauf und die Vorpoſten der feindlichen Heere begegneten ſich. Wahrſcheinlich wäre es ſchon jetzt zu einer entſcheidenden Schlacht gekommen, wenn der König nicht durch einen gefährlichen Sturz in eine zwanzig Fuß tiefe Grube ſchwer verletzt worden wäre (14. Sommermonds 1625). Der König war ohne Sprache und Beſinnung und die beſtürzten Befehlshaber, unbekannt mit dem Kriegsplane und rathlos, führten das Heer nach Verden zurükk. Erſt im Aerndtemonde konnte der königliche Feldherr wieder den Oberbefehl übernehmen und bald darauf gelang es ihm, die Stadt Nienburg zu entſetzen, die Tilly während deſſen hart bedrängt hatte. Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig vereinigten ſich jetzt mit ihm und ſo ſtand er an der Spitze eines Heeres von etwa 60,000 Kriegern. Mittlerweile näherte ſich auch Wallenſtein mit ſeinen Schaaren dem Kriegſchauplatze. Umſonſt verſuchten die nieder=

ſächſiſchen Bauern, die der König bewaffnet hatte, bei Göttingen den Lauf des Mächtigen aufzuhalten. Er ſchritt ſiegreich über die Erſchlagenen vorwärts und bemächtigte ſich der Elbe. Dann gönnte er ſeinen Kriegern die Winterraſt in den fruchtbaren Gegenden von Magdeburg, Halberſtadt und Anhalt.

So ſtand nun die gefährliche Wetterwolke des Krieges hart an den Gränzen der brandenburgiſchen Marken und es war leicht vorauszuſehen, daſſ bei längerer Dauer, das drohende Ungewitter auch über ſie hereinbrechen werde. Jedenfalls befand ſich der Kurfürſt George Wilhelm in einer höchſt ſchwierigen Lage, und wenn er in dieſem unheilvollen Kampfe Partei ergreifen ſollte, ſo war die Frage nicht leicht zu löſen, auf welcher Seite er mit größerer Sicherheit zu ſtehen hoffen durfte? In ſeinem Rathe herrſchte getheilte Meinung. Der Graf von Schwarzenberg drang auf ein Bündniſſ mit dem Kaiſer; die übrigen Räthe wollten es mit Dänemark verſuchen. Hier winkte die heilige Sache des Glaubens, hieher rief den Kurfürſten die Stimme der Ehre und ſeines eigenen Volkes, hieher muſſte ihn ſelbſt die Beſorgniſſ leiten, daſſ Ferdinand, wenn er abermals ſiegte, nicht bloß die Freiheit des Glaubens, ſondern auch die Freiheit der Fürſten leicht niedertreten dürfte. Auf der andern Seite ſprach die altgeheiligte Ehrfurcht vor dem Oberhaupte des Reiches, es lokkte der Anblikk der Belohnungen, mit denen Ferdinand den Beiſtand ſeiner treuen Anhänger vergolten, und vor allen Dingen warnte das unglükkliche Schikkſal Friedrichs von der Pfalz, es warnte der Schatten des geächteten Herzogs von Jägerndorf vor der Theilnahme an einem Kampfe gegen den Kaiſer. Auch jetzt ſtand wieder ein Fürſt aus dem Hauſe Brandenburg mit den Waffen in der Hand dem Kaiſer gegenüber. Es war dieß Chriſtian Wilhelm, der Bisthumverweſer von Magdeburg, des Kurfürſten Oheim. Geſchrekkt von der Foderung, daſſ die geiſtlichen Güter den Katholiſchen zurükkgegeben werden ſollten, eine Foderung, welcher Tillys eiſerner Arm bereits an vielen Orten Vollzug verſchafft hatte, fürchtete der Markgraf auch ſein Bisthum zu verlieren und ſchloſſ ſich dem däniſchen Bündniſſe an, um ſein Recht mit dem Schwerte zu behaupten. Seit mehr als

hundert Jahren hatte das Erzſtift ſeine Oberhirten aus dem Hauſe Brandenburg empfangen und ward von dieſem gewiſſermaßen ſchon als Erbeigenthum betrachtet. Ob aber jetzt ein gewaffneter Widerſtand gegen den Kaiſer dazu helfen würde, dieſen Beſitz zu bewahren und zu befeſtigen, das durfte mindeſtens höchſt zweifelhaft erſcheinen. Mehr ließ ſich vielleicht, bei engem Anſchließen an den ſiegreichen Herrſcher, von ſeiner Gnade erwarten. Von dieſem Geſichtspunkte geleitet, hatte auch das Domkapitel, welches ſich von Anfang an mit den Schritten des Verweſers unzufrieden bezeigte, obgleich die Stadt Magdeburg ſelbſt ganz für ihn war, ſeine Stelle für erledigt erklärt und an Auguſt, den zweiten Sohn des Kurfürſten von Sachſen, übertragen. Das Kapitel wünſchte das Erzſtift in proteſtantiſchen Händen zu erhalten und eben deſſhalb traf ſeine Wahl den Sohn eines Fürſten, deſſen Anhänglichkeit für den Kaiſer keinem Zweifel unterlag. Wollte nun George Wilhelm jene einträgliche Verſorgung ſeinem Hauſe nicht vielleicht für immer entgehen laſſen, ja, ſollte er nicht fürchten, daſſ ſeine eigenen Landesbisthümer, Brandenburg, Havelberg und Lebus ihm gleichfalls entriſſen würden, ſo erſchien ein offener Kampf gegen den Kaiſer allerdings bedenklicher, als ein bereitwilliges Anſchmiegen an denſelben.

Aber der ſchwankende, ſchwache Fürſt mochte ſich weder zu dem einen, noch zu dem andern entſchließen. Ein Bündniſſ mit dem Kaiſer erſchien ihm als Verrath gegen den Glauben und gegen ſeinen unglükklichen Schwager Friedrich von der Pfalz, ja als Verrath ſeines eigenen guten Rechts in Bezug auf das Herzogthum Jägerndorf. Ein Bündniſſ gegen denſelben drohte mit furchtbarer Gefahr, vielleicht gar mit Vertreibung von Land und Leuten. So wählte er denn die gewöhnliche Auskunft unkräftiger Seelen, dieſelbe, die er ſchon während des böhmiſchen Krieges ergriffen hatte — er erklärte ſich parteilos. Der umſichtige Graf von Schwarzenberg äußerte ſich mit dieſer Maßregel einverſtanden. „Es ſei für den Kurfürſten nichts wünſchenswerther“ — ſo ſagte er — „als ruhig im Beſitze des Seinigen zu bleiben und Andre ihre Kriege, die ſie aus Noth oder Ehrgeiz

angefangen, ſelbſt ausfechten zu laſſen. Um dieſes aber möglich zu machen, müſſe man auf Mittel denken, den Kurfürſten ſo zu ſtärken, daſſ er ſich bei der Parteiloſigkeit behaupten könne."*) — Unter dieſen Mitteln meinte der Graf die Aufſtellung eines tüchtigen Kriegsheeres von mindeſtens 20,000 Mann, die er ſchon gleich nach dem Prager Frieden beantragt hatte.**) Aber er fand mit dieſem wohlgemeinten Antrage den hartnäkkigſten Widerſpruch bei den Ständen. Das Land könne ſolche Unkoſten nimmer erſchwingen, hieß es, und eine ſolche Menge Kriegsvolk dürfte bald den Herrn im Lande ſpielen. — Allerdings waren auch die Marken, gegen frühere Zeiten, ſchon damals in ihrem Wohlſtande bedeutend herabgekommen. Die meiſte Schuld dieſer Verarmung trug das verrufene Kipper- und Wipperweſen, ein Wucher, der ſich auf die Ausprägung ſchlechter, gehaltloſer Münze gründete, die ſich in ihrem Nennwerthe nicht halten konnte und ein ewiges Schwanken, Steigen und Fallen, des Geldwerthes zur Folge hatte. Natürlich muſſten auch bald die herrſchaftlichen Einkünfte darunter leiden, obwol urſprünglich das werthloſe Geld von den fürſtlichen Münzſtätten ſelbſt ausging. George Wilhelm hatte noch überdieß von ſeinem Vater beträchtliche Schulden ererbt, die jener theils in Dänemark theils in Holland gemacht, um Geld für die Betreibung der jülichſchen Erbſchaftſache zu erhalten. Daher kam es, daſſ der Fürſt ſchon ſeit einigen Jahren ſeine Hofhaltung bedeutend hatte einſchränken müſſen, weil ſeine Kaſſen zur Beibehaltung des früheren Glanzes nicht mehr genügten. Die Geldverlegenheit des Landesherrn hatte Erhöhung und Vermehrung der Steuern zur natürlichen Folge, und dieſe war dem Volke um ſo drükkender, als der ſchlechte Geldwerth den Preis aller Bedürfniſſe unglaublich geſteigert hatte. Umſonſt ſträubte ſich der Brandenburgiſche Landtag gegen eine Erhöhung der Trankſteuer und gegen die Einführung einer neuen Bierzieſe (1624). „Noth kenne kein Gebot" erklärte der Kurfürſt, „und er könne die Einwendungen

*) Cosmar a. a. O. S. 338.
**) Ebendaſ. S. 339.

der Stände nicht gelten laſſen."*) Nicht lange zuvor hatte er auch Jedermann das Geldmünzen unterſagt und dasſelbe, als landesherrliches Vorrecht, für ſich allein in Anſpruch genommen, und eben ſo waren von ihm die Strafen für Jagdfrevel, die bisher zum Theil in körperlicher Züchtigung, zum Theil in grauſamer Verſtümmelung beſtanden, in Geldbußen verwandelt worden. Indeſſen mag man zur Ehre des wohlmeinenden Fürſten dieſe Veränderung wol mit eben ſo vielem Rechte ſeiner Menſchlichkeit als ſeinem Geldbedürfniſſe zuſchreiben. — Bei ſolchen Verhältniſſen war allerdings die Errichtung eines zahlreichen Kriegsheeres mit großen Schwierigkeiten verbunden. Unmöglich zwar wäre die Sache keineswegs geweſen, wenn die märkiſchen Stände ihren eigenen Vortheil richtiger erkannt und gewürdigt hätten. Denn trotz der vielen Klagen über ſchwere Zeiten und zunehmende Verarmung, war noch immer Geld genug im Lande, um ausreichende Vertheidigungmaßregeln durchzuführen. Herrſchte doch gerade damals große Neigung zu Verſchwendung und rauſchenden Luſtbarkeiten aller Art unter dem Volke, und fehlte es doch nie an Gelde, wenn es darauf ankam in prächtigen Kleidern zu prunken, übermäßig zu ſchwelgen und ſich durch allerhand „fremdes Poſſenſpiel" beluſtigen zu laſſen. Allerdings mochte wol, beſonders was die Schwelgerei anbetraf, das Beiſpiel des Hofes nachtheilig eingewirkt haben. Aber die Vergnügungsſucht des Volkes, zumal in der Hauptſtadt, ging ſo weit, daſſ der Kurfürſt ſich veranlaſſt ſah (1623) den Bürgermeiſtern und Rathmannen der Städte Berlin und Köln anzubefehlen, „daſſ ſie bei dieſen traurigen und geſchwinden Zeiten, die dem Lande über kurz wol wenig Gutes mitbringen dürften", den Schulmeiſtern das gottloſe Komödienſpielen ernſtlich verbieten, und es keinem geſtatten ſollten, „auf den Gaſſen mit muſikaliſchen Inſtrumenten ſich hören zu laſſen", am allerwenigſten aber fremden Gauklern, die mit Pauken und Trommeln auf den Gaſſen herumlaufen", um allerhand Gaukel- und Affenſpiel zu veranſtalten. — Der

*) Stenzel a. a. O. S. 439.

Stadtrath ſolle bedenken, was für Landſtrafen und Plagen endlich nothwendig daraus erfolgen müſſten, „wenn man die Zeiten nicht unterſcheiden wolle.“*) — — Beſonders aber wenn man erwägt, was im ſpätern Laufe des Krieges Feinde und Freunde für ungeheure Geldſummen aus der Mark erpreſſten und wie des Kurfürſten Verkündigung großer Landſtrafen und ſchwerer Plagen durch den rohen Uebermuth fremder Kriegsvölker auf die furchtbarſte Weiſe in Erfüllung ging; ſo kann man nicht umhin, die traurige Verblendung der Stände zu bedauern, die, um Koſten zu vermeiden, eine zwekkmäßige Vertheidigung des Landes verhinderten und ſich dadurch dem entſetzlichſten Unheile ſchutzlos Preis gaben.

Es war zwar wieder einiges Kriegsvolk geworben worden, aber in ſo unzureichender Zahl, daſſ der Kurfürſt das ganze Land aufbieten muſſte, um 10,000 Koſaken, die vom Polenkönige zur Unterſtützung des Grafen Tilly abgeſandt waren, von den Gränzen zurükkzuhalten. Dennoch brachen einige Tauſende dieſer Halbwilden, „die weder Kinder noch Wöchnerinnen verſchonen und ärger als die Heiden hauſen ſollten“, wirklich durch und rechtfertigten auf ihrem Zuge durch die Mark zum Theile den böſen Ruf, der ihnen vorausgegangen war. Zum Glükke ging dieſer erſte Sturm ſchnell vorüber.

Unter ſolchen Umſtänden konnte des Kurfürſten ſehnlichſter Wunſch wol nur auf eine ſchleunige Wiederherſtellung des Friedens gerichtet ſein und wirklich gelang es ſeiner und des Kurfürſten von Sachſen Vermittelung, die feindlichen Parteien zur Unterhandlung zu bewegen. Es war im Chriſtmonde (1625) als die Friedensunterhandlungen zu Braunſchweig eröffnet wurden. Aber an den überſpannten Foderungen Wallenſteins und Tillys ſcheiterte das heilſame Unternehmen. Die ſiegreichen Feldherren foderten vor allen Dingen Entwaffnung des niederſächſiſchen Kreiſes und Zurükkgabe der Kirchengüter. Dem wollte man ſich nicht fügen, ſo lange noch der gewaffnete Arm

*) König a. a. O. Th. I. S. 203. f. f.

die Hoffnung auf vortheilhaftere Bedingungen gewährte, und ſo brachte das neue Jahr neuen Kampf.

Obwol George Wilhelm ſich für parteilos erklärt und alle Anträge des Dänenkönigs, zur gemeinſamen Sache überzutreten, abgelehnt hatte; ſo ſcheinen ſeine Räthe dennoch die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben, den Fürſten zu einem andern Entſchluſſe zu bewegen. Bethlen Gabor, der Fürſt von Siebenbürgen, der, ungeachtet ſeiner wiederholten Friedenſchlüſſe mit dem Kaiſer, immer ſchnell wieder zu den Waffen griff, ſobald die Gelegenheit nur irgend günſtig ſchien, warb gerade jetzt um die Hand Katharina's, der Schweſter des Kurfürſten. Und ſeine Bewerbung wurde günſtig aufgenommen, wie ſehr auch eine ſo genaue Verbindung mit Ferdinands unverſöhnlichem Gegner der ſtrengen Parteiloſigkeit zu widerſprechen ſchien, für die George Wilhelm ſich erklärt hatte. Die Räthe des Kurfürſten hatten die Einwilligung des ſchwachen Herrn zu gewinnen gewuſſt, der ſich vielleicht dadurch geſchmeichelt fühlte, daſſ Bethlen Gabor durch ſeinen Geſandten erklären ließ: „er ſuche bei der Heirath keine Ausſteuer, Gelder oder irgend etwas anderes, ſondern nur die Ehre, mit dem Hauſe Brandenburg verwandt zu ſein.“*) Und um deſto freiere Hand zu erhalten, wuſſten die Räthe es ſo einzuleiten, daſſ der Graf von Schwarzenberg, der einzige, der mit großer Entſchiedenheit gegen ein Bündniſſ mit Dänemark eiferte, den Auftrag erhielt, die fürſtliche Braut nach Siebenbürgen zu begleiten.**) Schwarzenberg reiſte ab und der glänzende Aufzug, in welchem er ſelbſt am Hofe Bethlen Gabors erſchien, bildete allerdings einen ſeltſamen Abſtand zu der ärmlichen Brautgabe, die er dem fürſtlichen Bräutigam überreichte. Ein Käſtchen von Bernſtein — angefüllt mit einigen Kleinoden und Seltenheiten — das war das ganze Geſchenk, während man die Kleidung des Grafen allein auf 50,000 Thaler ſchätzte, abgeſehen von der Pracht, mit welcher ſeine zahlreiche Dienerſchaft geſchmükkt war. Aber nur Uebereilung oder böſer Wille

*) Cosmar a. a. O. S. 214.
**) Ebendaſ. S. 212.

können dieſen Umſtand dem Grafen zum Verbrechen anrechnen, als habe er die dürftige Ausſteuer der hohen Braut durch ſeinen glänzenden Aufzug in ein deſto grelleres Licht ſetzen wollen. Denn ſchwerlich hatte man ihm die Wahl des Brautgeſchenkes überlaſſen, da er überhaupt nicht für dieſe Verbindung ſtimmte, und die Herrlichkeit in welcher er, der Diener des Kurfürſten, auftrat, konnte doch wol kaum einen andern Zwekk haben, als ſeinen Herrn zu ehren und die Armſeligkeit der bräutlichen Gabe auszugleichen. — Sei dem indeſſen wie ihm wolle: die Vermälung des fürſtlichen Paares, dadurch verzögert, daſſ die Braut auf der Reiſe die Blattern bekam, wurde endlich am 2. Lenzmonds (1626) zu Kaſchau in Ungarn mit vielem Glanze vollzogen.

Mittlerweile hatte in Deutſchland der neue Feldzug begonnen. Des Dänenköniges Plan war darauf berechnet, den Kampf in die öſterreichiſchen Erblande und in die Länder der Liga zu verſetzen. Mansfeld ſollte zunächſt gegen Wallenſtein aufbrechen und durch die Mark Brandenburg nach Schleſien dringen, wo ihm Bethlen Gabor die Hand reichen konnte, um mit ihm vereinigt in Böhmen oder in Oeſterreich einzufallen. Man zählte dabei auf eine allgemeine Erhebung der proteſtantiſchen Bevölkerung in dieſen Ländern. Dem Herzoge Chriſtian von Braunſchweig ward der Auftrag, in Süddeutſchland vorzudringen und die katholiſchen Bundesfürſten in ihren eigenen Landen zu beſchäfftigen, während der König für ſich ſelbſt den Kampf mit Tilly in Norddeutſchland erwählte. — Schon im Hornung brach der rüſtige Mansfeld auf, dem eine däniſche Schaar unter dem Feldherrn Hans Philipp von Fuchs beigegeben war. — Wallenſtein ſollte von der Elbe vertrieben werden und ſchon jetzt gewährte den Märkern die Parteiloſigkeit ihres Herrn keinen Schutz. Mansfeld beſetzte Havelberg und Brandenburg; Fuchs überzog mit ſeinen Schaaren die Altmark. Beide Feldherrn kümmerten ſich nicht im mindeſten um die Parteiloſigkeit des Kurfürſten. Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich! ſprachen ſie und erzwangen mit drohender Hand von den Märkern, was ihre Heere bedurften. Die Verſprechungen und guten Worte, die ſie dem Landesherrn

gaben, waren die einzige Münze, womit ſie zahlten. Das Land ſeufzte unter dem Drukke der rohen Krieger und die wenigen Soldaten des Kurfürſten dienten nur als müßige Zuſchauer. Indeſſen drang Mansfeld gegen Deſſau vor, um Wallenſtein aus ſeinen Verſchanzungen an der dortigen Elbbrükke zu treiben. Mit dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm, dem Verweſer von Magdeburg vereinigt, unternahm er muthig den Angriff. Aber alle ſeine wiederholten Stürme wurden zurükgeſchlagen und endlich erlitt er am 25. Wandelmonds von ſeinem gewaltigen Gegner eine ſo vollſtändige Niederlage, daſſ er kaum fünftauſend ſtreitfähige Männer aus dem Kampfe zurükkführte. Mit dieſen ging er in die Mark, um ſich durch neue Werbungen zu ſtärken. Es fehlte nicht an Abenteurern, die daheim nichts zu verlieren hatten und im Kriege ihr Glükk zu machen hofften. Bald zählte Mansfeld wieder mehr als 15,000 Streiter unter ſeinen Fahnen. Aber dieſes zuſammengelaufene Volk wirthſchaftete in der Mark ärger als eine Räuberbande. „Der loſen Weiber und diebiſchen Jungen", die dieſem Geſindel folgten, „war wol dreimal ſo viel als Soldaten." Sie plünderten Kirchen, ſchlugen das Zinn von den Taufſteinen ab und ſelbſt das Eiſen an den Akkergeräthen reizte ihre Raubſucht. „Viele Leute wurden von ihnen getödtet, verwundet, gegeißelt, geſtokket und gepflokket." Ja, als die Stadt Nauen ſich weigerte, dieſe furchtbaren Gäſte aufzunehmen, warfen ſie die Brandfakkel hinein und der Ort ging in Flammen auf. Des Kurfürſten Beſchwerden, die er gegen den däniſchen Geſandten von Mitzlaf laut werden ließ, blieben ohne Berükkſichtigung. Der Geſandte war kühn genug, dem Kurfürſten ins Angeſicht zu erklären: „er möge es nun wohl oder übel nehmen — ſein König werde doch vorfahren."*) — Da blieb freilich nichts anderes übrig, als Nothwehr. George Wilhelm bot das Land auf, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben und der gerechte Zorn der Brandenburger war ſo groß, daſſ der Oberſte von Kracht, dem die Anführung des Landaufgebots übergeben war, blutige Auftritte mit

*) Cosmar a. a. O. S. 47. f. f.

aller Mühe nicht verhindern konnte. Das fremde Kriegsvolk ward dadurch nur noch mehr gereizt und vergalt mit Brand und Plünderung den fruchtloſen Widerſtand. Aber Mansfelds Bleiben war nicht in der Mark. Nachdem er eine Verſtärkung an ſich gezogen, die ihm der junge Herzog Ernſt von Weimar zugeführt, eilte er nach Schleſien, erreichte glükklich den Jablunkapaſſ und vereinigte ſich mit Bethlen Gabor. Wallenſtein ſetzte ihm nach und im Sturme durchzogen ſeine Schaaren die Mark. — In Schleſien ſtellte ſich ihm der Markgraf Chriſtian Wilhelm entgegen ſammt dem Grafen Thurn und dem däniſchen Feldherrn Baudiſſin. Der Friedländer aber brach ſich Bahn und verfolgte ſeinen Gegner in die Gebirge Ungarns. Hunger und böſes Wetter vernichteten die Hälfte ſeines Heeres. Dennoch gelang es ihm, Bethlen Gabor zum Frieden zu zwingen. Mansfeld ſah, daſſ er ſich nicht länger halten konnte. Er übergab dem Herzoge von Weimar den Oberbefehl über das Heer, mit dem Auftrage, nach Schleſien zurükkzukehren. Er ſelbſt, der raſtloſe Kriegsfürſt, wollte über Venedig nach Engelland gehen, um neue Hilfe zu beſorgen. Aber er erkrankte zu Urakowitz, auf türkiſchem Gebiete. Den Tod nahe fühlend, ließ er ſeinen Panzer ſich anlegen und erwartete ſtehend, zwiſchen zweien ſeiner Befehlshaber, den unausweichbaren Feind. So ſtarb Graf Ernſt von Mansfeld am 30ſten Reifmonds, ein echtdeutſcher Held, die Freiheit höher achtend als ein beſiegtes Leben. — Der junge Herzog von Weimar überlebte ſeinen großen Feldherrn nur wenige Tage. Noch ehe er Schleſien erreicht hatte, ward auch er von Krankheit und Tod ereilt (4ten Chriſtmonds).

In ſolcher Weiſe waren hier zwei gefährliche Feinde des Kaiſers gefallen, während auch auf der andern Seite der weitausgedehnten Kampfbühne das Glükk ſich entſchieden für Ferdinand erklärt hatte. Herzog Chriſtian von Braunſchweig, der ritterliche Held, erlag in der Blüte der Jugend, gleich im Beginne des Feldzugs zu Wolfenbüttel, einer tödlichen Krankheit. Der Dänenkönig ſelbſt ward von Tilly bei Lutter am Barenberge,

zwei Meilen von Goslar, zur Schlacht gezwungen und gänzlich geſchlagen (27. Aerndtemonds).

Wenn die Räthe George Wilhelms noch gehofft hatten, ihren Herrn für die gemeinſame Sache des freien Glaubens Partei nehmen zu ſehen, ſo waren jetzt ihre Hoffnungen verſchwunden. Schon als die Schaaren Mansfelds und der Dänen in der Mark hauſten, war der Kurfürſt über das freibeuteriſche Betragen dieſes Kriegsvolkes im höchſten Grade entrüſtet, und mit Bezug auf die loſen Weiber, die jenem Heere nachzogen, äußerte der Markgraf Siegmund: „Die gemeine Sache müſſe allzugemein, und eine wüſte Dirne ſein, weil jedermann Böſes von ihr bekomme.“*) Der Kurfürſt befahl dem Grafen Schwarzenberg mit ſeiner Rükkreiſe aus Siebenbürgen zu eilen und ſeitdem erlangten die Rathſchläge dieſes Günſtlings ein entſchiedenes Uebergewicht bei dem Landesherrn.

Adam, Graf von Schwarzenberg, iſt lange Zeit in den Büchern der Geſchichte als Brandenburgs böſer Engel betrachtet worden. Man hat ihn geradezu mit dem Namen Verräther gebrandmarkt und ihm alles Unheil beigemeſſen, das in jener unglükklichen Zeit über die Mark hereinbrach, ja man hat ſogar behauptet, daſſ der Krieg eine andere Wendung genommen haben würde, wenn nicht eben Schwarzenberg den ſchwachen Landesherrn von jeder ritterlichen Theilnahme an dem Kampfe für Freiheit und Glauben abzuhalten gewuſſt hätte. Zu gleicher Zeit im Solde des Kaiſers und im Dienſte des Kurfürſten, ſo behauptete man, habe er, der als Ausländer und Katholik kein Herz für ein proteſtantiſches Land, und für die heilige Sache des freien Glaubens haben konnte, Fürſt und Land an Oeſterreich verrathen, um endlich den Kurhut von Brandenburg als Lohn dieſes ſchändlichen Spieles davon zu tragen. Neuerer Forſchung iſt es gelungen, den Grafen gegen dieſe furchtbare Anklage zu rechtfertigen.**) Die unwiderleglichſten Zeugniſſe ſprechen ihn frei. Freilich wäre es unnatürlich geweſen, ihn,

---

*) Cosmar a. a. O. S. 48.

**) Cosmar in dem angeführten Werke.

als Katholiken, für die Sache des proteſtantiſchen Glaubens begeiſtert zu ſehen. Aber von der Seite des Glaubens betrachteten bei weitem nicht einmal alle proteſtantiſche Fürſten und Staatsmänner die Verhältniſſe jener Zeit. Es war ein Krieg des Kaiſers gegen widerſpänſtige Reichsſtände und wenn der Sieger in den bezwungenen Gebieten auch die Religion antaſtete, ſo ließ ſich dieſes Verfahren als eine Strafe anſehen, von der diejenigen wol verſchont bleiben mochten, die nicht zum Schwerte gegen das Reichsoberhaupt gegriffen hatten. Schwarzenberg war überzeugt, daſſ Brandenburg nur, entweder durch ſtrenge Parteiloſigkeit oder durch unbedingtes Anſchließen an den Kaiſer, in dem wilden Sturme der Zeit ſich aufrecht halten konnte. War dieſe Ueberzeugung irrig, ſo dürfte man dem Grafen zwar Mangel an richtigem Urtheile beimeſſen, aber nicht böſen Willen. Als Unterthan des Reiches kann es ihm nicht zum Verbrechen angerechnet werden, wenn er einem Reichsfürſten zum Frieden mit dem Kaiſer rieth. Befolgten nicht viele proteſtantiſche Fürſten Deutſchlands, in Bezug auf ihre Länder, ganz dieſelbe Meinung? ja, hatten nicht die Kurfürſten von Brandenburg aus hohenzolleriſchem Stamme, von jeher am Kaiſer gehalten, und geſchah dieß nicht ſelbſt zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges? — Im Solde Oeſterreichs aber ſtand Schwarzenberg eben ſo wenig, als es ihm wol je in den Sinn kommen konnte, nach dem Kurhute zu trachten. Vielmehr dürfte es als erwieſen anzunehmen ſein, daſſ er ſeinem Herrn, dem Kurfürſten, mit großer Ergebenheit gedient hat. Als klewiſcher Unterthan geboren,*) erklärte er ſich gleich nach Eröffnung des jülichſchen Erbſtreites, für die Anſprüche der beiden erbberechtigten Fürſten gegen die

*) Franken war das Stammland des ſchwarzenbergiſchen Hauſes, das ſchon vom Kaiſer Siegmund in den Reichsfreiherrnſtand erhoben wurde. Ein Zweig dieſes Stammes aber ſiedelte ſich in den Niederlanden und Weſtfalen an. Dieſem war der Graf Adam entſproſſen, deſſen Vater, Adolf, als kaiſerlicher Feldherr die Feſtung Raab den Türken entriſſ, und deſſhalb von Rudolf II. mit der reichsgräflichen Würde belohnt ward. — Gimborn, das Erbſchloſſ der gräflichen Familie, lag in der Grafſchaft Mark. — Vergl. Cosmar S. 16 f. f.

Eingriffe des Kaiſers und ward von dieſem deſſhalb ſogar mit der Acht belegt. — Bald darauf, als zwiſchen Brandenburg und Pfalz-Neuburg ſelbſt Streitigkeiten ausbrachen, trat er als kurfürſtlicher Geheimrath ausſchließlich in brandenburgiſche Dienſte und George Wilhelm giebt ihm das Zeugniſſ, „daſſ er dem kurfürſtlichen Hauſe in den jülichſchen Landen von Anfang an mit ſolcher Treue und Beſtand gedient habe, daſſ der Kurfürſt von ſeinen Bemühungen in vielen Wegen Gutes und merkliches Frommen gehabt.“ — Uebrigens hat Schwarzenberg die Meinung, daſſ Brandenburg in dem gegenwärtigen Kriege auf der Seite des Kaiſers am ſicherſten ſtehen möchte, niemals verhehlt und immer für ein Anſchließen an Oeſterreich geſtimmt, und da ſich auch der Kurfürſt für dieſe Meinung entſchied, ſo dürfte dem Grafen ſelbſt daraus kaum ein Vorwurf erwachſen, daſſ er ſich mit Wallenſtein in Verbindung ſetzte und dieſem über die geheimen Anſchläge fremder Mächte ſo viel mittheilte, als zu ſeiner Kunde gelangen konnte. — Verdient der Graf einen gerechten Tadel, ſo mag derſelbe ſeine übermäßige Habſucht treffen, die des Kurfürſten Schwäche allerdings miſſbrauchte, um ſo viele Reichthümer als möglich an ſich zu reißen, und die ſelbſt keine Scheu trug, von fremden Fürſten Geſchenke anzunehmen — eine Schaamloſigkeit, die aber in jenen Zeiten nicht auffiel, weil ſie höchſt gewöhnlich war.

Uebrigens war George Wilhelm, bei aller Schwäche, durchaus nicht ſo unſelbſtändig, daſſ er ſeinen Willen blindlings dem Willen eines Günſtlinges untergeordnet hätte. Aber Schwarzenbergs Rath ſtimmte am meiſten mit ſeiner eigenen Neigung und eben darum nahm er ihn an. Darf es auch befremden, daſſ der Kurfürſt dem däniſchen Bündniſſe ſich entſchieden abgeneigt erwies, ſeitdem Mansfeld und Fuchs die Mark ausplünderten? — „Wenn dieß Weſen der Dänen lange dauert“ — äußerte er — „ſo muſſ ich gar krank werden. Denn ich gräme mich ſehr, daſſ meine Lande alſo verdorben und ich alſo geringe geachtet und verhöhnet werde und habe keinen, der mir rathen will, was ich thun und für Reſolution nehmen könne. — — Mit allen Räthen ſollte ich billig reden, aber ſie ſind ſo ſehr

auf deren Seite, die mich deſpotiſiren und aufs äußerſte ruiniren, daſſ ich darüber mehr erzürnt und betrübt, als getröſtet werden könnte."*) — Auch der Schwedenkönig hatte es ſich angelegen ſein laſſen, den Kurfürſten „für die gemeine Sache zu gewinnen" und beſonders ſeines Beiſtandes im Kampfe gegen Polen ſich zu verſichern. Er ſpiegelte glänzende Hoffnungen vor und machte große Verheißungen. Doch hätten dieſe auch auf George Wilhelm einigen Eindrukk gemacht: ſo diente Guſtav Adolfs Verfahren in Preußen nur dazu, den Kurfürſten gänzlich von ihm abzuwenden.

Nachdem während eines zweijährigen Waffenſtillſtandes an einem dauernden Frieden zwiſchen Polen und Schweden vergebens gearbeitet worden war, hatte Guſtav Adolf wieder zu den Waffen gegriffen und mit günſtigem Erfolge den Kampf in Liefland fortgeſetzt. Bis nach Samaiten hinein war er ſiegreich vorgedrungen (1625) und ſein Weg muſſte ihn nun durch Preußen führen, wenn er den Feind in ſeinem eigenen Lande heimſuchen wollte. Die preußiſchen Stände verhehlten ſich nicht die nahe Gefahr und bewilligten auf einem Landtage zu Marienwerder dem Kurfürſten zur Vertheidigung des Landes eine ſo bedeutende Summe, daſſ man ſich aus früherer Zeit keiner ähnlichen Freigebigkeit erinnert. Das Geld ſollte hauptſächlich durch eine Vermögenſteuer aufgebracht werden. Aber dieſe lief ſo ſparſam und unregelmäßig ein, daſſ man nur 300 Reiter und 700 Mann Fußvolk anwerben konnte. Zur Sicherung des Seehafens von Pillau miethete der Kurfürſt vier Schiffe von Danzig, ließ auch eine neue Schanze anlegen und die Feſte mit einigem Geſchütz verſehen. Zu weiteren Rüſtungen reichte das Geld nicht aus und ſelbſt das wenige Kriegsvolk war nur für die Sommermonate in Sold genommen. Und doch waren die Anſtrengungen des brandenburgiſchen Preußens ungleich größer, als die des polniſchen, wo man ſo gut als gar nichts that.

Indeſſen ließ Guſtav Adolf die preußiſchen Stände über ſeine Abſicht nicht lange in Ungewiſſheit. Es war am 5ten

*) Cosmar a. a. O. S. 50.

Sommermonds 1626 als plötzlich eine ſchwediſche Flotte von achtzig Segeln bei Pillau landete. Die vier Wachtſchiffe des Kurfürſten ſuchten durch eilige Flucht zu entkommen. Aber eins ſtrandete, die übrigen wurden eingeholt und genommen. — Der König entließ die Beſatzung gegen das Verſprechen, in dieſem Kriege nicht weiter gegen ihn zu dienen. Pillau, zu ſchwach um ernſtlichen Widerſtand zu leiſten, ergab ſich nach dreiſtündiger Vertheidigung und der Schwede ließ ſofort Hand anlegen, um den Ort ſtärker zu befeſtigen.

Alsbald erſchienen Abgeordnete der preußiſchen Oberräthe vor dem Könige, um zu erfahren, weſſen das Land ſich von ihm zu verſehen habe. „Erklärt euch rund und kurz, erwiderte Guſtav Adolf, ob ihr meine Freunde oder meine Feinde ſein wollt: denn ich habe nicht gewünſcht, des Kurfürſten Land zu betreten; doch zwingt mich die örtliche Lage desſelben, meinen Zug hindurch zu nehmen, um es den Polen zu vergelten, daſſ ſie mich und meinen Vater für Reichsfeinde erklärt. Jetzt will ich die Pfaffenknechte im Ermland heimſuchen und ihnen beweiſen, daſſ ich ihr Feind bin. Dann will ich auch weiter gehen über die Weichſel; denn ich bin eine große Sache eingegangen, auf der meiner Krone Wohlfahrt ruht und die meinen Hals angeht. — Nach Preußen komme ich als Freund und verlange keinen Beiſtand, ſondern nur den ſchlechten Sandplatz (Pillau) zu meinem Rückhalte. Nicht ein Huhn ſoll euch genommen werden. Thut ihr aber einen Schuſſ auf uns, ſo will ich des Landes Feind ſein und euch rechtſchaffen in die Wolle greifen. — Erklärt euch; wollt ihr Freunde oder Feinde ſein?" — Herr Fabian von Bork, der Vogt von Fiſchhauſen, der ſich unter den Abgeordneten befand, entgegnete: die Oberräthe ſeien nur des Kurfürſten Räthe und Diener und könnten eigenmächtig keinen Beſchluſſ faſſen. Auch ſei das Land dem Könige von Polen mit ſtarken Eiden und Pflichten verbunden und der Kurfürſt ſelbſt habe gewiſſe pacta beſchworen, wider die kein Unterthan des Herzogthums handeln könne noch wolle. — „Pacta, pacta — non pacta, wenn ſie contra jus humanitatis ſind", antwortete der König. „Warum ſeid ihr ſie eingegangen? — Ihr wollt von euerm

Herrn Reſolution haben, aber wenn ihr ſie gleich erlangt, wird ſie doch ſehr ſchlecht, weder kalt noch warm ſein. Ihr aber könnet am Beſſten hier im Lande Reſolution nehmen, und was ihr beſchließet, damit werden Se. Liebden wol zufrieden ſein. Sehet euch vor, faſſet gute Reſolution, ſonſt ſeid ihr verdorbene Leute. Ich werde von hier zugreifen und die Polen von dort. Und wenn ihr jetzt noch ſo viel thut, werden ſie doch ſagen: ihr habt das Tief (bei Pillau) verloren und wäret Verräther und werden alſo doch ſengen und brennen. Denn ſie wollen aus Preußen wie aus Liefland Staroſteien machen und euch wie Sklaven halten und mit dem Stokk regieren." — „Wir wollen dergleichen nicht hoffen" erwiderte Herr von Bork; „geſchieht es dennoch, ſo können wir's nicht ändern; denn dieſes Land iſt über vierzig Meilen offen." — „Freilich könnt ihr's ändern!" rief der König im Eifer. „Wehrt euch! ihr habt ja viertehalbtauſend Ritterdienſte im Lande. Macht euch gefaſſt. Ich will euch zu Hilfe kommen! nehmt mich zum General an!" „Ew. Majeſtät ſind uns zu hoch", antwortete Bork.

Endlich geſtand er es doch den Oberräthen zu, da ſie für ſich allein nichts entſcheiden könnten, die Landſtände zuſammenzuberufen. Deſto dringender war er gegen die drei Städte Königsberg. Indeſſen hatte er auch von dieſen noch keine beſtimmte Erklärung erhalten, als er am 7ten Sommermonds Pillau verließ und das Haff entlang nach dem Städtchen Tolkemit ſegelte. Dorthin kamen die preußiſchen Abgeordneten ihm nach, um die Unterhandlungen fortzuſetzen. Dem Bevollmächtigten Königsbergs, einem Herrn von Königsegg, der die Stadt zu entſchuldigen ſuchte, daſſ ſie die verlangte Erklärung nicht geben könne, da ſie nur ein Landſtand und keine freie Stadt wäre, entgegnete er: „ich will aus euern Privilegien beweiſen, daſſ Königsberg eine freie Stadt iſt. — — Ihr könnt euch alſo wol reſolviren und zu mir treten. Habt ihr nicht viele tauſend Mann unter euch? — ich will ihr Hauptmann ſein und ohne Sold. — Aber ich merke, ihr wollet den Mittelweg gehen. Doch der Mittelweg wird euch den Hals brechen. Wollet ihr euch recht rathen, ſo müſſet ihr ein Aeußerſtes ergreifen, ent=

weder euch an mich oder an die Krone Polen halten. Ich bin euer Religionsverwandter, habe ein Fräulein aus Preußen in meinem Bette, will für euch fechten, will die Stadt befeſtigen, will ſie wider die Krone und den Teufel ſelbſt defendiren. Haltet es nur mit mir." — „In drei Tagen" — fuhr er fort — „verlange ich Antwort von euch und ich ſchwöre euch bei dem wahren Gott, daſſ, wo ihr euch länger aufhalten oder mit einer umſchweifenden Antwort aufgezogen kommen werdet, ihr ſehen ſollet, daſſ ich alsdann mit meinen Orlogſchiffen mich vor eure Brükke und Häuſer legen und euch lehren will, Ja oder Nein ſprechen. Denn ihr handelt nicht ehrlich gegen mich und wollt mich hinhalten, bis der König von Polen mit einer Macht kommt, alsdann wollet ihr, unter dem Vorwande der Eidespflicht, zu ihm treten und mir den Hals entzweiſchlagen helfen." — *)

Hierauf zog der König gegen Elbing und Marienburg und bemächtigte ſich beider Städte. Danzig, gleichfalls aufgefodert, ſich parteilos zu erklären, gab abſchlägige Antwort. Die Stadt ſollte gezwungen werden und Guſtav Adolf wandte ſich nun zunächſt durch das große Werder gegen Dirſchau. In dem Dorfe Lieſau erſchienen wieder vor ihm die Abgeordneten des Herzogthums. Die Stadt Königsberg willigte jetzt unbedingt in die verlangte Parteiloſigkeit; die übrigen Stände erklärten ſich auch dazu bereit, wofern der Kurfürſt nichts dagegen hätte.

Aber George Wilhelm hatte viel dagegen. Mit dem bitterſten Unwillen vernahm er die Kunde deſſen, was ſein königlicher Schwager in Preußen ſich erlaubt. „Das ſind die großen Hoffnungen" rief er, „die man mir von Schweden gemacht. Man nimmt mir Pillau, und das ſoll Freundſchaft ſein und die gemeine Sache befördern heißen. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich ſoll alle meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren? Sitze ich ſo ſtille und ſehe meinem Unglükke zu, was wird man von mir ſagen? Noch kein Hiſtorienſchreiber hat die loben können, die ſich von Menſchen vexiren, braviren und mit Stillſitzen das Ihrige nehmen laſſen.

*) Preußiſches Archiv, 3te Sammlung. Vergl. Lengnich Th. 5. S. 180 f. f.

Hingegen da ich mich noch wehre und thue was ich kann, habe ich doch nicht ſolchen Schimpf, und glaube nicht, daſſ der Kaiſer es mit mir werde ärger machen, als dieſer. Und weil er bis dato nichts gegen mich gethan, ſo muſſ ich doch dann Gnade und alles Gute hoffen, wenn ich mich zu ihm ſchlage. Alle Welt müſſte mich für eine feige Memme halten, da ich ſo ganz ſtill ſitzen ſollte. Beſſer mit Ehren geſtorben, als mit Schanden gelebt. Ich habe nur einen Sohn, und bleibt der Kaiſer Kaiſer, ſo bleibe ich und mein Sohn auch wol Kurfürſt, da ich mich beim Kaiſer halten werde. Alſo ſehe ich nichts anderes, als ich werde mich zum Kaiſer ſchlagen müſſen in der Zeit, da ich noch Etwas habe."*)

Der Graf von Schwarzenberg, aus deſſen Munde dieſe Aeußerungen des Kurfürſten auf die Nachwelt gekommen ſind, hatte mit ſeinen Vorſtellungen unfehlbar nicht geringen Antheil an denſelben. Und eben ſo wie er ſeinem Herrn zu einer Verbindung mit dem Kaiſer rieth, drang er auch in ihn, es treu mit Polen zu halten und ſich mit dem Schweden in keinerlei Vertrag einzulaſſen. — Man hat gemeint, ſchon damals hätte die drükkende Lehenkette zerbrochen werden können, die Preußen an die Krone Polen feſſelte, wenn George Wilhelm muthig zu den Schweden übergetreten wäre. Aber man vergiſſt bei dieſer Meinung, des Kurfürſten innern Gehalt in Anſchlag zu bringen, der in keiner Weiſe geeignet war, ein kühnes Wagniſſ glükklich durchzuführen. Ueberdieß zählte Guſtav Adolfs Streitmacht kaum 13,000 Krieger und noch dazu ungeübtes Volk. Wie war bei dieſer ſcheinbar geringen Kraft mit Sicherheit auf eine gänzliche Beſiegung Polens zu rechnen? und ſelbſt die wenigen Tauſende, die der Kurfürſt dem ſchwediſchen Heere zuführen konnte, was wollten ſie ſagen, ſobald Polen, in ſeinem eigenen Lande angegriffen, ernſtlich die eigene Kraft gebrauchte? Wie ohnmächtig das polniſche Reich bei allem Reichthum innerer Hilfmittel, bei aller ſcheinbaren Größe war: das in hochgewagtem Spiele zu erproben, dazu gehörte ein andrer Geiſt als George Wilhelm. Und

---

*) Cosmar a. a. O. S. 50. f. f.

außerdem war der Kaiſer Ferdinand des Polenkönigs Bundesfreund, und Wallenſtein hauſte mit ſeinen Schaaren in Schleſien. Nur ein Wink von Ferdinand, der Brandenburgs verweigerte Zuſtimmung zu Baierns Erhebung leicht zum Vorwande nehmen konnte, und die Mark war von dem wilden Kriegsvolke überſchwemmt. Darum dürfte wol ſchwerlich, auch wenn George Wilhelm dem Rathe Schwarzenbergs entgegen gehandelt hätte, ſchon damals die Stunde der Befreiung Preußens von dem polniſchen Lehenjoche geſchlagen haben. Viel wahrſcheinlicher möchte das preußiſche Lehen für Brandenburg verloren gegangen ſein. Denn ſchon jetzte regt ſich, wie Guſtav Adol es richtig vorhergeſagt hatte, in Warſchau der Verdacht gegen den Kurfürſten, als ſtehe er mit Schweden im geheimen Einverſtändniſſe und habe dem Reichsfeinde Pillau mit Willen in die Hände geſpielt, ſchon jetzt wurden vielfache Drohungen laut. Was hätte George Wilhelm zu erwarten gehabt, wenn er wirklich im Bunde mit Schweden gegen ſeinen polniſchen Lehenherrn die Waffen trug? war Guſtav Adolf mächtig genug, ihn vor der Polens zu ſchützen? — Sei dem indeſſen, wie ihm wolle: ſo liegt es wenigſtens klar vor Augen, daſſ Schwarzenberg gewiſſ keinen Verrath an ſeinem Herrn beging, wenn er ihm rieth, es mit Polen nicht für immer zu verderben. Der Schwedenkönig war freilich anderer Meinung. Im ſtolzen Bewuſſtſein der eigenen Heldenkraft, konnte er es nicht begreifen, wie ſein Schwager ſich die Gelegenheit entgehen laſſen wolle, das polniſche Lehenjoch zu zertrümmern. Denn wie er ſich getraute, Königsberg gegen die Krone Polen und den Teufel ſelbſt zu vertheidigen, ſo hoffte er vielleicht auch den Kurfürſten gegen jede Rache Polens ſiegreich zu ſchützen. Darum ſchalt er Schwarzenberg einen Verräther und erklärte den preußiſchen Abgeordneten, „man ſolle den Grafen aus dem Fenſter werfen und ihm den Hals entzwei ſchlagen.“

Der Kurfürſt ſandte den Geheimrath Levin von Kneſebeck an ſeinen königlichen Schwager, um ihn zur Räumung Pillau's zu bewegen. Die Sendung muſſte ohne Erfolg bleiben, da Guſtav Adolf unmöglich den Hafenplatz aufgeben konnte, der ihm,

im ſchlimmſten Falle, die Rükk-kehr nach Schweden offen hielt. Die entſchiedene Weigerung des Königs vermehrte den Unwillen George Wilhelms, während die preußiſchen Stände ſich mehr und mehr auf Schwedens Seite zu neigen ſchienen. — Auf dem Landtage, der ſich im Sommermonde zu Königsberg verſammelte, ſprach man noch von großen Rüſtungen. „Das Landvolk ſollte bewaffnet werden und wenn die vor einundzwanzig Jahren ausgetheilten Musketen und langen Spieße nicht mehr vorhanden wären, ſo ſollte man neue Waffen austheilen und daneben das Volk anhalten, daſſ es ſeine Hauswehren hervorſuche, Feuerröhre, Hellebarten, Knebelſpieße, was jeder habe, auch könne man Senſen auf gute, ſtarke Stökke binden, um ſich gefaſſt und in Bereitſchaft zu halten." — Eine Muſterung über dieſes Heer wollte man aber nicht halten, damit dem Feinde nicht die ſchwache Streitkraft des Landes und zumal die Bewaffnung, „mit der es nicht überall zum beſſten beſchaffen", verkundtſchaftet werden möchten. — Aber des Schwedenkönigs edle, herzgewinnende Perſönlichkeit, die muſterhafte Ordnung, die ſeine Krieger hielten, die glükklichen Fortſchritte ſeiner Waffen im polniſchen Preußen, der fromme Eifer mit dem er hier die unterdrükkten und gemiſſhandelten Proteſtanten aufrichtete, vor allem aber die rohe Zügelloſigkeit der Polen, deren Kriegsvolk längs der Gränze auf preußiſchem Gebiete plünderte, ſengte, brannte und mordete, ohne daſſ die Klagen des geängſteten Volkes bei dem Polenkönige irgend eine Beachtung fanden: — alles dieſes trug dazu bei, die Stimmung des Landes zu ändern. Mit dem Beginne des Winters begann man von Neuem um den Frieden zu verhandeln. Aber ſelbſt die unerhörte Anmaßung, mit welcher der Polenkönig den Erſatz der Kriegskoſten und die Räumung des ſchwediſchen Thrones ſeinem ſiegreichen Gegner als Bedingungen zumuthete, mochte die preußiſchen Stände, wofern dieß zu ihrer Kunde gelangte, mit Befremden und Unwillen erfüllen. Und als daher Siegmund einen Landtag anbefahl (Chriſtmond 1626) und hier foderte, das Land ſolle das polniſche Heer mit Lebensmitteln verſorgen, das Volk bewaffnet unter ſeine Fahnen treten, die Stadt Königsberg aber ſich ihm unmit-

telbar unterwerfen; da erklärten Preußens Stände: unſere Väter haben ſich an Polen geſchloſſen, um geſchützt zu werden, nicht aber um Polens Kriege ausfechten zu helfen, und Königsberg wird bei ſeiner Parteiloſigkeit verharren, ſo lange in Pillau die ſchwediſche Fahne weht."

Im Beginne des neuen Jahres (1627) kam der Kurfürſt mit 600 Reitern und 2000 Mann Fußvolk ſelbſt nach Preußen. Der polniſche Feldherr ſandte ihm 500 Reiter an die Gränze von Pomerellen entgegen und ließ ihn feierlich bis Marienwerder geleiten. Denn er hoffte, der Kurfürſt werde ſein Kriegsvolk den polniſchen Fahnen zuführen. Doch George Wilhelm hätte keineswegs die Abſicht, an dem Kriege thätigen Antheil zu nehmen. Er wollte nur ſein Herzogthum gegen fremde Gewalt ſchützen. Den Polen antwortete er auf ihre Zumuthung mit einer Menge von Beſchwerden, daſſ ſie ihn öffentlich auf dem Reichstage einen Verräther geſcholten und ſeine Unterthanen durch Raub, Mord und Brand beſchädigt hätten. — Darauf zog er nach Königsberg. Guſtav Adolf verweilte den Winter über in Schweden und der Reichskanzler Oxenſtjerna führte an ſeiner Statt den Oberbefehl über das Kriegsvolk in Preußen. Sogleich ſandte dieſer zum Kurfürſten mit der Frage: ob er die Parteiloſigkeit, die ſeine Stände eingegangen, genehmige? — „Königsberg mag dabei bleiben," lautete des Fürſten Antwort; „ich aber mit dem Lande werde der Lehenpflicht eingedenk ſein, die ich der Krone Polen ſchulde."

Der Winter verging unter kleinen Gefechten, in welchen die Polen zwar einige geringe Vortheile über die Schweden errangen, im Ganzen aber nichts ausrichteten. Im Herzogthum blieb es ruhig. Da landete am 18. Blütenmonds (1627) der Schwedenkönig mit friſchem Kriegsvolke vor Pillau und foderte ſofort den Kurfürſten auf, ſich innerhalb vierundzwanzig Stunden zu erklären, ob er parteilos bleiben wolle oder nicht? — Der Fürſt zögerte mit der Antwort; aber Guſtav hatte keine Zeit zu verlieren und eilte mit einigen tauſend Kriegern vor die Burg Lochſtädt am Haff, wo die preußiſchen Räthe ſich eben zur Berathung verſammelt hatten. So erzwang er mit gewaff-

neter Hand, was man ihm freiwillig nicht gewähren wollte. George Wilhelm erklärte ſich bereit, bis zum Ende des Herbſtmonds Pillau nicht anzugreifen, auch Lochſtädt nicht zu befeſtigen und überhaupt ſich aller Feindſeligkeiten gegen Schweden zu enthalten. Der König verhieß dagegen, ſein Kriegsvolk, bis auf die Beſatzung Pillau's, aus dem Herzogthume zu entfernen. Aber kaum erfuhr der Polenkönig von dieſem Vertrage, als er den Kurfürſten ernſtlich ermahmen ließ, „mit ihm wider den Reichsfeind gemeinſame Sache zu machen und es nicht abzuwarten, bis die polniſchen Reichsſtände ihn an ſeine Lehenpflicht erinnern würden." Auch der kaiſerliche Geſandte, Graf Hannibal zu Dohna, beſtürmte ihn mit Vorſtellungen und ſo ließ der ſchwache Fürſt ſich bewegen, die kaum eingegangene Parteiloſigkeit ſogleich wieder zu brechen. Er verpflichtete ſich zum Beiſtande Polens, verbot ſeinen Unterthanen, dem ſchwediſchen Heere Lebensmittel zuzuführen und ließ von ſeinen mitgebrachten Soldaten 1000 Mann zu Fuß und 200 zu Roſſ nebſt vier kleinen und einer großen Feldſchlange aufbrechen, um ſich mit den Polen zu vereinigen. Sechshundert bewaffnete Männer des preußiſchen Landesaufgebots ſollten dieſe Hilfſchaar bis in das polniſche Lager geleiten. — Als Guſtav Adolf hievon Kunde erhielt, brach er ſchnell mit einigem Volke aus ſeinem Lager bei Dirſchau auf und eilte in das öſtliche Preußen. Unfern Preußiſch-Mark begegnete er der brandenburgiſchen Schaar. Ohne den geringſten Widerſtand zu verſuchen, ſtrekkte dieſe bei dem Anblikke der ſchwediſchen Fahnen die Waffen und erklärte ſich, auf des Königes Frage, bereit, in ſchwediſche Dienſte zu treten. So viel war auf die Treue jener Söldner zu bauen. Guſtav vertheilte die Reiter unter ſeine Geſchwader und errichtete von dem Fußvolk eine Vollſchaar, nach ihren Fahnen die gelbe genannt. Die Befehlshaber nebſt den Feldſchlangen ſandte er dem Kurfürſten zurükk. „Se. Liebden möchten in Zukunft ihr Kriegsvolk und Geſchütz beſſer bewachen laſſen", ließ er ihm ſagen. Darauf ſchlug er bei Preußiſch-Holland ein Lager auf und zwang das Land zur Verpflegung ſeines Heeres. Seinen Geheimſchreiber aber ſchikkte er nach Königsberg, dem Kurfür-

ſten ernſtliche Vorwürfe über die gebrochene Parteiloſigkeit zu machen. — George Wilhelm war anfangs ſehr entrüſtet, erklärte bei Polen bleiben zu wollen und Gewalt mit Gewalt abzutreiben, wenn der Schwede das Land nicht räumen werde. — Bald aber fügte er ſich in das Nothwendige und bequemte ſich abermals zu einem Vertrage, mit der Verpflichtung, den Polen ferner keine Hilfe zu leiſten (6. Aerndtemonds 1627).

Guſtav Adolf ſetzte nun den Kampf im weſtlichen Preußen, wenn auch nicht ohne Glükk, ſo doch ohne bedeutenden Erfolg fort, während ſchon mit dem Beginne des Herlſtmondes neue Friedensunterhandlungen zwiſchen beiden Kronen eröffnet wurden. Es waren Geſandte von Holland und von Siebenbürgen nach Preußen gekommen, um den Frieden zu betreiben und George Wilhelm unterſtützte mit dem größten Eifer ihre Bemühungen. Deſſenungeachtet kam das heilſame Werk nicht zu Stande. Die Schuld davon trug hauptſächlich der Kaiſer, dem ſehr viel daran lag, den Schweden hier ernſtlich beſchäfftigt zu wiſſen, weil er Guſtavs Einſchreiten in Deutſchland fürchtete. Er ermunterte den König Siegmund daher, bei ſeinen Foderungen zu beharren und verſprach die kräftigſte Hilfe. Die Spanier und die Hanſaſtädte, verhieß er, würden eine Flotte ausrüſten, auf welcher Wallenſtein eine hinlängliche Kriegsmacht nach Schweden hinüberführen und dieſes Königreich für Siegmund erobern ſollte. Durch ſolche Zuſagen ermuthigt, lehnte Siegmund jeden billigen Vergleich mit Schweden ab und beſtand darauf, Guſtav Adolf ſolle die Krone niederlegen, ſeine Eroberungen herausgeben und die Kriegskoſten bezahlen. — Trotzdem gelang es den unverdroſſenen Bemühungen des Kurfürſten und der niederländiſchen Geſandten, die abgebrochenen Friedensunterhandlungen gleich im Beginne des neuen Jahres (1628), wieder in Gang zu bringen. In dem Dorfe Honigfeld bei Stuhm verſammten ſich die Bevollmächtigten beider Parteien am 14ten Hornung und im preußiſchen Herzogthume wurden Buß- und Bettage ausgeſchrieben, den Beiſtand und Seegen des Himmels zur Förderung des Friedens zu erflehen. Vergebens! gleich von vorne herein fühlten ſich die ſchwediſchen Geſandten dadurch

beleidigt, daſſ die Polen ihrem Herrn den königlichen Titel verweigerten. Die Unterhandlungen ſchleppten ſich bis zum 13ten Lenzmonds, wo die Bevollmächtigten ſich unverrichteter Sache trennten. Sogleich griffen die Schweden wieder zu den Waffen und ſuchten zuerſt die Güter des Biſchofs von Kulm, dann das Danziger Werder mit Plünderung und Verheerung heim. Im Blütenmond kam Guſtav Adolf, der den Winter abermals in Schweden zugebracht, in Pillau an und nun ward der Kampf ernſtlicher und lebhafter. Es war ein ſchweres, furchtbares Jahr für Preußen. Ein kalter, regneriſcher Sommer führte Miſſwachs und Krankheiten herbei und das Wenige, was die Felder trugen, ward von Schweden und Polen raſch aufgezehrt. Ueberall Mangel und Elend. Die Bewohner des Herzogthumes hatten wenigſtens bis jetzt den Vortheil vorausgehabt, daſſ ihr Land ſo ziemlich von fremdem Kriegsvolke verſchont geblieben war, obgleich ſie ſich fortwährend zu ſehr bedeutenden Abgaben verſtehen muſſten, um die Koſten der nothwendig erachteten Vertheidigungsmaßregeln zu beſtreiten, die indeſſen bei weitem nicht zureichend waren, um ernſtlichen Schutz zu gewähren. Man fühlte ſchwer den Drukk der harten Zeit und ſeufzte nach Frieden. Alle Noth, unter welcher das Land duldete, äußerte die Ritterſchaft in einem Bedenken, das ſie dem Landtage vorlegte, „komme nur daher, daſſ man ſaumſelig und läſſig gegen die Wohlfahrt der Kirche ſich erwieſen. Längſt habe man Männer erwählen wollen, die mit der Beaufſichtigung und Unterſuchung des kirchlichen Weſens beauftragt werden ſollten und dieß ſei bisher aus Fahrläſſigkeit unterblieben. Darum ruhe auf dem Lande Gottes Zorn und Vermaledeiung.“ Dieſe Meinung fand allgemeine Zuſtimmung und man machte ſofort die Wahl der „Kirchenviſitatoren“ zum Gegenſtande der ernſtlichſten Berathung. Da erhob nun wieder die alte Ketzerriecherei und Verdammungsſucht, die ſchon ſo oft den innern Frieden des Landes geſtört hatte, von Neuem ihr ſcheußliches Haupt, und während die Geiſtlichkeit ſich alle Mühe gab, die ganze Angelegenheit in ihre Hände zu bringen, um wo möglich einen Theil der früheren Gewalt wieder zu erobern, arbeitete ſie dieſer Ab=

ſicht durch neuerregten Glaubensſtreit doch geradeswegs entgegen. Es waren der Dr. Mislenta zu Königsberg und M. Movius, Pfarrer zu Kauen, die als Vorfechter und Wortführer des geiſtlichen Gezänkes auftraten. Wir enthalten uns jeder näheren Erörterung des thörichten Streithandels. Es ſei genug, zu erwähnen, daſſ er viele Jahre lang die Gemüther erregte, obgleich es faſt unbegreiflich ſcheint, wie man mitten unter den Bedrängniſſen der Gegenwart zu ſolchen Kämpfen Zeit und Luſt hatte. — Denn auch das preußiſche Herzogthum ſollte bald alles Elend des Krieges im vollem Maße empfinden. Schon im Aerndtemonat zwang Guſtav Adolf die Stadt Marienwerder, ſchwediſches Kriegsvolk einzunehmen und von hier aus verbreitete er ſich im Herbſte weiter in das kurfürſtliche Land. Es war die Gewalt der Noth, die ihn zwang. Denn das weſtliche Preußen, von Freund und Feind ausgeſaugt, konnte dem Heere des Königs keinen Unterhalt mehr gewähren. Mangel und Krankheiten hatten furchtbar unter den Schweden gewüthet. Während kaum 3000 vor dem Feinde gefallen waren, erlagen 20,000 dem Hunger und der Seuche. Guſtav muſſte ſorgen, ſeine Krieger durch gute Winterläger wieder zu erfriſchen. Der Kurfürſt ſträubte ſich vergebens gegen die unwillkommenen Gäſte. Bis Bartenſtein hinauf verlegte der Schwede ſeine Völker, und um nur das Land vor Brandſchatzung und Plünderung zu bewahren, muſſte George Wilhelm ſich entſchließen, Geld und Lebensmittel freiwillig zu liefern. Doch es ward bald noch ſchlimmer. Denn kaum hatte der Schwedenkönig ſich in Pillau eingeſchifft, um wieder den Winter in ſeinem Vaterlande zuzubringen, als die Polen von der öſtlichen Gränze her gleichfalls in das Herzogthum eindrangen. Tauſendmal übler als die Schweden hauſten dieſe Freunde und Beſchützer Preußens. Sie plünderten Raſtenburg, miſſhandelten die Bürger und verübten in der unglükklichen Stadt alle Gräuel eines übermüthigen Feindes. Dem offenen Lande erging es von ihnen nicht beſſer. Sechszehntauſend Polen nahmen von der einen Hälfte des Herzogthums Beſitz, während die Schweden ſich der andern bemächtigt hatten. Das Land muſſte mit Geld und Lieferungen beide

Heere unterhalten. Was half es nun dem Kurfürſten und den Ständen, daſſ ſie einige Monate vorher dem polniſchen Feldherrn 40,000 Gulden als Geſchenk überſandt hatten, damit er den Kriegsſchauplatz nicht in das herzogliche Gebiet verſetzen möchte? — Der Pole hatte das Geld angenommen, aber gleich zum Voraus erklärt, daſſ er ſich zu nichts verpflichten könne. Wahrlich, die Lage des Landes war jammervoll! Dazu wurde man noch durch die Nachricht erſchrekkt, daſſ Wallenſtein dem Polenkönige 10,000 ſeiner wilden Krieger zu Hilfe ſenden wolle, denen er ſchon das Verſprechen geleiſtet, daſſ ſie ſich wegen ihres rükkſtändigen Soldes am Herzogthume Preußen ſchadlos halten ſollten. Auch fürchtete der Kurfürſt, daſſ der deutſche Orden die Gelegenheit wahrnehmen und ſeine alten Anſprüche auf das Land wieder ernſtlich geltend machen dürfte. — Alle dieſe Drangſal muſſte Preußen leiden, zwar als ſpäte aber als gerechte Strafe, daſſ es ſeinen deutſchen Landesherrn an Polen verrathen und ſich dem verworrenen, elenden Slavenreiche angeſchloſſen hatte.

Neue Friedensverhandlungen, die noch im Spätherbſte dieſes Jahres begannen, erfüllten die Herzen mit neuer Hoffnung. Aber die Unterhandlungen hatten keinen günſtigeren Erfolg, als alle früheren. — Mit dem Frühlinge (1629) fingen Kampf und Elend wieder an. Wallenſteins verſprochene Hilfe kam wirklich an, 10,000 Krieger, die der Oberſte von Arnim führte. In ſolcher Weiſe war die Macht der Polen den Schweden bei weitem überlegen und Guſtav Adolf hatte Mühe ſich zu behaupten. Bei Marienburg ſtand er in einem ſtarkverſchanzten Lager und ihm gegenüber der Feind. Man erwartete eine entſcheidende Schlacht. Da erſchienen Geſandte von Engelland und Frankreich als Friedensvermittler. Denn die Angelegenheiten in Deutſchland hatten eine Wendung genommen, welche die auswärtigen Mächte vor dem errungenen Uebergewichte Oeſterreichs mit den bängſten Beſorgniſſen erfüllte. Man wünſchte den nordiſchen Helden dem ſiegreichen Kaiſer gegenüberzuſtellen. — Indeſſen würde Polen ſich vielleicht auch jetzt ſchwerlich zum Vertrage bequemt haben, wenn nicht die kaiſerlichen Hilfsvölker murrend das Lager verlaſſen und ſich nach Thorn hin=

aufgezogen hätten, weil man ihnen den Sold ſchuldig geblieben war. Siegmunds Kaſſen waren leer und von der Habſucht der unbefriedigten Soldaten das Schlimmſte zu erwarten. Die Vorräthe des Kriegſchauplatzes waren erſchöpft und Seuchen wütheten unter beiden Heeren. Schon längſt hatte man wieder Unterhandlungen angeknüpft und des Kurfürſten Geduld ermüdete nicht, Verſöhnung zu ſtiften. Beiden Theilen war der Kampf läſtig und ſo geſchah es, daſſ man endlich auf dem Felde zu Altmark bei Chriſtburg einig wurde. Zwar kam nur ein ſechsjähriger Waffenſtillſtand zu Stande; aber die Freude darüber war im ganzen Lande ſo groß, als ob ein dauernder Friede geſchloſſen worden wäre. Unter Pauken- und Trompetenſchall ward am 31. Weinmonds 1629 der Abſchluſſ des Vertrages bekannt gemacht. Die Schweden räumten einen Theil ihrer Eroberungen im weſtlichen Preußen und im Ermlande. Marienburg und Stuhm nebſt dem großen Werder und dem „Danziger Haupt" wurden unter die Verwaltung des Kurfürſten geſtellt, der dieſe Gebiete einen Monat vor dem Ablaufe des Stillſtandes den Schweden wieder zurükkgeben ſollte. Als Pfand dafür beſetzte Guſtav Adolf die Städte Brandenburg, Fiſchhauſen und Memel nebſt Lochſtädt und einem Theile des Gebietes von Schaaken und der kuriſchen Nährung im Herzogthume Preußen. In ſolcher Weiſe war Preußen vorläufig beruhigt und durfte wieder Luft ſchöpfen. Deſto trauriger ſah es in des Kurfürſten übrigen Landen aus.

Die jülich-klewiſchen Lande blieben fortwährend der Tummelplatz des ſpaniſch-niederländiſchen Krieges: Den größern Theil derſelben hielten die Spanier, angeblich zu Gunſten ihres Bundesgenoſſen, des Pfalzgrafen von Neuburg, beſetzt; des übrigen hatten ſich die Holländer bemächtigt, um es dem Kurfürſten zu bewahren. Der Theilungvertrag vom Jahre 1624 hatte den theilenden Fürſten keinen Gewinn gebracht. Weder der Pfalzgraf noch der Kurfürſt waren Herren des Landes und ſelbſt die landesherrlichen Einkünfte floſſen nur ſparſam und ſelten in ihre Kaſſen. Die Holländer ſchrieben in dem von ihnen beſetzten Theile, nach Belieben Steuern aus, verübten

mancherlei Erpreſſungen und erlaubten ſich ſogar Eingriffe in die Verwaltung. Unter andern verjagten ſie mehre katholiſche Prieſter von ihren Pfarrſtellen. Solches Verfahren veranlaſſte Klagen bei dem Reichshofrathe und der Kaiſer, der von jeher die ſchönen Lande ſeinen Hausgütern beizufügen trachtete, beſtand jetzt um ſo eifriger darauf, ſie unter ſeine Verwaltung zu ſtellen, „damit ſie nicht vom Reiche abgeriſſen würden.“ Die Spanier zeigten gegen die landesherrlichen Rechte ihres Schützlinges, des Pfalzgrafen, nicht größere Achtung, als die Holländer gegen den Kurfürſten und beide Erbfürſten wünſchten daher dringend, durch einen neuen und vollſtändigen Theilungvertrag, ihre ſchwankende Lage zu ſichern. Wirklich brachte auch Schwarzenberg einen abermaligen Vertrag (19. Lenzmonds 1629) zu Stande, der aber für den Kurfürſten noch ungünſtiger war, als alle früheren. Brandenburg ſollte ſich mit Berg, Mark und Ravensberg nebſt einer Summe von 300,000 Thalern aus den geſammten Ländern begnügen, während das übrige an Neuburg fiel. Schwarzenbergs Eigennutz, dem viel daran gelegen war, die Lande auf dem rechten Rheinufer unter brandenburgiſche Hoheit zu bringen, weil ſeine eigenen Beſitzungen darin lagen, hatte unfehlbar an dieſem unvortheilhaften Vertrage bedeutenden Antheil. Aber die Holländer wollten es nicht zulaſſen, daſſ Klewe, ihr nächſtes Nachbarland, in des Pfalzgrafen Hände käme und brachten es dahin, daſſ der Kurfürſt ſtatt des Herzogthums Berg, Klewe erhielt, wogegen Ravensberg zwiſchen beiden Erbberechtigten getheilt werden ſollte (1630). Schwarzenberg erhielt für ſeine Bemühungen vom Pfalzgrafen das bergiſche Kirchſpiel Lindlow geſchenkt und George Wilhelm beſtätigte dieſe Schenkung.*)

Uebrigens gewährte dieſer neue Vertrag den beiden erbberechtigten Fürſten eben ſo wenigen Vortheil, als die früheren. Denn weder die Spanier noch die Holländer ließen ſich dadurch verſcheuchen und der traurige Zuſtand der Lande blieb unverändert.

---

*) Vergl. Cosmar a. a. O. S. 220. f. f.

Die Mark Brandenburg hatte ſchon, wie wir ſahen, im Jahre 1626 die rauhe Hand des Krieges empfunden, und beſonders litt noch gegen das Ende jenes Jahres die Altmark, wo, nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge, der Herzog George von Lüneburg, als Tillys Unterfeldherr, mit kaiſerlichem Kriegsvolke ſich einlagerte und bedeutende Erpreſſungen übte. Als der Kurfürſt zu Anfange des nächſten Jahres ſich nach Preußen begab, ernannte er den Markgrafen Siegmund,*) zum Statthalter der Marken, obwol die Hauptleitung der Geſchäffte in den Händen des Grafen von Schwarzenberg ruhte. Das Volk war überall unzufrieden und zahlte nur mit unwilligem Murren die Abgaben, die unter dem Namen der „Defenſionsſteuer" erhoben wurden. „Man müſſe das ſchwere Geld hingeben", ſo wurde der Unwille laut, „wie es heiße, zum Schutze des Landes, und doch werde das Land nicht beſchützt. Das eigene Kriegsvolk ſitze ſtill und laſſe den Bürger und Bauer geduldig ausplündern, ja, helfe ſelbſt noch dazu und nehme, was die fremden Völker übrig gelaſſen." — In Berlin kam es gar zu einem wilden Auftritte. Man hatte 150 Mann aus der Bürgerſchaft ausgewählt, um die Beſatzung der Stadt Brandenburg zu verſtärken. Als dieſe nun abgeführt werden ſollten, rottete ſich das Volk zuſammen und trieb die kurfürſtlichen Soldaten, ſo wie die Stadtdiener mit einem gewaltigen Steinhagel in die Flucht, ſo daſſ die Verfolgten kaum im Schloſſe Schutz und Rettung fanden. „Das Volk ſei verrathen und verkauft" ſchrie die tobende Menge, die nur mit Mühe wieder zur Ordnung zurükkgeführt werden konnte.**) — Die Abweſenheit des Landesherrn, der Unwille über die verhaſſte Defenſionsſteuer, die überdieß oft mit Härte eingetrieben wurde, vor allen aber wol der Argwohn gegen Schwarzenbergs Geſinnung, der von den Gegnern des Grafen vielleicht gefliſſentlich verbreitet wurde —

*) Siegmund war ein Sohn des Kurfürſten Johann George und am 2ten Reifmonds 1592 geboren, alſo nur 3 Jahre älter als George Wilhelm.

**) König a. a. O. S. 207. f. f.

alles dieſes wirkte dahin, die Unzufriedenheit mit der Regierung bis zu ſolchem Ausbruche zu ſteigern. Das Volk war offenbar für ein Bündniſſ mit Dänemark, wie ſchon aus dem Umſtande erhellt, daſſ viele hundert Brandenburger unter dem Heere des Königes Chriſtian freiwillig Dienſte genommen hatten während faſt Niemand Verlangen zeigte, ſich unter des Kaiſers Fahnen zu reihen.

Indeſſen endete der Feldzug des Jahres 1627 für das däniſch-niederſächſiſche Bündniſſ noch unglükklicher, als der vorjährige. Wallenſtein, deſſen Heer während des Winters bald wieder auf 40,000 Krieger angewachſen war, brach in Mähren und Schleſien ein, um den Markgrafen Chriſtian Wilhelm und den Grafen Thurn, die mit den Ueberreſten der Schaaren Mansfelds und des Herzogs von Weimar dieſe Länder beſetzt hielten, daraus zu vertreiben. Wol fand er heldenmüthigen Widerſtand, aber dennoch eroberte er eine Stadt nach der andern und zwang die Gefangenen, ſeinen Fahnen zu ſchwören. So im Fortrollen wie ein Bergſtrom wachſend, drängte er ſeine Gegner bis zu den Gränzen der Neumark. Aber an der Netze verſperrte brandenburgiſches Kriegesvolk unter dem Oberſten von Burgsdorf ihnen den Uebergang. Bei Friedberg fiel ihnen der kaiſerliche Oberſt Pechmann mit großer Uebermacht in den Rükken und faſt die ganze Schaar erlag, nach der tapferſten Gegenwehr, dem feindlichen Schwerte. Mit Mühe nur retteten die Feldherrn Freiheit nnd Leben. Graf Thurn trug ſein ritterliches Schwert dem Schwedenkönige an; der Markgraf aber ging vorläufig nach Dänemark. Nun flutete Wallenſtein mit ſeinem Kriegsvolke zum zweiten Male durch die Mark, die in den Elb- und Havelgegenden bereits der Schauplatz eines andern Kampfes geworden war. Hier hatte nämlich Tilly die Dänen angegriffen und ſie aus ihren Stellungen vertrieben.

Als Wallenſtein von der einen, Tilly von der andern Seite der Mark ſich näherten, gab der bedrängte Kurfürſt den letzten Schatten von Widerſtand auf, den er dem Kaiſer bisher dadurch geleiſtet, daſſ er noch immer ſeine Zuſtimmung zur Uebertragung der pfälziſchen Kur auf Baiern verweigert hatte. Der kaiſer-

liche Geſandte, Graf Hannibal von Dohna, ſtellte ihm vor, welcher augenſcheinlichen Gefahr er ſich und ſeine Lande ausſetze, wenn er bei ſeiner Weigerung länger beharre. George Wilhelm gab nach und erkannte Baierns Kurwürde an (22ten Blütemonds 1627), doch mit der ausdrükklichen Erklärung, daſſ er durch dieſe Anerkennung nichts gegen die Rechte Friedrichs von der Pfalz gethan haben wolle. Bald darauf rief er, durch öffentlichen Befehl, alle ſeine Unterthanen und Vaſallen, die etwa Dienſte gegen den Kaiſer genommen, zurükk, befahl, die Dänen, die feindlich in ſein Land eingefallen wären, mit Gewalt zurükkzutreiben, und dagegen den kaiſerlichen Völkern, die mit großer Macht herbeizögen, alle Unterſtützung zu leiſten.

Aber dieſe Bereitwilligkeit gegen den Kaiſer rettete die Mark keineswegs. — Obgleich Wallenſtein ſich gegen den Markgrafen Siegmund zur ſtrengſten Mannszucht verpflichtet hatte, ſo fehlte es doch nicht an gewaltſamen Erpreſſungen und in der Neumark wurden ſogar die abſcheulichſten Miſſhandlungen verübt.*) — Doch die eiſerne Flut wogte für jetzt bald vorüber. Der gewaltige Kriegsfürſt nahm ſeinen Zug weiter durch Meklenburg, um ſich mit Tilly zu vereinigen. Der Dänenkönig konnte nirgend zu Athem kommen. Schon im Herbſtmonde brachen ſeine furchtbaren Feinde in Holſtein ein. Chriſtian bat um Frieden; doch Wallenſtein ſtellte ſo übermüthige Bedingungen, daſſ alle Unterhandlungen ſich zerſchlugen. Es blieb dem Beſiegten nichts übrig, als ſich auf ſeine Inſeln zu flüchten. In wenigen Tagen eroberte Wallenſtein Schleswig und Jütland und zürnend, daſſ er dem entkommenen Feinde, aus Mangel an Schiffen, nicht weiter nachſetzen konnte, ließ er glühende Kugeln in das Meer ſchießen.

Furchtbarer als je ein Kaiſer vor ihm, ſtand jetzt Ferdinand auf Deutſchlands bezwungenem Boden. Nur wenige Städte wagten noch Widerſtand hinter ihren feſten Mauern.

---

*) Loccelius erzählt, die Kaiſerlichen hätten beſonders die Geiſtlichen gemiſſhandelt und unter andern den Prediger zu Fürſtenwalde bei der Schaam aufgehängt.

Sonſt regte ſich kein Arm gegen den gewaltigen Sieger. Seine Heere geboten in allen Gauen und erfüllten die Völker mit Furcht und Zittern. Unüberwindlich ſchien der Kaiſer, dem Untergange geweiht Alles, was ihm zu widerſtehen wagte. Die Fürſten des Reiches beugten ſich in Demuth vor dem Mächtigen und ihre, ſeit Jahrhunderten angeſtrebte, ja ſchon faſt errungene Selbſtändigkeit, ſchien vielleicht für immer verloren. Schon hatte der hochfahrende Friedländer geäußert: „Man bedürfe keiner Kur= und Fürſten mehr, man müſſe ihnen das Geſchüttel abziehn, und wie in Frankreich und Spanien ein König allein, alſo ſolle auch in Deutſchland ein Herr allein ſein.“*) — Und in der That, die Stunde ſchien geſchlagen zu haben, wo dem Hauſe Oeſterreich gelingen ſollte, wonach die Sachſen und Hohenſtaufen vergeblich gerungen hatten, Deutſchland in ein einiges, erbliches Königreich zu verwandeln. Welche ungeheuere und höchſt wahrſcheinlich glänzende Folgen ſich an eine ſolche Umwandelung der Dinge möchten geknüpft haben, wie Deutſchland dadurch unfehlbar das Haupt von Europa geworden wäre und ſich in ſeinem innerſten Volksleben ganz anders geſtaltet haben dürfte, als jetzt: wer möchte es bezweifeln? — Freilich würde mit der entſchiedenen Alleinherrſchaft Oeſterreichs auch Luthers Kirchenverbeſſerung untergegangen ſein. Aber der einmal herniederbeſchworene Geiſt der Wahrheit und des Lichtes würde ſich doch nicht für lange Zeit haben dämpfen laſſen und es hätte vielleicht nach wenigen Jahren die Freiheit des Glaubens einen allgemeinern und umfaſſenderen Sieg erringen mögen, als Luthers männlicher Kampf es jemals vermochte. — Doch nicht alſo war es im Rathe der göttlichen Vorſehung beſchloſſen. — Ferdinand ließ die günſtige Stunde ungenutzt vorüber gehen — und ſie iſt nimmer wiedergekommen. Was ihn zurükkhielt, die Gunſt des Augenblikkes zu ergreifen, um auf den Trümmern der alten Reichsverfaſſung ein echtes Königthum zu errichten, war wol nicht bloß ſeine religiöſe Befangenheit, die ihm die Wiederherſtellung der alten Kirche als den Haupt=

---

*) Pfiſter a. a. O. Buch III. S. 475.

zwekk des Kampfes und als Preis des Sieges darſtellte, ſondern mehr noch mochte die Furcht vor der Liga ihm den Arm feſſeln. Dieſer mächtige Bund hatte ihm bisher treu gedient, ſo lange es galt, empörte Unterthanen und abgefallene Erblande zu bändigen und zurükkzuerobern, oder die Gräuel der Ketzerei auszurotten; aber es war auch Alles von ihm zu fürchten, ſobald der Kaiſer es ſich beikommen ließ, die Reichsverfaſſung in ihren Grundfeſten anzugreifen und die Rechte der Fürſten im Allgemeinen zu beſchränken. Zwar gab ſich Wallenſtein alle Mühe, die Liga, da jetzt von den Proteſtanten nichts mehr zu fürchten ſei, als überflüſſig bei Seite zu ſchieben; doch Maximilian von Baiern war viel zu klug und zu eiferſüchtig, als daſſ er eine Trennung oder Auflöſung des Bundes zugegeben hätte. Das Bundesheer blieb unter den Waffen und Maximilian ließ ſich auch nicht das Geringſte von ſeiner, ihm vertragmäßig zugeſtandenen oberſten Leitung des Bundes abgewinnen. Wenn aber Wallenſtein mit dem kriegskundigen Tilly im blutigen Felde ſich ernſtlich meſſen ſollte: wer konnte vorherſagen, auf welche Seite die Schaale des Sieges ſich neigen würde? — Das mochte den Kaiſer bedenklich machen und ihn, wofern er wirklich den Plan einer Alleinherrſchaft in Deutſchland gefaſſt hatte, beſtimmen, die Ausführung desſelben noch hinauszuſchieben.

Vergleicht man aber den damaligen Zuſtand der Dinge in Deutſchland mit vergangenen Jahrhunderten: ſo kann man ſich des Staunens nicht erwehren, daſſ Ferdinand überhaupt keinen kräftigern Widerſtand gefunden. Erinnert man ſich, wie die Reichsfürſten ſonſt um viel geringerer Urſache willen den Kaiſern bis zum Aeußerſten widerſtanden, denkt man an die Geſchichte Heinrichs IV. und der Hohenſtaufen: dann muſſ es in der That befremden, die Fürſten jetzt, da es ſich um weit wichtigere Dinge handelte, ſo verzagt und zahm zu finden. Aber das Räthſel findet ſeine Löſung in der Erwägung, daſſ die Arme der Fürſten in früheren Zeiten von Rom her gegen den Kaiſer gewaffnet wurden. Die Donner des Vatikans kämpften mit ihnen und der Bannfluch des heiligen Vaters heiligte der Für-

ſten Treubruch und Empörung. — Den evangeliſchen Fürſten aber fehlte ein ſolcher Bundesgenoſſ. Das Evangelium gebot ihnen, im Kaiſer „die von Gott geordnete Obrigkeit zu ehren"*) und ihm treu und gehorſam zu ſein, ſo lange er nicht fodert, was gegen Gott und Gewiſſen iſt. Die evangeliſche Kirche entbehrt der Gewalt, die Gewiſſen zu binden und zu löſen und kennt keine Beſchönigung für Treubruch und Meineid. — Das unfehlbar mochte mit dazu beitragen, manches Schwert in der Scheide zurükkzuhalten und manchen früher zur Unterwerfung zu bewegen, als dieß ſonſt wol geſchehen wäre. Die Ehrfurcht vor dem kaiſerlichen Namen, die Scheu vor dem geheiligten Haupte des Reiches, kämpfte für Ferdinand gegen die Proteſtanten, obgleich dieſe genau genommen auch nicht die mindeſte Urſache zu Gewiſſenszweifeln hatten, da ſie ja nicht gegen die Oberhoheit des Kaiſers, ſondern nur gegen die ungerechteſten Gewalteingriffe desſelben zu Felde gezogen waren.

Dachte nun zwar Ferdinand, wenigſtens für den Augenblikk noch nicht daran, die Reichsverfaſſung völlig umzuſtoßen und das drohende Wort ſeines furchtbaren Feldherrn zu verwirklichen, ſo zeigte er doch durch die That, daſſ er ſeinen Willen ſchon jetzt über die Reichsgeſetze ſtellte. Bisher war den Freunden des vertriebenen Kurfürſten von der Pfalz noch immer Hoffnung zu deſſen Wiedereinſetzung gemacht worden. Aber auf dem Kurfürſtentage zu Mühlhauſen (im Herbſte 1627), bis zu dem der Kaiſer die endliche Ausſöhnung mit ſeinem Feinde hinausgeſchoben hatte, wurde dieſer Angelegenheit gar nicht weiter gedacht, ſondern nur darüber verhandelt, auf welche Weiſe Ferdinand für ſeine Kriegskoſten zu entſchädigen ſei. „Der Kaiſer möge ſich an den eroberten Ländern für ſeine Schäden und Koſten erholen" meinte Baiern und viele Fürſten ſtimmten dem Vorſchlage bei. — Dieſen Beſchluſſ gebrauchte der Kaiſer als Befugniſſ, die pfälziſchen Lande für verwirkte und heimgefallene Lehen zu erklären und ſie dem Kurfürſten von Baiern für deſſen aufgewandte Kriegskoſten, die zu 13 Millionen angeſchlagen

*) Cosmar a. a. O. S. 53.

wurden, förmlich zu verkaufen (Hornung 1628). So konnte von einer Wiederherſtellung Friedrichs von der Pfalz kaum weiter die Rede ſein. — Auf dem Fürſtentage zu Mühlhauſen foderten auch der Bevollmächtigte des Pabſtes und die katholiſchen Stände, es ſolle jetzt endlich die lange beſprochene Herausgabe des katholiſchen Kirchengutes ernſtlich anbefohlen werden. Zwar hielten Ferdinand und ſeine Räthe einen ſolchen Befehl noch nicht an der Zeit, dennoch aber ward vielfach bereits ſo verfahren, als ob nie ein Religionsfrieden geſchloſſen und die Rechte der evangeliſchen Kirche noch nie durch giltige Verträge verbürgt worden wären. Schon war an vielen Orten die Herausgabe des Kirchengutes mit offener Gewalt erzwungen worden und jetzt ertheilte der Kaiſer ſogar die Verweſung des evangeliſchen Hochſtiftes Halberſtadt ſeinem eigenen Sohne, dem Erzherzoge und Biſchofe von Straßburg, Leopold Wilhelm. Auch die Wahl des Magdeburger Domkapitels, welches den Sohn des Kurfürſten von Sachſen zum Verweſer begehrte, wurde unbeachtet gelaſſen und Leopold Wilhelm auch zum Erzbiſchofe von Magdeburg ernannt. — Am gewaltthätigſten und ungerechteſten aber erwies ſich der Kaiſer gegen die Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht von Meklenburg. Dieſe Fürſten hatten im niederſächſiſchen Bunde geſtanden ſich aber bald wieder davon getrennt und dem kaiſerlichen Heere unterworfen. Deſſenungeachtet ſprach der Kaiſer die Acht über ſie, als ungehorſame Reichsvaſallen und entſetzte ſie ihrer Lande (19ten Neujahrmonds 1628). Und dieß that er, ohne Zuziehung der Kurfürſten, ja ohne ſelbſt einmal die verurtheilten Herzoge zu hören, aus eigener Machtvollkommenheit. Was ihn zu ſolchem ungerechteten Gewaltſchritte verleitete, war das dringende Verlangen des Friedländers, der die meklenburgiſchen Lande ſich zu ſeiner Belohnung auserſehen hatte. Zu Gunſten dieſes kühnen Emporkömmlings ward die Reichsverfaſſung mit Füßen getreten, die Sprößlinge eines uralten Fürſtengeſchlechtes von ihrem väterlichen Erbe verjagt und das Herzogthum Meklenburg dem kaiſerlichen Feldherrn zuerſt als Pfandſchaft für ſeine Kriegskoſten (1628), dann als Reichslehen (1629) feierlich

überwieſen. Die Stände des Landes wurden gezwungen, dem Uebermüthigen zu huldigen und den geächteten Fürſten blieb nichts anderes übrig, als Land und Leute zu verlaſſen und in Schweden eine Zuflucht zu ſuchen. Außer Meklenburg erhielt Wallenſtein noch das Herzogthum Sagan in Schleſien. —

Wol hatte der Kaiſer Urſache, den wunderbaren Mann, der ihm wie durch Zauberſchlag, eine kaum für möglich gehaltene Macht geſchaffen hatte, durch außerordentliche Belohnungen noch enger an ſich zu feſſeln. Denn in Wallenſteins tiefem Geiſte wogte es von Rieſenplanen für die Zukunft, alle darauf berechnet, den Kaiſer zum allgebietenden Herrn zu machen. Zunächſt ſollte die ganze Oſtſeeküſte dem kaiſerlichen Hauſe erworben und eine Flotte geſchaffen werden, um Dänemark und Schweden zu erobern. Den Handel Engellands und Hollands wollte er vernichten, um ihn auf Deutſchland und Spanien zu übertragen. — Demgemäß ward dem Kurfürſten von Brandenburg der Vorſchlag gemacht, Preußen gegen anderweitige Entſchädigung dem Kaiſer abzutreten. Ebenſo muthete man dem Herzoge Bogislav (XIV.) von Pommern zu, der als der letzte ſeines Stammes dem nahen Grabe entgegenſah, ſeine Lande, nicht wie alte, geheiligte Verträge es foderten, dem Hauſe Brandenburg, ſondern dem Hauſe Oeſterreich zu hinterlaſſen. Beide Fürſten aber weigerten ſich mit entſchiedener Standhaftigkeit, dieſe Vorſchläge anzunehmen. — Indeſſen gab man die Hoffnung nicht auf, ihre Einwilligung künftig noch zu erzwingen. — In Dänemark hoffte man leichtes Spiel zu haben. Man erwartete, daſſ die Stände mit dem Könige Chriſtian völlig unzufrieden geworden ſein möchten und wollte ihnen, wofern ſie den Kaiſer gutwillig zu ihrem Herrn annähmen, alle ihre herkömmlichen Freiheiten verbürgen. Im Weigerungsfalle ſollte ihnen mit Leibeigenſchaft gedroht werden. — Aus Schweden ſollte Guſtav Adolf vertrieben und das Land dem Polenkönige übergeben werden. Die Flotte, die zu allen dieſen Unternehmungen nothwendig war, ſollten die Hanſaſtädte liefern und ſchon ernannte der Kaiſer ſeinen Feldherrn zum „General des baltiſchen oceaniſchen Meeres,“ (Wandelmond 1628) obgleich dieſer vor

der Hand noch über kein einziges Schiff zu gebieten hatte. Aber alle dieſe hochfliegenden Plane ſcheiterten an dem kaum vermutheten Widerſtande, den eine einzige Heldenſtadt dem allmächtigen Feldherrn und ſeinen furchtbaren Schaaren ſiegreich entgegenſtellte.

Im Herbſte des Jahres 1627 hatte Wallenſtein ſein Heer in Meklenburg, um dieſes Landes gewiſſ zu ſein, und in die Nachbarlande Brandenburg und Pommern zur Winterraſt vertheilt. Brandenburg mochte auf dieſen läſtigen Beſuch gewiſſermaßen vorbereitet ſein. Die Bereitwilligkeit mit welcher der Kurfürſt das kaiſerliche Heer im Sommer aufgenommen hatte, ließ im Voraus vermuthen, daſſ Wallenſtein dieſen guten Willen noch ferner benutzen würde. Es war eine Gelegenheit, George Wilhelms Ergebenheit gegen den Kaiſer zu prüfen, und allemal muſſte es dem Fürſten erträglicher ſcheinen, die kaiſerlichen Schaaren als Freunde, denn als Feinde in ſeinem Lande zu ſehen. In der That erhob der Markgraf Siegmund, des Landes Statthalter, auch nicht die geringſte Einwendung, als ihm der Friedländer im Beginne des Reifmonds ankündigen ließ, des Kaiſers Heer ſei auf dem Wege nach der Mark, um dort Winterraſt zu halten. Ohne Widerrede ordnete der Markgraf ſelbſt das Nöthige zur Verpflegung des Kriegsvolkes an und vertheilte die einzelnen Schaaren in die Städte und Dörfer des Landes. — Ganz anders aber war Pommerns Verhältniſſ. Der Herzog Bogislav hatte an dem Kriege auch nicht den allerentfernteſten Antheil genommen und von Ferdinand ſelbſt die wiederholte Verſicherung erhalten, daſſ er mit allen Kriegslaſten verſchont bleiben ſollte und getroſt auf des Kaiſers Schutz rechnen dürfte. Daher erſtaunte der redliche, aber ſchwache Herr nicht wenig, als ihm Wallenſtein plötzlich zumuthete, zehn kaiſerliche Vollſchaaren in Pommern aufzunehmen. Das Volk werde nur wenige Wochen bleiben, verſicherte der Feldherr, und komme bloß in der Abſicht, um Pommern zu beſchützen. Denn es ſei von Dänemark wie von Schweden Gefahr zu beſorgen. Der Herzog, auf keinen Widerſtand vorbereitet, muſſte wol nachgeben. Kaum aber hatten Wallenſteins Krieger feſten Fuß im

Lande gefaſſt, als ihr Feldherr alle Rükkſichten fahren ließ. Bald folgten den urſprünglich angekündigten zehn Vollſchaaren viele andere nach, die Wallenſtein, theils um Meklenburg zu ſchonen, theils um ſich der Seehäfen zu verſichern, hieher verlegte. Des Herzogs Weigerung, zur Verpflegung des fremden Kriegsvolkes Vorrathhäuſer anzulegen, wurde mit Hohn, ja faſt mit Drohung beantwortet und die Stände muſſten noch obenein hohe Steuern zahlen, um die Bedürfniſſe der angeblichen Beſchützer zu befriedigen. Städte, die ſich weigerten die wilden Gäſte in ihren Mauern aufzunehmen, wurden mit Gewalt dazu gezwungen und Stettin, das als des Herzogs Wohnſitz von der Einlagerung frei bleiben ſollte, muſſte dennoch für dieſe Vergünſtigung fünfzigtauſend Thaler zahlen. Dabei fehlte es, troz der ſcharfen Zucht, in welcher Wallenſtein ſeine Krieger im Ganzen zu halten ſuchte, dennoch nicht an vielfachen Erpreſſungen und Miſſhandlungen. — Der Herzog Bogislav ſchien nicht mehr Landesherr zu ſein und die Kaiſerlichen ſchalteten als Herren in dem wehrloſen Lande.

Nur die Stadt Stralſund weigerte ſich beharrlich, dem kaiſerlichen Volke ihre Thore zu öffnen. Sie wollte ſich, wie Stettin, durch eine Geldſumme von der Einlagerung loskaufen. Aber gerade Stralſunds Beſiz war für Wallenſteins Plane von der höchſten Wichtigkeit. Die Stadt war die anſehnlichſte und wohlhabendſte in Pommern, die ſechſte im Bunde der Hanſa. Man konnte ihres Geldes, ihrer Schiffe, ihres Hafens nicht entbehren, um die beabſichtigte Herrſchaft auf dem baltiſchen Meere zu erreichen. Ihr Troz ſollte und muſſte gebrochen werden. Vorerſt jedoch ſtellte man ſich, als wollte man auf das Begehren der Stadt eingehen und foderte 150,000 Thaler als Preis für die Befreiung von der zugemutheten Heereseinlagerung. Die Bürger boten, ſtatt der verlangten Summe, 15,000 Thaler. Natürlich ward das Anerbieten zurükkgewieſen. Da foderte der Oberſt von Arnim, ein brandenburgiſcher Edelmann, der unter Wallenſtein Dienſte genommen, die Oeffnung der Stadt zu einem Durchmarſche nach Rügen. Aber die Bürger merkten, welche Abſicht unter dieſem Vorwande verborgen

werden ſollte, und hielten ihre Thore verſchloſſen. Liſt und Drohungen wurden vergeblich verſchwendet, um die Stadt zum Nachgeben zu bewegen; ſelbſt die Auffoderungen und Ermahnungen des ſchwerbeſorgten Herzogs Bogislav fruchteten nichts. Dreißigtauſend Thaler wollte die Bürgerſchaft endlich doch zahlen, aber mehr nicht. Arnim hatte ſeine urſprüngliche Foderung ſchon bis auf 50,000 Thaler herabgeſtimmt und der Herzog rieth, die Stadt ſolle dieſe Summe hergeben, um ſelbſt einem ſchweren Schikkſale zu entgehen und dem ganzen Lande großes Unheil zu erſparen. Aber die Bürger meinten, man müſſe Seine Fürſtliche Gnaden erinnern, daſſ wenn Sie Geld foderten, Sie auch Ihre Unterthanen beſchützen ſollten. Man habe zwar einen Landesherrn wenn man Geld zahlen ſollte; ſonſt aber nicht.

So war unter fruchtloſen Unterhandlungen der Winter beinahe vergangen, als Arnim am 14ten Hornung (1638) ſich plötzlich der Inſel Dänholm bemächtigte, die nicht nur den Hafen Stralſunds beherrſchte, ſondern auch einen höchſt vortheilhaften Haltpunkt zum Angriffe gegen die Stadt darbot. Aber die muthige Bürgerſchaft, anſtatt durch dieſen Schlag beſtürzt und zur Nachgiebigkeit geneigt zu werden, griff unverzagt zu den Waffen, um ihr Eigenthum zurükzuerobern. Doch der kühne Muth, der die Bürger begeiſterte, fehlte den Häuptern der Stadt. Beſtändig hatte ſich der Rath ängſtlich erwieſen und für ein kluges Nachgeben geſtimmt. Jetzt vermehrte die Landesritterſchaft, die von Stralſunds Trotz die härteſten Folgen für ganz Pommern fürchtete und eifrig an friedlicher Vermittelung arbeitete, ſeine Beſorgniſſ. Er zahlte dem Oberſten Arnim die verſprochenen dreißigtauſend Thaler, verhieß noch zweimal ſo viel und wollte den Dänholm in ſeinen Händen laſſen. Nicht ſo die Bürgerſchaft. Ob Fürſt und Ritter verzagten: die Bürger verzagten nicht. Sich demüthig dem übermüthigen Feinde unterwerfen, ihr wohlerworbenes Eigenthum plündern, ihren Glauben verhöhnen laſſen — das kam nimmer in ihre männlichen Seelen, ſo lange die Hand noch ein Schwert faſſen konnte, ſo lange das freie Meer vor ihnen noch Hoffnung gewährte, der

Knechtſchaft auf heimiſchen Boden zu entrinnen. Sie erklärten dem Rathe: ehe ſie zuſähen, wie ſie verrathen und verkauft würden, wollten ſie lieber Alles verlaſſen, die Schiffe beſteigen und ihr Heil auf den Wellen ſuchen. — So hatte die alte deutſche Liebe zur Freiheit doch noch auf deutſchem Boden eine würdige Heimat, ſo gab es im äußerſten Winkel des Reiches doch noch Männer, die dieſes Namens werth waren. — Der Bürgermeiſter Steinwig, der einzige, dem das Volk vertraute, beruhigte die Gemüther. Man beſchloſſ, ſich in den Waffen zu üben und zur Vertheidigung der heimiſchen Mauern das Aeußerſte zu verſuchen.

Mit Staunen und faſt mit Schrekken erfüllte die Kunde von Stralſunds trotzigem Widerſtreben die Gemüther in Deutſchland. Wallenſtein, der in Prag mit dem Kaiſer ſeine großen Plane verabredete, fuhr zornig auf wie ein gereizter Löwe. Arnim ſolle die trotzige Stadt hart züchtigen, befahl er. Aber der Dänenkönig ermunterte zum kräftigen Widerſtande und verſprach Beiſtand. — Als nun Arnim den Dänholm zu befeſtigen anfing, ſchloſſen die Bürger von Stralſund das Eiland mit ihren Schiffen ein und die kaiſerliche Beſatzung, vom Hunger gezwungen, muſſte abziehn (15. Wandelmonds). Mit dieſer That hatte die Stadt jeden Weg zur friedlichen Ausgleichung ſich ſelbſt gewaltſam abgeſchnitten und muſſte ſich auf das Aeußerſte gefaſſt machen. Sie that es. In feierlicher Verſammlung verpflichtete ſich die geſammte Bürgerſchaft mit einem heiligen Eide zur treuen und ſtandhaften Vertheidigung der gemeinſamen Sache. Sie ſchwuren, im Namen Gottes bei der wahren Religion des augsburgiſchen Bekenntniſſes bis ans Ende zu verbleiben und dafür wie auch für ihrer Stadt Freiheiten und Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu ſtreiten, ohne Scheu und Eigennutz und Erſparung Leibes, Gutes und Blutes des Vaterlandes und der Stadt Beſſtes in Acht zu nehmen, aber bei dem römiſchen Reiche, als deſſen Glied, noch ferner zu verbleiben, ſo weit es vor Gott und den Nachkommen und dem zum Beſſten der Stadt geſchworenen theuern Eide, verantwortlich ſein würde. Sie gelobten, kein kaiſerliches Volk in die

Stadt aufzunehmen, ihrer Obrigkeit und ihren Kriegsbefehlshabern gehorſam zu ſein, die Wachen in eigener Perſon zu beſetzen, ſo daſſ nur allein Krankheit von dieſer Pflicht entbinden ſollte, und Jeden an Leib, Ehre und Gut zu ſtrafen, der gegen dieſen Eid handeln würde.

Wenige Wochen darauf überſandte der Dänenkönig der Stadt drei große Schiffe, mit ſechszehn Kanonen und einigem Schießbedarf. Stralſund litt beſonders an Letzterem Mangel und hatte ſich überhaupt auf eine förmliche Belagerung noch nicht einrichten können, als der Oberſte von Arnim ſie am 23ſten Blütenmonds mit achttauſend Kriegern einſchloſſ. Drohend ließ er der Stadt verkündigen, ſie möge den Dänholm räumen, hunderttauſend Thaler zahlen, fünf ihrer beſſten Schiffe hergeben, Abbitte thun und die Rädelsführer ausliefern. Dieß ſei ſeine letzte Erklärung. Die Bürger boten fünfzigtauſend Thaler, wenn das kaiſerliche Heer ganz Pommern räumen wollte. — Da brach Arnim alle weitern Verhandlungen ab und ließ ſeine eiſernen Feuerſchlünde ſprechen. Aber gleich im Beginne der Belagerung erfuhr er, daſſ er es hier mit keinem alltäglichen Gegner zu thun hatte. Ihm war es geglükkt, ſich durch nächtlichen Ueberfall zweier Schanzen zu bemächtigen, die als Außenwerke zum Schutze der Stadt dienten. Aber ſchon am nächſten Morgen entriſſ ihm die tapfere Bürgerſchaft im blutigen Gefechte, das kaum Gewonnene. Der Muth dieſer Helden wuchs, als Tages darauf vom Könige Guſtav Adolf Botſchaft kam (28ſten Blütenmonds). Die Stadt möge ſich wakker und rechtſchaffen bei Vertheidigung ihres Glaubens halten, ermahnte dieſer, und verhieß allen Beiſtand. Eine Sendung Schießbedarf begleitete des Königs Schreiben.

Jetzt bereitete Arnim ſich zum Sturme. Drei Tage hintereinander raſte der heftigſte Kampf um die hartbeſtrittenen Mauern. Aber die eiſernen Kriegswogen brandeten vergebens und brachen ſich an der Feſtigkeit Stralſunds und der hochherzigen Tapferkeit ſeiner Vertheidiger. Drei heftige Stürme wurden blutig zurükkgewieſen. Freilich hatte der Tod auch manche Lükke in den Reihen der Bürger geriſſen; aber vier Fah-

nen däniſches Fußvolk kamen an und ergänzten reichlich den Verluſt.

Mittlerweile hatte die bedrängte Stadt einen Abgeordneten nach Prag geſchikkt, um bei dem Kaiſer ſelbſt und ſeinem hochgebietenden Feldherrn über Gewalt und Unrecht zu klagen und durch Vorſtellungen und Bitten fernerer Bedrängniſſ Einhalt zu thun. Aber Wallenſtein ließ den Geſandten zehn Tage lang warten, ehe er ihm eine Unterredung gönnte. Dann fuhr er ihn heftig an und ſchwur, daſſ ſein Wille und Befehl unwiderruflich ſei. „Ich werde ſelbſt kommen“, ſprach er, „und nicht von dannen weichen, bis ich euern Trotz gebrochen habe. Ich will es mit euch ſo machen, daſſ von eurer Stadt nichts übrig bleiben ſoll und wenn ich hunderttauſend Mann und mein eigenes Leben laſſen ſollte.“ Und alsbald brach der zürnende Kriegsfürſt auf, um ſein furchtbares Wort zu erfüllen. — Der Geſandte Stralſunds blieb noch in Prag und ſuchte von des Kaiſers Gnade zu erlangen, was der hochfahrende Kriegsoberſte verweigerte. Wirklich erwies ſich auch Ferdinand viel gerechter und gütiger als Wallenſtein, ja er ließ dem Abgeordneten ſogar einen ſchriftlichen Befehl an den Feldherrn zuſtellen, die Belagerung ſofort aufzuheben. Aber ſei es nun, daſſ Wallenſtein des Kaiſers wahre Meinung genauer kannte, oder daſſ er ſich im ſtolzen Gefühle ſeiner Macht durch keine Befehle wollte beſchränken laſſen; genug, als ihn der ſtädtiſche Geſandte am 10ten Sommermonds zu Prenzlau einholte und ihm das kaiſerliche Schreiben überreichte, da donnerte er die vermeſſene Antwort: „und wenn Stralſund mit Ketten an den Himmel geſchloſſen wäre, ſo muſſ es herunter!“ Da ſchwur er den gräßlichen Eid, nicht des Säuglings, nicht des Kindes im Mutterleibe zu verſchonen, wenn er die Stadt erſtiegen haben würde. Mit ſolchem Beſcheide kehrte Stralſunds Abgeſandter heim. Freilich war von dem Zorne des gereizten Feldherrn das Aergſte zu erwarten und die Beſorgniſſ der Belagerten wuchs, der ängſtliche Stadtrath ſprach ſogar wieder von Nachgeben und Unterwerfung. Doch davon wollte die Bürgerſchaft nun und nimmermehr etwas hören. Die Stadt ſchloſſ vielmehr ein Bündniſſ

auf zwanzig Jahre mit dem Könige von Schweden und Guſtav Adolf ſchikkte ihr jetzt 600 Krieger zu Hilfe.

Jetzt kam Wallenſtein, der Gefürchtete, ſelbſt vor die trotzende Stadt (7. Sommermonds). Aus Meklenburg und Holſtein hatte er ſein Kriegsvolk herbeigezogen, der Kurfürſt von Brandenburg muſſte ihm Geſchütz und Pulver liefern, ja der Herzog Bogislav ſelbſt ward gezwungen, Kanonen und Schießbedarf gegen ſeine eigene Stadt herbeizuführen. Eine furchtbare Wetterwolke von vielen tauſend Kriegern und ehernen Feuerſchlünden lagerte ſich, Verderben drohend, rings um die Stadt und gleich am folgenden Abende brach der donnernde Sturm los. Zwei Schanzen am Frankenthore wurden von den Kaiſerlichen erſtiegen; aber noch in der Nacht eroberten die Bürger ſie zurükk. Tauſend Feinde lagen getödtet vor den Mauern der Stadt. Der nächſte Morgen erneut den gräſſlichen Kampf. Aber nicht einen Fuß breit Raum vermag Wallenſtein dem Heldenmuthe der Männer abzugewinnen, die für ihren freien Heerd und ihren Glauben fechten und er bezahlt den neuen Sturm noch theurer, mit 1500 ſeiner beſſten Krieger. Die Bürger aber, feſt entſchloſſen, wie ſie geſchworen hatten, den letzten Tropfen Blutes für ihre Freiheit einzuſetzen, erkannten an dem ſchrekklichen Ernſte des Feindes wohl, daſſ das Schikkſal ſie vielleicht über kurz oder lang beim Worte halten dürfte, und um in dem furchtbaren Todeskampfe der bangen Sorge für ihre Weiber und Kinder entledigt zu ſein, geboten ſie dieſen, die Schiffe zu beſteigen und in Schweden Sicherheit zu ſuchen; Frauen, Mädchen und Kinder ſagten weinend ihren Gatten, Söhnen und Vätern und der heimiſchen Erde Lebewohl. Jetzt waren die Arme der männlichen Vertheidiger erſt recht frei. Mochte der zürnende Feind die Stadt mit tauſenden von Kugeln überſäen, mochten die Mauern beben und die Flammen hie und da aus den Häuſern lodernd zum Himmel emporſchlagen: — die muthigen Herzen bebten nicht. In kühnen Ausfällen griffen ſie ſogar den Feind in ſeinem eigenen Lager an und Tiefenbachs Schaar, eine der beſſten im ganzen Heere, ward von den gewichtigen pommerſchen Schwertſtreichen vernichtet. Mit ſolchem Helden-

muthe hatte Stralſund den Zorn des Geſchikks beſchworen und Rettung und Sieg verdient. Denn als jetzt vierhundert Dänen und zweitauſend Schweden von der See getragen in die Stadt einzogen, als der König Chriſtian mit zweihundert Schiffen herbeikam und die Küſte von Meklenburg bedrohte; da gab Wallenſtein endlich die Hoffnung auf, ſeinen Schwur zu löſen und Stralſund zu bezwingen. Bereits gegen 12,000 Krieger hatte er vor den Mauern der Stadt eingebüßt und er dachte nur darüber, wie er mit Ehren die Belagerung aufheben könnte. Der König Chriſtian bot ihm dazu die Gelegenheit, indem er nicht in Meklenburg landete, ſondern ſich hie und da in Pommern feſtſetzte und zuletzt die Inſel Wolgaſt eroberte. Wallenſtein zog nun Schaar auf Schaar ſeines Heeres von Stralſund zurükk und bereits am 3ten Aerndtemonds zogen die letzten kaiſerlichen Fahnen von der befreiten Stadt. Noch heute feiern die wakkern Bürger von Stralſund das Gedächtniſſ dieſes rühmlichen Tages. Wie einſt in grauer Vorzeit, in den Tagen des Markgrafen Waldemar, ſo hatten ſie von Neuem bewieſen, was der feſte Muth und die echte Freiheitliebe einer einzigen Stadt vermöge. Wallenſtein aber zog mit einer ernſten Lehre davon. Zum erſten Male hatte der übermüthige Günſtling des Glükkes erfahren, daſſ er nicht unüberwindlich ſei. Hätte nur Deutſchlands gebrochene Kraft ſich an Stralſunds rühmlichem Beiſpiele wieder aufrichten wollen! — Doch tröſtend und verheißend genug für das Geſchikk künftiger Tage, daſſ es auch jener dunkeln Nacht der Halbheit, Erbärmlichkeit und Ohnmacht, die ſich weit über das Vaterland gelagert hatte, nicht an einem glänzenden Sternbilde altdeutſcher Heldenkraft fehlte.

Indeſſen eilte Wallenſtein, die Scharte, welche Stralſund ſeinem Kriegsruhme geſchlagen, im Kampfe mit den Dänen wieder auszuwetzen. Im Sturme eroberte er Wolgaſt zurükk und zwang die Städte Glükkſtadt und Krempe, in welchen ſich noch däniſche Beſatzung behauptete, zur Uebergabe. Es lag ihm jetzt Alles daran, mit Dänemark Frieden zu erhalten, theils um ſein Herzogthum Meklenburg von dieſer Seite nicht mehr gefährdet zu ſehen, theils, um zu verhindern, daſſ nicht Däne-

mark und Schweden gemeinſam den Kampf in Deutſchland aufnehmen möchten. In Lübekk wurde am Frieden gearbeitet, während Frankreich, Engelland, Schweden und Holland vergebens bemüht waren, den König Chriſtian zur Fortſetzung des Kampfes zu bewegen. Am 12ten Blütenmonds 1629 gelangten die Verhandlungen endlich zum Abſchluſſe. Dänemark erhielt die Lande zurükk, die das Kriegsglükk ihm entriſſen hatte, verpflichtete ſich aber dagegen, in die deutſchen Reichsſachen ſich weiter nicht einzumiſchen. Seine Verwendungen für die verjagten Herzoge aus Meklenburg blieben ohne Erfolg und der König ſchloſſ Friede, ohne ſich weiter um dieſe Fürſten zu kümmern, deren unglükkliches Schikkſal er großentheils allein verſchuldet hatte.

Noch während der Verhandlungen zu Lübekk erließ der Kaiſer am 6ten Lenzmonds 1629 auf wiederholtes Andringen des Pabſtes und mit Zuſtimmung der katholiſchen Kurfürſten den Reichsbefehl zur Herausgabe alles ehemaligen katholiſchen Kirchengutes, (das „Reſtitutionsedikt"). Nicht nur die reichsunmittelbaren Biſsthümer, Stifte und Pfründen, welche die Kirchenverbeſſerung angenommen hatten, ſollten wieder mit katholiſchen Hochgeiſtlichen beſetzt, ſondern auch die mittelbaren, der Landeshoheit weltlicher Fürſten von jeher unterworfenen und von dieſen faſt durchgängig eingezogenen Kirchengüter ſollten wiederhergeſtellt und dem katholiſchen Glauben zurükkgegeben werden. Nur dem Kurfürſten von Sachſen ward der Beſitz ſeiner drei Landesbisthümer Merſeburg, Naumburg und Meißen zugeſichert — als Belohnung für ſeine Ergebenheit gegen den Kaiſer und vielleicht noch mehr aus dem Grunde, weil er der einzige Fürſt in Deutſchland war, der noch mit ungeſchwächter Kraft daſtand, der einzige, der noch ernſtlichen Widerſtand zu leiſten vermochte. Außerdem erklärte der kaiſerliche Spruch, daſſ der alte Religionsfriede nur allein die Genoſſen des Augsburger Bekenntniſſes anginge, alle andern Glaubensverwandten aber davon ausgeſchloſſen wären. Ja es dürften ſich ſelbſt die lutheriſchen Unterthanen katholiſcher Reichsſtände nicht einmal auf jenen Frieden berufen, der eben nur für die Reichsſtände Giltigkeit habe, und es ſtünde den Landesherren vollkommen

frei, ihre evangeliſchen Unterthanen mit Gewalt zur Annahme des katholiſchen Glaubens zu zwingen oder ſie von Haus und Heimat zu treiben. — Alſo das verrufene Reſtitutionsedikt. — In ſeinen Erblanden hatte der Kaiſer längſt dieſen Grundſätzen gemäß verfahren und ſeitdem Wallenſtein in Schleſien geſiegt, ward die Glaubensfreiheit auch in dieſem, bisher noch geſchonten Lande, mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit niedergetreten.

Jetzt wurden kaiſerliche Bevollmächtigte mit der Vollziehung des Reichsſpruches beauftragt und ihnen befohlen im Falle der Widerſetzlichkeit, das nächſte Kriegsvolk des Kaiſers oder der Liga zu Hilfe zu nehmen. Mit rükkſichtloſer Härte ward in Süd- und Weſt-Deutſchland der ungerechte Befehl vollzogen und ſelbſt mit völliger Ausrottung des evangeliſchen Glaubens der Anfang gemacht, während Wallenſteins eiſerne Hand mit gleicher Härte die „Reſtitution" im Bisthume Halberſtadt vollſtrekkte. Vergebens beriefen ſich die Evangeliſchen auf frühere Verträge, umſonſt klagten ſie über Gewalt und Unrecht — ihre Stimme verhallte unbeachtet, da in ganz Deutſchland ſich kein Fürſt mehr regte, um den heiligen Kampf für Glauben und Recht zu wagen. — Nur die Stadt Magdeburg war kühn und entſchloſſen genug, dem Beiſpiele Stralſunds zu folgen und zur Vertheidigung ihrer Freiheit den Kampf auf Tod und Leben nicht zu ſcheuen. Schon hatte die Stadt dem kaiſerlichen Feldherrn auf ſeinem Zuge von Schleſien nach Meklenburg 130,000 Gulden gezahlt. Kurz vor der Bekanntmachung des „Reſtitutionsediktes" foderte Wallenſtein ſie auf, entweder eine Vollſchaar Kriegsvolk bei ſich aufzunehmen und zu verpflegen, oder abermals 200,000 Gulden zu zahlen. Unfehlbar war dieſe Zumuthung darauf berechnet, die feſte, ſtarkbevölkerte Stadt auf gute Weiſe in ſeine Gewalt zu bringen, um die beabſichtigte Wiederherſtellung der katholiſchen Kirche im Erzſtifte deſto leichter zu bewerkſtelligen. Denn keine der übrigen Städte des Landes war mächtig genug, um irgend erfolgreichen Widerſtand leiſten zu können. — Aber Magdeburg berief ſich auf ſeine uralten, von Kaiſer und Reich verbürgten Freiheiten und lehnte

die Zumuthung des Feldherrn ab. Da ſchrieb der Friedländer von Güſtrow aus, er habe mit Befremden die widerſpännſtige Weigerung Magdeburgs erfahren. Noch habe die Stadt nichts zu dem ſchweren Kriege geſteuert, weder dem Kaiſer noch dem gemeinen Weſen. Er wolle ſie daher erinnert haben, nicht hartnäkkig bei ihrer Weigerung zu verbleiben, ſie möchte es ſonſt ſchwer bereuen." — Aber die Magdeburger ließen ſich nicht ſchrekken. Sechszehntauſend Thaler wollten ſie zahlen — mehr nicht. Die meiſten Bürger hielten es heimlich mit dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm, dem entſetzten Bisthumsverweſer, und wollten von dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, als ihrem neuen Erzbiſchofe und Landesherrn, um ſo weniger wiſſen, als ſie vor vielen andern Städten Urſache hatten, die Vollziehung der „Reſtitution" zu fürchten, da faſt der dritte Theil des ganzen Stadtgebietes ehemaliges Eigenthum der katholiſchen Kirche war. Der Friedländer befahl jetzt, Gewalt gegen die widerſpännſtige Stadt zu gebrauchen. Zunächſt ſandte er einige Schaaren Kroaten, die der Stadt die Zufuhr abſchnitten, den Handel ſperrten, und auf grauſame Weiſe das offene Stadtgebiet verwüſteten. Die Saatfelder wurden niedergetreten, die Heerden fortgetrieben, die Dörfer abgebrannt und die Bauern mit Säbelhieben und Lanzenſtichen gezwungen, Verſchanzungen gegen die Stadt aufzuwerfen. — Die Magdeburger dagegen warben gegen dreitauſend Söldner an und gebrauchten ihr Geſchütz gegen die drohenden Verſchanzungen. Viele der arbeitenden Bauern wurden dabei von den Kugeln zerſchmettert und jeden Abend große Wagen voll Todter und Schwerverwundeter abgeführt. — Endlich befahl Wallenſtein den Oberſten Pappenheim und Bekker eine regelmäßige Belagerung zu eröffnen und kam im Sommermonde ſelbſt nach Wolmirſtädt, um dem Kampfplatze nahe zu ſein und der Stadt noch einmal friedliche Bedingungen anzutragen. Magdeburg blieb ſtandhaft und vertheidigte ſich mit eben ſo vieler Tapferkeit als glükklichem Erfolge. Kühne Ausfälle trugen häufig Tod und Entſetzen mitten unter die Kaiſerlichen. Schon gegen achtundzwanzig Wochen hatte die Belagerung gedauert, über 2000 Krieger lagen vor den

Mauern der Stadt begraben und noch war dem trotzenden Heldenmuthe der Bürger kein Vortheil abgewonnen. Die Magdeburger begeiſterte, den Friedländer warnte das Beiſpiel Stralſunds. Sollte er von Neuem fruchtlos ſtürmen und große Heerhaufen einbüßen? — Die Klugheit gebot Mäßigung. Die Hanſa ſuchte zu vermitteln und er bequemte ſich endlich zu einem Vergleiche mit Magdeburg. Die Stadt zahlte zehntauſend Thaler und die Belagerung ward aufgehoben (29ſten Herbſtmonds 1629).

Mittlerweile erwachte von allen Seiten Argwohn, Neid und Eiferſucht gegen Oeſterreichs rieſig anwachſende Macht. Es bildete ſich, mitten im Schooße der katholiſchen Kirche gegen den ſiegreichen Kaiſer eine Gegenpartei, deren Seele der ſtaatskluge, tiefblikkende Kardinal Richelieu war. Ein Erbſtreit um das erledigte Herzogthum Mantua gab die letzte Veranlaſſung. Ferdinand, entſchloſſen, die faſt vergeſſene kaiſerliche Oberhoheit über Italien wieder geltend zu machen, wollte es nicht zugeben, daſſ Karl Gonzaga, der ſich unter franzöſiſchem Schutze Mantua's bemächtigt hatte, im Beſitze des Herzogthums bliebe. Ein Krieg in Oberitalien war die Folge. Auf der einen Seite die, in ihrer Vereinigung um ſo furchtbarere Macht, Oeſterreichs und Spaniens, auf der andern Frankreich. Die kleinen Staaten Italiens hatten ſich zwiſchen beiden getheilt. Dreißigtauſend Wallenſteiniſcher Krieger, geführt von dem Kriegsoberſten Kolalto, zogen auf dieſen Kampfplatz (1629). Der Verlauf des Krieges ſchien ſich für Oeſterreich zu entſcheiden und in gleichem Maße als Frankreichs Beſorgniſſe ſtiegen, war auch die alte Eiferſucht des Pabſtes gegen die Kaiſermacht wieder rege geworden. Urban VIII. fürchtete für ſeine weltliche Macht in Italien, die im Süden und im Norden des Landes durch die Rieſenarme der ſpaniſch-öſterreichiſchen Herrſchaft eingeſchloſſen wurde. Er trat auf Frankreichs Seite, ohne jedoch an dem mantueſiſchen Kriege thätigen Antheil zu nehmen. Indeſſen bewies er dem Kaiſer auf mancherlei Weiſe ſeine Abneigung und erneute ſelbſt wieder den alten Streit über die Beſetzung der Biſthümer in Deutſchland. Ferdinand, tief gekränkt, ſich ge-

rade jetzt von dem heiligen Vater zurükkgeſtoßen zu ſehen, wo er im Begriffe ſtand, in Deutſchland ſein Werk zu vollenden, zürnte und dachte an einen Römerzug. — Der Friedländer war von dieſem Gedanken ſo voll, daſſ er ſogar ſeinen Lieblingplan, nach Deutſchlands Unterwerfung die Türken aus Europa zu jagen, auf ſpätere Zeiten hinausſchob, um vor allem erſt den Pabſt zu demüthigen. Schon ſeit hundert Jahren ſei Rom nicht geplündert, äußerte er, jetzt müſſe reichere Beute dort zu holen ſein. — Aber Richelieus Klugheit ließ es dazu nicht kommen. Der ſchlaue Staatsmann ſpannte alle Kräfte an, um dem Kaiſer in Deutſchland ſelbſt einen neuen und gefährlichen Kampf zu bereiten. Während er auf der einen Seite unabläſſig in den König von Schweden drang, den Fehdehandſchuh, welchen Dänemark ſo ſchimpflich niedergelegt hatte, wieder aufzuheben und für die Freiheit der deutſchen Reichsverfaſſung, wie er ſich ausdrükkte, in die Schranken zu treten, nährte er mit allem Fleiße durch ſtäte Einflüſterungen die argwöhniſche Spannung, in welche, nach der Beſiegung der Proteſtanten, der katholiſche Bund gegen den Kaiſer gerathen war. Es lag klar am Tage, daſſ der Kaiſer die Liga nur ungern noch neben ſich duldete. Es ſei jetzt kein Feind im Reiche mehr zu bekämpfen, äußerte er; die Liga möge ihre Kriegsvölker aus den beſetzten Ländern zurükkziehen oder abdanken. Das kaiſerliche Heer ſei hinreichend, die Vollziehung der kirchlichen Wiedererſtattung zu bewerkſtelligen. — Die Häupter des Bundes, vor allen Maximilian, erſchraken, als ſie dieſe Sprache vernahmen und blikkten mit banger Beſorgniſſ auf das Rieſengebäude der Kaiſermacht, zu deſſen Aufbau ſie ſelbſt ſo bereitwillig die Arme geliehen hatten. Legten ſie die Waffen aus den Händen, ſo war in der That nur noch ein kleiner Schritt zu thun, um die alte Reichsverfaſſung zu vernichten und die Alleinherrſchaft Oeſterreichs in Deutſchland zu vollenden. Maximilian berief einen Bundestag nach Heidelberg (Lenzmond 1629). Man beſchloſſ, bis zum allgemeinen Frieden ein Heer von vierzig Reiterſchaaren und 27,000 Fußgängern zu unterhalten, und die in Beſitz genommenen Länder nicht abzutreten, möge es begehren wer da

wolle, bis dem Bunde ſeine Koſten zurükkerſtattet wären. Wo die Kaiſerlichen das Bundesvolk zu verdrängen ſuchen würden, wollte man Gewalt mit Gewalt abtreiben. —

Maximilians Entwürfe gingen indeſſen noch tiefer. So lange der Friedländer dem Kaiſer zur Seite ſtand, hatten die Fürſten gerechte Urſache für die Verfaſſung des Reiches zu zittern. Ferdinands gewaltiges Kriegsheer, damals an 150,000 Mann ſtark, war nicht ſo furchtbar, als dieſer einzige Mann, der es geſchaffen und mit ſeinem wunderbaren Geiſte beſeelte. Man glaubte mit Recht, daſſ dieſer Rieſenleib machtlos zerfallen müſſte, wenn man das belebende Haupt von ihm getrennt hätte. — Wallenſtein ſollte geſtürzt werden.

In dieſem Plane kam die Stimmung von ganz Deutſchland dem Baiernherzoge entgegen. Katholiſche und Evangeliſche waren in der lauten, ſchreienden Klage über die unerhörten Bedrükkungen des kaiſerlichen Heeres und ſeines hochfahrenden Feldherrn einig. Auf dem Fürſtentage, welchen der Kaiſer im Sommer 1630 nach Regensburg berufen hatte, hauptſächlich um die Wahl ſeines Sohnes Ferdinand, des Königes von Ungarn, zum römiſchen Könige zu betreiben, brach ein allgemeiner Sturm gegen Wallenſtein los. Der Feldherr ſtand mit vielem Kriegsvolke in der Nähe, um nöthigen Falles Gewalt zu gebrauchen, wenn die Fürſten ſich weigern ſollten, dem Verlangen des Kaiſers zu entſprechen. Er hatte wol nicht von ferne geahnt, daſſ er, der Bewaffnete, den Waffenloſen geopfert werden könnte. — Von allen Seiten erhob ſich die ſchwere Anklage gegen den Gewaltigen. Freilich war es eigentlich der Kaiſer ſelbſt, auf welchen das Gewicht der Klage znrükkfiel. Denn Ferdinand hatte es ja gleich von vorne herein zugegeben, daſſ das Heer, welches Wallenſtein aufzuſtellen verſprach, ſich durch die Plünderung des Reiches erhalten ſollte. Auch hatten die Völker des katholiſchen Bundes nirgend glimpflicher Haus gehalten, als die Kaiſerlichen. Aber der Name des Friedländers war groß und gehaſſt genug, um auf ihn allein alles Unheil zuſammenzuhäufen, das Deutſchland in dieſem jammervollen Kriege bereits erlitten. —

Der Kurfürſt George Wilhelm von Brandenburg war, trotz des Kaiſers dringender und wiederholter Einladung, eben ſo wenig, als der Kurfürſt von Sachſen, perſönlich nach Regensburg gekommen. Durch Geſandte ließ er ſich entſchuldigen. Er habe bei ſeiner Rükk-kehr aus Preußen (Frühjahr 1630) die Kurlande dermaßen verwüſtet gefunden, daſſ die Einkünfte aus denſelben kaum zu ſeinen nöthigſten Bedürfniſſen, geſchweige denn zu den Unkoſten der Reiſe und des Aufenthaltes in Regensburg hinreichten. — In der That hatten die Kaiſerlichen in den Marken übel gehauſt.*) Das Land muſſte die große Menge fremder Krieger nicht bloß beköſtigen, ſondern auch beſolden, und dabei erpreſſten Befehlshaber und Gemeine noch nebenher ſo viel ſie konnten. Montecuculi, der mit ſeinen Schaaren in der Neumark ſtand, ließ ſich monatlich für ſein Kriegsvolk gegen 30,000 Gulden, für ſeine Tafel 12,000 Gulden und für jeden ſeiner Oberſten 600 Gulden zahlen und doch zwang er die Stände, ihm ein Zeugniſſ ſeines Wohlverhaltens auszuſtellen. Unter dreißig bis ſechszig Schüſſeln täglich hielt er keinen Mittagstiſch und die geringeren Befehlshaber foderten wenigſtens ſechs bis zwölf Gerichte. Den Bauern wurden Kleider, Stiefeln und Geld genommen und wenn ſie ſich weigerten, ſchlug man ſie todt. Den Predigern, Schäfern und Schmieden ward am ärgſten mitgeſpielt. — Und ähnlich wie in der Neumark, ging es auch in den übrigen Landestheilen. Der Oberſte Hebron allein foderte von der Mittelmark monatlich 7700 Gulden und die andern Gebietiger thaten es ihm gleich. Berlin muſſte monatlich 10,000, Frankfurt 9000 Gulden zahlen, und der Schaden des ganzen Landes wurde bis auf zwanzig Millionen berechnet. Und dazu noch der Uebermuth und die rohe Gewaltthätigkeit des wilden Kriegsvolkes! Allenthalben begegnete der Kurfürſt auf ſeiner Reiſe ausgeplünderten, niedergebrannten oder verlaſſenen Dörfern, deren Einwohner ermordet oder entflohen waren, weil ſie die Gräuel, die man an ihnen, ihren Weibern und Töchtern, verübte, nicht

---

*) Vergl. Buchholz a. a. O.

länger ertragen konnten. Auch in den Städten ſtanden viele Häuſer wüſt und leer und ſelbſt die Ritterſitze des Landes waren ſo geplündert und verwüſtet, daſſ viele Edelleute keinen andern Ausweg vor ſich ſahen, als ſelbſt im Heere des Kaiſers Dienſte zu nehmen und von dem Marke ihres eigenen Vaterlandes zehren zu helfen. Am meiſten litt das Land durch den häufigen Wechſel der Standörter, der ein unaufhörliches Hin- und Herziehen zur Folge hatte und jedesmal von Plünderungen und Gräuelthaten begleitet wurde. — Unter ſolchen Umſtänden muſſte der Landesherr wol darben, während Ueppigkeit und Ueberfluſſ auf den Tafeln der Kriegsgebietiger herrſchten. „Alle Fürſten ſeien bereits Bettler, höhnten dieſe, bis auf den Kurfürſten von Sachſen, der es auch noch werden ſollte.“ *) Wie vieles Elend hätten ſich die Stände der Mark erſpart, wenn ſie, nach Schwarzenbergs Rath, die Hälfte der Koſten, die ſie jetzt ſo nutzlos hinopfern muſſten, dazu angewandt hätten, um der Parteiloſigkeit ihres Landes durch eine angemeſſene Kriegsmacht Achtung und Geltung zu verſchaffen! —

Faſt entſetzlicher noch als die Klage des Kurfürſten George Wilhelm, lautet die Klage des Herzogs Bogislav von Pommern. „Er habe die kaiſerlichen Soldaten als Freunde aufgenommen, aber ſie peinigten ſeine Unterthanen bis aufs Blut. Man nehme den armen Leuten Alles, ſelbſt das nöthige Zugvieh, ja ſogar das Hemde vom Leibe. Das große Fürſtenthum reiche nicht mehr hin, um des Herzogs Tiſch zu beſpeiſen und bloß aus Muthwillen des Kriegsvolkes ſeien bereits ſieben Städte in die Aſche gelegt worden. Und es ſei mit dem Golde und Gute des unglükklichen Landes nicht genug. Frauen und Mädchen würden bis zum Tode genothzüchtiget, ja ſelbſt an den Leichen noch die viehiſche Luſt gebüßt und die Körper dann den Hunden zum freſſen vorgeworfen. Der bitterſte Hohn und geſteigertes Elend ſei die Antwort der kaiſerlichen Feldherren auf alle Klagen und Beſchwerden.“

Und wie Brandenburg und Pommern, ſo klagten alle übri-

---

*) Buchholz a. a. O. Thl. III. S. 601 f. f.

gen Fürſten des Reiches. Selbſt des Kaiſers eigener Bruder, der Erzherzog Leopold, reichte eine ergreifende Schilderung der empörenden Ausſchweifungen ein, die Kolalto's Schaaren auf ihrem Zuge nach Italien ſelbſt in rechtgläubigen, katholiſchen Landen verübt hatten.

Nach ſolcher Einleitung drang nun der Kurfürſt von Baiern darauf, daſſ der Kaiſer den Urheber alles dieſes Elendes, den Herzog von Friedland, ſeiner Feldherrnſtelle entkleiden und die eigene Kriegsmacht zur Erleichterung des Reiches, bedeutend vermindern ſollte. Ferdinand ſträubte ſich anfänglich und Wallenſteins Freunde ſuchten ihn zu überreden, wie es gegen alle Vernunft wäre, einen ſo verſuchten, heldenmüthigen, verdienten Feldherrn mitten in ſeinem Siegeslaufe abzudanken, und wie der gewaltige Kriegsmann ſeine Macht leicht ſelbſt gegen kaiſerliche Majeſtät wenden könne, wenn er ſich alſo mit Undank belohnt ſähe. — Aber die Gegner drangen durch. Guſtav Adolf ſtand bereits auf deutſchem Boden und die Liga zeigte ein finſter drohendes Antlitz. Der Kaiſer war ſchwach genug, am Ziele eines kühn vollendeten Laufes, umzukehren. Er willigte „ungern und ohne Gutheißen" in Wallenſteins verlangte Abſetzung und legte die feierliche Erklärung ein, „an allem hieraus entſtehenden Unheile vor Gott und der Welt unſchuldig zu ſein." — Und der Friedländer empfing ſtatt des erwarteten Befehles, gegen Regensburg vorzurükken, um dem Widerſtreben der Fürſten ein Ende zu machen, den Befehl ſeinen Feldherrnſtab niederzulegen und ſich auf ſeine Güter zurükkzuziehen. Selbſt den Beſitz Meklenburgs wollte ihm der Haſſ der Fürſten nicht gönnen. Mit einer Ruhe, die nur großen Geiſtern eigen iſt, empfing der Mächtige die Kunde von des Kaiſers unkluger Nachgiebigkeit, leiſtete ohne Widerſtand Gehorſam, und ging auf ſeine Güter. — Maximilian von Baiern hatte geſiegt und der Kaiſer willigte ſogar in eine bedeutende Verminderung ſeines Kriegsvolkes. Von Wallenſteins großem Heere blieben nur 39000 Mann unter den Waffen. Dieſe vereint mit der Kriegsmacht der Liga hielt man unter Tillys Anführung für mehr als hinreichend, um mit der Hand voll Schweden fertig zu werden, die mittlerweile auf

Pommerns Boden ihr Banner entfaltet hatten. — „Da haben wir halt wieder a neues Feindl bekommen", ſoll Ferdinand ausgerufen haben, als er hievon Nachricht erhielt. Der kriegserfahrene Tilly entgegnete zwar darauf, „der Schwede ſei wol ein ganzer Feind, denn er ſei ein rechter Kriegsmann"; aber die Oeſterreicher meinten: „der Schneekönig" werde an den Strahlen der kaiſerlichen Sonne zuſammenſchmelzen. — Uebrigens muſſte Ferdinand die Fürſtenverſammlung entlaſſen, ohne ſeinen Sohn mit der römiſchen Königskrone geſchmükkt zu ſehen. — In Regensburg ſei nicht der Ort dazu, wandte der ſtolze Baiernherzog ein; eine giltige Königswahl könne nur in Frankfurt vollzogen werden. — Für die evangeliſchen endete der Fürſtentag günſtiger, als ſie es anfangs zu hoffen wagten. Sie erlangten es, daſſ die ferne Vollſtrekkung des „Reſtitutionsediktes" noch verſchoben wurde, „weil doch", wie der Kaiſer ſelbſt meinte, „bei dem wieder emporgehenden, ſehr gefährlichen Kriegsweſen, die Umſtände ſich auch ändern und etwas übel anlaſſen, woraus dem gemeinen katholiſchen Weſen weit größere Gefahr, als man ſich jetzt einbilde, entſtehen möchte." *)

Neunzehntes Kapitel.

Guſtav Adolf tritt auf den Kampfplatz — Gründe zum Kriege gegen den Kaiſer. — Guſtav's Perſönlichkeit — Vergleich mit den kaiſerlichen Feldherren — Vordringen in Pommern — Bündniſſ mit H. Bogislav

*) Pfiſter a. a. O. Bd. IV. S. 495.

in Betreff des Beſitzes von Pommern — Vertreibung der Kaiſerlichen, die ihren Rükkzug durch Schandthaten bezeichnen. — Guſtav's Bündniſſ mit Frankreich — die Fürſten Deutſchlands regen ſich nicht — George Wilhelms Lage — in wiefern hatte Schwarzenberg an des Kurfürſten Entſchließung Antheil? — Burgsdorf — Betragen der Kaiſerlichen in der Mark — Guſtav erſtürmt Frankfurt. — Magdeburgs miſſliche Lage und Bitte um Hilfe. — Brandenburgs und Sachſens Stellung gegen Schweden — weſſhalb Guſtav der bedrängten Stadt nicht unmittelbar zum Beiſtande eilte. — Leipziger Bund. — Guſtav zwingt den K. v. Brandenburg ihm Spandau einzuräumen — während der König mit Sachſen unterhandelt, fällt Magdeburg. — Magdeburgs Zerſtörung. — Brandenburg und Sachſen müſſen dem ſchwediſchen Bündniſſe beitreten. — Schlacht bei Leipzig — und ihre Folgen. — Guſtavs Fortſchritte in Deutſchland. — Wallenſtein aufs Neue kaiſerlicher Oberfeldherr — Sachſen ruft Schwedens Beiſtand an. — Schlacht bei Lützen — Guſtav Adolfs Tod.

„Wenn die Noth am höchſten, iſt Gottes Hilf' am nächſten", dieſer köſtliche, troſtreiche Reimſpruch, aus der Tiefe des frommen deutſchen Gemüthes geboren, hat ſich nie wunderbarer und herrlicher bewährt, als eben in jener verhängniſſvollen Zeit, von welcher hier die Rede iſt. Aufgegeben und ohne Rettung verloren ſchien die heilige Sache der Glaubensfreiheit; das Licht, welches vor hundert Jahren aus Wittenberg emporſtieg, dem Erlöſchen nahe, oder doch wenigſtens in ſeiner freien Entwikkelung vielleicht für lange Zeit gehemmt; der Sieg des Pabſtthums entſchieden. Denn welches Gebiet blieb dem Evangelium in Deutſchland übrig, wenn es nicht bloß den katholiſchen Landesherrn freigeſtellt ward, die vermeinte Ketzerei auf ihrem Boden zu vertilgen, ſondern wenn auch die freien Städte mit roher Gewalt zur Rükk-kehr unter die alte Knechtſchaft gezwungen, ja wenn ſelbſt mitten in den Landen evangeliſcher Fürſten die römiſche Kirchenherrſchaft wieder aufgerichtet wurde? Und wol ließ es ſich vorausſehen, daſſ die römiſche Kirche bei dieſem Siege nicht ſtehen bleiben, daſſ ſie vielmehr die Waffen nicht eher aus den Händen legen würde, als bis der Widerſpruch völlig vernichtet wäre, den die erwachte Vernunft ihr muthig

entgegenzuſtellen gewagt. Mag man immerhin den gegründeten Einwand machen, daſſ Rom über ſeine Zwekke und Erfolge ſich ſelbſt täuſchte und daſſ, nach der Vernichtung des Proteſtantismus, ſich abermals im Schooße der katholiſchen Kirche ſelbſt ein neuer Gegenſatz entwikkeln muſſte, der wahrſcheinlich umfaſſender und mächtiger, als der durch Luther angeregte, geworden wäre: an ſolchen Betrachtungen vermögen ſich nur ſtarke Gemüther aufzurichten, wenn die Trübſale der Gegenwart losſtürmen und im ſcheinbaren Untergange des Lichtes und des Rechtes dem Herzen ein harter Prüfſtein für die Aechtheit ſeines Gottvertrauens aufgedrungen wird. — Viele wurden in jenen ſchweren Tagen der Heimſuchung an ihrem Glauben irre, viele ließen ſich wenn auch nur zum ſcheinbaren Uebertritte in die katholiſche Kirche zwingen; andere duldeten Marter und Tod, oder verließen Haus und Heimat, um das Heil der Seele zu retten, und wo man noch frei und ungehindert der beſſern Ueberzeugung treu bleiben durfte, da ſah man wenigſtens mit ſorgenvollen Blikken der Zukunft entgegen. Der Tag kam nahe, an welchem vor hundert Jahren die Begründer der evangeliſchen Kirche zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniſſ überreicht hatten. Man hatte gehofft, ihn freudigen Herzens als ein Feſt des heiligſten Dankes zu feiern. Und jetzt? — — Es ſchien, als ob dieſe erſte Jubelfeier der Glaubensfreiheit auch ihre letzte ſein ſollte. — Aber ſiehe! gerade an dieſem Tage, der mit tauſend Thränen, mit tauſend bangen Sorgen begrüßt ward, ſandte Gott, der Vater des Lichtes, ſeiner zitternden Kirche Rettung nnd Hilfe. Es war am 25ſten Heumonds 1630 als Guſtav Adolf auf der kleinen Inſel Ruden, unfern Rügen, landete.

Es fehlte dem Könige nicht an genügenden Gründen, um dem Kaiſer den eiſernen Fehdehandſchuh vorzuwerfen. Ferdinand hatte die Polen gegen ihn unterſtützt, einen ſchwediſchen Boten an den Fürſten von Siebenbürgen aufgreifen, Guſtav's Geſandten von den Friedensunterhandlungen zu Lübekk mit Hohn zurükkweiſen laſſen, durch die beabſichtigte Herrſchaft über das baltiſche Meer Schwedens uralte Rechte gekränkt und die Fürſten von Meklenburg, des Königs nahe Vettern, widerrechtlich

von Land und Leuten getrieben. Doch nicht dieſe Gründe waren es allein oder auch nur hauptſächlich, die ihm das Schwert in die Hand gaben und ihn zu dem höchſt gewagten Kampfe auf einem fremden Boden, mit einer furchtbaren Uebermacht führten. Es war vielmehr der große Gedanke, Retter der Glaubensfreiheit zu werden und das Joch Oeſterreichs zu zerbrechen, das ſchwer und bleiern auf Deutſchland laſtete, der des Königs Heldenbruſt mit der heiligſten Begeiſterung erfüllte. Schon längſt hatte er den Proteſtanten in Deutſchland zum Bunde die Hand angeboten und mit wachſender Bekümmerniſſ ſah er die freie Kirche in ihren innerſten Grundfeſten gerade auf dem Boden wanken, auf welchem ſie zuerſt ihre lichtumfloſſene Kuppel erhoben hatte. Er fühlte ſich von Gott berufen, das Werk des Herrn zu ſchützen. — Ob auch Ruhmſucht, vielleicht gar Entwürfe der Eroberung und erweiterten Macht Antheil hatten an ſeinem Beginnen? — Guſtav Adolf hätte mehr als Menſch, hätte nicht König ſein müſſen, wenn er unempfindlich für den Glanz des edelſten Nachruhms geweſen wäre, und wenn er bei ſeinem Unternehmen nicht zugleich die künftige Entſchädigung und den Vortheil ſeines Landes vor Augen gehabt hätte. Für eine große Sache ſich ſelbſt zu opfern, ſtand dem großen Manne frei. Aber durfte der König auch Gut und Blut ſeines Volkes großmüthig auf ein gewagtes Spiel ſetzen, ohne einen entſchädigenden Gewinn für ſein Vaterland im Auge zu haben? — Man hüte ſich, menſchliche Großthaten darum verdunkeln zu wollen, weil man unter ihren Antrieben auch eine Beimiſchung menſchlicher Schwäche findet. Die Weltgeſchichte ſtünde dann glanzlos und ſchweigend da, und hätte kaum noch eine Großthat aufzuweiſen. Es iſt genug, das Gute und Rechte redlich gewollt und treu vollbracht zu haben, es iſt genug, der Stimme Gottes vor allen andern rufenden und verlokkenden Stimmen Gehör zu geben. Und das that der hochherzige Held des Nordens. Nicht einen neuen Lorbeer zu erkämpfen, nicht ein Reich zu erobern, ſondern für die heiligſten Rechte der Menſchheit Blut und Leben einzuſetzen, war das große Ziel, dem er ſein königliches Schwert weihte.

„Wol mancher mag ſich einbilden", ſprach er ſcheidend zu den Großen ſeines Reiches, „daſſ wir dieſen Krieg ohne rechte Urſach uns aufbürden. Doch ich nehme Gott den Allerhöchſten zum Zeugen, daſſ ich ſolches nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegsluſt vorgenommen, ſondern dazu ſeit vielen Jahren auffallend Grund habe, meiſt darum, daſſ unſere unterdrükkten Glaubensgenoſſen mögen von dem päbſtlichen Joche befreit werden." — So war es. In keinem Herzen lebte die Begeiſterung für das Heiligthum des freien Glaubens kräftiger und reiner, als in Guſtav Adolf's Heldenbruſt. Jede andere Rükkſicht war dieſem hehren Geiſtesfluge untergeordnet.

Gleich nach dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes mit Polen ſtand ſein Entſchluſſ feſt, den deutſchen Glaubensgenoſſen zu helfen. Vergebens ſuchte ſelbſt der einſichtvolle, edle Kanzler Oxenſtjerna des Königs Vorſatz wankend zu machen. „Es iſt eines Königes Pflicht, dem großen Beherrſcher der Könige ohne Murren zu gehorchen", entgegnete Guſtav Adolf. Er wartete nicht einmal den Abſchluſſ des ihm angetragenen Bündniſſes mit Frankreich ab, ſondern ſeinem Gotte und ſeinem Muthe vertrauend, ſchiffte er ſich mit einem kleinen Heere von 15000 Streitern ein, um den Kampf mit einem Rieſen zu wagen, deſſen Kräfte durch ſtäte Siege gewachſen waren. — Schon im Lenzmonde (1630) hatte er die Beſatzung von Stralſund verſtärkt und ſeinen Oberſten Leslie beauftragt, ſich der Inſel Rügen zu bemächtigen. Dieſer Auftrag war jetzt vollzogen und ſomit dem Könige ein Haltpunkt auf deutſchem Boden gewonnen.

Mit einem innigen Gebete begrüßte der König das deutſche Land. Seine Kriegsgenoſſen fanden den eben Gelandeten knieend, wie er Gott für die glükklich vollbrachte Ueberfahrt dankte und ſich und die Seinen dem allmächtigen Schutze des Höchſten empfahl. Thränen der Rührung füllten die Augen der Krieger bei dieſem Anblikke; aber der König, ſich emporhebend, ſprach: „weinet nicht, ihr Freunde, ſondern betet! Je mehr Betens, je mehr Siegs. Fleißig gebetet iſt halb gefochten."

Guſtav Adolf zählte ſechsunddreißig Jahre. Sein hoher

Wuchs überragte um Haupteslänge ſeine Krieger. Um die hochgewölbte königliche Stirn floſſ mildernd das goldgelbe Haar und wunderbar vermälten ſich Hoheit und Milde, Ernſt und Freundlichkeit in dem bezaubernden Blikke der großen blauen Augen. Wohltönend und herzgewinnend war ſeine Rede und die ganze kräftige Heldengeſtalt erfüllte mit Ehrfurcht und Vertrauen zugleich. Herablaſſend und freundlich gegen den Niedrigſten, aber ſtolz und empfindlich gegen den Hochmuth der Könige; ungeheuchelt fromm und demüthig vor Gott, mäßig und rein in ſeinen Sitten; unbekannt mit dem, was Furcht iſt und allenthalben Gefahr und Mühe mit dem geringſten Krieger theilend; der erſte Feldherr ſeiner Zeit, aber mitten im Kriege ein Chriſt, menſchlich und edel; nie den Sieg durch Grauſamkeit entehrend, nie die Gewalt zu unrechtmäßiger Bedrükkung übermüthig miſſbrauchend, und nichts dergleichen von ſeinen Kriegern duldend: — wem hätte ein ſolcher Held, für eine ſolche Sache fechtend, nicht als der Streiter Gottes erſcheinen müſſen? — Und ihm gegenüber der pfäffiſche, finſtre Tilly, deſſen zuſammengeſchrumpfte Geſtalt mit dem verzerrten, einäugigen Geſichte, Abſcheu und Widerwillen erregte, deſſen blinder Glaubenseifer weder Schonung noch Menſchlichkeit kannte und der die Sproſſen zu ſeiner Himmelsleiter mit Ketzerblut zuſammenleimte; oder jener furchtbare, glaubensleere, herzloſe Wallenſtein, der mit den finſtern Mächten der Unterwelt im Bunde, nur dem blutigrothen Geſtirn ſeines unerſättlichen Ehrgeizes folgte; — wahrlich, wer nach den Feldherren die Sache beurtheilen wollte, für welche jene fochten, der hätte wol keinen Augenblikk zweifelhaft ſein mögen, auf welcher Seite er das Recht zu ſuchen habe.

Guſtav Adolf bemächtigte ſich eilig der Inſel Uſedom, der Ausflüſſe der Peene, Swiene und Oder und vertrieb mit leichter Mühe allenthalben die kaiſerlichen Beſatzungen, die ihm nur geringen Widerſtand leiſteten. Man ſah es wol, daſſ durch Wallenſteins Entſetzung der Zauber gelöſt ſei, der dieſe Schaaren unüberwindlich machte. Torquato di Conti, der den Oberbefehl in Pommern führte, ſammelte die Heerhaufen bei Garz

und Anklam. Seine Macht war der ſchwediſchen noch immer überlegen und er hatte den Plan entworfen, ſich Stettins zu bemächtigen, um an dieſer feſten Stadt einen deſto ſicherern Haltpunkt zu gewinnen. Aber der König kam ihm zuvor. Am 20ſten Sommermonds führte er ſein Heer in Schlachtordnung gegen die Hauptſtadt des Landes und verlangte Einlaſſ. Der alte, ſchwache Herzog Bogislav gerieth in große Angſt. Schon vorher hatte er den König gebeten, ihn parteilos zu laſſen. Jetzt ſandte er ihm den Oberſten Damitz und einige Mitglieder des Stadtrathes entgegen. „Ich bin gekommen“, erklärte der König, „vielen Tauſend bedrängten Chriſten Rettung zu bringen und die Räuber aus dem Lande zu jagen. Dazu bedarf ich der Feſtung und bitte darum freundlich um Einlaſſ. Wo ihr mich aber nicht freiwillig aufnehmet, ſo muſſ ich mit Gewalt hinein. Faſſet einen Entſchluſſ; die Sache iſt dringend. Die Sonne wird bald untergehen und ich bin nicht gewohnt, in der Nacht auf den Wällen Schildwachen auszuſtellen.“ — Der alte Herzog kam, auf des Königs Verlangen, ſelbſt vor die Thore, und wiederholte ſeine Bitte, ihn doch parteilos zu laſſen, damit er nicht in ſeinem Alter noch geächtet und von Land und Leuten getrieben werde. — Endlich aber gab er Guſtav's dringenden Vorſtellungen nach. „Nun in Gottes Namen!“ ſprach er und das Volk jubelte, als die beiden Fürſten an der Spitze des ſchwediſchen Heeres mitſammen in die Stadt einzogen. Noch an demſelbigen Tage ſchloſſen ſie ein Bündniſſ zur gemeinſamen Vertheidigung gegen Gewalt und Unrecht. Doch erklärte der Herzog ausdrücklich, daſſ er ſeiner Pflicht gegen Kaiſer und Reich dadurch nicht zu nahe treten, auch ſeiner Landeshoheit und ſonſtigen Rechten nichts vergeben wolle. Außerdem enthielt der Vertrag eine Beſtimmung, die nicht undeutlich verrieth, daſſ Guſtav Adolf das Pommerland als Entſchädigung für ſeine Kriegskoſten, mit der ſchwediſchen Krone zu vereinigen gedachte. Bogislav muſſte nämlich einwilligen, daſſ, wenn er früher ſterben ſollte, ehe der Kurfürſt von Brandenburg, als Pommerns künftiger Landesherr, das eben geſchloſſene Bündniſſ beſtätigt haben würde, oder wenn etwa die Erbfolge des Kurfürſten an-

gefochten werden möchte, das Land für ſo lange unter ſchwediſche Verwaltung geſtellt bleiben ſollte, bis Schweden vollkommenen Erſatz für ſeine Kriegskoſten erhalten haben würde. Die eigentliche Abſicht dieſes Vertrages liegt klar zu Tage. Pommern als Küſtenland des baltiſchen Meeres, war für Schweden eine der vortheilhafteſten Erwerbungen, die es auf deutſchem Boden wünſchen konnte.

Von Stettin aus zog der König weiter, um die Kaiſerlichen vollends aus Pommern zu vertreiben. Nur in wenigen Städten fand er kräftigen Widerſtand. Am hartnäkkigſten hielten ſich die Beſatzungen von Kolberg und Greifswald. Was den Schweden nicht widerſtehen konnte oder wollte, eilte Conti's befeſtigtem Lager bei Garz zu. Aber grauenvolle Unthaten verübten dieſe entmenſchten Räuberſchaaren in ihrem Grimme an Pommerns wehrloſen und unſchuldigen Bewohnern. Vor allen entſetzlich war das Schikkſal der Städte Penkun und Paſewalk und von Kind auf Kindes Kind hat ſich hier die ſchauerliche Erinnerung an jene Tage der Gräuel erhalten, — ein blutiges Geſpenſt der Vorzeit, das die Gegenwart mit Schrekken erfüllt. Penkun ward von einem durchziehenden Kroatenhaufen geplündert, die Einwohner bis aufs Blut gemiſſhandelt, viele ermordet und Weiber, Jungfrauen, ſelbſt halberwachſene Mädchen, gleich einer Heerde Schlachtvieh davongetrieben. Paſewalk ließ der kaiſerliche Oberſt von Götze plündern, als die ganz verarmte Stadt unvermögend war, ihm die verlangten achtzehntauſend Thaler zu zahlen. Die teufliſchſte Miſſhandlung jedes Alters und Geſchlechtes, Mord und Nothzucht an allen Enden; überall das Röcheln Sterbender, das Jammergeſchrei Gemarterter. Die ſchönſten Frauen und Jungfrauen wurden von den Unholden an die Sattelknöpfe geſchnürt, um ſpäter noch dem Kitzel ihrer viehiſchen Luſt zu dienen. Wimmernde Kinder, die auf den Straßen irrend ihre Mütter ſuchten, wurden geſpießt und in die Flammen der angezündeten Häuſer geworfen. — Das waren die Thaten eines Heeres, welches für den katholiſchen Glauben und für den oberſten Schirmherrn des Reiches focht; ſo verfuhren dieſe Streiter der heiligen Kirche mit einem

Volke, das ihnen nicht den mindeſten Widerſtand entgegengeſetzt hatte. — Ueberall ließen ſie auf ihrem Wege vernichtete Aerndtefelder, verbrannte Dörfer, blutige Leichen und troſtlos umherirrende Menſchen zurükk. — Wie anders das ketzeriſche Heer des Schwedenkönigs, das jeden Tag mit Gebet begrüßte und mit Gebet beſchloſſ, das überall die ſtrengſte Mannszucht hielt und keinen Biſſen Brot mit Gewalt erpreſſte! — Wahrlich, es war nur gerechte Strafe, die Guſtav an den viehiſchen Räubern übte, als er nach Damgartens Erſtürmung die kaiſerliche Beſatzung niederhauen ließ.

Mittlerweile war des Königs Heer durch nachgekommene Schweden und deutſche Ueberläufer bis auf 30,000 Mann angewachſen. Von Pommern aus verbreitete er ſich nun auch in das Meklenburgiſche, vertrieb auch hier die Feinde aus den meiſten Plätzen und erließ an das Volk eine Auffoderung, zu ihren angeſtammten Fürſten zurükkzukehren und die evangeliſche Lehre, welche viele unter der blutigen Zwingherrſchaft verleugnet hatten, wieder frei und freudig zu bekennen. — Der Winter brach jetzt mit ſtrenger Kälte herein. Aber Guſtav Adolf verfolgte raſtlos ſeine Siegesbahn und erſtürmte am Weihnachtsabende die wohlbefeſtigte Stadt Greifenhagen. Faſt ganz Pommern, bis auf Kolberg und Greifswald, war jetzt in ſeinen Händen und Conti's Nachfolger, der Graf Hannibal von Schaumburg, wagte nicht länger ſeine feſte Stellung bei Garz zu behaupten. Er ließ ſein Geſchütz in die Oder verſenken und eilte mit ſeinen Schaaren in die Neumark, nach Landsberg und Frankfurt. Ohne Säumen zog ihm der König nach und überſchritt noch vor dem Schluſſe des Jahres das brandenburgiſche Gebiet. — Zu Bärwalde in der Neumark kam bald darauf ſein lange unterhandeltes Bündniſſ mit Frankreich zu Stande (13ten Neujahrmonds 1631). Es ward auf fünf Jahre abgeſchloſſen und Frankreich verpflichtete ſich, jährlich 400,000 Thaler zu zahlen, wogegen Guſtav Adolf mit einem Heere von 30000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern zur Wiederherſtellung und Beſchützung der deutſchen Reichsverfaſſung, den Krieg zu führen verſprach. Wol that eine ſolche Geldunterſtützung dem Helden Noth, deſſen edles

Herz es verabſcheute, den Krieg nach Wallenſteins räuberiſcher Weiſe zu führen, und deſſen geldarmes Land gleichwol beinahe erſchöpft war. Wenn er vielleicht darauf gezählt hatte, daſſ er ſich mit ſeinen ſiegreichen Fahnen in Deutſchland nur zeigen durfte, um die evangeliſchen Stände aus ihrer Entmuthigung und Ohnmacht zu neuem Leben zu erwekken, ſie mit Freuden ſeinem Banner zueilen und ihm beherzt die Hand zum Bunde reichen zu ſehen, ſo hatte er ſich ſchwer getäuſcht. Das Volk zwar ſprach faſt allenthalben ſeine Freude über die Ankunft des Retters laut und unzweideutig aus; aber die Fürſten rührten ſich nicht. Nur die alte Landgräfin Julianne von Heſſen-Kaſſel und ihr Sohn Ludwig Wilhelm hatten es bereits gewagt (Reifmond 1630) ein Bündniſſ mit ihm zu ſchließen. Auch die Herzoge von Sachſen-Weimar zeigten regen Eifer. Dagegen blieben alle Unterhandlungen mit den Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen fruchtlos. George Wilhelm war theils zu ängſtlich, dem kühnen Beginnen Guſtav Adolf's ſich muthig anzuſchließen und dem Kaiſer als offener Feind entgegenzutreten, theils zu miſſtrauiſch gegen ſeinen königlichen Schwager, um ſich mit gutem Willen ſeiner Leitung hinzugeben. Und in der That, er hatte zu beidem Urſache. Denn wer konnte es ihm verbürgen, daſſ Guſtav Adolf im Kampfe mit des Kaiſers ungeheurer Uebermacht und gegen die ſieggekrönten Feldherren desſelben, auf die Dauer glükklicher ſein würde, als Chriſtian von Dänemark? Und welches Schikkſal ihm bevorſtand, wenn die ſchwediſchen Waffen unterlagen und er, als Schwedens Bundesgenoſſe, der Rache des Kaiſers bloßgeſtellt blieb, darüber durfte er nicht zweifelhaft ſein. Ueberdieß hatte der Schwedenkönig ſchon in Preußen ziemlich gewaltthätig gegen ihn verfahren und nur noch eben durch den Vertrag mit Pommern Urſache zum Argwohne gegeben. Sollte George Wilhelm den Schweden helfen, um ſich deſto gewiſſer Pommern von ihnen nehmen zu laſſen? — Allerdings ließen ſich alle dieſe Bedenklichkeiten auch aus einem ganz andern Geſichtspunkte betrachten, wo ſie aufhören muſſten, Bedenklichkeiten zu ſein. Die Rettung der unterdrükkten Glaubensfreiheit und Reichsverfaſſung foderte einen

kräftigen Entſchluſſ und jede Bedenklichkeit hätte verſtummen müſſen. Doch ſind nicht ſchon häufig kräftigere und hochherzigere Gemüther, als George Wilhelm, von falſchen Anſichten verblendet und miſſleitet worden? — Es leidet keinen Zweifel, daſſ der Graf von Schwarzenberg auf die Entſchließungen des Kurfürſten einen höchſt bedeutenden Einfluſſ übte; aber dieſer Einfluſſ wäre bei der bedeutenden Gegenpartei, die dem Grafen in den nächſten und liebſten Umgebungen des Fürſten gegenüberſtand, nicht möglich geweſen, wenn George Wilhelm's Ueberzeugung mit Schwarzenbergs Anſichten nicht vollkommen übereingeſtimmt hätte. Freilich ſtand der Graf in ſehr hoher Gunſt bei ſeinem Herrn. George Wilhelm hatte ihm ſogar, als den ausgezeichneteſten Beweis derſelben, das Heermeiſterthum des Johanniterordens in der Mark zugewandt (1625), eine Würde, die ſowol wegen ihres reichen Einkommens, als wegen der einfluſſreichen Stellung, die der jedesmalige Heermeiſter als erſter Landſtand der brandenburgiſchen Marken einnahm, von außerordentlicher Wichtigkeit war, und deſſhalb, ſeit langer Zeit, beſtändig nur von Mitgliedern des kurfürſtlichen Hauſes bekleidet wurde. Deſſen ungeachtet aber übte Schwarzenberg durchaus keinen unbedingten Einfluſſ auf den Landesherrn, deſſen Vertrauen er mit ſeinem erbitterten Gegner, dem Oberſten Konrad von Burgsdorf theilen muſſte. Burgsdorf, den man lange Zeit als einen untadligen Vaterlandsfreund und als den treueſten Diener ſeines Fürſten geprieſen, den man dem ſchwer verläumdeten Schwarzenberg gleichſam als den guten Engel gegenübergeſtellt hat, deſſen heilſame Rathſchläge nur durch die böſen Ränke des Grafen hintertrieben worden wären — Burgsdorf erſcheint vor dem prüfenden Lichte geſchichtlicher Forſchung in einer bei weitem weniger glänzenden Geſtalt.*) An Habſucht und Eigennutz ſtand er dem Grafen von Schwarzenberg wenigſtens gewiſſ nicht nach und die Rohheit ſeiner Sitten fiel ſelbſt in jenen Zeiten auf, wo doch „handfeſte und derbe" Kriegsmänner an der Tagesordnung waren. Soll er doch an des Kurfürſten Tafel „bei ſeinem

*) Cosmar a. a. O. Abſchnitt 6. und Beilage IX.

Theile im Buche des Lebens" geſchworen haben, daſſ er an einem Abende 80,000 Thaler verſpielt. Auch rühmte er ſich „zehn bis fünfzehn Kannen Weins ausſaufen zu können", und daſſ er bereits „vierzig Kerls zu Tode geſoffen habe." „Oft habe er an des Kurfürſten Tafel ein Quart Wein auf einen Zug geleert und durch dieſe Fertigkeit manches ſchöne Gut errungen." — Aber ſei dem, wie ihm wolle: Burgsdorff erfreute ſich gleichfalls der Gunſt des Fürſten in hohem Maße und gab ſich alle Mühe, den Einfluſſ Schwarzenbergs zu ſchwächen. Und in dieſer Bemühung unterſtützten ihn faſt alle Mitglieder des Geheimraths, wenn auch aus edlern Gründen, als diejenigen ſein mochten, die den Oberſten zum Gegner des Grafen machten. Denn die Rechtſchaffenheit und Treue des Kanzlers Prukkmann und anderer Biedermänner, die mit ihrem Rathe dem Fürſten dienten, iſt noch nimmer in Zweifel gezogen worden. Selbſt die Gemalin des Kurfürſten und ihre Mutter, die verwittwete Kurfürſtin von der Pfalz, die am Hofe zu Berlin lebte, waren dem Grafen abhold und arbeiteten ſeinen Rathſchlägen entgegen. Wie konnte Schwarzenberg, bei ſo bewandten Umſtänden, ſeinen Anſichten Geltung verſchaffen, wenn ſie in den Augen des Landesherrn, ſich nicht offenbar als die heilſamſten und zwekkmäßigſten herausſtellten? Genug, George Wilhelm wies alle Anträge des Schwedenköniges, gemeinſame Sache mit ihm zu machen, auf das entſchiedenſte zurükk und traf ſelbſt einige Anſtalten, das Land gegen den Einbruch der Schweden zu vertheidigen. Der Oberſte von Kracht, Befehlshaber von Küſtrin, ward angewieſen, den Schweden den Durchzug zu verweigern, der doch den Kaiſerlichen bewilligt worden war, die man noch überdieß durch Getreidelieferungen aus der Feſte unterſtützt hatte. Auch ließ der Kurfürſt einige Schanzen zur Vertheidigung Berlins aufwerfen und ſechshundert bewaffnete Bürger muſſten auf ſeinen Befehl die täglichen Wachen übernehmen. Zum Danke hauſten die kaiſerlichen Völker mit „Plündern, Rauben, Verwunden und Niederſchießen, Verwüſtung der Häuſer, Schändung der Weibsperſonen und Entweihung heiliger Orte",*) ſo entſetzlich

*) Pauli a. a. O. Bd. 4. S. 564.

in den Marken, daſſ George Wilhelm ſeinen Unterthanen Befehl geben muſſte, ſich der Räuber mit Gewalt zu erwehren, und ſie entweder gefangen in die nächſten kaiſerlichen Standläger abzuliefern, oder ſie todtzuſchlagen, wenn ſie ſich nicht fangen ließen. Selbſt der Graf von Schaumburg war über die Gräuel dieſer entmenſchten Banden ſo empört, daſſ er dem Kaiſer meldete, „er wolle abdanken, weil ſein redlich deutſch Gemüth dieſe Barbareien nicht länger anſehen, viel weniger dazu helfen möge."

Guſtav Adolf ging indeſſen längs der Oder hinauf und trieb den flüchtigen Feind vor ſich her. Da eilte Tilly mit ſtarker Macht aus dem Magdeburgiſchen herbei und ſtellte ſich bei Frankfurt auf, um dem Vordringen des Königes Einhalt zu thun. Guſtav Adolf aber wandte ſich ſeitwärts gegen Meklenburg und eroberte Neubrandenburg, Malchin und Demmin. Tilly ihm nach. Neubrandenburg wird im Sturme den Schweden wieder entriſſen und die ganze Beſatzung des Ortes, zweitauſend Krieger, niedergehauen. Aber der König vermeidet gewandt und klug eine Hauptſchlacht und der kaiſerliche Feldherr, deſſen Heer am Nöthigſten Mangel zu leiden anfängt, muſſ wieder nach der Elbe zurükk-kehren. Jetzt wendet ſich der König wieder raſch nach der Neumark und richtet ſeinen Lauf gegen Frankfurt. Ein blutiger Sturm und die Mauern ſind erſtiegen (3ten Wandelmonds). Die erbitterten ſchwediſchen Krieger üben furchtbare Vergeltung für den Tag von Neubrandenburg. Mit dem Ausrufe: „neubrandenburgſch Quartier!" hauen ſie ſelbſt die waffenlos flehenden Feinde nieder und nur mit Mühe gelingt es dem Könige, achthundert Gefangenen das Leben zu retten. Der wüthende Soldat achtete keines Befehles mehr und die unſchuldige Stadt ſelbſt erlag einer mehrſtündigen Plünderung, bis endlich des Königs Anſtrengung die gewohnte Ordnung wieder herſtellte. — Bald darauf ergab ſich Kolberg und dann Landsberg, worauf die Schweden Kroſſen beſetzten. Der Weg nach Schleſien wie in die Marken lag offen. Aber vor Landsberg erreichte den König traurige Botſchaft von Magdeburg. Die Stadt ſei hart bedrängt und der Retter möge nicht mit ſeiner Hilfe ſäumen.

Während die evangeliſchen Stände des Reiches noch zaghaft ſchwankten oder kleinmüthig zurükkhielten, hatte dieſe alte, ehrwürdige Stadt ſchon längſt dem proteſtantiſchen Deutſchlande mit kräftigem Beiſpiele vorangeleuchtet. Der Markgraf Chriſtian Wilhelm, der durch den Kaiſer entſetzte Verweſer des Erzſtiftes, war, nach dem unglükklichen Ausgange des niederſächſiſch-däniſchen Krieges, nach Schweden gegangen. Von hier aus unterhielt er Verbindungen mit der Stadt, munterte ſie auf, bei ihrem Glauben, ihren Rechten und Freiheiten feſt zu halten und ſich dem unrechtmäßigen Gebote des Kaiſers, welches die Auslieferung alles ehemaligen katholiſchen Kirchengutes foderte, nicht zu fügen. Auch Guſtav Adolf verſprach ihr Beiſtand und der Markgraf warb Söldner. Bald darauf, nachdem der König in Pommern gelandet war, kam Chriſtian Wilhelm heimlich nach Magdeburg. Des Volkes freudigſter Jubel begrüßte ihn als rechtmäßigen Landesherrn und der vorſichtigere und bedächtigere Stadtrath ward halb gezwungen, die Verbindung mit Schweden einzugehen (1ſten Aerndtemonds 1630). Der Markgraf aber rief des Landes Ritterſchaft und alle Unterthanen des Erzſtiftes auf, die Waffen zu ergreifen, um mit den Schweden vereint, des Kaiſers Zwingherrſchaft zu bekämpfen. Er ſelbſt eröffnete ſofort die Feindſeligkeiten gegen das Kriegsvolk, welches im Erzſtifte lag, und eroberte Halle und andre Plätze. Doch dieſer glükkliche Beginn war von keinen weiteren Fortſchritten begleitet. Schon im Herbſtmonde (1630) erſchienen die Kaiſerlichen wieder mit überlegener Macht in dem Erzſtifte, eroberten die verlorenen Plätze zurükk und beſchränkten den Markgrafen und ſeine Anhänger auf die Stadt Magdeburg, in welcher der kriegserfahrene Oberſt Dietrich von Falkenberg, den Guſtav Adolf den Magdeburgern zugeſandt hatte, den Oberbefehl führte. Mit zehntauſend wohlgeübten Kriegern lag der kaiſerliche Feldoberſt Pappenheim in der Umgegend, um mit dem Eintritte der beſſern Jahreszeit die Stadt ſogleich kunſtgerecht zu belagern. Indeſſen ward die Ausführung dieſes Vorhabens durch des Schwedenkönigs Fortſchritte in Meklenburg und in der Neumark verzögert. Denn Tilly zog den größten Theil des im Erzſtifte

lagernden Kriegsvolkes an ſich, um den König auf ſeiner Siegesbahn zu hemmen. Wir haben geſehen, in welcher Art er dieß zu bewerkſtelligen ſuchte, und wie ihn endlich der Mangel an Lebensmitteln zwang, die meklenburgiſchen Lande zu verlaſſen und ſich an die Elbe zurükkzuziehn. Jetzt aber dachte der zürnende Feldherr allen Ernſtes daran, Magdeburg zu bezwingen und an dieſer Stadt ein Beiſpiel der Strafe aufzuſtellen, das warnend genug wäre, um alle Stände des Reiches von ähnlicher Widerſetzlichkeit zurükkzuſchrekken. Noch in den letzten Tagen des Lenzmondes (1631) eröffnete er mit 30,000 Kriegern die Belagerung und ſetzte der Stadt ſo heftig zu, daſſ ſie ihren Untergang vor Augen ſah, wenn Guſtav Adolf nicht ſchleunig Rettung brachte.

Dieß war die Kunde, die dem Könige vor Landsberg zukam. Er wolle kommen, ließ er den wakkern Magdeburgern ſagen; ſie möchten nur Muth behalten und ſich noch drei Wochen lang vertheidigen. Bis dahin werde er ihnen gewiſſ Hilfe bringen. — Was den Helden abhielt, ſogleich nach Magdeburg aufzubrechen, war die theils offenbar feindſelige, theils mehr als zweideutige Stellung, in welcher die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen ihm gegenüberſtanden. Er durfte, als erfahrener Feldherr, den Zug nach Magdeburg nicht wagen, ohne vorher darüber gewiſſ zu ſein, daſſ beide Fürſten, wenn etwa irgend ein Unfall ihn zum Rükkzuge nöthigte, den ungehinderten Durchzug durch ihre Lande ihm offen halten würden. Nach George Wilhelms bisherigem Benehmen aber muſſte er geradezu auf das Gegentheil ſchließen und die Unterhandlungen mit dem Kurfürſten Johann George von Sachſen hatten gleichfalls noch keinen erwünſchten Erfolg herbeigeführt. Dieſer Herr ahnte wol, welche heilige Pflichten gegen ſeine Glaubensgenoſſen und das ganze deutſche Vaterland in ſo verhängniſſvoller Zeit die Vorſehung ihm übertragen hatte. War er doch der mächtigſte unter den evangeliſchen Fürſten und der einzige von allen, deſſen Länder durch den Jammer des Krieges noch nichts gelitten hatten. Mit ungeſchwächter Kraft konnte er jetzt ein entſcheidendes Gewicht in die Schaale dieſes thränenvollen

Kampfes legen und wie einſt ſein Ahnherr Moritz, durch kühne That wieder gut machen, was er an ſeinen Glaubensbrüdern verſchuldet. Aber Johann Georg war viel zu ſehr in Selbſtſucht und ſinnliche Genüſſe verſunken, als daſſ ſein Herz einer ſolchen Erhebung fähig geweſen wäre. Die bisherigen Gewaltſchritte des Kaiſers und die glükklichen Erfolge der ſchwediſchen Waffen erzeugten in ihm nur einen halben Entſchluſſ. Er berief zum 6ten Hornung des Jahres 1631 eine Zuſammenkunft der proteſtantiſchen Reichsſtände nach Leipzig, um gegen die weitere Vollziehung des Wiedererſtattunggeſetzes ſich vorzuſehen. Seine eigentliche Abſicht dabei war unfehlbar die, nach Art der Liga, ein evangeliſches Bündniſſ zu Stande zu bringen, das eine unabhängige Mittelmacht zwiſchen dem Kaiſer und den Schweden bilden ſollte, und deſſen oberſte Leitung er, trotz ſeiner gänzlichen Unfähigkeit, ſich ſelber zudachte. Das Volk aber meinte: „dem Bierkönige — wie es den Kurfürſten nannte — ſeien ſeine Merſeburger Fäſſer lieber, als das Heil der Proteſtanten."*) Indeſſen fanden ſich viele der geladenen Stände zu Leipzig ein. Auch der Kurfurſt von Brandenburg nahm perſönlich an der Verſammlung Theil, und Guſtav Adolf ließ ſie auffordern, entweder ſich völlig mit ihm zu vereinigen, oder ihn wenigſtens in ſeinen Unternehmungen kräftig zu unterſtützen. Aber ſein Antrag fand kein Gehör. Eben ſo wenig fruchteten die Abmahnungſchreiben des Kaiſers. Kurſachſen, Brandenburg, Heſſen-Kaſſel, Würtemberg, die Herzoge von Weimar, Lauenburg und Lüneburg und viele Reichsſtädte in den Rheinlanden, in Schwaben und Franken, beſchloſſen gemeinſam den Kaiſer um Abſtellung der ſchweren Bedrükkungen und gewaltſamen Erpreſſungen, die alle Reichslande durch das kaiſerliche Kriegsvolk zu erdulden hätten, ſo wie um Aufhebung des Reſtitutionsediktes zu erſuchen, und wofern ihre Vorſtellungen unbeachtet blieben, ein Heer von 40,000 Kriegern anzuwerben, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. — Dem Kaiſer ſchrieben ſie, „ſie hofften Kaiſerliche Majeſtät würden es ihnen, dafern ihren Klagen und

*) Pfiſter a. a. O. Th. 4. S. 510.

Beſchwerden nicht abgeholfen werde, nicht verdenken, wenn ſie ſich und ihre Lande und Leute durch die von Gott und durch die Reichsgeſetze zugelaſſene Vertheidigung beſſtens verwahrten und verſicherten.“ Darauf ſprachen ſie auch die katholiſchen Fürſten um Mitwirkung zum Frieden an und endeten die Zuſammenkunft mit dem Beſchluſſe, ſich in Vertheidigungſtand zu ſetzen und einander gegen alle Gewalt treulich beizuſtehen (2ten Wandelmonds 1631).

In ſolcher Weiſe wuſſte Guſtav Adolf in der That nicht, weſſen er ſich von dem Leipziger Bunde, zumal aber von Sachſen und Brandenburg, den Häuptern desſelben, zu verſehen hatte. Schien es doch faſt, als ſei man eben ſo geneigt, die Waffen gegen Schweden zu wenden, als gegen den Kaiſer. Wenigſtens lag die unkräftige Halbheit klar zu Tage. Der König muſſte Gewiſſheit haben und gedachte deſſhalb zuvörderſt, ſeinem Schwager eine entſchiedene Erklärung abzunöthigen. Noch von Frankfurt aus ſchrieb er an ihn, ſtellte ihm mit dringenden Worten Magdeburgs Gefahr vor und verlangte, daſſ ihm die beiden Feſtungen Küſtrin und Spandau übergeben würden. Als der Kurfürſt mit vielem Unwillen ſich deſſen weigerte, rükkte Guſtav Adolf gegen Berlin vor und ſetzte von Köpnik aus die Unterhandlungen fort. Noch immer blieb George Wilhelm unbeugſam. Da brach des Schweden Geduld und er zog am 3ten Blütenmonds mit gewaffneter Hand und vier Feldſtükken durch den Wald gegen die Hauptſtadt. Nur noch eine viertel Meile war er von Berlin entfernt, als der Kurfürſt mit ſeinem ganzen Hofe ihm nothgedrungen entgegeneilte. Aber auch die mündliche Unterredung ſchien fruchtlos enden zu wollen und der zürnende König ſtand ſchon im Begriffe alle weitere Unterhandlungen abzubrechen, als des Kurfürſten Gemalin und Schwiegermutter ihn beſänftigten und ihn einluden nach Berlin zu kommen. Mit tauſend Mann Fußvolk hielt der nordiſche Held ſeinen Einzug in die Hauptſtadt und noch in derſelben Nacht ſtellte ſein Heer ſich vor den Thoren Berlins auf. Am folgenden Morgen foderte Guſtav die Enderklärung ſeines Schwagers. Der Kurfürſt war ſorgenvoll und traurig, ſchwankte hin und her und konnte zu

keinem Entſchluſſe kommen. Allerdings war auch ſeine Lage höchſt miſſlich und ſelbſt der König fühlte das und äußerte mitleidig: „ich kann es ihm nicht verdenken, daſſ er traurig wird. Es ſind gefährliche Dinge, die ich begehre. Aber ich verlange ſie doch nicht mir, ſondern ihm und ſeinem Land' und Leuten, ja der ganzen Chriſtenheit zum Beſſten." — — Und zu dem Herzoge Hans Albrecht von Meklenburg, der auch zugegen war, ſprach er: „Ich will Magdeburg entſetzen, nicht mir, ſondern euch Evangeliſchen zum Beſſten. Will mir niemand beiſtehen, ſo ziehe ich von hier ſtrakks wieder zurükk und biete dem Kaiſer einen Vergleich an; ich weiß, er wird ihn eingehen, wie ich ihn verlange. Aber am jüngſten Tage werdet ihr angeklagt werden, daſſ ihr nichts bei dem Evangelio habt thun wollen; es wird euch auch hier vergolten werden. Denn iſt Magdeburg weg und ich ziehe davon, ſo ſehet zu, wie es euch gehen wird." —*)

Es war bereits neun Uhr Abends geworden, als der Kurfürſt endlich zum Entſchluſſe kam. Er willigte ein, daſſ fünfhundert Schweden die Feſtung Spandau beſetzen ſollten, doch mit der Bedingung, daſſ dieſe Beſatzung zugleich auch ihm durch einen Eid verpflichtet würde und, ſobald Magdeburg entſetzt ſei, die Feſtung wieder verließe. — Guſtav Adolf begnügte ſich an dieſer halben Willfährigkeit und brach ſofort gegen die Elbe auf. Die Kaiſerlichen wichen allenthalben vor ihm und als er ſich der Stadt Zerbſt näherte, zogen ſie ſich vollends über die Elbe zurükk und zerſtörten die Brükke bei Deſſau. Der König aber, der in jedem Falle befürchten muſſte, daſſ ſie ſich hier feſtſetzen und ihm den Uebergang ſtreitig machen dürften, gedachte vielleicht an Mansfeld, der an eben dieſem Orte vergebens geſtürmt und nur eine ſchwere Niederlage davongetragen hatte, und wünſchte deſſhalb ohne Gefahr und Verluſt über den Strom zu kommen, um mit ungeſchwächten Kräften für Magdeburg kämpfen zu können. Aber der Kurfürſt von Sachſen verweigerte ihm hartnäkkig den Uebergang bei Wittenberg und den Durchzug durch ſeine Lande. „Seine Pflicht gegen den Kaiſer ließe das nicht zu" entſchuldigte er ſich. Man hat auch wol

*) Buchholz a. a. O. Th. 3. S. 620.

gemuthmaßt, daſſ es ihm überhaupt um Magdeburgs Rettung nicht zu thun geweſen, weil er vielleicht noch immer die Hoffnung nährte, ſeinem Sohne das Erzſtift zuzuwenden. Gelang es aber dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm die Stadt und das Land durch ſchwediſchen Beiſtand von den Kaiſerlichen zu befreien, ſo war auch die letzte Ausſicht verſchwunden, jene Hoffnung zu verwirklichen. Doch ſei dem, wie ihm wolle: Guſtav Adolf hoffte noch durch fortgeſetzte Unterhandlungen den widerſtrebenden Fürſten zur Nachgiebigkeit zu bewegen, als plötzlich die furchtbare Trauerbotſchaft von Magdeburgs blutigem Untergange das ganze proteſtantiſche Deutſchland mit Jammer und Entſetzen erfüllte.

Die Stadt zählte gegen fünftauſend waffenfähige Bürger und außerdem betrug ihre Beſatzung zweitauſend Mann Fußvolk und etwa dreihundert Reiter. Freilich ſtanden dieſe Streitkräfte nur in einem ſehr geringen Verhältniſſe gegen das Heer der Belagerer und Tillys hohe Kriegskunde vermehrte noch um vieles die Gefahr, die den Belagerten von dieſer Uebermacht drohte. Aber Stralſunds ruhmvolles Beiſpiel hatte gezeigt, was auch eine kleinere Stadt vermöge, deren Bürger in muthiger Todesweihe entſchloſſen ſind, für ihre Freiheit den letzten Tropfen Blutes zu wagen. Doch es ſcheint faſt, als ob eine ſolche Begeiſterung in Magdeburg nicht, wenigſtens nicht allgemein geherrſcht habe. Denn der wakkere Oberſt von Falkenberg führte wol hin und wieder Klage über die Lauheit und Kargheit zumal der reicheren Bürger, die ſeine kräftigen Anſtrengungen zur Vertheidigung der Stadt durchaus nicht ſo unterſtützt haben ſollen, als es zu ihrem eigenen Heile nöthig geweſen wäre. Vielleicht zählte man mit allzugroßer Sicherheit auf die nahe Hilfe des Schwedenköniges und hielt es deſſhalb für unnöthig, ſich übermäßig anzuſtrengen und allzu ſchwere Opfer zu bringen. Doch wie dem auch ſei: es iſt ja eine bekannte Erfahrung, daſſ jedes große Unglükk immer eine Menge von Anklagen und Gegenanklagen erzeugt und daſſ man beſtändig geneigt iſt, den letzten Grund eines furchtbaren Verhängniſſes in irgend einem menſchlichen Verſchulden zu ſuchen. — Falkenberg erfüllte indeſſen

ſeine ſchwierige Pflicht mit einem Eifer und einer Umſicht, die Bewunderung verdienen. Selbſt der eintretende Mangel an Schießbedarf konnte ſeinen feſten Muth nicht beugen und er ließ in der Stadt ſelbſt Pulver verfertigen, das aber freilich bei weitem nicht ausreichte, um das furchtbare Feuer des Feindes gehörig zu erwidern, der täglich wol an achtzehnhundert Kugeln in die Stadt ſchoſſ. Schon waren, nach der tapferſten Gegenwehr, alle Außenwerke der Stadt gefallen, ſelbſt die Vorſtädte, die Sudenburg und die Neuſtadt hatte man verlaſſen müſſen und ſah ſich auf die eigentlichen Ringmauern Magdeburgs beſchränkt. Dennoch ermüdete Falkenberg nicht in der Vertheidigung und wagte ſelbſt noch kühne Ausfälle.

Es war am 8ten Blütenmonds (18ten neuen Styls) als Tilly einen Trompeter abſchikkte, um die Stadt zur Uebergabe aufzufodern. Allerdings war Magdeburg auch bereits ſo enge eingeſchloſſen, daſſ ein Entſatz kaum mehr möglich ſchien. Indeſſen glaubten die Belagerten in dieſer Sendung ein Zeichen zu erblikken, daſſ Guſtav Adolf in der Nähe ſei. Sie hielten es für den letzten Verſuch des Feindes, die Stadt zu gewinnen, bevor die ſchwediſchen Waffen das eiſerne Netz durchbrachen, welches rings um die Mauern gelegt war. Man beeilte ſich deſſhalb eben nicht, den Trompeter abzufertigen. Der immer ängſtliche Stadtrath theilte indeſſen die freudige Zuverſicht der Bürgerſchaft und des Kriegsbefehlshabers nicht ganz. Er war ſehr geneigt, die Auffoderung Tilly's, wofern der Stadt einigermaßen günſtige Bedingungen bewilligt würden, anzunehmen und nur Falkenbergs entſchiedener Widerſpruch verhinderte dieſen Schritt. Die Gefahr der Stadt ſei keineswegs ſo dringend, meinte der wakkere Befehlshaber, um eine Uebergabe zu rechtfertigen und überdieß dürfe man der Ankunft des ſchwediſchen Heeres ſtündlich entgegenſehen. Es ſchien, als ſollte Falkenberg mit ſeinen muthigen Hoffnungen Recht behalten. Denn der Donner des Geſchützes, der bisher ohne Aufhören gedröhnt hatte, ſchwieg plötzlich am folgenden Tage (9ten Blütenmonds) und gegen Abend wurden ſogar die furchtbaren Feuerſchlünde abgeführt. Da zweifelte faſt niemand mehr an der Nähe der

erſehnten Hilfe, und allgemein verbreitete ſich die erfreuliche Meinung, der Feind mache Anſtalten zum Aufbruche. Arme Betrogene! Zum Aufbruche ward allerdings im kaiſerlichen Lager gerüſtet, aber nicht um abzuziehn, ſondern um zu ſtürmen. Endlich war es den dringenden Vorſtellungen Pappenheims gelungen, den bedächtigern Tilly dahin zu vermögen, daſſ er den Befehl zum Sturme gab. Eine dreitägige Plünderung der reichen Stadt ward den Soldaten als Belohnung ihrer blutigen Anſtrengung verheißen und ihnen geboten, ſich um fünf Uhr Morgens bereit zu halten. Denn nicht in der Nacht, wo die Wachſamkeit der Belagerten das Unternehmen leicht vereiteln konnte, ſondern am hellen Morgen, wo eine ſolche Ueberraſchung am wenigſten zu vermuthen war, ſollte das furchtbare Werk ausgeführt und die Stadt an fünf Enden zugleich beſtürmt werden. Der Plan gelang zu Magdeburgs Verderben. — Der Morgen des zehnten Blütenmonds leuchtete über die Thürme und Häuſer der alten, ehrwürdigen Stadt und die Bürger, welche die ganze Nacht in Waffen auf den Mauern gewacht hatten, eilten nach Hauſe, um ſich durch einige Stunden Schlafs zu erquikken. An Gefahr dachte niemand; jeder träumte von einem nahen, glükklichen Ende der langen Drangſale. — Auf dem Rathhauſe waren ſchon frühzeitig um vier Uhr die Väter der Stadt verſammelt, um Tillys Trompeter abzufertigen. Noch ſtritt man eifrig her und hin, welcher Beſcheid dem kaiſerlichen Feldherrn gegeben werden ſollte; noch wollte der Stadtrath unterhandeln, während Falkenberg zu Ausdauer und Widerſtand ermahnte, als bald nach ſechs Uhr die Thurmwächter auf dem Dome und der Jakobskirche melden ließen, das Lager des Feindes ſei in voller Bewegung. Und kaum war die Meldung vernommen, als von allen Thürmen dröhnend das Lärmhorn ſchallte und die ausgeſtekkte Kriegsfahne die furchtbare Nähe der Gefahr verkündete. Vom Morgenſchlafe emporgeſchrekkt, ſtürzten die Bürger zu den Waffen, auf die Straßen. Schon war der Feind in der Stadt, Pappenheim, der gewaltige Krieger, der weder Furcht noch Mitleid kannte, war der Erſte geweſen, der ſeine Schaaren zum Sturme geführt. Tilly, der alte Feldherr,

hatte ſich nochmals bedenken wollen und ſein Zaudern war der Grund, daſſ nicht ſchon um fünf Uhr der Angriff erfolgte. Pappenheims ſtürmiſcher Eifer aber drang durch und er ſelber flog nun voran mit den Seinen zum Sturme. Eine Schanze, hart vor der Stadtmauer, der Neuſtadt gegenüber, war ſein Ziel. Mit leichter Mühe erſtieg er die Bruſtwehr und die überraſchte Beſatzung war ſo wenig auf einen Ueberfall vorbereitet, daſſ nur die Schildwachen brennende Lunten führten und einige Soldaten gar ſchliefen. „Jeſus Maria!" tönte der Schlachtruf des katholiſchen Kriegsvolkes und dieſe heiligen Namen wurden die Looſung zu Mord und Gräueln Ohne Widerſtand floh die überraſchte Beſatzung von der verlorenen Schanze und eilte durch eine Pforte in der Mauer ſich zu retten. Der Feind ihnen nach, drang unaufhaltſam mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt. Aber noch ſchien nicht Alles verloren. Falkenberg fliegt an der Spitze einer wakkern Schaar dem eingedrungenen Feinde entgegen und ſein beherzter Widerſtand bringt die Pappenheimer zum Weichen. Doch während hier ein Stral der Hoffnung leuchtet, wachſen Noth und Bedrängniſſ an der „hohen Pforte" wo andere feindliche Schaaren den Wall erſtiegen hatten. Eilig wendet Falkenberg ſich dorthin, aber kaum beginnt das Gefecht, ſo ſinkt der Held von einer Kugel durchbort vom Roſſe. Ihres tapfern Führers beraubt und ohne Schießbedarf, zerſtreuen ſich die entmuthigten Krieger und nur noch ein ſchwacher Widerſtand hemmt auf dieſer Seite der Stadt das Vordringen des Feindes, während der Verweſer Chriſtian Wilhelm mit Anſtrengung gegen Tilly's ſtürmende Schaaren das Krökenthor vertheidigt. Verlorene Mühe! Pappenheim führt über den Wall neue Maſſen den Vertheidigern in den Rükken — das Thor iſt gewonnen und ſeine Flügel öffnen ſich dem Feinde. Aber mit der wachſenden Noth wächſt der Bürger Widerſtand. Der Muth der Verzweiflung erhöht ihre Kräfte. Selbſt die Weiber nehmen Theil am Kampfe und werfen von den Dächern Steine auf die Feinde nieder, aus den Fenſtern wird geſchoſſen und durch die Straßen wälzt ſich wild und blutig das dichte Kampfgetümmel. Jeder Bürger iſt ein Held und

von dem tapfern Hauptmanne Schmidt geführt, gelingt es den verzweifelnd Ringenden, den Feind noch einmal gegen die Wälle zurükkzudrängen. Da ereilt auch dieſen Führer das Todesloos und mit ihm ſinkt Magdeburgs letzte Hoffnung. Pappenheims Reiter brechen mit wildem Ungeſtüm in die engen Straßen und von den Wällen herab ſchmettert das eigene Geſchütz in die dichtgedrängten Haufen der Bürger Tod und Verderben. Immer neue und neue Feindesſchaaren wälzen ſich in die Stadt; bald ſind alle Thore in ihren Händen. Der Markgraf Chriſtian Wilhelm ward ſchwer verwundet vom Pferde geriſſen und gefangen nach Wolmirſtädt abgeführt.*) — Der letzte Widerſtand hört auf und furchtbar tönt durch die blutigen Straßen der bezwungenen Stadt das Geſchrei: „All gewonnen! All gewonnen!“ — der alte Siegesruf der Deutſchen. Es war neun Uhr Morgens, und zitternd erwarteten die Beſiegten in ihren Häuſern das Geſchikk, welches die Sieger ihnen bereiten würden. Sie durften nicht lange warten. Nachdem man die beiden Bürgermeiſter und vierhundert der reichſten Bürger, von denen ein großes Löſegeld zu erwarten ſtand, aus der Stadt in das Lager abgeführt hatte, begann die Plünderung „des reichen Ketzerneſtes“, die Tilly ſeinen Banden als Belohnung verheißen hatte.

Es giebt Auftritte in der Weltgeſchichte, von denen ſich das menſchliche Gefühl und die menſchliche Vernunft mit gleichem Grauſen zurükkwenden. Das Gefühl vermag ſie nicht zu ertragen und die Vernunft ſteht, wie vor dem Spukhaften und Unmöglichen, von kaltem Entſetzen gefeſſelt, ſtill, und erwartet vergebens eine Antwort auf ihre ernſte und große Frage: Warum? und Wozu? Die ewige Vorſehung läſſt einen undurchdringlichen Schleier über ihre Abſichten fallen und dem Menſchen bleibt nichts übrig, als vor dem Unbegreiflichen ſich in Demuth zu beugen. — Ein ſolcher Auftritt iſt Magdeburgs Zerſtörung. Eine blühende, mit 35,000 gewerbfleißigen, recht-

*) Der gefangene Markgraf ward darauf nach Wien gebracht, und ließ ſich hier verleiten, katholiſch zu werden.

lichen Menſchen bevölkerte Stadt, ſinkt über den Leichen ihrer Bewohner in Schutt und Aſche. Und kein unabwendbares Naturereigniſſ führt dieſes Verderben herbei, keine gräuliche Frevelthat der Bewohner ruft des Himmels gerechte Strafe auf die unglükkliche Stadt vor andern Städten nieder; es ſind weder Heiden noch Wilde, die ſich hier, in thieriſcher Rohheit an dem Blute ihrer Mitmenſchen ſättigen: es ſind die Streiter für die „rechtgläubige Kirche", die Streiter für den rechtmäßigen Herrn und Kaiſer, es ſind Chriſten und zum großen Theile Söhne desſelben deutſchen Vaterlandes, die gegen ihre Mitchriſten und Landesleute wüthen. Nur die unmittelbare Macht des Böſen, die entfeſſelte Hölle in der Menſchenbruſt vermag zur Erklärung ſolcher Auftritte zu dienen, und es ſcheint, als ob ſie nur deſſhalb zugelaſſen werden, damit der Menſch die Furien, welche in ſeinem eigenen Innern tief verborgen lauern, recht kennen und fürchten lerne.

Mit der Erlaubniſſ zur Plünderung hatte Tilly das Zeichen zum Untergange Magdeburgs ertheilt. Leben und Eigenthum der Bürger waren der Willkühr ſeiner rohen, durch das eben beendete Gefecht erhitzten Kriegsſchaaren ſchonunglos Preis gegeben. Von allen entfeſſelten Leidenſchaften geſtachelt, drang der wüthende Soldat mit bluttriefenden Waffen, in die ſtillen Freiſtätten des Familienlebens ein, um jeder Raſerei der wildeſten Begierde ſofort Genüge zu verſchaffen. Was viehiſche Wolluſt und blutdürſtige Grauſamkeit Schaamloſes und Entſetzliches erſinnen mögen, ward mit unmenſchlichem Muthwillen verübt. Eine Schilderung jener Gräuel wäre ein eben ſo vergebliches als abſchrekkendes Unternehmen. Denn wer vermag die namenloſen Quaalen der Mütter zu ſchildern, deren Armen die wimmernden Säuglinge entriſſen und vor ihren Augen geſpießt oder zerſchmettert wurden? wer die ringende Angſt der hilflos flehenden Unſchuld? wer den unendlichen Schmerz der Männer, die ſterbend ihrer Weiber und Töchter Schande mit anſehen muſſten? wer die Verzweiflung der Kranken oder Gebärenden, die aus ihren Betten gezerrt, dem teufliſchen Hohne zur Beluſtigung dienten? Weder Schönheit noch Miſſgeſtalt,

weder die hilfloſe Kindheit noch das zitternde Alter fanden Schonung und Erbarmen. Selbſt die Heiligthümer gewährten keine Freiſtatt und die Stufen der Altäre wurden mit Nothzucht und Mord beſudelt. Fünfzig weibliche Leichname mit abgeſchlagenen Köpfen zog man aus den Trümmern der Katharinenkirche hervor. Am unmenſchlichſten wüthete des Kaiſers undeutſches Kriegsvolk, Kroaten, Ungern, Wallonen. Die Straßen rauchten von Blut, aus jedem Hauſe tönte Angſtgeſchrei und Todesgewimmer. Vergebens ſuchten einige deutſche Befehlshaber, von ſolchen Gräueln empört, und von dem grenzenloſen Unglükke Magdeburgs gerührt, der entfeſſelten Soldatenwuth Einhalt zu thun. Kein Befehl ward geachtet und weder Ermahnung noch Drohung fand Gehör.

Etwa eine Stunde nach dem Beginne der Plünderung, brach Feuer aus und bald nahm die Gewalt der Flammen, die Niemand ernſtlich bekämpfte, in den enggebauten Straßen der Stadt dermaßen überhand, daſſ Gluth und Rauch nur die Wahl zwiſchen Tod oder ſchleuniger Flucht übrig ließen. Tillys Mordbanden muſſten die brennende Stadt verlaſſen, um das eigene Leben zu retten. Aber Tauſende von Einwohnern fanden ihren Tod in den Flammen. Als die Nacht hereinbrach lag Magdeburg in Trümmern. Nur die Domkirche und das Liebfrauenkloſter ragten wie einſame Denkmäler, über dem wüſten Grabe der alten, herrlichen Stadt empor; auch einige entlegene Fiſcherhütten an der Elbe waren dem allgemeinen Verderben entgangen. Am nächſten Morgen lokkte die Raubſucht das verſcheuchte Mordgeſindel in die rauchenden Trümmer zurükk. Da wurden die Keller durchwühlt und die beſſte Habe an Geld und Koſtbarkeiten, welche die unglükklichen Bürger hier verborgen hatten, nebſt den Leichen ihrer erſtikkten Eigenthümer, hervorgezogen. Eine unermeſſliche Beute! — Auch des edeln Weines fand man hier genug und die Kroaten lagerten ſich jubelnd auf hochemporgeſchichteten Leichen und ließen zechend die ſchäumenden Becher kreiſen, zur Feier „der Magdeburger Hochzeit", wie ſie dieſes blutige Feſt der Hölle benannten.

Am folgenden Tage ward die Domkirche geöffnet, für deren

Erhaltung der mönchiſche Tilly beſondere Sorge getragen hatte, damit es doch nicht an einem würdigen Heiligthume fehle, wo er ſeine bluttriefenden Hände zum Himmel erheben und dem Herrn der Heerſchaaren für ſolchen ruhmvollen Sieg der katholiſchen Waffen danken könnte. Ein Anblikk, der auch das härteſte Herz zum Mitleiden bewegen muſſte, ſtellte hier den Eintretenden ſich dar. Gegend tauſend Menſchen, von Todesangſt, Hitze und Hunger in jammervolle Schattengeſtalten verwandelt, füllten den Raum des Heiligthums und ſanken, mit ſchwacher Stimme um Erbarmen flehend, auf ihre Kniee, als die Thüren der Kirche geöffnet wurden. Der Sieger, von Blut und Mord bis zum Ekel erſättiget, gewährte die Bitte der Unglükklichen, ſchenkte ihnen das Leben und ließ Brot unter ſie vertheilen. Gleiche Gnade wurde, bei lautem Trommelſchlage, allen verkündiget, die dem Blutbade und dem Mordbrande entgangen waren, und hin und wieder wand ſich eine bleiche Jammergeſtalt unter den Leichenhaufen hervor, welche rings die Straßen erfüllten. Von Magdeburgs zahlreicher Bevölkerung hatten kaum 5000 dieſe Tage des Entſetzens überlebt. Diejenigen von ihnen, die noch kräftig und zur Arbeit fähig waren, erhielten Befehl, die Stadt zu reinigen. Die Körper der Gemordeten wurden in die Elbe geworfen uod ihrer waren ſo viele, daſſ ſie den Lauf des mächtigen Stromes aufhielten.

Endlich am 15ten Blütenmonds hielt Tilly ſeinen ſiegprangenden Einzug in die ſchauerlichen Trümmer der zerſtörten Stadt. Sein Weg ging nach der Domkirche, wo eine feierliche Meſſe und ein „Herr Gott, Dich loben wir!" dem Himmel die beſondere Frömmigkeit des Siegers kund thun ſollte — ein frevelhafter Hohn über das maßloſe Elend, welches dieſer Sieg herbeigeführt hatte.

Pappenheim, der eigentliche Held des Tages, deſſen eiſerner Fuß den Weg über Magdeburgs Wälle gebahnt, berichtete ſeinem Kaiſer mit großer Ruhmredigkeit den Untergang der ketzeriſchen Stadt. „Seit Troja's und Jeruſalems Zerſtörung" ſoll er geäußert haben, „ſei keine größere Viktorie erfahren und erhört worden." — Dabei bedauerte er nur, „daſſ er das kai=

ſerliche Frauenzimmer nicht ſelbſt zu Zuſchauern ſeiner Thaten gehabt habe, um aus ihrer Hand den Ritterdank zu empfangen.“*)

Als Guſtav Adolf die Trauermähr von Magdeburgs Fall und Untergang vernahm, that er einen theuern Schwur, das Schikkſal der unglükklichen Stadt an Tilly zu rächen und wenn er auch „den alten Korporal“, wie er den kaiſerlichen Feldherrn nannte, bis an die Enden der Welt verfolgen müſſte, ja wenn es ſelbſt ſein eigenes, königliches Leben koſten ſollte. Darauf rechtfertigte er ſich in einer ausführlichen Schrift vor den Augen des evangeliſchen Deutſchlands, daſſ er Magdeburg ohne Hilfe gelaſſen. Die zaghafte Unbereitwilligkeit der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen habe ſeinen Weg gehemmt und ſeinen Arm gebunden, den er ſo gern zur Befreiung der ehrwürdigen Stadt erhoben hätte. — Der Kurfürſt George Wilhelm aber ſchien nicht unzufrieden damit, daſſ die Bedingung, unter welcher er genöthigt worden war, die Feſtung Spandau den Schweden zu überlaſſen, jezt erledigt ſei. Von Magdeburgs Entſaz — ließ er dem Könige ſagen — könne nun nicht mehr die Rede ſein, und er erwarte daher, daſſ das ſchwediſche Kriegsvolk die Feſte jezt vertragmäßig räumen werde. Man meint, es ſei der Rath des Grafen von Schwarzenberg geweſen, der den Kurfürſten zu dieſer Foderung antrieb.**) Doch Guſtav Adolf, dem die Flammen Magdeburgs ein Feuerzeichen ſchienen, ihm den Weg zu deuten, den er nehmen ſollte, war jezt entſchiedener als je, von Deutſchlands Boden nicht zu weichen, als bis er mit kräftigem Arme die unterdrükkte Freiheit des Glaubens wieder emporgerichtet und die Uebermacht des Pabſtthumes geſtürzt hätte. Auf dem Wege gütlicher Verhandlungen — das hatte er hinreichend erfahren — war mit ſeinem fürſtlichen Schwager wenig auszurichten. Er wollte verſuchen, was Ernſt und Strenge vermochten. Zugleich aber löſte er ſein königliches Wort und zog die ſchwediſche Beſazung ſofort aus

*) Förſters Wallenſtein Th. III. S. 94. f. f.

**) Buchholz a. a. O. Th. III. S. 621. f.

Spandau zurükk. Nach Berlin aber ſandte er noch an dem Abende deſſelben Tages (8ten Heumonds) einen Trompeter mit dem Beſcheide, die Hauptſtadt ſolle ihm ſchon am nächſten Morgen die Thore öffnen, oder Feindſeligkeit und Gewalt von ihm erwarten. Der beſtürzte Kurfürſt und die zagenden Bürger Berlins ſahen wirklich am folgenden Tage die ſchwediſchen Fahnen vor ihren Mauern wehen und bedrohlich richteten die ſcharfgeladenen Feuerſchlünde ihre Mündung gegen das kurfürſtliche Schloſſ. George Wilhelm gerieth in große Angſt und Verlegenheit. Ohne Macht zum Widerſtande — was ſollte er beginnen, um einem Schikkſale zu entgehen, welches ihn auf der einen Seite mit der Plünderung ſeiner Hauptſtadt, vielleicht gar mit eigener Gefangenſchaft, auf der andern mit der verhaſſten Nothwendigkeit bedrohte, ſich willenlos und ergeben den Planen ſeines königlichen Schwagers anzuſchließen? — Zum Glükke befand ſich ein Mann von anerkannter Gewandtheit und Klugheit in Berlin, der vielleicht durch geſchikkte Unterhandlungen noch eine günſtigere Wendung der Angelegenheiten herbeizuführen vermochte. Dieſer Mann war Johann George von Arnim, derſelbe, deſſen wir bereits in unſerer Darſtellung mehrmals erwähnt haben. Einem altadlichen Geſchlechte, deſſen Güter in der Ukermark lagen, entſproſſen, hatte Arnim zuerſt im ſchwediſch-polniſchen Kriege dem Könige Guſtav Adolf gedient, aber noch in dem Laufe deſſelben Krieges ſein Schwert dem Kaiſer angeboten, der ihn zum Führer der Hilftruppen beſtellte, die Ferdinand dem Polenkönige gegen Schweden ſandte. Bald darauf verabſchiedete er ſich auch von den öſterreichiſchen Fahnen und trat in die Dienſte des Kurfürſten von Sachſen, der ihm den Oberbefehl über ſeine geſammte Kriegsmacht anvertraute. Nicht weniger geübt in den Waffen, als in den Künſten der Staatsklugheit, ſtand er bei allen Parteien in Achtung, erregte aber auch durch den häufigen Wechſel ſeiner Farbe, bei allen ein nicht unbegründetes Miſſtrauen. Ob es bloß Selbſtſucht und Eigennutz waren, die ihn veranlaſſten, bald auf dieſe, bald auf jene Seite zu treten, und immer derjenigen Richtung zu folgen, wo ſeinem Ehrgeize oder ſeiner Habſucht die glän-

zendſten Ausſichten ſich öffneten; oder ob unbekannte, edlere Beweggründe ſeine Schritte leiteten — dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein. Vaterlandsliebe wenigſtens konnte der Mann nicht beſitzen, der in ſo verhängnißvoller Zeit ſeine unbeſtritten großen Gaben nicht ausſchließlich dem Vaterlande und ſeinem Fürſten widmete. Indeſſen ſetzte George Wilhelm aus wohlerwogenen Gründen Zutrauen in ihn. Als geborner Unterthan Brandenburgs, als ehemaliger ſchwediſcher Oberſt und als jetziger ſächſiſcher Feldmarſchall, ſchien Arnim in jedem Falle am meiſten geeignet, Unterhändler in einer Angelegenheit zu ſein, bei welcher Schweden und Brandenburg gleichmäßig betheiligt waren und wobei Sachſen leicht ein bedeutendes Gewicht in die Schaale legen konnte. Demgemäß ward Arnim in des Schwedenkönigs Lager vor Berlin geſandt. Aber wer weiß, ob ſeine Unterhandlungen zum Ziele geführt haben würden, wenn nicht George Wilhelms Schwiegermutter, die verwittwete Kurfürſtin von der Pfalz, als Vermittlerin aufgetreten wäre? — Drei Tage vergingen, ehe man ſich vollkommen einigen konnte. Am 11ten Heumonds bequemte ſich endlich der Kurfürſt, ſelbſt in das königliche Lager zu kommen und hier ward um 8 Uhr Abends ein Vertrag unterzeichnet, wonach George Wilhelm mit dem Schwedenkönige ein Bündniſſ zur Vertheidigung der gemeinen Sache ſchloſſ und ihm eine monatliche Zuſteuer von 30,000 Thalern zur Unterhaltung des Kriegsvolkes bewilligte. Die Feſtung Spandau ward den Schweden wieder eingeräumt und der Befehlshaber von Küſtrin leiſtete einen Eid, dieſe Feſte jederzeit dem Könige zum freien Durchzuge, im Nothfalle auch zur Zuflucht und zur Vertheidigung offen zu halten, dagegen dem Volke des Kaiſers den Zutritt unter allen Umſtänden zu verweigern.*)

In ſolcher Weiſe ſah ſich der Kurfürſt zu ſeinem Schrekken und wider ſeinen Willen, mit Schweden verbündet. Schwarzenberg, ſein bisheriger Rathgeber, hatte durch dieſen Schritt Alles verloren und ſeines Bleibens konnte nicht mehr an einem

---

*) König a. a. O. Beilagen S. 349.

Hofe ſein, wo Guſtav Adolfs Einfluſſ allgewaltig geworden war. Aber der Graf fiel darum bei ſeinem Herrn, dem Kurfürſten, durchaus nicht in Ungnade. George Wilhelm entfernte ihn nur aus Berlin, gebrauchte ihn zu Sendungen in Holland und Weſtfalen und unterhielt fortwährend briefliche Verbindung mit ihm. So blieb der bedeutende Mann ſelbſt in ſeiner Verbannung nicht ohne Einfluſſ auf ſeinen fürſtlichen Gebieter und bald erſchien die Zeit wieder, wo der Kurfürſt auf's Neue ſeinen Rathſchlägen unbedingt das Ohr öffnete.

Je weniger freiwillig George Wilhelm ſich an Schweden geſchloſſen hatte, um ſo nothwendiger fand es ſeine Aengſtlichkeit, ſich dieſes Schrittes wegen bei dem gefürchteten Kaiſer zu entſchuldigen. Aber Ferdinand nahm die höflichen Entſchuldigungen des Kurfürſten ſehr ungnädig auf und erwiderte, die Marken dürften von den Schweden wol ſchwerlich mehr geſchont werden, als von den Kaiſerlichen.

Guſtav Adolf, nachdem er in ſolcher Weiſe ſich Brandenburgs verſichert, brach auf, um die Kaiſerlichen aus Greifswald, dem letzten Orte, den ſie in Pommern noch inne hatten, zu vertreiben. Darauf ſäuberte er Meklenburg, bis auf Roſtokk, Wismar und Dömitz vom Feinde, führte die vertriebenen Herzoge, unter dem Geläute aller Glokken und dem jauchzenden Jubelrufe des Volkes wieder nach Güſtrow, in die Burg ihrer Väter ein, und drängte Ferdinands Kriegsſchaaren aus den Marken vollends über die Elbe, und bis auf Gardeleben, auch aus der Altmark. Bei Werben bezog er ein wohlbefeſtigtes Lager, und ſchien hier, gegen alle Angriffe der Kaiſerlichen hinreichend geſichert, den Entſchluſſ Sachſens abwarten zu wollen. Der tapfere Pappenheim, ja Tilly ſelbſt verſuchten es, den König aus ſeiner ſtarken Stellung zu vertreiben — doch vergebens.

Nach dem Falle Magdeburgs hatte ſich der alte katholiſche Feldherr zuerſt nach Thüringen gewandt, um den Herzog von Weimar zu züchtigen, der ſeine Anhänglichkeit an Schweden und ſeine Thätigkeit bei dem Leipziger Bunde klar genug zu Tage gelegt hatte. Sodann zog er gegen Heſſen. Der wakkere Landgraf, von ihm aufgefodert, ſich zu erklären, ob er Freund

oder Feind ſein, auch kaiſerliches Volk in ſeine Feſten einnehmen, die eigene Kriegsmacht entlaſſen und Geld zum Unterhalte des kaiſerlichen Heeres zahlen wollte, hatte ritterlich und kühn darauf erwidert: er ſei weder Freund noch Feind. Wolle man ihn angreifen, ſo werde man ihn gerüſtet finden und wenn es dem kaiſerlichen Feldherrn an Geld und Unterhalt mangele, ſo möge er nach München gehn, wo er in reichem Maße Alles finden werde, deſſen er bedürfe. Solchen Trotz gedachte Tilly hart zu ſtrafen, und ſchon war er nicht mehr fern von Kaſſel, als Pappenheims Boten, die ihm meldeten, Guſtav Adolf habe die Elbe überſchritten, ihn zum Rükkzuge nöthigten, um den Schweden die Spitze zu bieten. Aber alles Glükk ſchien ihn verlaſſen zu haben. In keinem der kleinen Gefechte, durch die er den Schwedenkönig über die Elbe zu treiben ſuchte, blieb er Sieger und eben ſo wenig gelang es ihm, den nordiſchen Helden aus ſeiner feſten Stellung bei Werben zu vertreiben.

Inzwiſchen berief der Kaiſer das Kriegsvolk, welches er nach Italien entſandt, zum Kampfe auf deutſchen Boden zurükk und während dieſe Schaaren die Stände des Leipziger Bundes in Süd-Deutſchland zur Unterwerfung zwangen, foderte Tilly den Kurfürſten von Sachſen in ſehr gemeſſenen Worten auf, alle Kriegsrüſtungen einzuſtellen und ſich dem Kaiſer durch Entrichtung von Kriegsſteuern und Lieferungen, ſo wie durch Geſtattung des freien Durchzuges für das kaiſerliche Heer, hold und gewärtig zu zeigen, „widrigenfalls man die Folgen ſeines Ungehorſams ſich ſelbſt werde zuzuſchreiben haben.“ Vergebens berief ſich Johann George, in einer ſchriftlichen Vertheidigung, auf die Verfaſſung des Reiches, die den Fürſten Bündniſſe zur Vertheidigung ihrer Rechte noch nimmer unterſagt habe. — Tilly brach verheerend und plündernd in Sachſen ein, beſetzte eine Menge wichtiger Städte, ſchrieb allenthalben ſtarke Kriegsſteuern aus und bedrohte den Kurfürſten mit dem Schikkſale Friedrichs von der Pfalz. Da warf Johann George ſich verzweiflungsvoll dem ſchwer beargwöhnten und lange verſchmähten Schwedenkönige in die Arme und flehte um Hilfe. Sachſen war nicht ſchutzlos, wie einſt die Mark. Mehr als 20,000 „gutgekleidete und ſchöne Leute

von Anſehn", wie Guſtav Adolf bezeugt, ſtanden unter Arnims Befehl zur Vertheidigung des Landes bereit. Aber freilich war dieſe Macht nicht hinreichend, um den weit überlegenen Schaaren Tillys mit einiger Hoffnung auf günſtigen Erfolg, die Spitze zu bieten. Doch mit den Schweden vereinigt, waren ſie dem Feinde vollkommen gewachſen.

Guſtav Adolf aber, um das lange Schwanken und Zaudern des Kurfürſten einigermaßen zu beſtrafen, nahm den Hilfe ſuchenden Anfangs nicht ſogleich mit offenen Armen auf. Er ſtellte harte Bedingungen für ſeinen Beiſtand, verlangte die Stadt Wittenberg, große Kriegsſteuer und den älteſten Sohn des Kurfürſten als Geiſel. Als aber Johann George nicht nur bereitwillig alle dieſe Bedingungen annahm, ſondern ihm das ganze Land und ſeine ganze Familie als Bürgſchaft ſeiner Treue antrug — da ließ Guſtav Adolfs edle Seele, durch ſo viel Zutrauen gerührt, alle ſeine Foderungen fallen und verlangte nichts weiter, als einen einmonatlichen Sold für ſeine Krieger. Das Bündniſſ zwiſchen Schweden und Sachſen ward geſchloſſen und der König brach von Werben auf, um ſich mit dem ſächſiſchen Heere zu vereinigen.

Mittlerweile hatte Tilly ſich vor Leipzig gelegt und die Stadt durch Feuerkugeln dermaßen geängſtiget, daſſ ſie ſich ihm ergeben muſſte. Im Lager der Verbündeten ward Kriegsrath gehalten, ob man ſogleich eine Schlacht wagen ſollte oder nicht. Guſtav Adolf ſtellte ſich, als ſtimmte er nicht dafür. Es ſtünden nicht weniger als eine Krone und zwei Kurhüte auf dem Spiele, gab er zu bedenken. Aber Johann George war durch das Unglükk ſeines Landes ſo in Eifer gebracht, daſſ er verſicherte, wenn der König Bedenken trüge, ſo wolle er allein den Feind angreifen. Solcher Eifer gefiel dem nordiſchen Helden und zufrieden rief er aus: „Nein, nein Herr Kurfürſt, Ihr werdet nicht allein fechten, die Schweden werden mit Euch ziehen!" —

Es war am 7. Herbſtmonds als auf Leipzigs Ebenen über das Geſchikk Deutſchlands und der evangeliſchen Kirche in blutiger Schlacht entſchieden wurde. An Streiterzahl waren die beiden kämpfenden Heere ſich ziemlich gleich. Die beiden größ-

ten Feldherren ihrer Zeit ſtanden ſich gegenüber. Der eine vielleicht reicher an Erfahrung, und des Sieges auf deutſchem Boden ſeit vielen Jahren gewohnt; der andere dagegen rüſtiger an Kraft und voll hochfliegender Begeiſterung — ein ſiebenzigjähriger Greis und ein Mann in der friſcheſten Blüte des Lebens. Als ein Gottesurtheil erwarteten beide den Ausgang des Kampfes, jener von der Unfehlbarkeit und Heiligkeit der päbſtlichen Kirche eben ſo überzeugt, als dieſer von der heiligen Sache des freien Glaubens durchdrungen. Dort hallte das Feldgeſchrei: „Jeſus Maria!" hier ſprach die gläubige Zuverſicht in dem Rufe: „Gott mit uns!" ſich aus. — Guſtav, der unerprobten ſächſiſchen Tapferkeit nicht allzuviel trauend, hatte Sorge getragen, die beiden verbündeten Heere nicht durch einander gemiſcht, ſondern jedes für ſich, aufzuſtellen. Seine Vorſicht wurde durch den Verlauf der Schlacht gerechtfertigt. Denn die Sachſen nebſt ihrem Kurfürſten, deſſen entſchloſſene Kühnheit ſich in der entſcheidenden Stunde ſchnell wieder in bange Zaghaftigkeit verwandelte, hielten dem Angriffe der Kaiſerlichen nicht Stand, ſondern verließen in eiliger Flucht das Schlachtfeld. Nur wenige Abtheilungen blieben zurükk und wurden von Arnim dem Könige zugeführt. Doch als Bürge für Deutſchlands edle Kraft, als Vertreter deutſcher Ehre und Tapferkeit, focht in des Königes Heere der junge Herzog Bernhard von Weimar und ſeine Thaten ließen ahnen, welch ein Held dem deutſchen Lande in dieſem Fürſten erſtanden ſei. — — Das Gottesurtheil war geſprochen, Tilly geſchlagen, der Sieg Guſtav Adolfs aufs Glänzendſte entſchieden. Der alte Feldherr mit Wunden bedekkt, entging nur mit Mühe dem Tode oder der Gefangenſchaft und wurde nach Halle gerettet. Pappenheim war der letzte auf dem vorlornen Schlachtfelde und erſchlug mit eigener Fauſt noch weichend zehn Feinde. — Guſtav aber dankte Gott knieend auf der blutigen Wahlſtatt für den großen Sieg, der die Fortdauer des Lichtes und der Freiheit auf dem Gebiete der Kirche unzweifelhaft verbürgte.

Wie groß auch die Niedergeſchlagenheit geweſen war, die Magdeburgs Schikkſal unter den Proteſtanten verbreitet hatte:

der herrliche Sieg von Leipzig richtete Hoffnung und Vertrauen wieder empor und ward mit dem freudigſten Jubel begrüßt. Die Schmach für Deutſchland, die in dieſem Siege lag, die Schmach, daſſ es eines fremden Fürſten bedurfte, um Deutſchland gegen die gewaltthätigen Eingriffe ſeines eigenen Kaiſers zu ſchützen und das vernichtete Gleichgewicht der beiden Religionsparteien wiederherzuſtellen; daſſ es unter den mächtigern Fürſten des Vaterlandes nicht Einen gab, der es mit der gemeinſamen Sache ſo aufrichtig meinte, als Guſtav Adolf: dieſe Schmach überſah man und freute ſich nur der wunderbaren Hilfe, die Gott zur Zeit der Noth geſendet. Doch überſah die Eiferſucht der Fürſten es keineswegs, daſſ der Schwede ſeine Macht auf deutſchem Boden leicht für immer feſtſtellen und ihnen am Ende gar noch gefährlicher werden könnte, als der Kaiſer ſelbſt. Der Schutz ſeines tapfern Armes war ihnen willkommen; aber ihnen war bange vor dem Preiſe, den der Sieger für ſeinen Beiſtand verlangen möchte. Gern hätten ſie ihn, wenn nur irgend ein erträglicher Friede mit dem Kaiſer zu erlangen war, gleich wieder heimgeſchikkt, um ihn, wenn es etwa einmal wieder Noth thäte, zum heilſamen Schrekken für die katholiſche Partei, aufs Neue herbeizurufen. Doch Guſtav Adolf war nicht der Mann, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, oder ſich ſchwachmüthig zu einem Schrekkgeſpenſte gebrauchen zu laſſen, das man, nach Belieben, heraufbeſchwören und wieder verſchwinden laſſen könnte. Man ſagt, er ſei, nach dem Siege bei Leipzig, mit dem großen Gedanken umgegangen, die deutſche Kaiſerkrone auf ſein eigenes Haupt zu ſetzen und der Kurfürſt von Sachſen ſelbſt ſoll es geweſen ſein, der ihn durch ſeine Verheißungen in dieſem Plane beſtärkte. Denn dieſer Fürſt, der die blutige Wahlſtatt von Leipzig ſo ruhmlos verlaſſen hatte, war durch die nimmer gehoffte Siegesbotſchaft ſo berauſcht, und durch die Großmuth, mit welcher Guſtav Adolf, ſtatt ihm Vorwürfe über ſeine Feigheit zu machen, ihm dafür dankte, daſſ er auf die Schlacht gedrungen, ſo beſchämt, daſſ er dem heldenmüthigen Könige unfehlbar gleich ſelbſt die Kaiſerkrone aufgeſetzt haben würde, wenn dieſes in ſeiner Macht geſtanden hätte.

Gewiſſ iſt es, daſſ Guſtav Adolfs nachfolgende Schritte und ſein ganzes Benehmen in Deutſchland, kaum einen Zweifel über ſein Streben nach der höchſten Erdenkrone geſtatten. Und welch ein Seegen für das herrliche deutſche Land, welch ein unberechenbarer Gewinn für das große, des höchſten Aufſchwunges fähige deutſche Volk, das immer nur durch ſeine traurige Reichsverfaſſung daran gehindert worden iſt, das erſte Volk der Erde zu ſein, daraus hervorgegangen wäre, wie viel beſſer, ruhmvoller und lichtheller ſich Alles geſtaltet haben müſſte, wenn ſtatt des mönchiſchen Ferdinands der erleuchtete, edle Guſtav Adolf die oberſte Leitung des Vaterlandes in ſeine Hände bekommen hätte: wer könnte daran zweifeln? — Wollte man aber dagegen einwenden, daſſ es ſich mit Deutſchlands Ehre und Verfaſſung nimmer vertragen durfte, einen Fremden auf dem Kaiſerthrone zu ſehen: ſo reiht eine Erinnerung an die Wahl Richard's von Kornwall und Alfons von Caſtilien, oder an Karl (V.) von Spanien hin, dieſen Einwand zu widerlegen. Empfand es Deutſchland nicht als Schmach, ſich durch einen Fremden aus der Zwingherrſchaft Oeſterreichs erlöſen zu laſſen, ſo durfte es noch weniger eine Schande darin ſehen, den Retter des Vaterlandes als Herrſcher zu begrüßen. Denn nicht der Ort der Geburt allein verleiht das Eingeburtrecht. Verdienſt gilt mehr als Geburt. Auch Napoleon war nicht in Frankreich geboren. Wahrhaft lächerlich aber iſt die Befürchtung, als hätte Deutſchland jemals von Schweden abhängig werden können. Welch ein Vergleich: Deutſchland und Schweden! — Und iſt denn Deutſchland ſpaniſche Provinz geworden, weil Karl V. König von Spanien war? —

Die Folgen des Sieges von Leipzig waren ungeheuer. Zertrümmert lag des Kaiſers und des katholiſchen Bundes Streitmacht im Staube, die gefürchtete Macht, die ſeit länger als zehn Jahren mit übermüthiger Willkühr über Deutſchland geboten hatte. Tilly und Pappenheim gingen nach Weſtfalen, um die zerſtreuten kaiſerlichen Schaaren aus Thüringen, Niederſachſen und Heſſen an ſich zu ziehen. Der Weg in die kaiſerlichen Erblande lag dem Sieger offen und Schrekken erfüllte die Hof=

burg zu Wien, als die Nachricht von der Niederlage des unüberwindlich geglaubten Tilly hier eintraf. In der That war des Kaiſers Lage jetzt nicht viel beſſer, als die Lage Friedrichs von der Pfalz nach der Schlacht bei Prag. Hätte Guſtav Adolf, dem die kleineren proteſtantiſchen Fürſten ſich jetzt unbedingt anſchloſſen und den das proteſtantiſche Volk in allen deutſchen Landen wie einen Engel Gottes betrachtete, hätte er ſeinen Weg geradezu auf Wien gerichtet und die öſterreichiſchen Lande durchzogen, wo die unterdrükkte Religionsfreiheit nur auf ſein Erſcheinen wartete, um die Arme für ihn zu bewaffnen: in wenigen Monden vielleicht wäre dieſer unheilvolle Krieg beendet geweſen. Aber ſei es nun, daſſ die Befürchtung, der katholiſche Bund möchte leicht alle Früchte des Sieges vereiteln, wenn man nicht eilte, dieſe gefährliche Macht in ihren Quellen zu vernichten, oder daſſ der Gedanke an die Kaiſerkrone, oder noch andre wichtige Ueberlegungen Guſtav's Entwürfe leiteten: genug, er ordnete den Plan des ferneren Feldzuges dergeſtalt, daſſ er es dem ſächſiſchen Heere unter Arnims Anführung überließ, ſich durch Böhmen einen Weg in die übrigen öſterreichiſchen Lande zu bahnen, indem er ſelbſt durch Thüringen und Franken nach Baiern und an den Rhein vorzudringen beſchloſſ, um die Macht des katholiſchen Bundes zu ſprengen und den ſüddeutſchen Proteſtanten Luft zu verſchaffen. Gelang dieſer Plan, ſo muſſte in kurzer Zeit das Schikkſal des Reiches in der Hand des Königs liegen. Oxenſtjerna machte Gegenvorſtellungen, aber Guſtav Adolf beharrte auf ſeinem Willen.

Es liegt außer dem Zwekke dieſer Darſtellung, den nordiſchen Helden auf ſeinem Zuge zu begleiten. Im unaufhaltſamen Siegesfluge drang er gegen den Rhein vor und ſchon am 27. Reifmonds ſah ihn Frankfurt, die alte Krönungſtadt der deutſchen Könige, ſiegprangend in ihre Mauern ziehn. Hin und wieder hatte er ſich auf ſeinem Zuge — wie zu Würzburg — huldigen laſſen. In Frankfurt kam der unglükkliche Friedrich V. von der Pfalz zu ihm, um ſeinen Schutz zu erbitten. Auch engliſche Geſandte verlangten, im Namen ihres Königes, die Einſetzung des vertriebenen Fürſten in ſeine Erblande. Wohl-

wollend und mit Rührung nahm Guſtav Adolf den Bittenden auf, doch nur unter der Bedingung, daſſ Engelland mit ihm ein Bündniſſ ſchließen und ihn mit 12,000 Kriegern unterſtützen würde, wollte er ſich verpflichten, dem verdrängten Kurfürſten zum Wiederbeſitze ſeiner Lande zu verhelfen. Im Chriſtmonde ſetzte er bei Oppenheim über den Rhein und hielt am 23. ſeinen Einzug in das bezwungene Mainz. Während deſſen befreite der Landgraf Wilhelm von Heſſen die Wetterau von den Kaiſerlichen und von Mannheim bis Ulm in Schwaben ſtanden die ſchwediſchen Banner aufgerichtet. Im Weſtfäliſchen focht Bernhard von Weimar mit Glükk gegen Tilly's Schaaren.

Mittlerweile hatte auch Arnim die ihm zugetheilte Rolle mit dem Einbruche in Böhmen eröffnet. Mit leichter Mühe gewann er des Landes Hauptſtadt, ſchlug die kaiſerlichen Heerhaufen zurükk und drang bis Eger vor. Da begann dem Kaiſer doch bange zu werden. Wer ſollte das Ungewitter beſchwören, das von allen Seiten gegen ihn heranzog? Der einzige, der dieß vermocht hätte, war mit Undank belohnt und es ſchien mindeſtens zweifelhaft, ob der ſtolze, trotzige Geiſt ſich wieder für den Dienſt Ferdinands würde gewinnen laſſen. Wallenſtein hatte, ſeit ſeiner Entſetzung, theils in ſeinem Herzogthume Friedland, theils zu Prag gelebt und ſich mit einem wahrhaft königlichen Glanze umgeben. Er baute Schlöſſer, legte prachtvolle Gärten an und ſchien über die ſeegnenden Beſchäfftigungen des Friedens, ganz und gar die hochſtrebenden Plane ſeines Ehrgeizes vergeſſen zu haben. So bekleidet ſich ein feuerſpeiender Berg mit blühenden Gefilden und prangenden Gärten, während tief in ſeinem Innern die flammende Gährung wühlt, die über kurz oder lang ſich wieder in verheerenden Feuerſtrömen entladet. Wallenſtein mochte vielleicht dem Kaiſer nicht zürnen, da er ja wohl wuſſte, daſſ dieſer nur gezwungen in ſeine Abſetzung gewilligt hatte, und Ferdinand ſelbſt wuſſte die außerordentlichen Gaben des großen Mannes genug zu würdigen, um ihm fortwährend Beweiſe ſeines Vertrauens und ſeiner Achtung zu geben. So ward der Friedländer von ihm beauftragt, mit Dänemark zu unterhandeln, um dieſe Macht von einer Verbindung

mit Schweden zurükkzuhalten, und als die Sachſen ſich der böhmiſchen Gränze nahten, muſſte er, auf des Kaiſers Wunſch, mit Arnim in Unterhandlung treten, um wo möglich Sachſen zum Frieden zu bewegen. Man erwartete viel von Arnims Anhänglichkeit an ſeinen frühern Feldherrn. Auch iſt kaum zu leugnen, daſſ es den Sachſen mit dem Kriege kein rechter Ernſt war. Johann George wollte den Kaiſer ſo viel als möglich ſchonen, um ſich die Gnadenthür offen zu erhalten. Für jetzt aber führten die Unterhandlungen, ungeachtet einer perſönlichen Zuſammenkunft Arnims mit Wallenſtein, zu keinem weitern Erfolge, als daſſ ſie die kriegeriſchen Unternehmungen der Sachſen verzögerten. — Deſſenungeachtet empfand der ſtolze Friedländer gewiſſ eine große Freude, als er die offenbare Bedrängniſſ des Kaiſers ſah. Er fühlte es, jetzt habe ſein Geſtirn die heißerſehnte Stunde heraufgeführt, wo man ihn als rettenden Geiſt in der Noth werde anrufen müſſen, und je ſehnlicher ſein Ehrgeiz auf dieſe Stunde der glänzenden Befriedigung gewartet hatte, um deſto gleichgiltiger und zurükkhaltender bewies er ſich. — Als Arnim ſich Prag näherte und man hier in großer Verlegenheit ſchwebte, was zu thun ſei, da das kaiſerliche Kriegsvolk unter Gallas, zu einem ernſtlichen Widerſtande zu ſchwach war, fragte man den Herzog von Friedland um ſeinen Rath. „Ich habe hier Niemanden Befehle zu ertheilen", war ſeine kurze Antwort, und alsbald brach er von Prag auf, um ſich nach Mähren zu begeben, wohin er ſeine Gemalin bereits vorausgeſchikkt hatte.

Inzwiſchen hatte die wachſende Gefahr das Verlangen nach Wallenſteins Wiedereinſetzung geſteigert und die Freunde des Herzogs wuſſten geſchikkt alle Bedenklichkeiten der Gegner desſelben zu beſiegen. Ferdinands Wunſch war es längſt, den außerordentlichen Mann wieder an der Spitze eines mächtigen Heeres zu ſehen. So ſandte er den Herrn von Queſtenberg und ſpäterhin den Fürſten von Eggenberg zu ihm und bot ihm den Feldherrnſtab, den er ſo rühmlich geführt, aufs Neue an. Der ſtolze Mann entſchuldigte ſich mit dem Zipperlein und der Kaiſer vernahm ſeine Weigerung mit „hochbeſtürztem Gemüth" und ſchrieb ihm ein „Handbriefl". „Er möchte ihn gern verſchonen",

äußerte er, „da aber die Gefahr immer dringender werde, ſo begehre er gnädigſt, der Herzog möge mit ſeinen Räthen zuſammenkommen, in Hoffnung, er werde ihn in dieſer Noth nicht verlaſſen.“ — Aber auch jetzt noch beharrte Wallenſtein auf ſeiner Weigerung und verſtand ſich endlich nur zu dem Erbieten, dem Kaiſer binnen drei Monden ein neues Kriegsheer zu ſchaffen. Kaum ertönte der bekannte Klang der friedländiſchen Werbetrommeln, als Tauſende, theils alter, theils neuer Soldaten herbeiſtrömten, um ſich wieder unter die Fahnen des Außerordentlichen zu reihen. Aber nur Wallenſtein ſelbſt konnte dieſe Schaaren führen, die der Zauber ſeines Namens herbeigelokkt hatte. Das erkannte der Kaiſer und war daher zu jeder Bedingung bereit, die der beleidigte Stolz des Fürſten etwa vorſchreiben möchte. Und in der That, man muſſte es zuletzt in Wien als eine große Gefälligkeit ſchätzen, daſſ der Friedländer endlich den dringenden Auffoderungen des Kaiſers nachgab. Zwar hat wol noch nie ein Feldherr ſeinem Beherrſcher ſtolzere und ausſchweifendere Bedingungen vorgeſchrieben; aber man hätte gewiſſ auch noch mehr genehmiget, wenn Wallenſtein mehr gefodert hätte. „Der Herzog ſolle Oberfeldherr des Kaiſers, des Hauſes Oeſterreich und der Krone Spanien, mit ſo unbedingter und unumſchränkter Vollmacht ſein, daſſ der Kaiſer ſelbſt ſich niemals perſönlich beim Heere einfinden, noch weniger jemals den Oberbefehl über dasſelbe übernehmen dürfe. Zur Sicherheit einer ordentlichen Belohnung ſolle dem Feldherrn ein öſterreichiſches Erbland, zu einer außerordentlichen die Oberlehenhoheit über eins der eroberten Länder ertheilt werden. Das Recht, Güter einzuziehen oder zu begnadigen, ſolle ihm ohne Einſchränkung übertragen werden, weil der Kaiſer gar zu mild im Begnadigen ſei und in dem künftigen Frieden ſolle ihm Meklenburg wieder eingeräumt werden.“ So lauteten die Bedingungen unter denen Wallenſtein ſich zur Uebernahme des Oberfeldherrnſtabes bereit erklärte, geſetzt daſſ der Kaiſer alle Koſten des Krieges ſelbſt tragen und ihm die öſterreichiſchen Erblande, im Falle der Noth, zum Rükkzuge immer offen halten wolle.

Ferdinand bewilligte Alles und in der Mitte des Wandel-

monds (1632) ſtand Wallenſtein, mit erhöhter Macht, wieder an demſelben Platze, von welchem die Eiferſucht und der Haſſ der Fürſten, vornehmlich des Baiernherzogs, ihn verdrängt hatten. Mit der Rükkeroberung Böhmens begann er die neue Laufbahn und der Blütenmond war noch nicht völlig zu Ende, als er dieſes Land bereits gänzlich von den Sachſen geſäubert hatte.

Mittlerweile hatte auch Guſtav Adolf in ſeinem Siegeslaufe nicht ſtille geſtanden. Indeſſen nöthigte ihn Tilly, der im Winter wieder neue Kräfte und ein neues Heer geſammelt hatte, ſich vom Rheinſtrome zurükk nach Franken zu wenden. Am Oberrheine den Pfalzgrafen Chriſtian von Birkenfeld, am Niederrheine den tapfern Herzog Bernhard von Weimar zurükklaſſend, brach er ſelbſt im Beginne des Lenzmondes (1632) von Mainz auf, um Tilly's Fortſchritten in Franken zu begegnen. Mit unendlichem Jubel begrüßte die ehrwürdige Reichsſtadt Nürnberg, „das Auge Deutſchlands“, wie der König ſie nannte, den hochherzigen Retter der Glaubensfreiheit in ihren Mauern. Von hier aus richtete der Held ſeinen Weg nach Baiern, wohin Tilly ihm vorausgegangen war. Den alten Feldherrn ereilte ſein Geſchikk, als Guſtav Adolf ihm gegenüber, bei Rain ſich den Uebergang über den Lech erzwang. Von einer Stükk-kugel tödtlich am Kniee verwundet (5. Wandelmonds), endete der raſtloſe Vertheidiger der römiſchen Kirche, zu Ingolſtadt, im dreiundſiebzigſten Jahre ſeines Alters. Seit Magdeburgs Zerſtörung hatte ihn das Glükk verlaſſen, das ihm bis dahin unverändert treu geblieben war. Es ſchien, als ob die Rachegeiſter der ſchuldlos Gewürgten ihm den Lorbeerkranz von ſeinen blutbeſpritzten grauen Lokken geriſſen hätten.

Nach dieſem Siege zog Guſtav Adolf in Augsburg ein und ließ ſich von dieſer freien Reichſtadt huldigen. Dann belagerte er den Kurfürſten Maximilian vergebens in dem ſtarkbefeſtigten Ingolſtadt, und hielt darauf am 7. Blütenmonds ſeinen Einzug in München, um dieſelbe Zeit, als Wallenſtein ſich den Eingang in Prag eröffnete. „Ihr habt es gut gemacht“ ſprach er zu den Abgeordneten der Stadt, die ihm, um Schonung flehend, mit den Thorſchlüſſeln entgegenkamen; „eure Unterwerfung entwaff-

net mich. Mit Recht hätte ich Magdeburgs Unglükk an eurer Stadt rächen können. Doch fürchtet nichts! Euer Haab' und Gut, eure Weiber und Kinder, ja ſelbſt eure Religion ſoll unangetaſtet bleiben. Geht in Frieden! mein Wort gilt mehr, als alle Verträge von der Welt." Und das königliche Wort ward ſtrenge gehalten, obgleich es nicht an Rathgebern fehlte, die unchriſtlich genug an dem erzkatholiſchen München für Magdeburg Rache foderten. Guſtav Adolf hat ſeinen reinen Siegeskranz nicht entweiht.

Jetzt war der Augenblikk der glänzendſten Genugthuung für den Friedländer erſchienen, der Augenblikk, wo die äußerſte Gefahr ſeinen ſtolzen Gegner, den Kurfürſten von Baiern zwang, ſich vor ihm zu demüthigen und ihn um Beiſtand zu bitten. Wallenſtein eilte eben nicht mit ſeiner Hilfe und der Kurfürſt muſſte ſich bequemen ſelbſt zu ihm nach Eger zu kommen. Indeſſen hemmte die Uebereinkunft der beiden feindlichen Kriegsfürſten Guſtav Adolfs Siegeslauf in Baiern. Er ſah ſich genöthigt, dieſes Land zu verlaſſen und nach Franken zurükkzukehren, um dem vereinigten Heere des Kaiſers und der Liga entgegenzutreten, das zuſammen 50,000 Streiter zählte. Der König hatte nur 18,800 Schweden bei ſich, mit denen er einen Angriff auf die Uebermacht nicht wagen durfte. Er befeſtigte ein Lager bei Nürnberg (6. Sommermonds 1632) und zog eilig alle zerſtreuten Heerhaufen der Bundesgenoſſen und des eigenen Volkes an ſich. Da muſſte auch der Herzog Bernhard von Weimar voll Unmuth von ſeinem Siegesfluge ablaſſen, der ihn bereits bis nach Tyrol getragen hatte.

Mittlerweile war Wallenſtein mit ſeiner ganzen Macht herbeigekommen und bezog, dem Könige gegenüber, ein ungemein ſtarkbefeſtigtes Lager auf dem Altenberge. So ſtanden die beiden großen Heerführer drittehalb Monden lang ſich gegenüber, einer den andern belagernd. Wallenſtein, obwol anfänglich an Streiterzahl bei weitem überlegen, wagte gleichwol keinen Angriff. Es ſchien, als ſcheute er ſich, ſeinen Ruhm in offener Feldſchlacht auf das Spiel zu ſetzen. Vielmehr machte er Friedensvorſchläge und hoffte entweder durch dieſe, oder durch

Ueberflügelung und Einſchließung des ſchwediſchen Heeres, zum Ziele zu kommen. Guſtav Adolf dagegen hatte kaum die erwarteten Verſtärkungen an ſich gezogen, durch die er ſich den Schaaren der Feinde mehr als hinreichend gewachſen ſah, als er ſehnlichſt eine offene Feldſchlacht wünſchte. Es ſollte der letzte Wurf in dieſem langen, blutigen Spiele ſein. Unterlag Wallenſtein, ſo gab es keinen Feind mehr zu bezwingen und Oeſterreichs Macht war gebrochen. Aber der kluge, tiefblikkende Friedländer, ließ ſich nicht verlokken, von ſeinen wohlbefeſtigten Höhen in die Ebene herabzuſteigen. Da brach dem nordiſchen Helden die Geduld und er führte ſeine Schaaren zum Sturme gegen Wallenſteins Lager (24. Aerndtemonds). Doch vergebens blieben alle Anſtrengungen der kühnſten Tapferkeit. Bis in die Nacht hinein tobte das Gefecht; ſchon waren die Deutſchen von dem Herzoge Bernhard geführt, bis in das kaiſerliche Lager vorgedrungen: — ſie mußten wieder zurükkweichen und felſenfeſt ſtand der Friedländer in ſeinen Verſchanzungen. Guſtav Adolf ſah ſich gezwungen, in ſein Lager zurükkzukehren.

Noch vierzehn Tage lang ſtand er hier und wartete, ob der einbrechende Hunger den Feind zum Kampfe zwingen möchte. Denn bereits hatten beide Heere durch Krankheiten und Mangel am Nothdürftigſten viel zu leiden. Als aber Wallenſtein unbeweglich blieb, brach der Schwede zuerſt auf (8. Herbſtmonds) und zog unangefochten, unter Trommelſchall und Trompetenklang an dem Feinde vorüber, ſeine Richtung wieder gegen Baiern nehmend. Den Herzog Bernhard ließ er zum Schutze Sachſens zurükk.

Wallenſtein dachte an keine Verfolgung und ließ ihn ruhig ziehen. Sein Plan war es vielmehr, Sachſen von dem Bunde mit Schweden gewaltſam loszureißen. Demnach wandte er ſich gegen dieſes Land und brach unter furchtbaren Verheerungen über die Gränzen desſelben. Sachſen lag wehrlos offen. Denn Arnim war mit der Kriegsmacht des Landes ſchon im Sommermonde nach Schleſien gezogen, um die Kaiſerlichen von hier zu vertreiben. Mit ihm vereint wirkten ein brandenburgiſcher Heerhaufen unter dem Oberſten von Burgsdorf und Schweden

unter dem Grafen Thurn und dem Oberſten Teufel, und ihr Erfolg wäre gewiſſ vollkommen geweſen, wenn nicht Eiferſucht und Argwohn die verbündeten Heerführer entzweit hätten. — Der Kurfürſt Johann George war jeꝛt in derſelben dringenden Noth, als vor der Schlacht bei Leipzig und wie damals ſandte er Boten auf Boten an den Schwedenkönig und an den Herzog Bernhard, um ſchleunige Hilfe bittend. Das zweideutige Benehmen, weder kalt noch warm, welches er ſeither gegen Schweden beobachtet, hätte einen minder großmüthigen Geiſt, als Guſtav Adolf, vielleicht bewogen, ihn ſeinem Schikkſale zu überlaſſen. Nicht ſo dachte der Held des Nordens, obgleich es nicht zu leugnen iſt, daſſ mit ſeiner Großmuth die Klugheit Hand in Hand ging. Denn muſſte er nicht fürchten, wenn es dem kaiſerlichen Feldherrn gelang, Sachſen zum Frieden zu zwingen, von Brandenburg und Pommern gänzlich abgeſchnitten zu werden? Ueberdieß konnte auch das kleine Heer Bernhards von Weimar, leicht zwiſchen Pappenheims und Wallenſteins Schaaren in die äußerſte Bedrängniſſ gerathen, aus welcher ſelbſt dem ausgezeichneten Feldherrngeiſte des deutſchen Helden kein rettender Weg mehr offen geſtanden hätte. Guſtav Adolf zauderte nicht. Raſch war er mit ſeinen Schaaren in Sachſen und führte ſie dem kaiſerlichen Feldherrn entgegen, der mit ſeiner Macht bei Lützen und Merſeburg ſtand. Hier ward am 6. Reifmonds 1632 jene blutige Schlacht geſchlagen, in welcher Guſtav Adolf den Heldentod ſtarb. Der König war an der Spitze ſeiner ſmaländiſchen Reiter zu kühn gegen Pappenheims Schaaren vorgedrungen und durch ſein kurzes Geſicht irre geleitet, mitten unter die Feinde gerathen. Mit neun Wunden bedekkt und von den Huftritten der Roſſe bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, ward ſein Leichnam aufgefunden. Der Herzog Bernhard von Weimar vollendete den Sieg und rächte den Tod des großen Königes. Auch Pappenheim empfing in dieſer Schlacht die Todeswunde. Wallenſtein muſſte nach Böhmen zurükkweichen; doch der Tod des Königes, den er noch vor dem Ausgange des Kampfes erfuhr, war ihm ein höherer Triumpf, als wenn er den glänzendſten Sieg erfochten hätte.

Seit Magdeburgs Zerſtörung hatte keine Nachricht das evangeliſche Deutſchland ſo tief erſchüttert und betrübt, als die Trauerpoſt von Guſtav Adolfs Tode! Mit faſt abgöttiſcher Verehrung hing das Volk an dem großen, edeln Könige, der, ein rettender Engel mit dem Schwerte Gottes bewaffnet, ganz Deutſchland ſiegreich durchzogen und die zerſchmetterten Hoffnungen der Freigläubigen glänzend wieder emporgerichtet hatte. Als er zur Lützner Schlacht heranzog, da umdrängte ihn zu Naumburg das Volk, um nur ſeine Stiefeln, ja nur ſein Roſſ zu küſſen. Solche Verehrung dünkte dem frommen Fürſten Gotteslāſterung. „Unſre Sachen ſtehen gut" äußerte er gegen ſeinen Hofprediger, aber ich fürchte, Gott werde mich wegen der Thorheit des Volkes ſtrafen. Denn hat es nicht das Anſehn, daſſ dieſe Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? — Gott könnte ihnen leicht beweiſen, daſſ ich nichts, als ein ſchwacher, ſterblicher Menſch ſei." — Ach, die trübe Ahnung war in Erfüllung gegangen! — Doch wie heiß auch um ihn die Thräne floſſ, wie bange auch die Trauer um den Retter und Beſchützer von einem Ende Deutſchlands zum andern hallte: ſein Loos war hehr und herrlich wie ſein Leben. Denn die Geſchichte kennt nichts Höheres, als den Heldentod für ein heiliges Werk. Guſtav Adolf hatte die Rettung des freien Glaubens mit ſeinem Blute beſiegelt und der einfache Stein, welcher die Stelle bezeichnete, wo er den Tod fand, iſt bis auf die ſpäteſte Zeit herab für jedes Herz, welches echte Größe zu empfinden vermag, ein Heiligthum geblieben, und die dankbare Nachwelt hat dem geweihten Orte ein würdigeres Denkmal beigefügt.

Eine ſeltſame Fügung wollte es, daſſ der unglükkliche Friedrich von der Pfalz, einſt König von Böhmen, den nordiſchen Helden nur um wenige Tage überlebte. Er endete zu Mainz, am 19. Reifmonds ſeine ruhmloſe Laufbahn. Welch ein Gegenſatz zwiſchen dieſen Fürſten, die beide dem Kurfürſten George Wilhelm von Brandenburg ſo enge verſchwägert waren! —

Zwanzigſtes Kapitel.

Die evangeliſchen Stände nach Guſtav Adolfs Tode — Heilbronner Bündniſſ — George Wilhelms Verhältniſſ zu Schweden — Tod Siegmunds III. von Polen und erneute Belehnung des Kurfürſten mit Preußen. — Fortgang des Krieges in Deutſchland — das brandenburgiſch-ſächſiſche Heer in Schleſien. — Wallenſteins zweideutiges Benehmen. — Schleſiens Schikkſal. — Die Mark wird Schauplatz des Krieges. — Wallenſteins Fall. — Sachſen tritt vom Bündniſſe mit Schweden. — Schlacht bei Nördlingen. — Der Prager Friede. — Auch George Wilhelm nimmt den Prager Frieden an. — Schwarzenbergs wiederhergeſtellter Einfluſſ. — Der Waffenſtillſtand zwiſchen Schweden und Polen wird zu Stumsdorf auf 26 Jahre verlängert. — Jammervoller Zuſtand der brandenburgiſchen Marken. — Schlacht ber Wittſtokk. — Wahl Ferdinands III. zum römiſchen Könige. — Der Kaiſer ſtirbt. — Tod des Herzogs Boguslav von Pommern — vergebliche Friedensverſuche. — Leiden der Pommern und Märker. — Schwarzenberg Statthalter in den Marken. — Der Krieg im südweſtlichen Deutſchlande — Ausgang Bernhards von Weimar. — Des Kurfürſten Verſuche gegen Schweden. — Reichstag zu Regensburg. — George Wilhelm ſtirbt.

Hätte Guſtav Adolf den Sieg von Lützen überlebt, und, wie es ſeinem ausgezeichneten Feldherrnblikke wol zugetraut werden muſſ, auf die rechte Weiſe benutzt: wahrſcheinlich würde dann der Krieg nicht lange mehr gedauert haben und das Uebergewicht der Proteſtanten in Deutſchland für immer entſchieden worden ſein. Ein herzhafter Angriff auf die kaiſerlichen Erblande, wo die unterdrükkten und gemiſſhandelten Proteſtan-

ten nach Erlöſung ſchmachteten, war faſt das Einzige noch, was zu thun übrig blieb, um des Kaiſers Macht völlig niederzuwerfen, und dieſer Schlag konnte ausgeführt ſein, noch ehe Wallenſteins Heer ſich von ſeiner Beſtürzung erholt hatte, oder Ferdinand Zeit gewann, Verſtärkungen aus Spanien und Italien an ſich zu ziehen. Aber wo war die Hand, welche die Frucht brechen durfte, die Guſtav Adolf mit ſeinem Blute getränkt? wo der Geiſt, der nach des Königes Tode, ein Zauberwort zu ſprechen vermochte, um die argwöhniſche Eiferſucht der deutſchen Fürſten zu beſchwichtigen und ſie zu einer dauernden gemeinſamen Thätigkeit zu vereinigen? — Nur gezwungen hatten Brandenburg und Sachſen dem Könige ſich angeſchloſſen und troß aller glänzenden Erfolge, die der nordiſche Held erfochten, troß aller Bemühungen, die er angewandt, war es ihm bisher noch nicht gelungen, das proteſtantiſche Deutſchland in einen großen Bund zu vereinigen, der ihm die oberſte Leitung des Krieges überlaſſen hätte, wie er es wünſchte. Zwar fügte man ſich ſeinen Anordnungen und geſtand dem Uebergewichte ſeines Geiſtes zu, was man ihm nicht verweigern konnte; aber nur mit Widerſtreben ertrug der reichsfürſtliche Stolz die Obmacht eines fremden Herrſchers. Indeſſen war es doch ein König, dem man ſich fügen muſſte und der Glanz der Majeſtät milderte einigermaßen die vermeinte Unehre, die man darin fand, der Leitung einer fremden Macht zu gehorchen. Jetzt aber war der König todt und ſeine Tochter Chriſtine, ein unmündiges Kind, trug die ſchwediſche Krone unter der Vormundſchaft des Reichsrathes, der die Leitung der Angelegenheiten in Deutſchland dem Reichskanzler Axel Oxenſtjerna übertragen hatte.

Oxenſtjerna, deſſen Namen wir ſchon öfter erwähnten, war, ohne Widerſpruch, einer der größten Männer ſeiner Zeit. Unerſchöpflich an Rath, von wunderbarem Scharfblikke und ſeltener Beredtſamkeit, feſt und entſchloſſen und nie dem Unglükke weichend, eignete er ſich vor allen, des großen Königs Stelle zu erſetzen und den verhängnißvoll geſchürzten Knoten der deutſchen Angelegenheiten zu löſen. Aber wie groß auch der Geiſt des ausgezeichneten Mannes ſein mochte: er war dennoch nur —

ein ſchwediſcher Edelmann, und alle ſeine Gaben reichten nicht hin, die Eiferſucht der deutſchen Fürſten zu beſchwichtigen, die nur mit Widerwillen ertrugen, was ein König, wie Guſtav Adolf, ihnen bieten durfte.

Dieſer hatte im vergangenen Jahre ſeinen Reichskanzler ſelbſt nach Deutſchland berufen, um in der Klugheit und gewandten Geſchäftsthätigkeit des ausgezeichneten Mannes, Erleichterung für ſich zu gewinnen. Dem Auftrage des Königes gemäß, war Oxenſtjerna damit beſchäfftigt, ein enges Bündniſſ der proteſtantiſchen Stände in Deutſchland zu Stande zu bringen und Guſtav Adolf ſelbſt hatte zu dieſem Zwekke eine Verſammlung nach Ulm ausgeſchrieben. Aber noch ehe die eingeladenen Stände ſich verſammeln konnten, ereilte der Tod den nordiſchen Helden. Oxenſtjerna, dem die Leitung der großen Angelegenheit nun allein überlaſſen blieb, verlor durch dieſe Trauerbotſchaft weder Muth noch Beſonnenheit. Er wiederholte die Einladung an die evangeliſchen Stände, nur mit dem Unterſchiede, daſſ er die Stadt Heilbronn zum Verſammlungsorte erwählte, weil Ulm wegen der Kriegsunruhen, nicht hinreichende Sicherheit zu gewähren ſchien. Hierauf eilte er ſelbſt nach Dresden und Berlin, um die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg für die Sache des Bundes zu gewinnen. Aber er verſchwendete ſeine Beredtſamkeit vergebens. Johann George von Sachſen konnte den Gedanken nicht ertragen, die oberſte Leitung der proteſtantiſchen Angelegenheiten, die von ihm als eine Art erblichen Vorrechtes betrachtet zu ſein ſcheint, in fremde Hände übergehen zu ſehen.

Wie ſo viele beſchränkte und unfähige Menſchen, dünkte er ſich für fähiger und kräftiger, als er war, und wollte von keinem evangeliſchen Bunde etwas wiſſen, deſſen Obervorſteheramt nicht ihm zuerkannt würde. Kaum durch Guſtav Adolfs Heldenblut vom Abgrunde der Gefahr errettet, vergaß er der großen Dienſte, die Schweden ihm zweimal erwieſen, ſo gänzlich, daſſ er vielmehr ſchon jetzt daran dachte, wie er ſich von dem ſchwediſchen Bündniſſe losreißen und mit dem Kaiſer einen einſeitigen Frieden ſchließen könnte.

Obgleich George Wilhelm von Brandenburg bei weitem weniger Urſache zur Dankbarkeit gegen Schweden hatte, ſo bewies er ſich doch ungleich bereitwilliger, auf Oxenſtjerna's Plane einzugehen. Er gab ſich ſogar viele Mühe, ſeinen fürſtlichen Nachbar von Sachſen davon zu überzeugen, wie nothwendig eine engere Gemeinſchaft der Proteſtanten ſei und daſſ man ſchon ein Opfer bringen müſſe, um die gute Sache zu befördern. Aber Johann George blieb unbeweglich und machte auch ſeinen Einfluſſ auf die beiden ſächſiſchen Kreiſe geltend, die es gleichfalls für entehrend hielten, ſich unter den ſchwediſchen Reichskanzler zu ſtellen und eben deſſhalb die Einladung, an dem vorgeſchlagenen Bunde Theil zu nehmen, von ſich wieſen. So kamen denn zu Heilbronn im Lenzmonde des Jahres 1633 nur die vier obern Kreiſe Deutſchlands, der fränkiſche, ſchwäbiſche, ober- und niederrheiniſche, zuſammen, deren Lande ohnehin beinahe gänzlich in ſchwediſcher Gewalt waren. Dennoch erhob die Verſammlung große Schwierigkeiten, ehe ſie dem Reichskanzler die oberſte Leitung ihrer Angelegenheiten überließ und Oxenſtjerna muſſte es ſich endlich doch gefallen laſſen, daſſ ihm ein Bundesrath an die Seite geſetzt wurde, mit deſſen Gutachten er alle wichtigen Sachen zu erwägen und zu beſchließen habe. So kam, nach fünfwöchentlicher Berathung, am 13. Wandelmonds, das Heilbronner Bündniſſ zu Stande.

George Wilhelm hatte eifrig die Stände der obern Kreiſe dazu aufgefodert und ermuntert. Dennoch trat weder er noch ſonſt ein anderer Reichsſtand dem Bunde bei. Was ihn, bei allem Eifer, den er ſeit einiger Zeit für die evangeliſche Sache blikken ließ, hauptſächlich davon zurükkhalten mochte, war wol vor allen Dingen die Rükkſicht auf Pommern. Guſtav Adolf hatte es keineswegs verhehlt, daſſ er dieſes Land zu behalten, und für immer mit Schweden zu vereinigen gedachte. Nur wenn Pommern ſein war, blieb ihm die Pforte Deutſchlands für alle Zeit geöffnet und jedem kräftigen Willen ſeiner Nachfolger der Einfluſſ auf das Kaiſerreich geſichert. In Bezug auf Schwedens Handel, wie auf ſeine ſtaatliche Stellung, war der Beſitz Pommerns für dieſe Krone ein unberechenbarer Gewinn.

Indeſſen ſcheute ſich Guſtav Adolfs Gewiſſenhaftigkeit, einem Eroberer gleich, ohne irgend ein anderes Anrecht, als das des Schwertes geltend zu machen, den ſo ſehr gewünſchten Beſitz jenes Landes zu behaupten; ja, er trug um ſo mehr Bedenken, als George Wilhelm, welchem altgeheiligte Rechte den Anfall Pommerns ganz unbeſtritten verbürgten, ein evangeliſcher Fürſt und noch dazu ſein Schwager war. Aus dieſem peinlichen Schwanken hatte er ſich dadurch zu retten verſucht, daſſ er dem Kurfürſten einen ſcheinbar eben ſo vortheilhaften als glänzenden Vorſchlag that. Friedrich Wilhelm, der Thronerbe des Kurfürſten, ſollte mit Chriſtine, der einzigen Tochter des Königes vermält werden. Dann bliebe Pommern gewiſſermaßen gemeinſamer Beſitz der engverbundenen Kronen und der Erbe Brandenburgs wäre ſchon als Gemal der künftigen Königin von Schweden, hinreichend für den alleinigen Beſitz des beſtrittenen Landes entſchädigt. Außerdem aber verhieß der König ſeinem künftigen Schwiegerſohne noch das Kurfürſtenthum Mainz und das Herzogthum Franken. Wahrlich, glänzende Ausſichten genug für das Haus Brandenburg, die in ſtralender Ferne ſogar mit der Kaiſerkrone zu lokken ſchienen. Ob nun aber George Wilhelm es erwägen mochte, daſſ eine Vereinigung Brandenburgs mit Schweden, die ſich auf nichts weiter, als auf eine Heirath gründete, nur eine ſehr unſichere Bürgſchaft gewährte und daſſ Pommern, einmal mit Willen abgetreten, wahrſcheinlich auf immer für Brandenburg verloren ſein dürfte; oder ob ihn unbewuſſt der Geiſt künftiger Größe ſeines Geſchlechtes ergriff und ihn abhielt, einen Schritt zu thun, der, wie lokkend er ſcheinen mochte, dem Emporblühen eines Staates, welcher die Wurzeln ſeiner Kraft am baltiſchen Meere hatte und der dazu beſtimmt iſt, ohne ſich an eine fremde Macht zu lehnen, in ſelbſtändiger Kraft Deutſchlands Schutz und Stolz zu ſein, allemal entgegengearbeitet haben würde: genug — er lehnte den glänzenden Vorſchlag des Königes ab. Allein mit dieſer Zurükkweiſung war des Königes Verlangen nach dem Beſitze Pommerns keineswegs beſeitigt, und nach ſeinem Falle betrachtete der ſchwediſche Reichsrath und vor allen der kluge Reichskanzler, das wohlgelegene

Küſtenland an der Oſtſee, als einen ſehr weſentlichen Theil der königlichen Hinterlaſſenſchaft, den das Vaterland ſich in keiner Weiſe dürfe entgehen laſſen. So war nun George Wilhelms Stellung noch bei weitem bedenklicher geworden, als im Beginne des ſchwediſchen Krieges. Seine innere Neigung und Ueberzeugung zog ihn wahrſcheinlich fortwährend auf die Seite des Kaiſers hin, während die Macht der Umſtände ihn bei Schweden feſthielt. Es konnte höchſt verderblich für ihn werden, wenn er ſich jetzt, da die ſchwediſchen Waffen in einem Glanze ſchimmerten, vor welchem ſelbſt das Geſtirn des gefürchteten Wallenſtein zu erbleichen ſchien, die einmal ergriffene Partei verließ und ſich dem Kaiſer in die Arme warf, der vielleicht bald gar aufhören ſollte, Kaiſer zu ſein. Auf der andern Seite aber ſchien es eben ſo gefährlich, wenn das ungetreue Kriegsglück von Guſtav Adolfs verwaiſten Fahnen ſich wenden ſollte. Wer konnte dann den faſt wehrloſen Fürſten vor der Rache des erzürnten und beleidigten Kaiſers ſchützen? — Wahrlich, wie die Sachen jetzt ſtanden, mußte George Wilhelm wünſchen, die kaiſerliche Macht ſo ſchnell als möglich ganz unterliegen zu ſehen, wie gehäſſig ihm auch die Schweden ſein mochten. Weder dort noch hier durfte er viel Gutes erwarten. Aber war Schwedens Uebermacht entſchieden, ſo verſchwand damit doch eine Beſorgniß, während jetzt ihn doppelte Furcht umfing. Darum feuerte er die oberdeutſchen Stände an, dem Heilbronner Bündniſſe beizutreten, während er ſelbſt ſich davon entfernt hielt. Er wollte einerſeits Schweden ſeinen Eifer beweiſen und auf der andern Seite ſich die kaiſerliche Gnadenthür offen halten.

Mittlerweile war Polens König Siegmund III. in das Grab geſunken (30. Wandelmonds 1632). George Wilhelm benutzte die Gelegenheit, um den preußiſchen Herzogen für die Zukunft Sitz und Stimme auf den Wahltagen des Königreiches zu verſchaffen. Aber wenn auch ſeine Bemühungen in dieſer Hinſicht ohne Erfolg blieben; ſo erlangte er dennoch manchen unerwarteten Vortheil. Sein Verhältniß zu Schweden machte ihn wichtig für Polen, das die Erneuerung des Krieges nicht wünſchte und ſich des Kurfürſten gern bedienen wollte, um den

Waffenſtillſtand, wo möglich, in einen ſichern Frieden zu verwandeln. Daher geſchah es, daſſ Wladislaw IV., Siegmunds ältester Sohn, der auf dem Wahltage ohne große Schwierigkeit die Krone davontrug, dem Kurfürſten für die Empfangnahme des preußiſchen Lehnes, eben ſo günſtige Bedingungen ſtellte, als ſie einſt deſſen Vater Johann Siegmund erlangt hatte. Von allen den tauſend Schwierigkeiten, die man der erſten Belehnung George Wilhelms in den Weg geſtellt, war nicht weiter die Rede und namentlich wurde den Unterthanen des preußiſchen Herzogthumes angedeutet, daſſ ſie in Zukunft kein freies Geleit mehr zu erwarten hätten, wenn ſie, mit Beſchwerden gegen den Landesherrn, nach Warſchau reiſen wollten. *) Die Berufung an den König ſollte ihnen hinfort nur bei Gewaltthätigkeiten und verweigerter Rechtshilfe offen ſtehen. Ferner ward zugeſtanden, daſſ in Zukunft keine polniſchen Bevollmächtigten mehr in den öffentlichen Rechtsgang des Herzogthumes einſchreiten dürften, es ſei denn, daſſ die Unterſuchung einer Sache wirklich dem Könige zukäme, und daſſ die Betheiligten auf ihre eigenen Koſten die Abgeordneten verlangten. — Durch ſolche Beſtimmungen gewann George Wilhelm in ſeinen Herrſcherrechten über Preußen außerordentlich viel und die innere Uneinigkeit der Stände des Landes kam ihm noch mehr zu Statten. Die Eiferſucht der kleinen Städte gegen den Adel und die drei Städte Königsberg, ſetzte ihn in den Stand, die Kraft der geringeren Partei zu brechen, indem er die mächtigere begünſtigte. Die kleinen Städte verloren das Recht, ihre Stadtwillkühren und Ordnunggeſetze, für ſich und nach eigenem Ermeſſen, abzufaſſen. Die Zuſtimmung der Hauptſtadt und des Adels war in Zukunft für ſie erfoderlich, ein Recht zu üben, welches der deutſche Orden allen Städten des Landes zugeſtanden hatte. **) — Ein bedeutender Schritt zur unumſchränkten Herrſchaft war geſchehen. — Unter ſo günſtigen Verhältniſſen empfing George Wilhelm durch Abgeordnete am 23. Lenzmonds

*) Baczko. Band V. S. 96 ff.

**) Daſ. S. 105 ff.

1633 die Belehnung über das preußiſche Herzogthum von Polens neuem Könige.

Während deſſen waren dem Siege von Lützen nur höchſt kümmerliche Früchte entſproſſen. Zwar befreite Bernhard von Weimar noch vor dem Ablaufe des Jahres (1632) die ſächſiſchen Lande vom Feinde; aber dieſer geringe Vortheil war auch Alles, womit man ſich vor der Hand begnügen muſſte, da Streitigkeiten unter den Feldherren des ſchwediſch-deutſchen Heeres eine kräftige Verfolgung des Sieges verhinderten. Statt mit vereinter Kraft in die öſterreichiſchen Erblande einzubrechen, ſtritt man um den Oberbefehl, welchen die fürſtlichen Brüder von Weimar, Wilhelm und Bernhard, zugleich anſprachen. Bernhards ausgezeichnete Feldherrngaben befähigten unſtreitig ihn am meiſten, des gefallenen Königs Nachfolger auf dem Felde der Waffen zu ſein. Aber der hochſtrebende Ehrgeiz des jungen Helden hatte ſchon Guſtav Adolf miſſtrauiſch gegen ihn gemacht, und jetzt muſſte es vollends gefährlich ſcheinen, ihn als Oberfeldherr an die Spitze des Heeres zu ſtellen. Wie leicht konnte er hier, dem ſchwediſchen Reiche gegenüber, ſich eine Machtfülle und Unabhängigkeit aneignen, ähnlich derjenigen, in welcher der Friedländer ſeinem Kaiſer gegenüber ſtand! — Oxenſtjerna ſuchte dieſer Gefahr dadurch auszuweichen, daſſ er das Heer theilte, die größere Hälfte dem Herzoge George von Lüneburg zu einem Feldzuge in Weſtfalen anvertrauend, die geringere, unter Bernhards Leitung an den Main ſendend. Nicht ohne Glükk ward der neue Feldzug eröffnet. Der Herzog beſetzte Kronach und Bamberg, erſtürmte Hochſtedt und vereinigte ſich mit dem ſchwediſchen Feldherrn Horn. Mit dieſem gemeinſam wollte er jetzt durch Baiern nach Oeſterreich vordringen, ein Plan, an deſſen Ausführung er aber zum zweiten Male verhindert wurde. Denn gerade an demſelben Tage, als das Heilbronner Bündniſſ zum Abſchluſſe kam (13. Wandelmonds 1633), verſagte das Kriegsvolk den Gehorſam. Der gemeine Mann foderte mit Ungeſtüm ſeinen längſt rükkſtändigen Sold; die Befehlshaber mahnten dringend an die Erfüllung des Verſprechens, ſie mit Landbeſitz auf deutſchem Boden auszuſtatten,

damit ſie nicht länger von Raub und Erpreſſungen leben dürften. Der Mangel im Heere war groß und erklärte ſchon genugſam dieſen entſchiedenen Trotz der Soldaten. Es kam aber noch dazu, daſſ Oxenſtjerna eben damals an die Fürſten von Heſſen, Baden und Wirtemberg eroberte Länder verlieh, auch das kurpfälziſche Haus wieder in ſeine Erblande einſetzte, ſo weit dieſe dem Feinde entriſſen waren. Da meinte nun das Kriegsvolk, wenn Oxenſtjerna Länder und Güter, die der Soldat mit ſeinen Fäuſten erobert, an Leute verſchenkte, die den Krieg nur mit der Feder führten,*) ſo dürften ſie wol mit vollem Rechte auch ihren Antheil verlangen. — Selbſt der Herzog Bernhard nahm die Gelegenheit wahr, um die Erfüllung eines Verſprechens zu erzwingen, das ihm, ſei es nun von dem verſtorbenen Könige ſelbſt, oder ſpäter von dem Reichskanzler gemacht worden war. Man hatte ihm das Herzogthum Franken verheißen, und es bedarf keiner Erklärung, um einzuſehen, wie unendlich viel dem hochſtrebenden Fürſten daran gelegen ſein muſſte, dieſe Verheißung verwirklicht zu ſehen. Es war nicht Gewinnſucht, es war die Sehnſucht nach einer freieren Stellung, die ihm dieſen Beſitz wünſchenswerth machte, den er nur als das Fundament betrachtete, auf welchem der ſtolze Bau ſeiner kühnen Entwürfe ſich erheben ſollte. Nach langem und hartem Hin- und Herſtreiten, wobei der Herzog unter andern des Kanzlers Drohung, ihn vom Regimente zu ſetzen, mit der ſtolzen Antwort erwidert haben ſoll: ein deutſcher Fürſt ſei mehr werth, als zehn ſchwediſche Edelleute! — muſſte Oxenſtjerna endlich nachgeben. —

Bernhard empfing die würzburgiſchen und bambergiſchen Lande von Schweden zu Lehen. Seine Bedenklichkeiten, als deutſcher Reichsfürſt ein deutſches Reichsland von einer fremden Krone zu Lehen zu nehmen, beſeitigte ein Gutachten ſeines gelehrten Rathes Hortleder. Er aber vertheilte an ſeine Befehlshaber Herrſchaften und Güter als „freie unmittelbare Erblehen des heiligen römiſch-deutſchen

*) Pfiſter a. a. O. B. 4. S. 535 ff.

Reiches," mit der Bedingung, ihre Untergebenen aus dem Ertrage der empfangenen Lehen zu beſolden. Beweis genug, mit welchen Augen er ſelber die ſchwediſche Belehnung anſah. Als deutſcher Mann und Fürſt muſſte er eine Herrſchaft der Fremden auf vaterländiſchem Boden unerträglich finden und nur deſſhalb ſehnte er ſich nach Macht und Größe, um das geliebte Vaterland von der doppelten Tyrannei, des Kaiſers und der Schweden, zu befreien.

In ſolcher Weiſe ward das Heer beruhigt. Aber unerſetzlich für den Erfolg der Waffen war die günſtige Stunde vorübergegangen. Der Kaiſer hatte Zeit gewonnen, ſich zu erholen, der Friedländer ſeine Läger wieder mit Soldaten gefüllt, und der Herzog von Feria ungehindert 14,000 ſpaniſche Krieger auf deutſchem Boden geführt, die ſich bereits mit dem kaiſerlichen Feldherrn Altringen vereinigt hatten. Da half es wenig, daſſ in Lothringen und an der Weſer nicht ohne Glükk gefochten wurde, ja es half ſelbſt wenig, daſſ Bernhard ſiegreich in Baiern eindrang und Regensburg eroberte (5. Reifmonds 1633). Der Feind war wieder mächtig geworden und die unheilvolle Spaltung zwiſchen Schweden und Deutſchen lähmte und hemmte das Waffenglükk der Verbündeten. Wenn der gefürchtete Wallenſtein wieder ernſtlich das Schwert erhob, ſo ſtand in der That Alles zu beſorgen.

Aber Wallenſtein ſchien ſeit der Lützner Schlacht eine andere Rolle für ſich ausgeſucht zu haben. Nachdem er in Böhmen über ſein geſchlagenes Heer ein ſtrenges Gericht gehalten und darauf die gelichteten Reihen ſeiner Krieger aufs Neue ergänzt hatte, erwartete alle Welt, den hochberühmten Feldherrn raſch wieder auf die Hauptbühne des Kampfes treten und die empfangene Scharte durch glänzende Siege auswetzen zu ſehen. Aber alle Welt irrte ſich. Der ehrgeizige Mann, tief gekränkt durch den Verluſt der Schlacht bei Lützen, ſchien dem wankelmüthigen Kriegsglükke nicht mehr zu trauen und feſt entſchloſſen, ſeinen Ruhm nicht wieder auf das Spiel einer großen entſcheidenden Schlacht zu ſtellen. Auch der größte Feldherr kann, ohne Schaden für ſeinen Lorbeerkranz, eine Schlacht verlieren. Aber

wenn ſolcher Verluſt ſich wiederholt, ſo ſinkt das Vertrauen des gemeinen Kriegers zu ſeinem Anführer und es wird immer ſchwieriger, durch neue Siege den erlittenen Unglimpf in Vergeſſenheit zu bringen. Solcher Gefahr wollte Wallenſtein entgehen, und je mehr er es fühlte, daſſ der Gewinn einer Schlacht nicht allein von des Feldherrn Geiſte abhange, um ſo eifriger wandte er ſich jetzt einem Felde zu, auf welchem die Künſte ſeines ſcharfſinnigen Geiſtes ſich mit größerer Sicherheit geltend machen konnten, als auf dem eiſernen Felde der Waffen. Er hoffte durch kluge Unterhandlungen mehr zu gewinnen, als mit dem Schwerte in der Hand. — Welche Plane und Abſichten ihn dabei leiteten, iſt ſchwer zu durchſchauen und wol in keinem Falle mit Gewiſſheit zu entſcheiden. So viel nur liegt am Tage, daſſ es ihm vor allen Dingen darauf ankam, die Schweden aus Deutſchland zu vertreiben und daſſ er es mit dem Frieden ernſtlich meinte. Ob er es aber auch ſo ernſtlich mit ſeiner Treue gegen den Kaiſer meinte und ob Richelieu's wiederholte Anträge, ihm zur Erlangung der böhmiſchen Krone behilflich zu ſein, in des hochfahrenden Mannes Bruſt nicht eben den rechten Punkt getroffen hatten? — das iſt eine Frage, die wir hier billig dahingeſtellt ſein laſſen. Die Geſchichte hat, nach zweihundert Jahren, den Geiſt des außerordentlichen Mannes vor ihren Richterſtuhl gefodert, und ſeine Sache aufs Neue mit dem gründlichſten Fleiße unterſucht, aber keine offenbaren Beweiſe für ſeine Schuld gefunden.*) Wenn alſo Wallenſteins Ehrgeiz auch von einer Krone träumen und mit kühnen Entwürfen ſein ſtolzes Herz ergötzen mochte; wirklich die Hand erhoben, um die Krone auf ſein Haupt zu ſetzen, hat er nicht.

Doch ſei dem, wie ihm wolle. Um ſeinen zahlreichen Feinden und Neidern nicht durch gänzliche Unthätigkeit im Waffenfelde einen gegründeten Vorwand zur Anklage zu geben, brach er mit ſeinem Heere (Blütemond 1633) aus Böhmen auf; doch nicht um den Hauptſchauplatz des Kampfes zu betreten, ſondern nur auf einer Nebenbühne zu handeln, wo er ſichere Lorbeern

*) Vergl. Förſters Wallenſtein.

zu ärndten und außerdem für ſeine geheimen Plane am erfolgreichſten thätig zu ſein, hoffen durfte. Sein Zug ging nach Schleſien.

Dieſes ſchöne, damals ſo unglükkliche Land, hatte ſchon im Feldzuge des vorigen Jahres die Schrekken des Krieges aufs Neue empfinden müſſen. Der ſächſiſche Feldmarſchall von Arnim war in Verbindung mit einem ſchwediſchen Heerhaufen und einigen Schaaren brandenburgiſchen Kriegsvolkes, die der Oberſte Konrad von Burgsdorf führte, hier eingebrochen, hatte nicht ohne Glükk gegen die Kaiſerlichen gefochten und einen großen Theil des Landes in ſeine Gewalt gebracht. Doch die Hoffnung, einen allgemeinen Aufſtand in Schleſien zu bewirken, war unerfüllt geblieben. Die Stände des Landes, durch ihr früheres Schikkſal gewarnt, wuſſten wie unzuverläſſig die Verſprechungen des Kurfürſten von Sachſen waren, und wollten ſich nicht von Neuem der Rache des Kaiſers bloßſtellen. Sie verhielten ſich daher meiſtentheils nur leidend, wenn ſie gleich in ihren Herzen den Waffen der Verbündeten den beſſten Fortgang wünſchen mochten. Dieſe vertrieben indeſſen allenthalben, ſo weit ihre Macht reichte, die Jeſuiten und ſtellten den evangeliſchen Gottesdienſt wieder her.

Als Guſtav Adolf zur Lützner Schlacht zog, war auch Arnim nach Sachſen aufgebrochen, aber nach der Schlacht wieder zurükgekehrt. Ihm zur Seite ſtand als ſchwediſcher Befehlshaber der alte Graf Matthias von Thurn, derſelbe, der vor fünfzehn Jahren durch ſeinen raſchen Eifer die Flamme dieſes grauenvollen Krieges entzündet hatte. Zum Führer der kaiſerlichen Völker in Schleſien hatte Wallenſtein den Grafen Gallas ernannt. Die Verbündeten waren ihm an Macht überlegen, aber ihre gegenſeitige Eiferſucht und ihre Uneinigkeit lähmte ihren Arm. Schwede und Sachſe wollten ſich nicht brüderlich vertragen und keiner dem andern untergeben ſein. Sie beneideten einer dem andern die guten Standläger und ſahen ſich mit ſcheelen, feindſeligen Blikken an, während die Feldherren darüber ſtritten, wem von ihnen der Oberbefehl gebühre. Dennoch errangen ſie einige Vortheile. Aber wie leicht hätte Wallenſtein,

bei ſolchem Stande der Dinge, das Spiel gewinnen müſſen!— Jetzt ſtand er dem Heere der Verbündeten am Zobtenberge gegenüber und täglich erwartete man eine Schlacht. Aber ſtatt der Herausfoderung überſandte Wallenſtein dem Feldmarſchall Arnim die Einladung zu einer perſönlichen Zuſammenkunft. Arnim erſchien, begleitet von dem brandenburgiſchen Oberſten Burgsdorf und dem ſächſiſchen von Fels. Der Friedländer that, zum nicht geringen Erſtaunen der Geladenen, Friedensvorſchläge und brachte zunächſt einen vierzehntägigen Waffenſtillſtand in Antrag. Der kluge Kanzler Oxenſtjerna, davon benachrichtigt, rieth dringend, mit den Verhandlungen nicht zu eilen, weil Wallenſtein den Evangeliſchen „nur einen blauen Dunſt vormache.“ Deſſenungeachtet kam der Waffenſtillſtand am 29. Blütenmonds zu Stande, und Arnim reiſte nun nach Dresden und Berlin, um die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg von des kaiſerlichen Feldherrn friedlichen Geſinnungen zu benachrichtigen. „Wenn der Kaiſer“ hatte Wallenſtein geäußert, „ſich weigern ſollte, die billigen Bedingungen anzunehmen, die ihn mit Schweden, Sachſen und Brandenburg ausſöhnen könnten, ſo wiſſe er gute Mittel, ihn zu zwingen.“ Gleichzeitig hatte Dänemark ſich als Friedensvermittler erboten und zu Dresden wurden in der That ernſtliche Verhandlungen betrieben, um dem namenloſen Jammer des Krieges ein Ende zu machen. Aber die Unterhandlungen zerſchlugen ſich und der Waffenſtillſtand lief für die Verbündeten fruchtlos zu Ende.

Wallenſtein hatte ihn gut benutzt. Sein Heer war verſtärkt und das Geſchützweſen in beſſern Stand gebracht. Bernhard von Weimar äußerte unwillig, als er zu Frankfurt am Main von dieſen Vorgängen hörte, „für den Kaiſer ſei dieſer Stillſtand von größerm Nutzen geweſen, als eine Verſtärkung von 20,000 Mann.“ Wallenſtein griff wieder zum Schwerte und belagerte Schweidnitz. Hier befehligte Konrad von Burgsdorf. Dreimal ließ der Friedländer ſtürmen; aber die tapfere Beſatzung ſchlug alle drei Stürme zurükk. Und ſchon eilte das Heer der Verbündeten herbei, die muthige Stadt zu befreien. Da verſchanzte ſich Wallenſtein in einem feſten Lager zwiſchen

Schweidnitz und Reichenbach, und die Verbündeten wählten im Angeſichte des Feindes eine eben ſo feſte Stellung. Die Heere ſtanden ſo nahe gegenüber, daſſ ſie ſich mit Flintenkugeln erreichen konnten. Doch keins von beiden wagte einen ernſtlichen Angriff. Deſto furchtbarer litt das unglükkliche Land. Es gab keinen Gräuel, keine Gewaltthat, welche die kaiſerlichen Völker an den wehrloſen Schleſiern unverſucht ließen, und vor allen gräſſlich wütheten die umherſtreifenden Kroaten. Ganz neue, unerhörte Martern erſann das entmenſchte Kriegsvolk, um den ausgeplünderten, ausgehungerten Bürgern und Bauern die letzten Habſeligkeiten abzupreſſen. Man zwang die Unglükklichen die ekelhafteſte Miſtjauche im Uebermaße zu verſchlukken und trat dann die geſchwollenen Leiber mit Füßen. Das nannte man den ſchwediſchen Trunk. Andern ſchnitt man Naſen und Ohren ab, oder riſſ ihnen die Haut vom Leibe, oder hetzte ſie mit abgeſchundenen Fußſohlen über ſpitzige Steine. Das Loos des weiblichen Geſchlechtes war faſt noch gräſſlicher und alle Frevel, die Magdeburg beſudelt hatten, erneuerten ſich täglich. Und leider waren es die Kaiſerlichen nicht allein, von denen Schleſiens ſchuldloſe Bewohner gequält wurden. Auch Schweden, Sachſen und Brandenburger hielten ihre Hände von Gewaltthaten und Räubereien nicht rein, wenn ſie gleich menſchlicher verfuhren, als Wallenſteins wilde Horden. Zu allem Elende geſellte ſich noch die Peſt, die an manchen Orten ſo furchtbar wüthete, daſſ die Todten unbegraben liegen blieben. So namenloſer Jammer ging den Ständen des Landes zu Herzen und von Arnim überredet, zeigten ſie ſich ſchon geneigt, offen zu den Verbündeten überzutreten. Kaum erhielt Wallenſtein davon Kunde, als er einen neuen Waffenſtillſtand in Vorſchlag brachte, den Arnim, trotz Oxenſtjerna's Warnung, bereitwillig annahm (12. Aerndtemonds 1633). „Er wünſche den Frieden ernſtlicher als je," äußerte der kaiſerliche Feldherr und gegen Arnim ließ er ſich verlauten, „wie er von Herzen wünſche, ſich an dem Kaiſer, wegen ſeiner früheren Abſetzung, zu rächen, wenn er nur auf den Beiſtand der Evangeliſchen zählen dürfe. Der Kanzler möge ihm daher einige der tapferſten ſchwediſchen Kriegsſchaa-

ren zur Leitung anvertrauen.“ Doch der kluge Oxenſtjerna, welchem Arnim dieſe Aeußerungen und Vorſchläge hinterbrachte, durchſchaute die Ränke ſeines liſtigen Feindes, der ſolche Sprache nur führte, um ſeine Gegner zu berükken und die ſchwediſche Macht zu ſchwächen. — Da warf Wallenſtein einen Theil ſeiner Larve ab, und drang in Arnim, ſich mit ihm zu vereinigen, „um die Schweden zu ſchmeißen.“ — Sachſen und Brandenburg vom Bunde mit Schweden zu trennen, war unfehlbar das Ziel, welches er durch alle Schlangenwindungen zu erreichen ſtrebte. —

Als nun der ſächſiſche Feldmarſchall ſeine Anträge entſchieden zurükkwies, kündigte er raſch den Waffenſtillſtand auf. Was ſeine Ueberredungsgabe nicht vermocht hatte, ſollte, ſo ſchien es, jetzt das Schwert erzwingen und Sachſen und Brandenburg gewaltſam von Schweden losgeriſſen werden. Er bedrohte zunächſt Sachſen mit einem Einfalle. Als aber Arnim zur Dekkung jenes Landes aufgebrochen und Schleſien jetzt allein dem Schutze des Grafen Thurn überlaſſen war, da wandte ſich der Friedländer raſch zurükk gegen dieſen, überfiel ihn bei Steinau und zwang ihn, ſich mit dem ganzen Heere zu ergeben. Den Befehlshabern geſtattete er freien Abzug; die Gemeinen ließ er unter ſeine Fahnen vertheilen. Im raſchen Siegesfluge brachte er nun Liegnitz, Glogau, Goldberg und Sagan in ſeine Gewalt und verfolgte dann den Weg längs der Oder in die Neumark. Der brandenburgiſche Befehlshaber zu Frankfurt getraute ſich nicht dem mächtigen Feinde zu widerſtehen und flüchtete mit der Beſatzung nach dem feſteren Küſtrin. Schnell beſetzte Wallenſtein die verlaſſene Stadt und bald darauf fiel auch Landsberg an der Warte in ſeine Gewalt. Weit bis nach Pommern und in die Kurmark hinein ſtreiften ſeine ſiegreichen Schaaren. Fürſtenwalde ging in Flammen auf, Bärwalde erlag der Plünderung. Berlin zitterte. Der Kurfürſt flüchtete nach Tangermünde und der Oberſte Volkmann, dem der Schutz der Hauptſtadt anvertraut war, fand es gerathener, mit ſeinen wenigen Soldaten den Platz zu räumen, als durch fruchtloſen Widerſtand des Feindes Rache zu reizen. Das Volk nannte

die kurfürſtlichen Soldaten ſpottweiſe die Aushungerer, weil ſie viel Geld koſteten und dem Lande überdieß viele Plage machten, ohne auch nur im Geringſten zu ſeiner Vertheidigung zu dienen. Im Anfange des Reifmonds ſtand der Feind nahe vor den Thoren der Hauptſtadt. Es war der Graf Philipp von Mansfeld, der mit ſeinen Schaaren über Storkow gegen Köpenik zog, dieſes Schloß raſch eroberte und von hier aus Berlin zur Uebergabe auffoderte. Er verlangte Standlager für fünf Vollſchaaren und 20,000 Thaler. Der Oberſte Winß, ein geborner Brandenburger aus dem Dorfe Berkenwerder, muſſte die Unterhandlung führen. Am 11. Reifmonds ſandte er einen Trompeter ab, und verlangte, daſſ einige Abgeordnete des Rathes ſich zu Hönow, einem nahe gelegenen Dorfe, einfinden möchten, um mit ihm zu verhandeln. — Furcht und Schrekken war über die Berliner gekommen. Die gefoderte Geldſumme zu erſchwingen, hielt die Stadt für unmöglich und bot dem harten Feinde 2000 Thaler. In ihrer entſetzlichen Angſt nahm die Bürgerſchaft ihre Zuflucht zu Gott und flehte um Erbarmen und Abwehr des drohenden Elends. Der Probſt zu Berlin, Herr George Lilien, verſammelte die zagende Gemeine im Hauſe des Herrn und hielt eine rührende Predigt über die Worte des Propheten Jeremias: „Es iſt eine Zeit der Angſt in Jakob; noch ſoll ihnen daraus geholfen werden.“ Er ſchloſſ ſeinen Vortrag mit den Worten: „Herr, komme herab, ehe denn unſre Stadt und Land ſtirbt!“*) Mit der herzlichſten Inbrunſt hatte die ganze Verſammlung dieſe Worte mitgebetet und Gott um ſeinen Schutz angefleht. Und ſiehe! Gott hatte das heiße Gebet erhört. Denn als nun, nach Beendigung des Gottesdienſtes, die Abgeordneten des Rathes gen Hönow zogen, um mit dem harten Feinde zu unterhandeln, fanden ſie das Dorf leer. Der Aufbruch aber muſſte in ſolcher Eile geſchehen ſein, daſſ man ſogar darüber vergeſſen hatte, alles Geräth einzupakken. An den Krippen hingen noch die Pferdehalfter und mancherlei Kleidungſtükke lagen zerſtreut umher. — Der Grund dieſes ſchleunigen Rükkzuges von Berlin war

---

*) König a. a. O. Th. 1. S. 221. ff.

zunächſt die Nachricht, daſſ Arnim mit 6000 Sachſen und Brandenburgern im Anzuge ſei. Doch eine bei weitem wichtigere Kunde war es, die den gefürchteten Friedländer mit ſeinem Hauptheere ganz und gar aus dieſen Gegenden fortzog. Er ſelbſt war in die Lauſitz eingebrochen, hatte Görlitz im Sturm erobert und den wakkern Befehlshaber hinrichten laſſen, worauf ihm Bauzen freiwillig die Thore öffnete. Jetzt rüſtete er ſich, um auf Dresden loszugehen. Da erſcholl die Kunde von Regensburgs Fall und der Kaiſer foderte ſeinen Feldherrn auf, dem bedrängten Kurfürſten von Baiern ſchleunig zu Hilfe zu kommen. Wallenſtein ſchien zu gehorchen. Er brach eilig mit einigen Heeresabtheilungen in die Oberpfalz auf, begnügte ſich aber damit, Paſſau zu beſetzen und als der Herzog Bernhard ihm in die Pfalz nachzog, führte er ſeine Schaaren nach Böhmen in das Winterlager zurükk. Seinem ſtolzen Gegner, dem Kurfürſten von Baiern, ernſtlich zu helfen, war gewiſſ nicht ſeine Abſicht geweſen.

Indeſſen waren des Friedländers Feinde zu Wien ungemein geſchäfftig, um den allzuhoch Geſtiegenen von ſeiner Höhe nieder zu ſtürzen. Vor allen waren es die Wälſchen, Spanier und Italiener, die es nicht dulden mochten, daſſ ein Deutſcher ihr Oberfeldherr ſei. Die verſtekkten, zweideutigen Schritte des Herzogs, ſeine vielfältigen Unterhandlungen mit dem Feinde, die geringe Thätigkeit, die er im Felde bewies — Alles wuſſten ſie zu benutzen, um des Kaiſers Seele mit Argwohn zu erfüllen und den Oberfeldherrn verrätheriſcher Abſichten verdächtig zu machen.

Hatte er nicht jüngſt den Grafen Thurn, den Erzfeind Oeſterreichs und den Hauptanſtifter des böhmiſchen Krieges, auf freien Fuß geſtellt, als es in ſeiner Macht ſtand, den Gefangenen der wohlverdienten Strafe auszuliefern? — und war nicht die ganze Art, wie er ſeit der Lützner Schlacht den Krieg führte, ſo geſtaltet, daſſ dadurch die kaiſerlichen Erblande bei weitem mehr belaſtet wurden, als die Länder der Feinde? — Auch jetzt führte er ja das Heer nach Böhmen zurükk, um es dort den Winter über von des Kaiſers Unterthanen ernähren zu laſſen. Was wollte er dort, wenn es ihm nicht etwa Ernſt

damit war, das ſchöne Land für ſich zu behalten? — Ferdinand fing an, ſelbſt miſſtrauiſch zu werden und in jedem Falle ſah er die fortwährende Belaſtung ſeiner Erblande höchſt ungern. Er ließ den Friedländer „gnädigſt erſuchen“, Böhmen zu erleichtern und den Krieg an der Donau fortzuſetzen. Aber des Herzogs verſammelte Feldherren ertheilten dem kaiſerlichen Abgeſandten, von Queſtenberg, die einmüthige Antwort: es ſei unmöglich, mitten im Winter gegen den Feind zu ziehen, wenn das Heer nicht dabei zu Grunde gehen ſolle. Wallenſtein fügte dieſem herben Beſcheide als Milderung die Verſicherung ſeiner ſteten Bereitwilligkeit bei, ſelbſt ſein Leben für des Kaiſers Sache hinzugeben, und der Kaiſer ließ es ſcheinbar bei Wallenſteins „Wohlmeinen“ bewenden. Aber der Feldherr erhielt Kunde aus Wien, wie man dort von allen Seiten eifrig an ſeinem Sturze arbeitete, und ſei es nun, um einer abermaligen Abſetzung vorzubeugen, oder ſei es, um zu verſuchen, in wie weit er auf die Ergebenheit und Treue des Heeres zählen dürfe, oder ſei es endlich, daſſ ſchwere körperliche Leiden — denn er war aufs fürchterlichſte mit der Gicht behaftet — ihn mit Ueberdruſſ und Miſſmuth erfüllten: genug, er ſprach unerwartet den Entſchluſſ aus, den Feldherrnſtab niederzulegen. Allein dazu wollten es ſeine Kriegsoberſten nicht kommen laſſen. Die meiſten hatten noch bedeutende Foderungen an den Kaiſer und fürchteten Alles zu verlieren, wenn der Feldherr von ſeinem Platze träte. Der Feldmarſchall Illo, — eigentlich Ilow, aus einem angeſehenen Brandenburgiſchen Adelsgeſchlechte — einer von Wallenſteins nächſten Vertrauten, bedurfte keiner großen Ueberredungskunſt, um die zu Pilſen verſammelten Heerführer zu vermögen, dem Feldherrn dringende Vorſtellungen zu machen, daſſ er das Heer nicht verlaſſen wolle. Der Friedländer ließ ſich erbitten und die Kriegsoberſten verpflichteten ſich dagegen ſchriftlich, anſtatt eines körperlichen Eides, bei dem Herzoge feſt und treu zu halten, ſo lange derſelbe im Dienſte des Kaiſers bleiben würde. — Doch kaum war dieſer Vertrag geſchloſſen, als ſich das Gerücht verbreitete, der Friedländer habe den Oberſten zur Unterzeichnung eine andere Schrift untergeſchoben, worin

des kaiſerlichen Dienſtes nicht gedacht worden. Die ganze Verhandlung ſei groſsentheils bei einem fröhlichen Gelage vorgegangen und der Wein habe die Augen gehindert, den mangelnden Vorbehalt für den Kaiſer zu vermiſſen.

Wie es ſich damit auch verhalten mochte: Ferdinand fing ernſtlich an eine Verſchwörung ſeines Feldherrn, der ihm nach Krone und Leben ſtehe, zu glauben an. Die Wälſchen gaben ihm den Rath, den Verräther durch Dolch oder Kugel ſchnell aus dem Wege räumen zu laſſen; denn es ſei gefährlich, mit offenbarer Gewalt gegen den Mächtigen vorzuſchreiten. Da erlieſs der Kaiſer an ſämmtliche Befehlshaber und gemeine Soldaten ſeines Heeres (14. Neujahrmonds 1634) eine Kundmachung des Inhalts, daſſ er ſich aus wichtigen Gründen bewogen finde, mit ſeinem oberſten Feldhauptmanne eine Aenderung vorzunehmen und den Oberbefehl des Heeres dem Grafen Gallas zu übertragen. Den Theilnehmern an der Pilſener Verſammlung wurde, bis auf Illo, Terzky und Kinsky Verzeihung zugeſichert und auſserdem ward Gallas heimlich beauftragt, ſich der Perſon des Oberfeldherrn und ſeiner genannten Anhänger, ſei es todt oder lebend, zu bemächtigen. — In ſolcher Weiſe war nun die Bruſt des Mannes, der vor allen andern der Macht des Kaiſers emporgeholfen hatte, dem Dolche jedes Meuchelmörders bloſsgeſtellt; und wäre Wallenſteins Schuld auch wirklich erwieſen geweſen, ſo müſſte es doch mit Unwillen und Abſcheu erfüllen, daſſ Ferdinand zu eben der Zeit, als ſeine geheimen Befehle dem einſt ſo hoch Begünſtigten den Untergang bereiteten, noch immer fortfuhr, in dem alten Tone gnädiger Herablaſſung und Vertraulichkeit an den Geächteten zu ſchreiben.

Auch Gallas und Piccolomini, die Hauptankläger des Friedländers mitten in ſeinem Heere, fuhren fort Briefe mit ihm zu wechſeln, um ihn deſto ſicherer zu machen. Dem ſcharfen Blikke des klugen Feldherrn war indeſſen, trotz der Liſt, mit welcher ſeine Gegner ihre Schritte zu umſchleiern ſuchten, die Gefahr nicht verborgen geblieben, die über ſeinem Haupte ſchwebte. Er ſah das Schwert erhoben, das ſein Leben bedrohte und die Sorge für ſeine eigene Sicherheit zwang ihn jetzt

die Schuld wirklich auf ſich zu laden, um derentwillen man ihn vorläufig verdammt hatte. Während er nach Wien ſandte und dem Kaiſer entbieten ließ, er ſei bereit, ſeine Stelle niederzulegen und ſich zur Verantwortung zu geſtellen, flogen ſeine Eilboten zum Herzoge Bernhard nach Regensburg und zum Feldmarſchall Arnim. Mit Schweden, Sachſen und Franzoſen wurden geheime Unterhandlungen angeknüpft und vor allen Bernhard aufgefodert, ſich ſchleunig den Gränzen Böhmens zu nähern. Aber Oxenſtjerna ahnte noch immer nichts als Hinterliſt und Fallſtrikke und widerrieth es dem Herzoge von Weimar dringend, ſich auf Wallenſteins Pläne einzulaſſen. Man wollte den Verlauf der Sache erſt weiter abwarten. Nicht vollends ſo ſäumig erwies ſich Arnim, der ſich wirklich mit ſeinen Sachſen der böhmiſchen Gränze nahte. Aber noch ehe er zu Wallenſteins Rettung thätig ſein konnte, war dieſer ſchon von ſeinem blutigen Geſchikke ereilt worden. Faſt alle ſeine Schaaren hatten ihn verlaſſen und Piccolomini, Gallas und Maradas brachen auf, um ihn in Pilſen zu überfallen. Von zehn Reitergeſchwadern begleitet, zog er mit ſeinen Freunden Illo, Terzky und Kinsky nach Eger, um in dieſer Gränzfeſte vorläufige Zuflucht zu finden. Mit ihm zog ſein Mörder, der Oberſte Buttler, ein geborner Irländer, in Egers Thore ein. Er hatte den Grafen Gallas und Piccolomini verſprochen, den Feldherrn ihnen lebend oder todt in die Hände zu liefern. Und er hielt ſeine Zuſage. Das feſte Schloſſ von Eger befehligte der Schotte Gordon, welchen Wallenſtein vom gemeinen Krieger bis zum Oberſten erhoben hatte und auf deſſen Treue er mit Sicherheit rechnete. Aber ſowol Gordon als deſſen Oberſtwachmeiſter Lesley ließen ſich leicht durch Gallas vorgezeigten Befehl und Buttlers Ueberredung zu dem beabſichtigten Mordanſchlage gewinnen. Es war Mitternacht, als der blutige Plan zur Reife gedieh und knieend, mit gezogenen Schwertern, beſchwuren ſie des Feldherrn Tod. Am folgenden Tage — es war Sonnabend und der 15. Hornung — wurden zuerſt Illo, Terzky und Kinsky bei einem Mahle, das Gordon ihnen verrätheriſch auf dem Schloſſe gab, überfallen und ermordet und bald nach dieſer blu-

tigen That hauchte Wallenſtein gleichfalls ſein Leben aus. Der Hauptmann Deverour, der mit ſechs Dragonern in des Feldherrn Schlafzimmer gedrungen war, durchborte ihn mit einer Hellebarte — indem er ausrief: „biſt du der Schelm, der ſeinen Kaiſer verräth? — du muſſt ſterben?“ —

Die That war geſchehen; der große, gefürchtete Mann lag in ſeinem Blute und der Kaiſer belohnte die Mörder mit Gütern und Gnadenverleihungen. Kein Deutſcher hatte die Hand zu dem feigen Werke geliehen. Italiener hatten es erſonnen, Schotten und Irländer ausgeführt. Ferdinand, des Kaiſers Sohn, der bereits die Kronen von Ungarn und Böhmen trug, erhielt den Oberbefehl über das Heer.

Wallenſteins Fall konnte den Verbündeten bedeutende Vortheile gewähren, wenn ſie die Verwirrung und das Miſſvergnügen, die dadurch im kaiſerlichen Heere entſtanden, geſchikkt zu benutzen wuſſten. Ihre Angelegenheiten ſtanden faſt allenthalben gut und ſelbſt die ſächſiſchen Kreiſe bezeigten ſich jetzt geneigt, dem Heilbronner Bündniſſe beizutreten. Während Bernhard von Weimar im ſüdlichen Deutſchlande glükkliche Fortſchritte machte, vertrieb der Schwede Baner, in Verbindung mit dem Kurfürſten George Wilhelm, die Feinde aus der Mark. Der Kurfürſt nahm perſönlichen Antheil an der Belagerung von Frankfurt, welches der kaiſerliche Befehlshaber, nach tapferm Widerſtande, endlich räumen muſſte. Bald darauf ward auch Kroſſen zur Uebergabe gezwungen. Inzwiſchen hatte Arnim entſcheidend bei Liegnitz geſiegt, beinahe ganz Schleſien befreit und war in Böhmen eingedrungen. Leider aber wurden alle dieſe Vortheile, durch die Uneinigkeit der Verbündeten, wieder aufgehoben. Oxenſtjerna bewachte Bernhards Schritte mit der größten Eiferſucht und der fortwährende Zwieſpalt beider verſprach der gemeinſamen Sache kein Heil. Sachſen verlangte nach wie vor die oberſte Leitung der evangeliſchen Angelegenheiten, ja Arnim beſtand ſogar darauf, Oberfeldherr des Bundes zu werden. Da beide Foderungen nicht zugeſtanden wurden, ſo ſetzte man die begonnenen Friedensunterhandlungen mit dem Kaiſer eifrig fort. Die übrigen deutſchen Fürſten, vor allen aber Brandenburg, wurden

38*

Schweden immer abgeneigter, da Oxenſtjerna bei allen Verſammlungen und Berathungen, die künftige Entſchädigung Schwedens auf deutſchem Grund und Boden beinahe zur Hauptſache machen wollte. Unter ſo bewandten Umſtänden verſäumte man, wie vorher nach dem Siege bei Lützen, die günſtige Gelegenheit zu irgend einem entſcheidenden Schritte. Deſto thätiger waren die Feinde. Während Oxenſtjerna's eiferſüchtiger Argwohn die hochſtrebenden Entwürfe des Helden von Weimar auf alle Weiſe zu hemmen ſuchte und ihn zu ſeinen Unternehmungen nur unzureichend oder gar nicht, unterſtützte; während Bernhard mit Oxenſtjerna's Schwiegerſohn, dem ſchwediſchen Feldherrn Horn, theils über den Oberbefehl, theils über die Einlagerung ihrer Heere, in heftigen Streit gerieth und die Heere ſelbſt an allem Nöthigen Mangel litten, zog die kaiſerliche Macht unter Altringen, die Donau herauf, eroberte Straubing und bedrohte Regensburg. Ein zweites kaiſerliches Heer, unter dem Könige von Ungarn und dem Grafen Gallas, brach von Böhmen auf und ſetzte ſich gleichfalls gegen Regensburg in Bewegung, um die wichtige Stadt von zwei Seiten einzuſchließen. Jetzt endlich traf man Anſtalten, Regensburg zu retten. Bernhard eilte hin, war aber zum Entſatze nicht ſtark genug. Er warf einige Krieger in die belagerte Stadt und zog wieder von dannen, um mit Horn vereinigt, zurükk zu kommen. Doch ehe dieſer Plan ausgeführt werden konnte, war Regensburg, nach der heldenmüthigſten Gegenwehr, gefallen (26. Heumonds 1634).

Von Regensburg brach die kaiſerliche Macht gegen **Nördlingen** auf, eine Stadt, die der evangeliſchen Sache und den Schweden mit großer Treue ergeben war und darum wol mit Recht auf nachdrükklichen Beiſtand hoffen durfte. Bernhard bat umſonſt den Heilbronner Bund um Verſtärkung, da Krankheit und Mangel ſein Heer täglich verminderten. Bei den Bundesgliedern herrſchte dieſelbe Zwietracht wie bei den Heerführern und troß der Gunſt, welche die äußern Verhältniſſe dargeboten hatten, drohte der guten Sache durch Selbſtſucht, Lauigkeit und Eiferſucht ein ſchmählicher Untergang. Oxenſtjerna, den die Kälte und Lauigkeit der deutſchen Reichsſtände mit Verach-

tung erfüllen muſſte, hätte wahrſcheinlich die Angelegenheiten Deutſchlands ihrem eigenen traurigen Schikkſale überlaſſen, wenn er nicht durch den Vortheil ſeines Vaterlandes beſtimmt worden wäre, anders zu handeln. Eine reichliche Entſchädigung Schwedens lag ihm mehr am Herzen, als die kirchliche und ſtaatliche Freiheit Deutſchlands. Ach, es iſt von jeher der Fluch einer jeden guten Sache geweſen, daſſ die echte Begeiſterung für dieſelbe nur in den Herzen weniger Edeln recht kräftig lebte und daſſ ihre meiſten Vertheidiger, vielleicht in dem Vertrauen, das Gute müſſe von ſelbſt ſiegen, ihre eigenen ſelbſtſüchtigen Zwekke eifriger verfolgten, als das allgemeine Beſſte. Der ganze, fürchterliche Krieg, von dem wir reden, iſt ein ſprechender Beweis für unſre Behauptung. Und wenn die heilige Sache der Glaubensfreiheit dennoch gerettet und geſichert aus dieſem entſetzlichen Kampfe hervorging, gerettet und geſichert trotz der beklagenswerthen Fehler ihrer Verfechter: wer wollte Gotteshand in ſolcher Entſcheidung verkennen? wer dürfte das Geſtändniſſ zurükkhalten, daſſ Gottes wunderbare Leitung ſelbſt dem Lichte den kaum mehr zu hoffenden Sieg erſtritten habe? —

Oxenſtjerna ſuchte inzwiſchen bei Frankreich Hilfe. Die lange verweigerte Feſte Philippsburg ward den Franzoſen eingeräumt und dafür eine Verſtärkung von 6000 Mann verſprochen. Bernhard aber, als er Kunde von der Gefahr erhielt, worin das getreue Nördlingen ſchwebte, brach eilig von der Donau auf, um die gute Stadt zu retten. Vereinigt mit Horn beſetzte er die Anhöhe von Bopfingen, entſchloſſen, Nördlingen durch eine entſcheidende Schlacht zu befreien. Horn widerrieth die Schlacht. Der Bruder des Königs von Spanien hatte eben den Kaiſerlichen anſehnliche Verſtärkung aus Italien zugeführt und wol um elftauſend Krieger war das feindliche Heer dem ſchwediſch-deutſchen überlegen. Dazu bildete ungeübtes Landvolk, das in Wirtemberg und Baden zur Vertheidigung des Landes von ſeinen Fürſten aufgeboten worden war, einen nicht unbeträchtlichen Theil des kleinen Heeres unter Bernhard und Horn und die geübten und erfahrenen Krieger waren von Entbehrungen aller Art ermattet und miſſgeſtimmt. Horn wollte die Ver-

ſtärkung erwarten, die ihnen der Rheingraf Otto Ludwig zuzuführen im Begriffe ſtand. Aber Bernhard foderte mit ſolchem Ungeſtüme die Schlacht, daſſ er ſelbſt die Friedensanträge des Königes von Ungarn ſchnöde zurükkwies. Am 7. Herbſtmonds fiel demnach bei Nördlingen der entſcheidende Würfel. Das ſchwediſch-deutſche Heer erlag, wie es beinahe untrüglich vorauszuſehen war, ſo gänzlich dem Feinde, daſſ es ſchien, als habe die katholiſche Partei mit dieſem einen Schlage für immer den Sieg gewonnen. Kaum viertauſend entkamen dem Tode oder der Gefangenſchaft. Guſtav Horn, der ſchwediſche Feldherr ſelbſt, hatte ſich ergeben müſſen und Bernhard rettete nur mit Mühe Freiheit und Leben. — Bei Heilbronn und Frankfurt ſammelten ſich die Trümmer des zerſprengten Heeres, während die kaiſerliche Macht ohne Widerſtand die ſüddeutſchen proteſtantiſchen Lande überſchwemmten. Alle Gräuel, welche Religionshaſſ und zügelloſe Soldatenwuth erſinnen mögen, verheerten jetzt im ſchauerlichen Bunde mit Peſt und Hunger, die ſchönſten und geſeegneteſten Fluren Deutſchlands. Und wie entſetzlich ſchon an und für ſich dieſe Folge der verlorenen Schlacht ſein mochte: der gemeinſamen Sache trug ſie noch herbere Früchte. Die ſächſiſchen Kreiſe, ſchon im Begriffe, ihre Streitmacht mit den Schweden zu vereinen, traten jetzt ſchüchtern zurükk und obwol es der Ueberredungsgabe des Reichskanzlers gelang, die Genoſſen des Heilbronner Bundes noch beiſammenzuhalten, ſo ſchien doch eine nahe Auflöſung dieſes Bundes faſt unvermeidlich. Doch der härteſte Schlag von allem, war Sachſens Abfall.

Johann George hatte kaum von dem Unfalle bei Nördlingen Kunde erhalten, als er es für hohe Zeit erachtete, aus dem Schiffbruche der evangeliſchen Sache für ſich ſelbſt ſo viel zu retten, als möglich. Die Lauſitz und das Erzſtift Magdeburg, jener Sündenpreis, um den er gleich zu Anfange des Krieges die Sache der Glaubensfreiheit verrathen hatte, legten auch jetzt wieder das entſcheidende Gewicht in die Schaale ſeiner Ueberlegung. Denn er ſah wohl ein, daſſ dieſe Lande auf immer für ihn verloren ſein dürften, wenn Schweden, wozu es jetzt den

klarſten Anſchein hatte, gänzlich unterliegen ſollte, bevor er dieſe Partei verlaſſen. Dagegen durfte er auf des Kreiſes Begünſtigung zählen, wenn er freiwillig zu ihm übertrat. Von Wien aus ſparte man die Lokkungen nicht und wenn das Gewiſſen des Kurfürſten ſich noch gegen einen Treubruch ſträubte, der um ſo abſcheulicher war, als eben der vermeſſene Freund die Rettung Sachſens zweimal mit den blutigſten Opfern, ja ſogar mit dem Leben des edelſten Königes, erkauft hatte: ſo wurden ſolche Bedenklichkeiten durch den Hofprediger Hoë von Hoënegg glükklich beſiegt, deſſen feile Seele durch ein kaiſerliches Geſchenk von 10,000 Thalern beſtochen war, wie die allgemeine Sage ging. — Genug, Johann George rief ſeinen ſiegreichen Feldherrn Arnim, der eben mit den Schweden vereinigt, vor Prag ſtand, aus Böhmen zurükk und es ward nun mit ſolchem Ernſte an einem Frieden zwiſchen Sachſen und Oeſterreich gearbeitet, daſſ zu Pirna ſchon im Reifmonde (1634) die vorläufigen Bedingungen zu Stande kamen, denen am 20. Blütenmonds 1635 zu Prag ein vollſtändiger Friedenſchluſſ folgte.

Es ſollte ſcheinen, als ſei Sachſen nicht einſeitig und bloß um eigener Vortheile willen, von der gemeinſamen Sache abgefallen; daher enthielt der Friede einige Bedingungen, die ſich auf alle proteſtantiſchen Reichsſtände bezogen. Es ſollten nämlich alle mittelbaren Kirchengüter, welche die Proteſtanten vor dem Vertrage zu Paſſau beſeſſen, ihnen für immer verbleiben; die unmittelbaren aber, ſo wie die ſpäter in Beſitz genommenen, ihnen noch vierzig Jahre lang überlaſſen ſein. Dieſe elenden Vortheile waren Alles, was Johann George für nöthig hielt, um dem deutſchen Vaterlande, nach ſiebzehn blutigen Jahren, einen dauerhaften Frieden zuzuſichern. Zwar verhieß die Friedensurkunde Allen, die dieſen Frieden annehmen würden, vollkommene Verzeihung von Seiten des Kaiſers; aber dennoch fehlte es nicht an einem langen Verzeichniſſe derjenigen, die davon ausgeſchloſſen werden ſollten. Vornweg wurden gleich die böhmiſchen und pfälziſchen Angelegenheiten ausgenommen und ſodann folgten alle Unterthanen der öſterreichiſchen Erblande, die das Schwert gegen den Kaiſer erhoben und ſämmtliche Mitglie-

der des Heilbronner Bündniſſes. — In Bezug auf die Glaubensfreiheit der öſterreichiſchen Unterthanen, machte Ferdinand nicht das geringſte Zugeſtändniſſ. Nur den proteſtantiſchen Schleſiern ward eine ſehr beſchränkte Religionsduldung zugeſtanden. — Außerdem ward beſtimmt, daſſ die Fürſten und Stände, die ſich dem Frieden anſchließen würden, ihre Kriegsvölker zum kaiſerlichen Heere ſtoßen, und Ihrer K. Majeſtät und dem Reiche, zur Vollziehung und Handhabung des Friedenſchluſſes, Pflicht leiſten laſſen ſollten. Das ſo zuſammengeſetzte Heer ſollte heißen: „Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät und des Reiches Kriegsheer.“ — Dagegen erhielt der Kurfürſt die Ober- und Niederlauſitz als erbliches Lehen der böhmiſchen Krone und das Erzſtift Magdeburg wurde ſeinem Sohne Auguſt auf Lebens Zeit zugeſprochen. — Für ſolche Vortheile verſprach Johann George zur Bekämpfung und Vertreibung der Schweden mit gewaffneter Hand Beiſtand zu leiſten und opferte ſomit alle Verpflichtungen der Dankbarkeit und die noch heiligeren Pflichten gegen ſeine unglükklichen Glaubensbrüder im ganzen deutſchen Vaterlande, zumal aber in Schleſien, dem kleinlichſten Eigennutze auf.

Was half es, daſſ das ganze proteſtantiſche Deutſchland, wie mit Einer Stimme, den Kurfürſten von Sachſen einen Verräther an Glauben und Freiheit ſchalt? was half es, daſſ in zahlreichen Pflugſchriften ihm über ſeine Treuloſigkeit die bitterſten Vorwürfe gemacht wurden? — Der Friede war einmal geſchloſſen und der Kaiſer ließ ihn in Geſtalt eines Reichsbefehls bekannt machen und alle evangeliſchen Stände auffodern, daran Theil zu nehmen. Und das Beiſpiel Sachſens, des mächtigſten proteſtantiſchen Fürſtenthums, blieb nicht ohne bedeutenden Einfluſſ auf die übrigen Stände, die des langen Kriegselendes müde, voll Argwohn und Eiferſucht gegen Schweden, Einer nach dem Andern ſich entſchloſſen, dem aufgeſtellten Friedenspaniere zu folgen.

Es waren zunächſt die drei Brüder des Herzogs Bernhard von Weimar und die Herzoge von Meklenburg und Braunſchweig-Lüneburg, welche dem kaiſerlichen Friedensrufe Gehör

gaben. Dann folgte auch George Wilhelm, der Kurfürſt von Brandenburg. Lange hatte dieſer Fürſt unſchlüſſig hin- und hergeſchwankt; denn ſeine Lage ſchien in der That gleiche Gefahr zu drohen, er mochte ſich zum Frieden wenden, oder dem Bündniſſe mit Schweden getreu bleiben. Im erſten Falle war von den erbitterten Schweden Alles zu fürchten, die nicht nur die feſteſten Städte und Plätze in der Mark inne hatten, ſondern auch von Pommern aus leicht das Land überziehen konnten; im andern Falle dagegen war vom Kaiſer, von Sachſen und dem ganzen „römiſchen Reiche“ nicht weniger zu beſorgen. Es leidet wol kaum einen Zweifel, daſſ Schwarzenbergs Rathſchläge das Meiſte dazubeitragen mochten, den Kurfürſten zur Annahme des Prager Friedens zu bewegen. Denn die Nördlinger Schlacht bot dem Grafen willkommene Gelegenheit dar, ſeinen altgewohnten Einfluſſ auf George Wilhelm, im vollen Maße wieder geltend zu machen und er wuſſte dieſe Gelegenheit ſo gut zu benutzen, daſſ er eben jetzt in der Gunſt ſeines Herrn höher ſtieg, als er jemals geſtanden hatte. Die meiſten und wichtigſten Geſchäffte gingen durch ſeine Hand. In jedem Falle aber ſchien die Annahme des Friedens unter den gegenwärtigen Verhältniſſen auch wol am räthlichſten zu ſein und ſelbſt die Stände der Marken, die der Fürſt um ihre Meinung befragte, ſtimmten dafür und begehrten den Frieden.*) Sie hofften dadurch die Drangſale des Krieges von ihrem Vaterlande zu entfernen und wuſſten es nicht, daſſ das Elend der Mark in Folge dieſes Friedenſchluſſes erſt recht beginnen ſollte. George Wilhelm aber glaubte unendlich viel errungen zu haben, als der Kaiſer ſein Erbrecht auf Pommern nicht nur anerkannte, ſondern ihm auch den kräftigſten Beiſtand verhieß, um ihn zum Beſitze dieſes Landes zu verhelfen. Dieſes war die Hauptbedingung, unter welcher Brandenburg am 27. Aerndtemonds 1635 dem Prager Frieden beitrat.

So ſchien denn die Sache der Schweden auf deutſchem Boden beinahe unrettbar verloren. Das Hauptheer im ſüdweſt-

*) Loccelius. Vergl. Cosmars Schwarzenberg S. 73.

lichen Deutſchlande ſo gut als vernichtet, die Bundesgenoſſen abtrünnig und zum Feinde übertretend, Schweden ſelbſt erſchöpft und in dieſem Jahre noch überdieß durch Miſſwachs heimgeſucht — welche Hoffnungen ließen ſich an ſo verzweifelte Umſtände noch knüpfen? Alle jene glänzenden Ausſichten auf einen beträchtlichen Landbeſitz und unzählige andere Vortheile auf deutſchem Boden, welche Guſtav Adolfs wunderbare Siege als ſo ſicher und nahe liegend eröffnet hatten: ſie ſchienen für immer verſchwunden und ein ehrenvoller Rükkzug von der Erde, welche der große Heldenkönig mit ſeinem Blute benetzt, das Einzige, was Schweden in fünf blutigen Jahren errungen. Es kam noch dazu, daſſ eben jetzt auch der Waffenſtillſtand mit Polen zu Ende ging. Wo ſollte nun das Menſchen- und Geldarme Schweden die Mittel hernehmen, ſo dort wie hier ſich im Felde zu behaupten? — Aber je hoffnungloſer die Umſtände, um deſto kräftiger und entſchloſſener erhob ſich Oxenſtjerna's unbeugſamer Muth. Was ſolchen Muth in ihm zu erhalten vermochte, war eines Theils der Hinblikk auf Frankreich. Wie lau und zurükkhaltend auch Richelieu mit ſeiner Unterſtützung bisher ſich gezeigt hatte; jetzt muſſte er kräftiger eingreifen, wenn Oeſterreich und Spanien nicht zum Nachtheile Frankreichs entſchieden ſiegen ſollten. Der beinahe vernichtete Widerſtand in Deutſchland muſſte aufs Neue belebt werden, um den gemeinſamen Feind nicht zu Athem kommen zu laſſen. Andern Theils hatte der Kaiſer dadurch, daſſ er die Mitglieder des Heilbronner Bündniſſes von dem Frieden und der Verzeihung ausſchloſſ, dieſen Reichsſtänden keine andre Wahl gelaſſen, als ihr Heil noch ferner im Schwerte und an Schwedens Seite zu ſuchen. Denn ſelbſt der Herzog Eberhard von Wirtemberg, der zur Unterwerfung bereit war, wurde durch die härteſten Bedingungen, die man von Wien aus ihm ſtellte, mit Gewalt bei Schweden zurükkgehalten. Endlich aber mochte es dem ſchwediſchen Reichskanzler auch einleuchten, daſſ die abtrünnigen und zum Kaiſer übergetretenen Bundesgenoſſen, in ihrem neuen Verhältniſſe wol ſchwerlich größern Eifer und höhere Kraftanſtrengung entwikkeln dürften, als ſie bisher für die heilige Sache des Glaubens und

der Freiheit bewieſen hatten. Auf ſolche Hoffnungen geſtützt, hielt Oxenſtjerna es für unzeitig, zu verzweifeln. Er eilte, ſobald er von dem Abſchluſſe des Prager Friedens Kunde erhalten, nach Magdeburg und wies des Kurfürſten von Sachſen Anerbieten, Schweden „mit einem erträglichen Stükke Geldes“ abzufinden, mit der verdienten Verachtung zurükk. „Johann George“, ſprach er, „zweimal durch die tapfern Waffen Guſtav Adolfs aus großer Gefahr gerettet, habe heilig verſprochen, keinen einſeitigen Frieden zu ſchließen. Jetzt aber ſei er wortbrüchig geworden und habe ſich mit dem Kaiſer vertragen, in der Abſicht, die Schweden ohne Entſchädigung aus Deutſchland fortzuſchaffen. Die Schweden aber gedächten keineswegs ſo leichten Kaufs ſich über das Meer zurükkweiſen zu laſſen und würden nicht eher Frieden ſchließen, als bis ſie durch Land und Leute entſchädigt worden.“

Während deſſen bemühte ſich Frankreich durch ſeinen Geſandten, den Grafen d'Avaux, einen neuen Ausbruch des Kampfes in Polen zu verhindern, um Schwedens ohnehin ſchwachen Kräfte nicht noch mehr zerſplittern zu laſſen. Die Geſandten von Engelland und Holland leiſteten ihm Beiſtand; aber Niemand betrieb das Vermittlergeſchäfft mit größerem Eifer und mehr Aufrichtigkeit, als George Wilhelm, der Kurfürſt von Brandenburg. Wem konnte auch an Erhaltung der Ruhe in Polen mehr liegen, als ihm? War doch von allen ſeinen Landen jetzt Preußen das einzige, deſſen Zuſtand noch einen einigermaßen erfreulichen Anblikk gewährte, obwol auch hier die Wunden des ſchwediſch-polniſchen Krieges noch nicht vollkommen geheilt waren. Und wie viel ſtand auch für Preußen zu befürchten, wenn es, was bei dem abermaligen Ausbruche des Krieges, ſich nicht abwehren ließ, aufs Neue der Tummelplatz der ſchwediſchen und polniſchen Waffen werden ſollte! Der Markgraf Siegmund nebſt dem Landhofmeiſter Andreas von Kreuzen, dem Kanzler George von Sauken und einigen andern hohen Beamteten waren vom Kurfürſten in dieſer Angelegenheit bevollmächtigt, und ſchon im Beginne des Jahres (1635) hatten die Unterhandlungen begonnen. Aber nachdem man volle vier Wo-

chen lang mit der kleinlichſten Peinlichkeit über äußerliche Förmlichkeiten geſtritten und endlich die Stadt Preußiſch-Holland zum Orte der Zuſammenkunft beſtimmt hatte, zerriſſ ein neuer Streit über die Vollmachten der einzelnen Geſandten das noch kaum begonnene Friedenswerk, und beide feindliche Parteien begannen, ſich zum Kampfe zu rüſten. Erſt im Blütenmonde gelang es den Geſandten Brandenburgs und Engellands die abgebrochenen Unterhandlungen wieder in Gang zu bringen. Dem Dörfchen Stuhmsdorf, zwiſchen Marienburg und Stuhm, wurde die Ehre, Hauptſchauplatz der Zuſammenkünfte und Verhandlungen zu werden. Die Geſandten der verſchiedenen Mächte wohnten in Zelten und man kam Anfangs in der Mitte des Dorfes unter freiem Himmel zuſammen, um den Streit darüber zu vermeiden, ob den polniſchen oder ob den ſchwediſchen Bevollmächtigten der erſte Eintritt in das Berathunghaus gebühre. Späterhin ward ein hölzernes Gebäude mit zwei gegenüberſtehenden Thüren errichtet, ſo daſſ die ſtreitenden Parteien, jede von einer andern Seite, gleichzeitig eintreten konnten. Doch trotz dieſer Vorkehrung fand die kleinliche Rangſucht jener Zeit immer wieder neuen Grund zur Eiferſucht und Unzufriedenheit und beide feindliche Mächte, zumal aber die hochfahrenden, praleriſchen Polen, ſtellten ſo übertriebene Bedingungen auf, daſſ die Unterhandlungen abermals abgebrochen und erſt wieder am 14. Sommermonds aufgenommen wurden. Endlich, nach unſäglicher Mühe, kam am 9. Herbſtmonds 1635 ein Vertrag zu Stande. Es wurde ein Waffenſtillſtand auf 26 Jahre beliebt, während deſſen die Schweden ihre Eroberungen in Liefland behalten, dagegen ganz Preußen räumen ſollten. Beinahe aber wäre das mühſam durchgeführte Werk noch im letzten Augenblikke geſcheitert. Denn es erhob ſich ein neuer Streit unter den Geſandten, über die Rangordnung, welche bei der Unterzeichnung des Vertrages zu beobachten ſei.*) Erſt drei Tage ſpäter (12. Herbſtmonds) erfolgte die Unterſchrift und eine alte Sage bezeichnet einen großen Feldſtein am Eingange des Dorfes als den Ort, wo die Vollziehung des Vertrages wirklich zu Stande kam.

*) Lengnich Preuß. Geſchichte. Th. 6.

In ſolcher Weiſe ſah der Kurfürſt zu ſeiner Freude, wenigſtens in ſeinem preußiſchen Herzogthume, die Ruhe auf eine lange Reihe von Jahren geſichert, eine deſto erwünſchtere Ausſicht, je finſterer die Wetterwolken des Krieges ſich über den Brandenburgiſchen Marken zuſammenzogen.

Der ſchwediſche Feldherr Baner, durch den Prager Frieden auf ſeinem Siegeslaufe in Böhmen gehemmt, hatte ſich nach Thüringen gewandt. Sein Heer, zum großen Theile aus Deutſchen beſtehend, war des rükkſtändigen Soldes wegen unzufrieden und als der Kaiſer an alle Deutſchen, die unter ſchwediſchen Fahnen fochten, einen ſtrengen Befehl ergehen ließ, ſich ungeſäumt von dem Reichsfeinde loszuſagen, da verließen viele den ſchwediſchen Feldherrn, um bei den Kaiſerlichen und Sachſen ihr Glükk zu verſuchen.

Wenn die Fürſten ſo ſchnell von einer Partei zur andern übertraten, wer durfte es dem gemeinen Manne, dem der ganze Krieg nur als Erwerbquelle galt, verargen, daſſ er die Fahnen verließ, von denen der bisherige Glükkſtern gewichen zu ſein ſchien? Aber eben dieſe gefühlloſe Gleichgiltigkeit, die das blutige Kriegſchwert als ein Handwerkzeug betrachtete, welches in jener traurigen Zeit am ſicherſten den Unterhalt des Lebens verhieß — eben dieſe Gleichgiltigkeit liefert den untrüglichen Beweis, wie wenig von einem deutſchen Volksgeiſte, dem des Vaterlandes Heil über Alles geht, damals die Rede war, und wie der große Gegenſtand des Kampfes kaum begriffen wurde. — Genug, Baner ſah ſich genöthigt, mit ſeinem immer ſchwächer werdenden Heere vor Sachſens Uebermacht zurükkzuweichen. Mit 26,000 Kriegern zog Johann George herbei, um das Erzſtift Magdeburg für ſeinen Sohn in Beſitz zu nehmen. — Zu gleicher Zeit rükkte der kaiſerliche Feldherr Marazini von Schleſien her die Oder hinab nach Pommern und drängte die geringe ſchwediſche Macht bis auf die Inſel Wollin zurükk. — Allein bald änderte ſich die Geſtalt der Dinge. Leonhard Torſtenſohn führte die Schaaren, welche bisher in Preußen geſtanden, auf den Kampfplatz nach Pommern und Baner verſtärkte ſein kleines Heer durch die Beſatzungen der Altmark. Der wakkere

Feldherr war bis in das Meklenburgiſche zurükkgegangen. Als ihn aber die Sachſen bis hieher verfolgten, wandte er ſich raſch und ſchlug ſie mit beträchtlichem Verluſte bei Dömitz (22. Weinmonds) und noch kräftiger bei Kyritz (7. Chriſtmonds), wo er ihnen ſieben Vollſchaaren vernichtete. Von jetzt ab ward die Mark zum Tummelplatze des blutigen Waffenſpieles. Es würde eine ermüdende und undankbare Arbeit ſein, dem Gange des Kampfes in ſeinen Einzelheiten hier zu folgen, eine Arbeit, die nur durch den Zwekk einer genauen Kriegesgeſchichte gerechtfertigt werden könnte. Das verworrene Bild des hin- und herwogenden Kampfes ordnend auseinanderzulegen, mit gewiſſenhafter Ausführlichkeit zu erzählen, wie bald dieſer bald jener Ort, jetzt von der einen, dann von der andern Partei entweder genommen oder vergeblich belagert wurde — mag für denjenigen von Wichtigkeit ſein, der den Krieg als ein großes Schachſpiel betrachtet und daher ſowol den Fehlern als den wohlberechneten Zügen beider Parteien mit reger Theilnahme zu folgen vermag. Uns ſei es genug zu bemerken, wie die beiden feindlichen Heere mit abwechſelndem Glükke volle neun Monden lang, in der Mark und in Niederſachſen, ſich hin- und herdrängten. Aber je weniger ihre Waffen irgend einen entſcheidenden Erfolg errangen, um ſo jammervoller blutete das Land unter dem ehernen Fußtritte des grauſamen Krieges. Die Mark, ſchon an und für ſich nicht mit übergroßer Fruchtbarkeit geſeegnet, vermochte bald nicht mehr, dem zahlreichen Kriegsvolke den nöthigen Lebensunterhalt zu gewähren und der rohe Soldat ſuchte nun durch Grauſamkeiten und Gewaltthaten aller Art entweder die letzte Haabe zu erpreſſen, oder ſich an einer viehiſchen Rache gegen die Schuldloſen zu erſättigen. Man fragte nicht danach, ob man es mit Freunden oder mit Feinden zu thun habe, und die Kaiſerlichen gingen mit den unglükklichen Märkern nicht um ein Haar breit beſſer um, als die Schweden. Am menſchlichſten erwieſen ſich noch die Sachſen, obwol auch ſie von der äußerſten Noth getrieben, oft zur Gewalt ihre Zuflucht nahmen, was um ſo weniger befremden darf, da das brandenburgiſche Kriegsvolk ſelbſt ſeiner eigenen Landesleute nicht ſchonte. Am jammervoll-

ſten war das Schikkſal des Landmannes, der mit Leib und Gut dem Uebermuthe oder der Grauſamkeit des verwilderten Soldaten ſchutzlos Preis gegeben war. Bald ſtanden manche Dörfer ganz verödet und von allen Einwohnern verlaſſen da und die Aekker blieben unbebaut liegen, weil es theils an Armen, theils an Luſt zu einer Beſchäfftigung fehlte, die dem friedlichen Fleiße keinen Lohn mehr verſprach, ſondern nur das gefräßige Ungeheuer des Krieges zu ernähren ſchien. Es konnte nicht fehlen, daſſ zu ſolchem Elende ſich verheerende Seuchen geſellten, die mit furchtbarer Allgewalt würgten. Die Leichen blieben unbegraben vor den Hütten und auf den Straßen liegen, wo der Tod ſie gefällt hatte und dienten den verwilderten Hunden, die herrenlos umherſtreiften, zum Fraße. — Die höheren Bedürfniſſe des Menſchen blieben in dieſer Schrekkenzeit beinahe ganz unbefriedigt.

Oft fand ſich in dem Umkreiſe von vier Meilen kaum ein einziger Geiſtlicher, die Kranken und Sterbenden zu tröſten, oder die neugebornen Kinder zu taufen.*) Entweder hatte die Seuche die Hirten von ihren Heerden geriſſen, oder die furchtbaren Drangſale des Krieges ſie verjagt. — Doch das Schikkſal der Städte war nur um weniges beſſer, als das der Dörfer. Schienen gleich Thor und Mauern mehr Sicherheit zu verſprechen, ſo reizte doch die größere Wohlhabenheit nur deſto mehr die hungrige Beutegier. Oſterburg, Seehauſen und Tangermünde wurden zweimal von den Schweden und einmal von den Kaiſerlichen und Sachſen ſo rein ausgeplündert, daſſ die Bürger ſich zerſtreuten und die Städte beinahe leer ſtanden. — Bis Oranienburg hinauf ſtreiften ſchwediſche Schaaren und ſetzten ſelbſt die Hauptſtadt in Furcht und Schrekken. — Und wie es den Marken erging, ſo auch den benachbarten Landen. Vor allem muſſten die Sachſen für die Bundbrüchigkeit ihres Landesherrn büßen, als Baner plötzlich in das Meißner Land einbrach. Aber auch das Fürſtenthum Anhalt ward ſo hart mitgenommen, daſſ der Fürſt Chriſtian entfloh und in Berlin eine ſichere Zuflucht ſuchte.

*) Buchholz a. a. O. Th. III. S. 643.

So geſchikkt und tapfer indeſſen der Feldmarſchall Baner ſich bisher gegen die feindliche Uebermacht vertheidigt hatte, ſo ſchien es doch, als wenn er gänzlich aus der Mark verdrängt und nach Pommern zurükkgeworfen werden ſollte. Das ausgehungerte Land konnte nicht länger beiden Heeren Unterhalt gewähren und es muſſte endlich entſchieden werden, wem der Beſitz der kargen Beute zufallen ſollte. Den Schweden lag Alles daran, den Schauplatz des Krieges von Pommern zu entfernen, um dieſes Land zu ſchonen, das ſie bereits als ihr Eigenthum betrachteten. Da erhob ſich Baner in ſeiner Heldengröße, um mit einem Schlage die Sache zu entſcheiden. Es war am 24. Herbſtmonds (1636), als er das kaiſerlich=ſächſiſche Heer bei Wittſtokk angriff. Von drei Uhr Nachmittags bis in die Nacht hinein dauerte der furchtbare Kampf. Der rechte ſchwediſche Flügel vermochte in zehn wiederholten Angriffen nichts gegen die Tapferkeit des vereinigten Heeres; aber der linke ſetzte mit eiſernem Muthe das wilde Gefecht fort. Als die Nacht dem Blutvergießen Einhalt gebot, behaupteten beide Heere das Schlachtfeld. Aber der Kurfürſt von Sachſen, durch zwei feindliche Kanonenſchüſſe benachrichiget, daſſ die Hinterhut der Schweden am nächſten Morgen das abgebrochene Gefecht wieder aufnehmen ſollte, verzweifelte an dem Erfolge ſeiner Waffen und befahl den Rükkzug. Da eilten die Schweden ihm nach und bereiteten ihm eine furchtbare Niederlage. Alles Geſchütz, eine Menge von Fahnen und des Kurfürſten ſämmtliches Geräth fiel den Siegern in die Hände, und überdieß büßte das feindliche Heer gegen 6000 an Gefangenen und Todten ein.

Jetzt war der Streit um die Marken entſchieden. Sie gehörten den Schweden bis auf die feſten Plätze, die noch mit kaiſerlichem oder brandenburgiſchem Kriegsvolke beſetzt waren. Aber dem Lande ſelbſt ward dadurch nicht die mindeſte Erleichterung zu Theil. Zwar eilte Baner mit ſeinen Schaaren dem geſchlagenen Feinde nach, überſchwemmte Sachſen und ließ das arme Land die ganze Schwere ſeines zürnenden Armes fühlen, ſo daſſ es in kurzer Zeit einen faſt noch jammervollern Anblikk darbot, als die Marken. Sodann drang er durch Thüringen

nach Heſſen vor und vertrieb die Kaiſerlichen auch von hier. Doch ſtatt ſeiner, war Wrangel von Pommern her in das Brandenburgiſche eingedrungen und erpreſſte durch Drohungen und Strenge von denjenigen Ortſchaften, die bisher noch verſchont geblieben waren, große Geldſummen. Beſonders hart wurde Berlin behandelt. Wenige Wochen nach der Schlacht bei Wittſtokk erſchien der ſchwediſche Oberſte Jenß von Haderleff vor den Thoren der Hauptſtadt. Der erſchrokkene Kurfürſt flüchtete eilig nach Peitz und auch Schwarzenberg, im vollen Bewuſſtſein des Haſſes, den er von ſchwediſcher Seite auf ſich geladen, verließ die geängſtete Stadt. Der Schwede aber foderte von der Bürgerſchaft eine Brandſchatzung von 21,000 Thalern und überdieß 9000 Thaler von der märkiſchen Ritterſchaft. Vergebens bat der Markgraf Siegmund, deſſen Händen die Sorge für Stadt und Land anvertraut worden war, um Schonung. Haderleff zog nicht eher von dannen, als bis er im Ganzen 13,000 Thaler baar und über das noch fehlende einen vollgiltigen Schuldſchein erhalten hatte, worin es ihm freigeſtellt ward, wenn er bis zum 9. Reifmonds nicht vollſtändig befriedigt ſei, ſich an Leib und Gut der Bürger von Berlin ſchadlos zu halten. Indeſſen freute ſich die Stadt, ſo gelinde fortgekommen zu ſein, um ſo mehr, da der Schwede das Gegenverſprechen ausſtellte, die ganze Mittelmark vor allen ferneren Kriegslaſten ſicher zu ſtellen. Doch dieſe Freude war von kurzer Dauer. Denn kaum war Haderleff abgezogen, ſo rükkte der Feldmarſchall Wrangel mit ſeinem ganzen Heere in die Nähe der Stadt. Neue, unerhörte Foderungen ergingen an die Einwohner. Fünfzehntauſend Ellen Tuch, 3000 Paar Schuhe und eben ſo viele Strümpfe, zehn Pakkwagen und 1000 Thaler baares Geld, nebſt einer großen Menge von Bier, Brot und Lebensmitteln aller Art ſollten ohne Verzug in das Lager bei Köpenik geliefert werden. Dabei blieb die Stadt ſelbſt von Einlagerung und neuer Brandſchatzung nicht verſchont. Es war unmöglich, die ganze Foderung augenblikklich zu befriedigen und auch Wrangel muſſte ſich bequemen, über das Fehlende mit Schuldverſchreibungen vorlieb zu nehmen. Darauf breitete er ſich mit ſeinen Schaa=

ren in der Neumark aus. — Doch kaum war der 9. Reifmonds erſchienen, ſo ſtand auch Jenß von Haderleff, Berlins Plagegeiſt, wieder vor den Thoren. Kein Flehen, keine Thränen rührten ihn und da in der That bei weitem nicht mehr ſo viel baares Geld vorhanden war, als ſeine rükkſtändige Foderung betrug, ſo brachten die jammernden Bürger ihren Schmukk und ihre ſilbernen Geräthſchaften herbei, die der Feind, nach eigener Schätzung, für Geldes Werth annahm. Auch Wrangel ließ gleich darauf mit unerbittlicher Strenge ſeine Reſte einfodern. — Erwägt man, daſſ zu eben dieſer Zeit auch in Berlin die Peſt furchtbare Verheerungen anrichtete, ſo daſſ im nächſten Jahre vierzig Häuſer davon angeſtekkt waren, bedenkt man ferner, wie der Mangel an Lebensmitteln eine ſolche Höhe erreicht hatte, daſſ nach der Rükk=kehr des Grafen von Schwarzenberg, ſelbſt für die Küche dieſes hohen Staatsbeamteten, von allen benachbarten Aemtern kaum ein halbes Faſſ Butter, ſechs Hühner und zwei Schokk Eier zuſammengebracht werden konnten: ſo muſſ der Jammer jener troſtloſen Zeit das tiefſte Mitgefühl erwekken. Im Jahre 1637 ſtanden hundertundſiebzig Häuſer ganz leer und 30 andre Häuſer wurden von ſo durchaus armen Wittwen bewohnt, daſſ ſie nicht die geringſten Steuern zu entrichten vermochten. *)

Indeſſen foderte Wrangel mit großem Nachdrukke von dem Kurfürſten die Einräumung der Feſtungen Spandau und Küſtrin. Aber George Wilhelm entgegnete, es ſtünde nicht in ſeiner Macht, dieſes Begehren zu erfüllen. Sein Kriegsvolk zu Spandau und Küſtrin habe dem Kaiſer geſchworen und halte die Feſten im Namen des Reiches beſetzt. Der Feldmarſchall möge demnach handeln, wie es ihm beliebe. — Wrangel aber wollte und konnte ſich auf zeitraubende Belagerungen in dem ausgehungerten Lande nicht einlaſſen und ſo blieben die beiden Feſtungen in des Kurfürſten Händen.

Die Schlacht bei Wittſtokk hatte indeſſen mehr den verlorenen Ruhm, als das verlorene Uebergewicht der ſchwediſchen

*) König a. a. O. Th. I. S. 223. f. f.

Waffen wiederhergeſtellt. Vielmehr behauptete jetzt der Kaiſer dieſes Uebergewicht, wenn auch immer auf einzelnen Punkten der großen Kriegsbühne die Schweden und ihre Verbündeten einige Vortheile errungen hatten. Ferdinand II. fühlte nach einer achtzehnjährigen, ſtürmiſchen Regierung vielleicht das Ende ſeiner Tage nahe und beſchloſſ daher, den günſtigen Zeitpunkt, welchen ihm ſein Waffenglükk und der Prager Friede herbeigeführt hatten, zu benutzen, um die Reichskrone ſeinem Hauſe zu ſichern. Im Anfange des Chriſtmonds berief er eine Kurfürſtenverſammlung nach Regensburg. Die Wahl ſeines Sohnes Ferdinand (III.), der bereits die Krone von Ungarn trug, zum römiſchen Könige, war der Gegenſtand, welchen er den Fürſten zur Berathung vorlegte. Auch ſollte zugleich über einen Reichsfrieden mit Schweden und Frankreich verhandelt werden, und wirklich erhielten die Kurfürſten von Brandenburg und von Mainz den Auftrag mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. Den Wünſchen des Kaiſers, in Betreff der römiſchen Königswahl, ſtellte ſich keine Schwierigkeit entgegen. Zwar verſuchten Sachſen und Brandenburg eine allgemeine Verzeihung für alle evangeliſchen Reichsſtände, die das Schwert gegen den Kaiſer gezogen hatten, durchzuſetzen; aber ihr Eifer ließ bald nach, aus Furcht, den Kaiſer aufs Neue zu beleidigen. Indeſſen bleibt es merkwürdig, daſſ die Kurfürſten durch die Wahlbedingungen, die ſie dem jungen Könige ſtellten, ſich ausdrükklich gegen alle jene gewaltſamen Eingriffe in die Reichsverfaſſung zu verwahren ſuchten, welche Ferdinand II. ſich erlaubt hatte. Namentlich ward verlangt, daſſ hinfort kein Reichsſtand, ſelbſt in ſolchen Fällen, wo ſein Verbrechen weltkundig wäre und „der Friedebrecher beharrlich und thätlich fortführe," ohne Einwilligung der Kurfürſten in die Acht erklärt werden, auch der Kaiſer keine Lehen mehr nach eigener Willkühr einziehen dürfe. —

Am 12. Chriſtmonds 1636 ward Ferdinand III. zum römiſchen Könige erwählt und ſchon nach zwei Monden (15. Hornung 1637) räumte ihm der Tod ſeines Vaters den kaiſerlichen Thron. Ferdinand II. war unſtreitig ein Fürſt von vielen lo-

benswürdigen Eigenſchaften. Es fehlte ihm weder an Einſicht und gutem Willen, noch an Kraft und Muth. Aber ſeine Einſicht war einſeitig und ſein Wille wurde von jeſuitiſchen Pfaffen geleitet und darum gaben Kraft und Muth nur ſeiner Perſon, nicht ſeinen Handlungen Werth. Der Seegen ſeiner Zeit hätte er werden können und ward ihr zum Fluche. Die große Aufgabe ſeiner Tage hat er unbegriffen und ungelöſt gelaſſen. Den günſtigen Zeitpunkt, die echte Königsgewalt und mit ihr die längſt zerriſſene Einheit Deutſchlands wieder herzuſtellen, ließ er ungenützt vorübergehen und jagte, mit dem bluttriefenden Schlachtſchwerte in der Hand, dem eiteln Wahnbilde einer kirchlichen Einerleiheit nach, das nimmer erreicht werden kann, ſo lange der Menſchengeiſt ſeines heiligen Rechtes, ſelbſtſtändig zu denken, ſich nicht gänzlich entledigt. Von jener höhern Einheit der Kirche, der einzig erreichbaren, wo der Glaube durch die Liebe geheiligt und in der Liebe Eins wird und eben darum nicht weiter nach der äußern Form fragt, hatte er keine Ahnung. Sein Eifer für die Kirche erfüllte Deutſchland mit dem maßloſeſten Elende und indem er ſich recht chriſtlich dünkte, hatte er in der That der eindringlichſten Lehren Chriſti vergeſſen.

Ferdinand **III.** trat Anfangs gänzlich in die Fußtapfen ſeines Vaters und der Thronwechſel hatte auf den Gang des Krieges in den erſten Jahren noch keinen Einfluſſ. Doch war der Sohn freieren Geiſtes und eben darum auch duldſamer als der Vater, eine Eigenſchaft, die das endliche Erlöſchen des grauſamen Kriegfeuers unter ſeiner Regierung möglich machte.

Bedeutſamer für unſere Geſchichte als der Hintritt des Kaiſers, war der Tod des Herzogs Bogislaw (XIV.) von Pommern, der als der letzte männliche Spröſſling ſeines fürſtlichen Hauſes am 20. Lenzmondes 1637 in das Grab ſank. Was die lange Reihe brandenburgiſcher Fürſten ſeit den älteſten Zeiten angeſtrebt, was George Wilhelms Ahnen mit Waffen und Verträgen vorbereitet und nach langen Bemühungen endlich für die Zukunft geſichert hatten: für Jahrhunderte lang gehegte Wünſche ſchien die Stunde der Erfüllung geſchlagen zu haben. Von Kaiſer und Reich in ſeinen rechtmäßigen Anſprüchen auf Pom=

mern längſt anerkannt und nur kürzlich wieder aufs Neue beſtätigt, ſtand dem Kurfürſten von Brandenburg jetzt, da der letzte Sprößling des pommerſchen Herrſcherhauſes den Stuhl ſeiner Väter geräumt hatte, nichts im Wege, um das erſehnte Ziel zu erreichen, — nichts, als die ſchwediſche Macht, die ſich ſo unvermuthet und unwillkommen zwiſchen Frucht und Aerndte eingedrängt hatte.

Schon vor zwei Jahren hatte der alte Herzog ſeinen Tod erwartet und deſſhalb auf einem Landtage zu Stettin die letztwillige Verfügung getroffen, daſſ nach ſeinem Hintritte eine Regentſchaft aus eingebornen Edelleuten, an deren Spitze ſein Vertrauen den Freiherrn Volkmar Wolf von Putbus, Komthur zu Wildenbruch, ſtellte, die Regierung des Landes ſo lange führen ſollte, bis die Streitfrage zwiſchen Brandenburg und Schweden entſchieden ſein würde. Unfehlbar gedachte er, durch dieſe Anordnung ſeinem Volke das Elend eines Krieges und innerer Zerwürfniſſ zu erſparen. Als er nun zum Tode darniederlag, ſandten die Stände von Pommern den Herrn von Putbus zum Kurfürſten George Wilhelm, der ſich um größerer Sicherheit wegen, nach Küſtrin begeben hatte, und ließen ihn erſuchen, ſich mit ſolcher Anordnung zufrieden zu zeigen. Man ſtelle ſein klares Recht auf den Beſitz Pommerns nicht in den geringſten Zweifel und ſei auch geneigt, ihm als dem rechtmäßigen Erbherrn zu huldigen; indeſſen erfoderten die jetzigen verwikkelten Umſtände beſondere Berükkſichtung und namentlich ſei der Vertrag zu beachten, welchen der Herzog vor ſieben Jahren mit der Krone Schweden eingegangen. — George Wilhelm entließ die Geſandtſchaft mit dem Verſprechen, ihren Antrag in Ueberlegung zu nehmen. Als er aber unmittelbar darauf die Kunde von Bogislaws Tode erhielt, wollte er von keinem Aufſchub ſeiner rechtmäßigen Beſitzergreifung hören. Sofort ließ er an den Gränzen der Uker- und Neumark offene Kundmachungen anſchlagen, worin er ſich als den einzigen und rechtmäßigen Landesherrn von Pommern darſtellte, den Antritt ſeiner Regierung bekannt machte und das Volk zur Huldigung und zum gebührenden Gehorſam auffoderte. Briefe deſſelben Inhaltes ſandte er

durch einen Trompeter nach Stettin, ſowol an die dort verſammelten Landſtände, als an den ſchwediſchen Geſandten Steno Bielke und den Feldmarſchall Wrangel. Bielke, der ſich eben in Stettin aufhielt, war hoch entrüſtet, als er den kurfürſtlichen Trompeter vor das Schloſſ reiten ſah. Er ließ ihm die Briefe an die pommerſchen Stände fortnehmen; die andern wollte er gar nicht ſehen und ſchwur, den Ueberbringer hängen und ihm die kurfürſtlichen Schreiben auf den Kopf nageln zu laſſen. Nur durch viele Bitten wandte die verwittwete Herzogin dieſes unverdiente Schikkſal von dem unſchuldigen Trompeter ab. Dagegen trat Bielke in die Verſammlung der Stände und legte im Namen der Krone Schweden feierlichen Widerſpruch gegen die Beſitznahme Pommerns von brandenburgiſcher Seite ein. Erſt ein künftiger Friede werde es entſcheiden, wem das Land zufallen ſolle. Zugleich verbot er den Ständen allen Verkehr mit dem brandenburgiſchen Hofe. Da konnte es freilich nur wenig fruchten, daſſ der Kurfürſt den pommerſchen Predigern Befehl ertheilte, das Volk, von der Kanzel herab, zum Gehorſame gegen den rechtmäßigen Landesherrn zu ermahnen.

Die weltberühmte pommerſche Rechtlichkeit und Biederkeit ließ ſich indeſſen ſelbſt durch die Drohungen des ſchwediſchen Machthabers nicht einſchüchtern. Das redliche Volk erkannte die Rechtmäßigkeit der brandenburgiſchen Anſprüche und wollte eben ſo wenig der Treue gegen den neuen Landesherrn, als der letztwilligen Verfügung des Verſtorbenen etwas vergeben. Auf dem Landtage, der ſich zwiſchen Oſtern und Pfingſten zu Stettin verſammelte, beliebten die Vertreter des Volkes ein Schreiben an den Kurfürſten, worin ſie ihm vorſtellten, daſſ ſie zwar um Ordnung und Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, die von ihrem verſtorbenen Herrn anbefohlene Regentſchaft wirklich anordnen müſſten, weil die Nothwendigkeit und das Wohl des Landes es unumgänglich alſo foderten; doch ſeien ſie damit nicht im Geringſten geſonnen, den anerkannten und wohl begründeten Rechtsanſprüchen des Kurfürſten etwas zu vergeben oder dawider zu handeln. Sie bäten alſo um ſeine Genehmigung zu den Maßregeln, deren Abwendung nicht in ihrer Ge-

walt ſtünde. — George Wilhelm erklärte zwar, daſſ er es mit ſeinen Rechten unvereinbar hielte, wenn ihm die wirkliche Beſitzergreifung des Landes gegenwärtig entzogen würde, doch geſtattete er den Ständen, zu beſchließen, was ſie vor Gott verantworten könnten und was zu des Landes wahrem Heile gereichte.*)

Seitdem George Wilhelm dem Prager Frieden beigetreten war, betrachtete er ſich zwar als einen Freund des Kaiſers, wollte aber darum nicht gerade zu als Schwedens Feind angeſehen werden. Wenn er ſeine Soldaten dem Kaiſer Treue ſchwören ließ und ſeine Landesfeſtungen ihm offen hielt; ſo konnte das mit der Verpflichtung entſchuldigt werden, die er als Reichsfürſt dem Oberhaupte des Reiches leiſten muſſte. Selbſt die feindſelige Weiſe, in welcher die Mark von den Schweden behandelt wurde, hatte ihn bisher noch nicht dahin vermocht, den ehemaligen Bundesgenoſſen von ſeiner Seite den Krieg anzukündigen. Eine ſolche Stellung ſchien auch am geeigneteſten, um das Geſchäfft eines Friedensvermittlers, das ihm auf dem Fürſtentage zu Regensburg übertragen worden war, mit einiger Hoffnung auf günſtigen Erfolg zu übernehmen. Und wirklich hatte er durch den Markgrafen Siegmund, der ſich ſchon während der Verhandlungen zu Stuhmsdorf, durch ſein umſichtiges und kluges Benehmen das Vertrauen der Schweden erworben, friedliche Unterhandlungen anknüpfen laſſen. Unfehlbar ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, Schweden zu einer gütlichen Räumung Pommerns zu bewegen. Als aber der Tod des Herzogs Bogislaw die Abſichten Schwedens ganz unumwunden enthüllte und alle jene Hoffnungen, wie mit einem Schlage, zerſtörte: da wurden die kaum begonnenen Friedensunterhandlungen auch ſchnell abgebrochen und der Kurfürſt ward mit Gewalt zu einer eifrigen Theilnahme an dem Kampfe hingedrängt. Zwar hätte er vielleicht klüger gehandelt, wenn er eben jetzt entſchieden auf die ſchwediſche Seite zurükkgetreten wäre, und ſich den Beſitz Pommerns als Lohn für dieſen Uebertritt ausbedungen

*) Buchholz a. a. O. Th. 3. S. 655 f. f.

hätte; aber erſtlich iſt es die Frage, ob Schweden um ſolchen Preis ſeine Bundesgenoſſenſchaft würde erkauft haben, und zweitens ſchien der nordiſche Glükkſtern ſo unaufhaltſam ſeinem Untergange zuzueilen, daſſ man viel eher erwarten durfte, Pommern der ſinkenden ſchwediſchen Macht mit Gewalt zu entreißen, als mit ſchwediſchem Beiſtande das Land gegen den Kaiſer behaupten zu können. Gewiſſ mochte dieß auch Schwarzenbergs Anſicht ſein, den, wie wir wiſſen, ſeine Ueberzeugung von jeher auf die Seite des Reichsoberhauptes hinzog.

Demnach verband George Wilhelm ſich noch genauer mit dem Kaiſer. Zu Prag ward am 12. Heumonds (1637) durch den brandenburgiſchen Rath Blumenthal ein Vertrag abgeſchloſſen, des Inhaltes, daſſ der Kaiſer 52,000 Thaler und 2000 Musketen hergeben wollte, unter der Bedingung, daſſ der Kurfürſt binnen drei Monden ein Heer von 6000 Mann zu Fuß und 1000 zu Roſſ durch vornehme und kriegskundige Edelleute aus Brandenburg und Pommern anwerben ſollte. Die Soldaten ſollten in des Kaiſers und Reiches Pflicht genommen, aber dem Oberbefehle des Kurfürſten untergeben, und hauptſächlich zur Eroberung Pommerns verwandt werden. Für den erſten Monat Sold und die nöthigen Standläger verſprach der Kurfürſt Sorge zu tragen.*) — Sofort ward zur Ausführung des Vertrages geſchritten und ſowol in den Marken als in Preußen Werbeplätze eröffnet. Das Land wurde zu dieſem Behufe mit neuen Steuern belaſtet, die oft mit vieler Härte eingetrieben werden muſſten, weil die, von allen Seiten gedrükkten und ausgeplünderten Unterthanen, nichts mehr zu geben hatten, wenn ſie nicht verhungern wollten. Trotz dem wurde der beabſichtigte Zwekk nur ſehr unvollkommen erreicht. Der Kurfürſt wollte ſeine Kriegsmacht gerne bis auf 12,000 Mann bringen; aber nicht wenige von den Herren, die mit der Anwerbung und Errichtung der Kriegsſchaaren beauftragt waren, unterſchlugen theils die ihnen anvertrauten Summen, theils nahmen ſie ver-

*) Cosmar a. a. O. S. 320.

laufene Bauern, Küſter und Hirten an, die nach der erſten Muſterung wieder davon gingen.*)

Endlich ſtießen doch achttauſend, theils alter, theils neugeworbener brandenburgiſcher Truppen, zu den kaiſerlichen Fahnen, und das Kriegsglükk ſchien wirklich dieſe Anſtrengungen mit einem günſtigen Erfolge belohnen zu wollen. Baner wurde aus Sachſen, Wrangel aus der Mark zurükkgedrängt und ihre zuſammengeſchmolzenen Schaaren vermochten ſich kaum mehr in Pommern vor der nachrükkenden Uebermacht unter Gallas, zu halten. Ein Ort nach dem andern ging verloren, ſelbſt Garz wurde von den Brandenburgern erſtürmt und der Augenblikk ſchien nahe, wo Baner, troz ſeiner Kriegskunſt und Tapferkeit, auf ſeine Schiffe geworfen und aus Deutſchland vertrieben werden würde. Da kam im Heumonde des nächſten Jahres (1638) noch zu rechter Zeit Hilfe aus Schweden — ein neues, kräftiges Heer von 14,000 Kriegern. Jezt wandte ſich das Glükk der Waffen. Baner hatte einen allgemeinen Bettag halten laſſen; eben ſo die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen. Aber dort beſeelte das Andenken an Guſtav Adolfs blutigen Tod für eine heilige Sache; hier beugte das Bewuſſtſein, aus Zaghaftigkeit und menſchlichen Rükkſichten treulos geworden zu ſein. Im raſchen Siegespfluge eroberte Baner Pommern wieder und warf den kaiſerlichen Feldherrn in die Altmark, während andre ſchwediſche Heeresabtheilungen mit gleichem Glükke in der Neumark und Mittelmark Fortſchritte machten. Alle Leiden, welche die Marken bisher erduldet, waren nichts, gegen das Elend, welches jezt über ſie kam. Freund und Feind, Kaiſerliche und Schweden, wütheten mit den unmenſchlichſten Grauſamkeiten, und Mord, Verſtümmelung, Nothzucht, Brand und Verwüſtung begegneten dem entſezten Blikke allenthalben. Auch die Brandenburger muſſten jezt den verruchten ſchwediſchen Trunk koſten, den vor allen die kaiſerlichen Völker, die Bundesgenoſſen, ihnen mit unmenſchlicher Grauſamkeit aufnöthigten. Am gräſſlichſten war das Loos der Altmark, wo eine ſo entſezliche Hungersnoth

*) Coccelius. Vergl. Buchholz Th. III. S. 648.

ausbrach, daſſ man zu den ekelhafteſten Nahrungsmitteln ſeine Zuflucht nahm und, vom Hungerwahnſinn ergriffen, ſelbſt menſchliche Leichname benagte, die allenthalben unbegraben umherlagen. Da thaten endlich die Bauern im Drömling, was das ganze Volk längſt hätte thun ſollen. Sie bewaffneten ſich und überfielen die kaiſerlichen Räuberſchaaren, wo ſie ihrer habhaft werden konnten, und bald folgten die Bauern auch in andern Gegenden dieſem Beiſpiele. Und wenn dieſe Selbſthilfe, zu welcher die Obrigkeit vollkommen ihre Zuſtimmung gab, auch keinen andern Erfolg hatte, als daſſ die Frechheit der Nachzügler dadurch beſchränkt wurde, ſo gewährte ſie doch die Befriedigung, daſſ man ſich nicht mehr wehrlos und ohne Widerſtand, gleich dem Schlachtvieh, durfte miſſhandeln und hinwürgen laſſen. Die natürliche Beſchaffenheit des Drömling, deſſen weitausgedehnte, ſumpfige Waldungen den muthigen Bauern allemal eine ſichere Zuflucht vor den Verfolgungen des Feindes darboten, begünſtigte im hohen Grade das männliche Unternehmen der Selbſtvertheidigung und die Kühnheit des Landvolkes wuchs mit der zunehmenden Schwäche der Kaiſerlichen dermaßen, daſſ es ſelbſt größere Schaaren des zügelloſen Heeres angriff und ihnen ſogar Geſchütz abnahm. Gallas, überall von den Bauern beunruhigt und von den nachrükkenden Schweden gedrängt, führte ſeine immer mehr zuſammenſchmelzenden Schaaren, durch Sachſen nach Böhmen und Schleſien. Der Weg, auf welchem dieſe Horden gezogen waren, glich einer Gegend, die von Heuſchrekkenſchwärmen zur Wüſte gemacht worden iſt. Baner getraute ſich nicht, den Feind auf derſelben Straße zu verfolgen, und führte ſein Heer zunächſt in das Lüneburgiſche, wo es ihm gelang, den Herzog George aufs Neue für die ſchwediſche Sache zu gewinnen (1639).

Der Kurfürſt George Wilhelm, ſtatt ſich kraftvoll an die Spitze des vaterländiſchen Heeres zu ſtellen und allenthalben die Bewohner unter ſeine Fahnen zu rufen, verließ ein Land, das nicht mehr im Stande war, den mäßigen Aufwand ſeiner Tafel zu beſtreiten, ein Land, wo er nichts als Jammer und Elend um ſich her erblikkte und wo er ſeine eigene Perſon nicht mehr für

ſicher hielt. Er ging nach Preußen, wo er ſeinen Lieblingsneigungen, einer luſtigen Jagd und einem vollen Becher, mit größerer Gemächlichkeit nachleben durfte und ließ den Grafen von Schwarzenberg als Statthalter in den Marken zurükk (1638).

Indeſſen blieb des Landesherrn Anweſenheit in Preußen nicht ohne günſtigen Erfolg für ihn. Sein gutes Vernehmen mit dem Könige von Polen, welches ſelbſt dadurch nicht geſtört wurde, daſſ George Wilhelm ſich der Anlegung eines neuen Seezolles zu Pillau, deſſen Ertrag der König Wladislaw mit ihm zu theilen verſprach, gewaltſam widerſetzte, gab ihm, den preußiſchen Ständen gegenüber, ein größeres Gewicht und machte es ihm möglich, hin und wieder kräftiger aufzutreten, als die Preußen dieſes von ihren Landesherren gewohnt waren. Es kam dazu, daſſ der Adel dem Fürſten bereitwillig ſeinen Beiſtand lieh, um die Rechte und Freiheiten der Städte zu beſchränken. Die Stimme der kleinen Städte verhallte auf den Landtagen immer mehr und mehr und ſelbſt Königsberg muſſte es dulden, daſſ ihr oberſter Lehenherr, der König von Polen, der Hauptſtadt die Befugniſſ abſprach, zur Erhaltung ihrer Feſtungwerke und ihrer Stadtſoldaten eigenmächtig ſich ſelbſt zu beſteuern. Auch ſollte ſie fortan nicht mehr das bisher geübte Recht haben, ohne Mitwiſſen des Kurfürſten und der Oberräthe, ihre „Stadtwillkühr" abzufaſſen. Da erlitt nun die Hauptſtadt dasſelbe Schikkſal, welches ſie früher, in Verbindung mit dem Adel, den kleinern Städten hatte bereiten helfen.

Mittlerweile war Baner in Böhmen eingedrungen und hauſte hier auf ſo ſchrekkliche Weiſe, daſſ alle bisherigen Gräuel des Krieges davon übertroffen wurden. Allnächtlich loderte der Himmel von den Mordbränden, die ſeine Schaaren entzündeten, und man zählte bisweilen über hundert Städte, Dörfer und Flekken, die zu gleicher Zeit in Flammen ſtanden. Prag ward eng' eingeſchloſſen und mit einer harten Belagerung geängſtigt, und die Belagerten konnten vom hohen Rhadſchin herab mit Entſetzen und Grauen einen Theil der Verwüſtung überſehen, der ihr unglükkliches Vaterland unterlag. Baner hatte den Plan gefaſſt, mit dem nächſten Frühlinge (1639) nach Baiern vorzu-

dringen, um dann mit dem Herzoge Bernhard vereinigt, in die öſterreichiſchen Erblande einzufallen und eine endliche Entſcheidung des langen Kampfes herbeizuführen.

Herzog Bernhard, „faſt der einzige, der zu jener Zeit des Namens eines deutſchen Fürſten würdig war,“ wie der gefeierte Hugo Grotius von ihm rühmt, hatte inzwiſchen die Stralen ſeines wunderbaren Heldengeſtirnes, jenſeit des Rheines immer höher und herrlicher leuchten laſſen. Die unglükkliche Schlacht bei Nördlingen, die den größern Theil ſeines Heeres vernichtet und ihm das Herzogthum Franken, die Frucht ſeiner bisherigen Anſtrengungen und Siege, geraubt hatte, ließ ihn ſo hilflos zurükk, daſſ ein minder großer Geiſt vielleicht muthlos ſeine kühnen Entwürfe aufgegeben nnd ſich ſtill von dem unhaltbaren Schauplatze zurükkgezogen haben würde. Nicht ſo Bernhard. Der hohe Gedanke, auf irgend eine Weiſe der Retter deutſcher Freiheit und Ehre zu werden und das große Werk, welches Guſtav Adolf mit ſeinem Blute beſiegelt, zu einem befriedigenden Ende zu führen, ſchwellte mächtig ſeine Heldenbruſt. Doch wohin ſollte er ſeine Blikke wenden, um in der argen Bedrängniſſ ſeiner Lage einen haltbaren Stützpunkt zu finden? Der Heilbronner Bund konnte ſich ſelbſt nicht mehr helfen und Schweden durfte ſich glükklich preiſen, wenn ſeine eigene gebrochene Macht ſich noch länger auf deutſchem Boden zu behaupten vermochte. In dieſer verzweifelten Lage ſchien Frankreich die einzige Möglichkeit der Rettung darzubieten, das katholiſche Frankreich, deſſen Zügel in den Händen eines Kirchenfürſten ruhten, der trotz ſeines Eifers gegen die Ketzer, doch von jeher noch größern Eifer gegen die ſpaniſch-öſterreichiſche Macht bewieſen hatte. Hier hatte Oxenſtjerna in ſeiner Bedrängniſſ Hilfe gefunden; hier ſuchte auch Bernhard für ſeine hochfliegenden Plane eine Stütze. Während er ſich auf beiden Ufern des Rheines mit dem Feinde umhertummelte, brachte er einen Vertrag zu Stande, demgemäß er mit ſeinem ganzen Heere gewiſſermaßen in franzöſiſche Dienſte trat. Eine anſehnliche Summe ward ihm zugeſagt, um ein Heer von 12,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern zu unterhalten, das im Kampfe gegen Oeſterreich

und Spanien, nach der Verfügung des Königes von Frankreich gebraucht werden ſollte (1635). Zugleich ward ihm, in einem geheimgehaltenen Zuſatze des Vertrages, das Elſaſſer Land als Belohnung verheißen. Indeſſen muſſten es die Franzoſen geſchehen laſſen, daſſ Bernhard ſich ſelbſt „General der franzöſiſchen Bundesgenoſſen in Deutſchland" und ſein Kriegsvolk „der Krone Schweden und deren Bundesgenoſſen Heer" nannte. Auch in dieſer Abhängigkeit von Frankreich verleugnete der Herzog nicht den edeln Stolz eines deutſchen Fürſten und wenn der liſtige Richelieu meinte, ihm mit der Verheißung des Elſaſſ nichts weiter als eine glänzende Lokkſpeiſe vorgehalten zu haben, um das ſchöne Land endlich deſto ſicherer mit Frankreich zu vereinigen, ſo ſtand es bei Bernhard feſt, dem deutſchen Reiche auch nicht eine Hufe Landes entziehen zu laſſen. Und als er im nächſten Frühlinge (1636) ſelbſt nach Paris ging, um die zögernde Erfüllung der für ſein Heer gemachten Verſprechungen zu erlangen, trat er ſo mannhaft fürſtlich an dem überfeinen franzöſiſchen Hofe auf, daſſ er viel eher ein geachteter Bundesgenoſſe, als ein Feldherr in Frankreichs Solde zu ſein ſchien. — Doch trotz der ſchmeichelhaften Aufnahme, die ihm dort zu Theil wurde, erlangte er keine gewiſſenhaftere Erfüllung des abgeſchloſſenen Vertrages, ſei es nun, daſſ es den franzöſiſchen Kaſſen an Geld fehlte, oder daſſ man den Helden zu fürchten und es einzuſehen begann, wie er ſich nimmer zu einem blinden Werkzeuge fremder Plane werde gebrauchen laſſen. Mangel an Unterſtützung zwang ihn deſſhalb, zwei Jahre lang mit unbedeutenden Gefechten in Burgund und Lotharingen zu verſchwenden, bis er endlich, voll edler Ungeduld, ohne auf Frankreichs Zuſtimmung zu warten, ſelbſtſtändiger aufzutreten beſchloſſ. Eine Reihe von glänzenden Siegen krönte ſeine Unternehmungen. Er beſetzte das Bisthum Baſel, ging mitten im Winter (1638) über den Rhein, eroberte Säkkingen und Laufenburg und legte ſich vor Rheinfelden. Der tapfere Johann von Werth rükkte zum Entſatz der Stadt herbei. Bernhard ſchlug ihn und nahm ihn ſelbſt gefangen (21. Hornung). Rheinfelden, Rötteln, Freiburg fielen in ſeine Hand und er rüſtete ſich, Breiſach zu belagern, eine Feſte, die

für unüberwindlich gehalten wurde und deren Wichtigkeit ihrer Stärke glich. Sie war der Schlüſſel zum ſüdweſtlichen Deutſchland. Der Kaiſer bot auf, was in ſeinen Kräften ſtand, um Breiſach zu retten, und der Befehlshaber der Feſte, der Feldzeugmeiſter von Reinach, ſchwur, eher ſein eigenes Kind zu verzehren, als ſich zu ergeben. Dreimal zogen kaiſerliche Heere mit Uebermacht herbei, um die Belagerer von Breiſachs Mauern zurükkzutreiben; aber auch dreimal ſiegte Bernhard's Heldengeiſt über des Feindes Mehrzahl.*) In der belagerten Stadt wüthete der Hunger auf das fürchterlichſte und es ſchien, als wollte das Schikkſal den kühnen und tapfern Befehlshaber beim Worte halten. Wenigſtens zwang die Raſerei des Hungers die verzweifelnden Bürger bereits zu dem gräſſlichen Genuſſe menſchlicher Leichen. Nach vier Monden muſſte Breiſach ſich ergeben (3. Chriſtmonds 1638) und Bernhard ließ ſich von der Stadt den Eid der Huldigung ſchwören. Das Elſaſſ war nun ſein und er wandte jezt die Waffen nach Hochburgund, um die Spanier vollends aus dieſem Lande zu vertreiben.

Des jungen Helden ſchnell wachſende Größe erfüllte die Welt mit Staunen und Bewunderung, Frankreich mit bangem Argwohn, die Feinde mit Angſt und Schrekken. Es lag am Tage, das Uebergewicht der Waffen muſſte ſich nun bald entſcheidend auf die Seite der Evangeliſchen wenden. Baners ſiegreicher Arm ſchwang über das Böhmenland den Stab Wehe, und der Rheinſtrom ſpiegelte ſtolz in ſeinen Wellen die ſiegreichen Fahnen des größten deutſchen Helden. Wie viel war zu befürchten, wenn im nächſten Frühlinge der deutſche Feldherr dem ſchwediſchen die Hand bot, um im Herzen Oeſterreichs ihre

*) Bernhard war fieberkrank, als er am 5. Weinmonds dem kaiſerlichen Feldherrn, dem Herzoge Karl von Lotharingen, bei Thann entgegenzog. In Schlachtordnung ſtand das überlegene, wohlgerüſtete Heer der Feinde ihm gegenüber. Er aber ſprach: „es ſtehet in der Bibel, der Geiſt iſt willig und das Fleiſch iſt ſchwach. Hier aber kann man ſagen, der Geiſt iſt ſchwach und das Fleiſch iſt ſtark. Mein Vetter von Lotharingen hat ein ſchönes und ſtarkes Heer; doch hoffe ich ihm heute, mit Gott, zu beweiſen, daſſ wir auch Soldaten ſind."

ruhmbekränzten Banner zu vereinigen? — Mit den glänzendſten Verheißungen ſuchte man von Wien aus den edelſten Sprößling des edeln Fürſtenſtammes der Sachſen zu verlokken und ſeiner Partei abtrünnig zu machen. Die Stunde ſchien geſchlagen zu haben, wo ein Urenkel Friedrichs des Weiſen, an dem Hauſe Oeſterreich das Unrecht vergelten ſollte, welches Karl V., nach der Mühlberger Schlacht an dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe geübt. Bernhard blieb ſtandhaft der heiligen Sache ergeben, welcher er ſein Heldenſchwert geweiht und nur noch ein glükklicher Feldzug, ſo ſtand es vielleicht in ſeiner Macht, eine herrliche Wiedergeburt des deutſchen Vaterlandes zu bewirken. Aber anders hatte es die Vorſehung in ihrem unerforſchlichen Rathe beſchloſſen. Des Helden Tage waren gezählt und das Grab die nahe Gränze ſeiner ſtralenden Siegesbahn.

Im beginnenden Sommer des nächſten Jahres (1639) brach er auf, um ſein Heer über den Rhein zu führen. Sein rohes Kriegsvolk plünderte das Städtchen Pontallier in der Grafſchaft Burgund. „Mich verdreußt länger zu leben!“ rief er, voll edeln Zorns über dieſen Frevel; „denn ich kann bei ſolchem gottloſen Weſen mit gutem Gewiſſen nicht länger bleiben.“ — Ahnungen eines nahen Todes erfüllten ſeine Seele. Zu Pfirt (im Sundgau) drängte ſich viel Volks bewundernd und mit den Zeichen der tiefſten Verehrung um ihn her. „Es iſt das Schikkſal des Schwedenkönigs“ ſprach er, „das auch mir bevorſteht. Denn ſobald das Volk mehr auf ihn ſah, als auf Gott, mußte er ſterben.“ — Bald darauf erkrankte er zu Hüningen am Rhein, nahe bei Baſel. Er hielt ſich für vergiftet; denn obwol er in der leztern Zeit öfter am Fieber gelitten und ſich dabei übermäßig angeſtrengt hatte, ſo verſicherte er doch, ſich noch nie ſo übel befunden zu haben, als eben jezt. Troz der Tröſtungen der Aerzte, war er überzeugt, der Tod ſei ihm nahe. Mit rührenden und ergreifenden Worten ermahnte er die Führer ſeines Heeres, treu und feſt zuſammenzuhalten und das Kriegsvolk nicht zu verlaſſen. Die eroberten Lande wünſchte er ſeinen fürſtlichen Brüdern zuzuwenden, wenn ſie ſich Muth und Kraft zutrauten, dieſelben zu

behaupten. Wo nicht; ſo ſollten die Lande wenigſtens bei dem deutſchen Reiche verbleiben. — Raſch nahm die Gewalt der Krankheit überhand. Als er mit großer Seelenruhe und Beſonnenheit ſich der irdiſchen Sorgen entledigt und, ſo gut die Eile des Augenblikks und die eigne Schwäche es ihm erlaubten, für ſein Heer und ſeine Eroberungen geſorgt hatte, ſchikkte er ſeine Waffengenoſſen hinaus. „Geht hinaus, ihr Brüder,“ ſprach er, „ich habe genug mit euch geredet, jetzt muſſ ich mit Gott ſprechen. Unter Gebeten bereitete er ſich auf den Tod. Schon ſtokkte der Athem, aber das jugendliche Heldenherz ſchlug noch ſtark. „Ich wundre mich“ rief er mit ſchwacher Stimme, „daſſ das Herz noch ſo friſch iſt und ſich nicht zum Tode ſchikken will.“ — Bald darauf hauchte der Held, kaum 35 Jahre alt, ſeinen letzten Athem aus (8ten Sommermonds 1639). — Oeſterreich, Frankreich und Schweden ſtritten um Bernhards Erbſchaft. Jede dieſer Mächte wünſchte das verlaſſene Heer und die eroberten Lande für ſich zu gewinnen. Frankreich trug den Preis davon, da der Schweizer Erlach, welchem Bernhard den Oberbefehl in Breiſach übergeben und in deſſen Redlichkeit er das meiſte Vertrauen geſetzt hatte, längſt von franzöſiſchem Golde beſtochen war.

Als der Kaiſer von Bernhard nichts mehr zu fürchten hatte, wandte er ſeine ganze Kraft gegen Baner, um dieſe furchtbare Geißel aus Böhmen zu entfernen. Zugleich wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft, die zwar dem Jammer des Krieges keine Schranken ſetzten, aber dennoch den entſcheidenden Gang der Waffen verzögerten. Man verhandelte viel über Schwedens künftige Entſchädigung. Der ſchwediſche Reichsrath beſtand darauf, wenigſtens Pommern als Eigenthum zu behalten und in Wien war man des langen Krieges bereits ſo müde, daſſ man ſich ſchon geneigt erklärte, Pommern wenigſtens als Unterpfand für eine angemeſſene Geldentſchädigung, in ſchwediſchen Händen zu laſſen. — Da hätten doch endlich dem Kurfürſten von Brandenburg die Augen aufgehen müſſen, jetzt endlich hätte doch auch Schwarzenberg einſehen ſollen, wie weniger Gewinn für Brandenburg von der Freundſchaft

mit Oeſterreich zu hoffen ſei! — Aber ſowol der Fürſt, als ſein hochgeſtellter Rathgeber, ließen ſich ſelbſt durch die offenbare Falſchheit des kaiſerlichen Hofes zu keinen heilſameren Maßregeln bewegen, und wie furchtbar auch die Marken unter der Drangſal des Krieges ſeufzten und bluteten: es ſchien dem Landesherrn und ſeinem vertrauten Diener noch immer ſicherer, durch Bekämpfung der Schweden in den Beſitz Pommerns zu gelangen, als den Verſuch zu machen, durch Schwedens Freundſchaft das gewünſchte Ziel zu erreichen — Es wäre übereilt, wenn man den Grafen von Schwarzenberg um dieſes Verfahrens willen, der Verrätherei bezüchtigen wollte. Er blieb ja nur den Anſichten treu, die er von jeher befolgt hatte. Feſte Beharrlichkeit pflegt ſonſt als Tugend an Staatsmännern geprieſen zu werden. Warum nicht auch an ihm? — Wenn wir, nach zwei Jahrhunderten, die Verhältniſſe jener Zeit richtiger überblikken, als er, der ſich mitten in ihrem verworren hin- und herwogenden Getümmel bewegen muſſte, ſo darf ihm das nicht zum Vorwurfe gereichen. Wir mögen uns wundern, daſſ er das Rechte nicht ſah; aber wir ſind nicht befugt, ſolchen Fehler ſeinem böſen Willen, oder irgend einer verrätheriſchen Abſicht beizumeſſen.

Als Baner die Kaiſerlichen nach Böhmen und Schleſien zurükkgedrängt hatte, blieb die Vertheidigung der Marken dem kurfürſtlichen Kriegsvolke allein überlaſſen und obwol dasſelbe bei weitem nicht zahlreich genug war, um irgend eine wichtige Entſcheidung herbeizuführen, ſo hätte es doch unter den gegenwärtigen Umſtänden das Kurfürſtenthum gegen die geſchwächte und getheilte ſchwediſche Macht hinreichend beſchützen können, zumal wenn die Bewohner des Landes ſelbſt ſich muthvoll erhoben und wie die Bauern im Drömling gegen die Kaiſerlichen, ſo gegen die Schweden ſich bewaffnet hätten. Aber theils die Unredlichkeit und Untauglichkeit vieler Oberſten, die ſtatt tüchtiger Soldaten, zuſammengelaufenes Geſindel angeworben hatten und nur darauf bedacht waren, ihren eigenen Beutel zu füllen, theils die Zuchtloſigkeit dieſer zuſammengebrachten Mannſchaften ſelbſt, denen man überdieß noch oftmals den Sold vor-

enthielt und ſie dadurch zum Stehlen und Plündern zwang, machten das brandenburgiſche Heer ziemlich unſchädlich für den Feind, aber deſto ſchädlicher für das Land, das es beſchützen ſollte. Man war ſogar ſo unvorſichtig geweſen, einem vornehmen ſchwediſchen Ueberläufer, Helm Wrangel, der eines Verbrechens wegen ſeine Fahnen hatte verlaſſen müſſen, zehn Fähnlein Reiter anzuvertrauen, mit welchen er die Altmark dekken ſollte. Als aber Baner ſich den Gränzen dieſes Landestheiles nahte, erkaufte jener ſich durch ſchnöden Verrath die Verzeihung ſeines ſchwediſchen Vaterlandes. Er ging mit allen ſeinen Reitern zu den Schweden über, die nun ungehindert von der Altmark Beſitz nahmen. Schwarzenberg ließ zu Berlin das Bild des Verräthers an den Galgen nageln — aber damit war der Schaden nicht gut gemacht, den man ſich durch eigene Unvorſichtigkeit zugezogen hatte. Ueberdieß neigte ſich die Stimmung des brandenburgiſchen Volkes noch immer auf die ſchwediſche Seite. Der Statthalter wurde mit argwöhniſchen Blikken betrachtet und genoſſ weder das Vertrauen, noch die Liebe der Märker, das Kriegsvolk ward als eine überflüſſige Laſt betrachtet, welche nur dazu diene, das Elend des Landes in jeder Hinſicht zu ſteigern, und die Kaiſerlichen haſſte man als Feinde des Glaubens und fürchtete ihre unmenſchliche Grauſamkeit. Die Schweden dagegen, obgleich ſie eben nicht viel menſchlicher auftraten, fochten doch für eine heilige Sache, und ihre männliche Tapferkeit, ſowie die Erinnerung an das, was ſie unter Guſtav Adolf für Deutſchlands Rettung geleiſtet, verſchaffte ihnen Achtung.

Dieſe Stimmung der Gemüther entging dem Statthalter nicht und verleitete ihn ſogar zu dem gewiſſ unbegründeten Verdachte, daſſ man hie und da heimliche Einverſtändniſſe mit den Schweden unterhalte. Er ließ die Befeſtigungswerke von Berlin verſtärken und da die Beſatzung unter dem Oberſten Dietrich von Kracht, nur vierhundert Mann betrug, ſo foderte er die Bürgerſchaft zu einer gemeinſchaftlichen Bewachung und Vertheidigung der Stadt auf. Aber die Bürger, großentheils verarmt und von Peſt und Elend entmuthiget, wieſen dieſes

Anſinnen zurükk, weil ihre, durch die Seuche gelichteten Reihen, zur Vertheidigung der Stadt nicht mehr hinreichend wären. Nun geſchah es, daſſ der ſchwediſche Oberſte George von Debitz unvermuthet die brandenburgiſche Reiterſchaar überfiel, die zu Bernau unter der Anführung des Oberſten von Burgsdorf ſtand. Beinahe die ganze Schaar ſamt ihrem Befehlshaber muſſte ſich, nachdem ſie einen vergeblichen Widerſtand verſucht, dem Feinde ergeben. Nur der Oberhauptmann Markus Lüdeke ſchlug ſich ritterlich durch. Er war von geringer Herkunft; aber ſeine Tapferkeit hatte ihn vom gemeinen Soldaten bis zum Oberhauptmann emporgehoben und noch glänzendere Ehren ſparte die Zukunft dem Helden auf. — In ſolcher Weiſe war nun die Hauptſtadt ihrer beſſten Stütze beraubt und der Statthalter flüchtete eilig nach Peiz, während Kracht mit ſeiner geringen Mannſchaft ſich nach Spandau rettete. Im Aerndtemond (1639) beſetzten die Schweden Berlin. Die arme Stadt muſſte ſich abermals ungeheure Erpreſſungen gefallen laſſen und es iſt in der That zu verwundern, auf welchem Wege die kurz zuvor gänzlich erſchöpften Kaſſen ſich wieder einigermaßen angefüllt hatten. Freilich waren die Schweden großmüthig genug, nicht bloß baare Münze, ſondern auch ſilbernes Geſchmeide und Geſchirr und ebenſo Tuch und andre Waaren in Zahlung zu nehmen. Aber wenn man den Jammer jener nahrungloſen Zeit und das gänzliche Stokken des Handels und der Gewerbe in Erwägung zieht, ſo iſt es doch beinahe unbegreiflich, woher alle Summen genommen wurden, um die immer erneuten Foderungen zu befriedigen. Fehlte es doch den kurfürſtlichen Kaſſen ſo gänzlich an Geld, daſſ man die Rüſtkammer plündern und die ſilbernen Verzierungen von den Reitkappen abſchneiden muſſte, um ſie unter den fürſtlichen Hofbedienten, ſtatt mangelnder Münze, auszutheilen. —

Als bald darnach die Schweden einen großen Theil ihrer Völker aus der Mittelmark und Neumark nach Schleſien abrieſen und Berlin wieder frei war, kehrte der Statthalter in die Hauptſtadt zurükk, um ein ſtrenges Gericht zu halten. Er beſchuldigte den Berliner Rath geradezu eines Einverſtändniſſes

mit dem Feinde und ließ den Bürgermeiſter Blechſchmidt in Spandau gefangen ſetzen. Ebenſo verurtheilte er die Stadt Tangermünde zu einer Buße von 2000 Thalern, weil ſie dem Feinde verrätheriſcher Weiſe behilflich geweſen wäre, Ratenau einzunehmen. Es iſt wol kaum zu vermuthen, daſſ Schwarzenbergs Anſchuldigungen begründet geweſen. Denn weder Berlin noch Tangermünde waren von den Schweden gelinder behandelt worden, als andre Städte der Mark. Auch nahm er das ausgeſprochene Urtheil gegen Tangermünde zurükk, da es der Stadt gelang, ſich vollkommen zu rechtfertigen. Vielleicht wollte der Graf durch die bewieſene Strenge, die Märker nur zu größerem Eifer und entſchiednerem Auftreten gegen die Schweden bewegen. Aber wenn dieß wirklich ſeine Abſicht war, ſo blieb ſie gänzlich unerreicht.

Während die Marken in ſolcher Weiſe der furchtbarſten Verheerung Preis gegeben waren, faſſte der Kurfürſt den Plan, die Aufmerkſamkeit des Feindes auf einen andern Punkt zu richten, um ſeinem erſchöpften Lande dadurch vielleicht Erleichterung zu verſchaffen. In der That wäre der Anſchlag, von Preußen aus einen Einfall in Liefland zu unternehmen, nicht übel geweſen, wenn der Fürſt mit unumſchränkter Macht ſeinen Landſtänden und unabhängig Polen gegenüber geſtanden hätte. Ein tüchtiges Kriegsheer von einem tüchtigen Feldherrn geführt, konnte dann allerdings durch einen Einbruch in Liefland, Schweden in nicht geringe Verlegenheit ſetzen und zu einem ehrenvollen und vortheilhaften Vertrage den Weg bahnen. Aber unter den jetzigen Umſtänden fehlte ſo gut, als Alles, um ein Unternehmen dieſer Art zu rechtfertigen. Der Kurfürſt überließ die Ausführung des Anſchlages einem Abenteurer, Hermann Boot, der unter dem Vorwande, für den Kampf in Deutſchland Kriegsvolk zu werben, etwa neunhundert Mann in Preußen zuſammenbrachte (1639). Der eigentliche Zwekk der Werbung wurde mit großer Sorgfalt, nicht etwa vor dem Feinde, ſondern vor den preußiſchen Ständen und vor Polen, geheim gehalten. Mit einer Streiterzahl, die kaum zur Zeit der Kreuzherren für hinreichend gehalten worden wäre, um einen Streifzug in das

Heidenland zu unternehmen, wagte Hermann Boot den Einfall in Liefland gegen eine Macht, deren Kriegskunde und Tapferkeit ganz Europa in Erſtaunen geſetzt hatte. Der Ausgang des abenteuerlichen Unternehmens war vorherzuſehen. Von der erſten ſchwediſchen Kampfſchaar, die dem unerwarteten Feinde entgegentrat, wurde Boot's zuſammengelaufenes Geſindel ſo gänzlich geſchlagen, daſſ mit dieſem einen Schlage Alles entſchieden war. Die Schweden aber klagten bei der polniſchen Krone über Bruch des Waffenſtillſtandes und foderten Entſchädigung. So hatte ſich George Wilhelm mit ſeinem unklugen Plane nur neue Kränkungen bereitet. Denn der polniſche Reichstag ſprach ſehr hochfahrend von einer ſtrengen Verantwortung, die man von dem preußiſchen Lehenträger fodern müſſe. Es kam dazu, daſſ der Kurfürſt gerade damals eifrig bemüht war, die Belehnung über Preußen für ſeinen Thronfolger ſchon jetzt zu erhalten. Natürlich ſtellte der Einfall in Liefland auch dieſem Streben neue Hinderniſſe entgegen, ſo daſſ es ohne allen Erfolg blieb. Man erzählt, George Wilhelm habe ſeine Abhängigkeit von Polen nur mit dem größten Widerwillen ertragen, der durch die neueſten Vorgänge noch geſteigert worden ſei. Als er einſt zu Neuhaus an der Tafel ſaß und ihm höchſt verdrießliche Briefe von Polen her überbracht wurden, habe er ſchnell einen Apfel genommen. „So wahr ich dieſen Apfel aus dem Fenſter werfe, ſo wahr will ich mich von Polen losreißen!" ſoll er, den Apfel werfend, gerufen haben. Aber der Apfel prallte an dem hölzernen Pfoſten des Fenſters ab und fiel in das Zimmer zurükk. — Wahr oder unwahr: George Wilhelm war nicht der Mann einen ſolchen Schwur zu löſen, auch wenn das Zeichen günſtiger für ihn gefallen wäre.

Das Kriegselend in den Marken ging indeſſen unaufhaltſamen Schrittes vorwärts und erreichte bald eine ſolche Höhe, daſſ der Statthalter ſelbſt es für nöthig fand, dem Landesherrn eine dringende Vorſtellung zu überſenden, worin er verſichert, das Land ſei nicht mehr im Stande die gefoderten Abgaben zu leiſten und namentlich ſei Berlin ſo gänzlich erſchöpft, daſſ ihm

einige Erleichterung durchaus Noth thäte (Lenzmond 1640).*) — Es ſei allerdings böſe Zeit, erwiderte der Kurfürſt, aber man müſſe ſich zu helfen ſuchen, bis es beſſer werde. Von einem Erlaſſe der Abgaben könne übrigens die Rede nicht ſein.

Da wandte ſich der Rath am 21ſten Sommermonds an den Thronerben Friedrich Wilhelm mit einer ausführlichen Schilderung des allgemeinen Elends. „Es ſei landkundig" lautete es in dem Schreiben, „wie die Marken durch Freund und Feind zur Wüſte gemacht worden. Die große Menge der Kriegsbefehlshaber lebe herrlich und in Freuden, während die Soldaten davonlaufen oder verhungern müſſten. Die Zügelloſigkeit der kurfürſtlichen Reiter ſei ſo groß, daſſ weder Menſch noch Vieh vor ihnen ſicher wäre; man nehme dem Landmanne Pferde und Ochſen, ſo daſſ die beſſten Aekker unbeſtellt liegen blieben. Viele Städte, Flekken und Dörfer ſtänden wüſte und oft fände man viele Meilen in die Runde weder Menſchen noch Vieh, weder Katze noch Hund. Deſſenungeachtet würden alle Steuern und Abgaben in ihrem vollen Werthe mit Gewalt erpreſſt. Häuſer, Aekker, Gärten, Wieſen und Weinberge habe man dem Bürger genommen, um ſie an Kriegsbefehlshaber zu verſchenken, die von jeder Abgabe frei blieben. Vor allen habe Berlin viel zu leiden gehabt und unermeſſliche Summen an Freund und Feind zahlen müſſen. Nur noch kürzlich ſeien die Berliner Kaufleute auf ihrer Rükkreiſe von Leipzig rein ausgeplündert worden. Dazu lägen die Rathsdörfer in der Aſche, und die Stadt könne ihre eigenen Beamteten, auch ihre Prediger und Schullehrer nicht mehr beſolden. Schon hätten viele Bürger voll Verzweiflung ihrem elenden Leben durch Waſſer, Strang oder Meſſer ein Ende gemacht, und die übrigen ſtünden im Begriffe mit Weib und Kind von Haus und Hof zu wandern, wenn man ihrer Noth keine Erleichterung gewähren wollte."**) — Doch auch dieſe Vorſtellung blieb ohne alle Erfolg und allerdings kann man ſich kaum des Verdachtes erwehren, daſſ

---

*) König a. a. O. Th. I. S. 228. f.

**) König a. a. O. S. 226. ff.

die Schilderung des öffentlichen Elends nicht frei von bedeutender Uebertreibung geblieben ſei. Denn kaum ein Jahr danach entwarf der Kanzler von Borne dem neuen Landesherrn Friedrich Wilhelm ein Bild von dem Zuſtande des Landes, das mit jenem Gemälde des Jammers, in welchem nur Angſt und Verzweiflung auftreten, ſchwer zu vereinigen iſt.

„Das Hofgeſinde des Fürſten" ſagt der Kanzler, „führe großentheils ein wüſtes heidniſches Leben in Freſſen, Saufen, Huren, Spielen und andrer Ueppigkeit und entheilige ſelbſt die Sonn- und Feſttage durch Turniere, Mummereien und andre weltliche Luſtbarkeiten. Der Aufwand in der Kleidung überſteige alle Vorſtellung. Des Marſchalls Feſtanzug werde auf 50,000 Thaler geſchätzt und ſeine Edelknaben prangten in Gold und Sammet. Dem Beiſpiele der Hauptſtadt folgten die übrigen Städte. Allenthalben gelte es für Gottesdienſt, ſich an Sonn- und Feſttagen auf das koſtbarſte zu putzen und ſich den gröbſten ſinnlichen Luſtbarkeiten zu überlaſſen. Bis tief in die Nacht hinein ſeien alle Gaſthöfe, Schenken, Wein- und Bierkeller voll von trunkenen Gäſten, die ſich mit Trommeln, Pfeifen und Geigen aufwarten ließen. Oft ſtellten ſich, nach geendeter Predigt, ſogar in den Kirchen Schauſpieler, Fechtmeiſter, Springer, Seiltänzer, auch Bären- und Affenführer ein, deren Poſſen Geringe und Vornehme, ſelbſt die Geiſtlichkeit, mit ſonderbarer Ergötzlichkeit zuſchauten. — Taufen, Hochzeiten und Begräbniſſe würden mit einer unmäßigen Verſchwendung begangen und oft die ganze Nachbarſchaft dazu geladen, die etliche Tage lang mit Saufen, Freſſen und Schwärmen zubrächte, wobei oft Händel, Mord und Todtſchlag angerichtet würden. — In ſeiner Kleidung könne man den Handwerker nicht mehr vom Edelmanne, den Edelmann nicht mehr von einem Fürſten unterſcheiden und insbeſondere überſteige die Putzſucht der Frauen und Jungfrauen alle Gränzen u. ſ. f."*)

Mag es nun immerhin wahr ſein, daſſ Genuſſſucht und leichtſinnige Verſchwendung nicht ſelten im Gefolge der trübſten

---

*) Ebendaſ. S. 231. f. f.

Zeiten gefunden werden, weil der Menſch da gewöhnlich nur für den Augenblikk leben will, wo die gänzliche Unſicherheit des Lebens und Eigenthumes ihm die Bürgſchaft für eine erfreuliche Zukunft raubt; ſo iſt es doch nicht weniger gewiſſ, daſſ in einem Lande, deſſen Bevölkerung ſich ſo koſtbaren Ausſchweifungen überlaſſen konnte, als der Kanzler ſie ſchildert, die Noth und Armuth unmöglich jene furchtbare Höhe — wenigſtens nicht durchweg und im Allgemeinen — erreicht haben konnte, als die Vorſtellung des Berliner Rathes vermuthen ließ. Wäre aber auch des Kanzlers Schilderung nicht frei von Uebertreibung, ſo gewährte uns dieſelbe doch in jedem Falle einen höchſt betrübenden Blikk in die große Verwilderung der Sitten, welche das vieljährige Kriegselend in die Marken gebracht hatte.

Mitten in ſo unheilvoller Zeit endete zu Königsberg die irdiſche Laufbahn des Kurfürſten. Er ſtarb am erſten Chriſtmonds (N. St.) 1640 in der Fülle des Mannesalters, kaum ſechsundvierzig Jahre alt. Die Fürſtengruft im Dome zu Königsberg bewahrt ſeine Aſche. Seiner Ehe mit Eliſabeth Charlotte von der Pfalz waren vier Kinder entſproſſen, von denen aber nur die drei älteſten, ein Sohn und zwei Töchter, den Vater überlebten. Die älteſte Tochter, Luiſe Charlotte, ward mit dem Herzoge Jakob von Kurland (1645), die jüngere, Hedwig Sophia, mit dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Kaſſel (1649) vermählt. Friedrich Wilhelm, der Thronerbe, ſtand dem Alter nach, zwiſchen beiden Schweſtern in der Mitte.

Mit George Wilhelm ſank die jammervollſte Zeit des brandenburgiſch-preußiſchen Staates in das Grab und die Geſchichte athmet aus leichterer Bruſt, da ſie fortan von rühmlichern und glükklicheren Zeiten zu melden hat.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Zuſtand der brandenburgiſch-preußiſchen Lande bei dem Tode George Wilhelms. — Aufgabe des neuen Kurfürſten Friedrich Wilhelm und Hindeutung auf die Löſung derſelben. — Friedrich Wilhelms Knabenjahre — Reiſe nach Holland — Abweiſung böswilliger Abſichten, die man dem Gr. v. Schwarzenberg beigemeſſen hat. — Nützlicher Einfluſſ der Reiſe auf die Bildung Friedrich Wilhelms — ſeine Selbſtbeherrſchung — Plan der Holländer, ihn mit einer Pfälzerin zu vermälen und ihn mit uneingeſchränkter Vollmacht zum Statthalter der klewiſchen Lande zu machen. — George Wilhelm dringt auf die Heimkehr des Sohnes — dieſer leiſtet Gehorſam. — Sein Verhältniſſ zu Schwarzenberg. — Sage von einer verſuchten Vergiftung. — Aufenthalt in Preußen. — Friedrich Wilhelms Perſönlichkeit.

Wie oft im Leben des einzelnen Menſchen die widrigſten Umſtände, die niederbeugendſten Schikkſale, gerade dazu dienen, um denjenigen, der unter ihrer Laſt zu erliegen ſcheint, aus ſeiner bisherigen Unſcheinbarkeit und Unbedeutendheit emporzuheben und alle ſeine Verhältniſſe eben ſo überraſchend als glänzend umzugeſtalten; ſo zeigt uns die Geſchichte auch im Leben der Völker und Staaten ſolche überraſchende Wendepunkte, wo die tiefſte Erniedrigung zur höchſten Ehre, das maßloſeſte Unheil zum kaumgeahnten Heile, die dunkelſte Nacht zum hellſten Lichte führt. Zu einem ſolchen Wendepunkte hat uns eben jetzt die vaterländiſche Geſchichte geleitet. In der That, die Ohn-

macht des Staates und das Elend der Unterthanen ſchien den höchſten Gipfel erreicht zu haben, als George Wilhelms ſterbende Hand den ruhm- und machtlos geführten Herrſcherſtab niederlegte. Zwar hatte das Schikkſal in dem kurzen Zeitraume von achtundzwanzig Jahren der brandenburgiſchen Macht einen Zuwachs an Landen und Leuten verliehen, der das Kurfürſtenthum ſelbſt um vielmehr, als das Doppelte übertraf. Die jülich-kleweſchen Lande, Preußen und Pommern, waren kurz nacheinander (1609 — 1618 — 1637), als längſt vorbereitete und durch anerkannte Verträge geſicherte Erwerbungen, dem Hauſe Brandenburg, wenigſtens dem Rechte nach, zugefallen. Aber was half das klarſte Recht zu einer Zeit, wo jedes Recht der rohen Gewalt des Schwertes weichen muſſte? was half es einem Fürſten, der weder den Muth noch die Klugheit beſaß, um es gegen fremde Anmaßungen zu ſchützen? Wir ſahen, wie ſchon George Wilhelms Vater in eine Theilung der jülichſchen Erbſchaft willigen muſſte, um nicht vielleicht gar Alles zu verlieren, und wie ſpäterhin der Sohn zu noch unvortheilhafteren Theilungsverträgen ſich verſtand; wir ſahen, wie bisher alle Verſuche vergeblich blieben, den Beſitz Pommerns der ſchwediſchen Uebermacht abzugewinnen und wie wenig, trotz dem unbeſtrittenen Rechte Brandenburgs, ſelbſt von dem Schutze des Reichsoberhauptes zu erwarten ſtand. Anders freilich verhielt es ſich mit dem polniſchen Lehenherzogthume Preußen. Hier ſtellte ſich keine fremde Gewalt den Anſprüchen des Kurhauſes ſtörend entgegen. Denn wenn gleich der deutſche Orden ſeinen Widerſpruch nicht zurüknahm, ſo war doch die Macht und das Anſehn dieſer ritterlichen Verbrüderung ſo durchaus Nichts geworden, daſſ von ſeinem Widerſpruche nicht die geringſte Gefahr mehr drohte. Aber deſſenungeachtet war auch Preußen nur ein unſicherer und ſchwankender Beſitz, welchen polniſche Anmaßungen fortwährend erſchwerten und der leicht, unter den nichtigſten Vorwänden, von der polniſchen Krone verweigert werden konnte. Nur die innere Auflöſung und Ohnmacht des Slawenreiches gewährten hier eine unſichere Bürgſchaft. Und in welchem Zuſtande hinterließ George Wilhelm

ſeinem Sohne ſowol die Lande, die er, dem Namen nach, wirklich beſaß, als diejenigen, die er dem klaren Rechte nach, beſitzen ſollte! — Das Hauptland, die Mark Brandenburg, durch Krieg und Peſt entvölkert, weite Landſtriche, auf denen ſonſt Dörfer ſtanden und Aerndtefelder prangten, verödet, zu Sümpfen oder Waldungen geworden, die Bewohner verarmt, bettelhaft und verwildert. Die Adern des bürgerlichen Lebens ſtokkten. Die Aekker lagen ſchlecht oder gar nicht bebaut, der Handel war todt, die Gewerbe ſtanden ſtill. Des Landes Hauptſtadt, Berlin, zählte kaum ſechstauſend Einwohner. Eine Menge von Bürgerhäuſern ſtand leer, die Straßen lagen voll Unrath und Schmutz. Von feindlichem Kriegsvolke war das Land zwar großentheils verlaſſen, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Soldat hier nichts mehr zu nehmen fand, weil der Gräuel der Verwüſtung, der allenthalben ſich bemerklich machte, mit dem härteſten Mangel drohte und die Raubgier nicht reizen konnte. Und dennoch befand ſich dieſes ausgeplünderte und verheerte Land nicht einmal völlig in der Gewalt des Landesherrn. Das Kriegsvolk, welches die Feſtungen beſetzt hielt, war, wie wir uns erinnern, für den Dienſt des Kaiſers geworben, hatte dieſem Treue geſchworen und ſich dem Kurfürſten gewiſſermaßen nur nebenher verpflichtet. Selbſt ſeine Fahnen führten des Kaiſers Zeichen. — So ſtand es in den Marken und nicht beſſer ſah es in den Rheinlanden aus. Auch hier war der Wohlſtand durch den eiſernen Fußtritt des Krieges zertreten und wenn das Elend hier nicht ganz die Höhe erreicht hatte, als in den Marken, ſo lag dieß nur an den günſtigern örtlichen Verhältniſſen. Aber auch hier, ſo weit der Kurfürſt, nach den beſtehenden Verträgen, das Land ſein nennen durfte, befanden ſich die Feſtungen meiſt in fremden Händen, nämlich in der Gewalt der Holländer, die durchaus nicht geneigt ſchienen, die beſetzten Plätze gutwillig zu räumen. Pommern hatte wol nicht weniger gelitten als Brandenburg, obwol die Schweden das Land, welches ſie bereits als ihr Eigenthum betrachteten, möglichſt zu ſchonen ſuchten; nur Preußen bewahrte noch einige Ueberreſte früheren Wohlſtandes und bot, im Ver-

gleiche mit den übrigen Landen, einen noch ziemlich leidlichen Anblikk dar. Dafür aber hatte das Land den fürſtlichen Haushalt in den letzten Jahren auch ganz allein beſtreiten müſſen und das Volk ſeufzte unter der Laſt ungewohnter Steuern und Abgaben.

Von einem Staate, inſofern darunter etwas mehr verſtanden wird, als eine willkührliche Zuſammenhäufung verſchiedenartiger Beſtandtheile, die unter ſich durchaus keinen andern Zuſammenhang haben, als daſſ ſie einem Herrn angehören, konnte vollends die Rede nicht ſein. Schon die abgetrennte und vereinzelte Lage der verſchiedenen Länder, machte es ſchwer, den Begriff eines Staates damit zu verbinden, mehr aber noch die innere Grundverſchiedenheit des Volksgeiſtes und der Verfaſſung. Mit einer groſsen, oder beſſer, mit der allerkleinlichſten Eiferſucht bewachte jedes Land, das ſich zufällig unter dem brandenburgiſchen Herrſcherſtabe mit andern Ländern vereinigt fand, ſeine beſondern Rechte und Freiheiten und ſchuf ſich eine eigenthümliche Staatsglaubenslehre, worin der eine Fürſt, der über alle waltete, in ſo viele Perſonen zerfiel, als ſeine Länder Namen hatten. Der Kurfürſt von Brandenburg und der Herzog von Klewe und der Herzog von Preußen — durfte nicht zuſammenfließen in den Begriff eines allgemeinen Landesvaters, dem Brandenburger, Preußen, Klewer nur als verſchiedene Namen für engeverbundene Brudervölker galten: jedes Land wollte ſeinen Landesvater für ſich haben und von den übrigen ſo wenig als möglich wiſſen. In den Rheinlanden ſollten nur Rheinländer, in Preußen nur Preußen, in Brandenburg nur Brandenburger Aemter und Würden bekleiden und das Landesbürgerrecht genießen dürfen. Für den Staat, als eine Vorſtellung, die hoch über der Vereinzelung ſchwebt und das Vereinzelte zu einem ruhmvollen Ganzen verbindet, fehlte Sinn und Begriff. Was kümmerte es Preußen, wenn die Marken unter der Geißel des Krieges bluteten? was ging es die Rheinlande an, wenn an der Oſtſee gefochten wurde? — Jedes Land foderte Frieden und Wohlſtand nur für ſich, weit entfernt von der Einſicht, daſſ alle Glieder, die einem Haupte

gehorchen, auch zu einem Leibe gehören. Der Sinn für das Allgemeine fehlte dermaßen, daſſ ſelbſt in den einzelnen Landen jeder Stand nur auf ſein Beſſtes dachte, immer bemüht, alle Laſten nur von ſich ab und auf ſeine Mitſtände hinzuwälzen. Bei ſo bewandten Umſtänden konnte von einer gemeinſamen, innerlich zuſammenhängenden und das Ganze umfaſſenden Landesverwaltung eben ſo wenig die Rede ſein, als von einem gemeinſamen Kriegsheere. Wollten doch die Preußen es kaum leiden, daſſ in ihrem Lande Werbeplätze zum Kampfe in Pommern eröffnet würden und machten ſie es doch dem Kurfürſten zum Vorwurfe, daſſ er fremdes, d. h. brandenburgiſches Kriegsvolk, in das Land brachte. Allenthalben, am meiſten aber in Preußen und am wenigſten in Brandenburg, ſtellten ſich die beſondern Landesverfaſſungen, die den Ständen eine ſehr ausgedehnte, wenngleich im Laufe der Zeiten ſchon bedeutend geſchwächte Macht einräumten, dem Ergreifen allgemeinheilſamer Maßregeln und einem raſchen und kräftigen Handeln zur rechten Stunde, entgegen.

In der That, es war eine Rieſenaufgabe, aus ſo innerlich widerſtrebenden und äußerlich faſt zu Grunde gerichteten oder in fremder Gewalt befindlichen Stoffen, ein dauerndes und ruhmvolles Staatsgebäude aufzuführen! — Dem Baumeiſter gleich, der den Marmor und das Erz, die er gebraucht, erſt den bewachenden Händen feindſeliger Berggeiſter entreißen und dann den rohen Stoff mit Hammer und Meißel zu ſeinen Zwekken ſelbſt bearbeiten muſſ, ſtand dem Fürſten, der die Aufgabe löſen wollte, keine geringere Arbeit bevor, als nach außen hin ſeine Lande aus fremden Händen loszuringen, nach innen zu, theils die Wunden zu heilen, die der Krieg geſchlagen, theils auf den Trümmern der ſtändiſchen Macht eine möglichſt unbeſchränkte Fürſtenmacht zu gründen. Ein zwanzigjähriger Jüngling, der ruhmvolle Sohn eines ſchwachen Vaters, Friedrich Wilhelm, den die Geſchichte mit vollem Rechte den Großen nennt, wagte ſich muthig an die ungeheure Aufgabe und hat ſie gelöſt. Unter dem raſtloſen Wirken ſeines thatkräftigen Geiſtes ſtieg Macht aus Ohnmacht, neue Blüte

aus tiefem Verfall, innerer Zuſammenhang und Einheit aus trauriger Zertrenntheit und Vereinzelung hervor. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt, iſt der Schöpfer des preußiſchen Staates. Freilich iſt der Weg, den er einſchlagen muſſte, um dieſes Ziel zu erreichen, nicht frei von dem Tadel einer Staatskunſt, die ſich oft weit genug von jener biedern Geradheit entfernte, die nie anders ſpricht, als ſie denkt und jede Larve verſchmäht. Aber dieſer Tadel trifft mehr jene Zeit mit ihren wunderbar verwikkelten Verhältniſſen, und die Anſichten in welchen ſie befangen war und ſich bewegte, als einen Fürſten, der nur handelte, wie die gebieteriſche Nothwendigkeit es foderte, wenn er einer Staatsklugheit huldigte, die als Weisheit geprieſen wurde. Die Verſtellung und das Verheimlichen der wahren Abſicht, wurde von allen Fürſten als eine nothwendige Kunſt geübt, und derjenige galt als Meiſter, der es in dieſer Kunſt am weiteſten gebracht hatte, der alle übrigen am geſchikkteſten zu täuſchen wuſſte, um deſto ſicherer ſeine Plane durchzuſetzen. Es war weder Unbeſtand, noch Wankelmuth, weder angeborne Falſchheit, noch einmal Wohlgefallen an den krummen Schlangenwegen der Liſt, was den großen Kurfürſten im raſchen Wechſel bald zu der einen bald zur andern Partei hinführte, und ihn gegen jene eine Sprache führen ließ, als ob er ihr allein dienen wollte. Es war ein großes Kartenſpiel, wo, wer gewinnen will, verdekkt ſpielen muſſ. Die große Aufgabe, die er verfolgte, unverrükkt im ſichern Auge, betrachtete er die fremden Mächte nur als Hemmniſſe oder als befördernde Kräfte für ſeine Plane, und ſuchte aus jedem Verhältniſſe und aus jeder neuen Verwikkelung den möglichſten Vortheil zu ziehen. Er wuſſte wol, daſſ Niemand es mit ihm ehrlich meinte, daſſ er, je günſtiger ſeine Erfolge waren, mit deſto neidiſchern Augen angeſehen wurde; durfte es befremden, wenn er dieſelben Waffen ergriff, und Liſt mit Liſt bekämpfte? — Aber nicht bloß die auswärtigen Mächte klagen über den ſcheinbaren Wankelmuth und die Unzuverläſſigkeit des Kurfürſten: lauter und ſchneidender noch tönt die Klage ſeiner eigenen Unterthanen, die über gewaltſame Verletzung ihrer Ge-

rechtſame, über unrechtmäßige Unterdrükkung Wehe rufen und unter der Laſt unerhörter Abgaben und Steuern zu erliegen vermeinen. Doch es iſt derſelbe wohlüberlegte Plan, der ſich dort in künſtlichen Schlangenwindungen bewegt, hier die hemmende Schranke der Landesverfaſſungen zerbricht. Ohne Schmerz und Weinen wird kein Kind zur Welt geboren und der große Geiſt, der es unternahm, aus den morſchen Trümmern vereinzelter Hütten einen erhabenen Bau zu vollenden, durfte ſich an den kleinlichen Jammer nicht kehren, der Alles verloren zu haben glaubt, wenn ihm ſeine alte, einſtürzende Hütte genommen wird. Die Pflugſchaar muſſ das Akkerfeld durchwühlen und umſtürzen, wenn künftiger Seegen in goldner Fülle darauf ſprießen ſoll. Fluch dem Fürſten, der den Freiheitsbrief ſeines Volkes zerreißt, um mit zügelloſer Willkühr ſo Gut als Leben der Unterthanen zu verſchwenden, oder ſich bloß an dem Beſitze einer unbedingten Machtfülle eitel zu weiden, zu deren weiſem Gebrauche ihm ſowol die nöthige Einſicht als der redliche Wille fehlt. Aber Heil dem Fürſten, der die engherzige, ſelbſtſüchtige Scheinfreiheit zertrümmert, die ſich kleinlich und eigennützig von der ganzen Welt abgränzen möchte, um nur die eigenen Gerechtſame unverletzt zu bewahren! — Heil ihm! — Denn er bereitet jene höhere Freiheit vor, die ungefeſſelt von den Schranken der Selbſtſucht, ſich zum Allgemeinen und Großen erhebt, indem ſie ſich der Aufopferung für allgemeine Zwekke fähig fühlt, und die eben darum erſt wahrhaft den Namen der Freiheit verdient.

Doch ehe wir den ſeltenen Fürſten auf der ruhmvollen Bahn ſeines Herrſcherlebens begleiten und ſein thatkräftiges Wirken vor unſern Blikken entfalten, verweilen wir einige Augenblikke bei ſeiner Jugendgeſchichte, um zu ſehen, in welcher Weiſe ihn die Vorſehung für die große Rolle vorbereitete, die er ſo glänzend ausführen ſollte. Denn wenn auch der wahrhaft große Geiſt unter allen Umſtänden und Verhältniſſen ſeine Größe entwikkelt, ſo dürfte doch niemand im Ernſte leugnen, daſſ hauptſächlich Erziehung und Jugendeindrükke ſeinem Wollen und Handeln diejenige Richtung geben, der er ſpäterhin folgt.

Friedrich Wilhelm war zu Köln an der Spree am 16ten Februar (N. St.) 1620 geboren. Bis in sein fünftes Jahr leitete seine Mutter die Erziehung des fürſtlichen Knaben, der ſchon frühzeitig ſeltene Fähigkeiten verrieth. Dann ward er der Leitung des ehemaligen Hofmeiſters ſeines Vaters, Johann von der Borch, übergeben, der aber ſchon nach zwei Jahren zum Landdroſten in der Grafſchaft Ravensberg befördert wurde. An deſſen Stelle, als Erzieher, trat Johann Friedrich Kalchun, genannt Leuchtmar, „ein vornehmer, frommer, gelehrter Mann, des reformirten Glaubens eifriger Bekenner, der heiligen Schrift wohl kundig und ein guter Theologus, der ſeine Lehre auch durch ein gottſeliges und frommes Leben mit der That bewieſen.“ *) Unter dieſem beſorgte der kurfürſtliche Geheimſchreiber Jakob Müller den Unterricht des jungen Fürſten und ſpäterhin ward dieſem noch ein beſonderer Lehrer in der polniſchen Sprache beigegeben. Als im Jahre 1627 der Sturm des däniſchen Krieges über die Marken hinbrauſte, ward Friedrich Wilhelm nebſt ſeinen Schweſtern, der größern Sicherheit wegen, nach Küſtrin gebracht und hier war es wo er entfernt von dem Hofe ſeines Vaters, den größern Theil ſeiner Knabenjahre durchlebte. Der Unterricht, den er genoſſ, mochte allerdings mangelhaft genug geweſen ſein und ſcheint ſich hauptſächlich auf eine gründliche Kenntniſſ der unterſcheidenden Lehren ſeiner Kirche beſchränkt zu haben. Fand man es doch des Rühmens werth, daſſ er ſchon in ſeinem achten Jahre „gar zierlich habe ſchreiben können.“ Aber ſein lebhafter Geiſt lernte unfehlbar aus dem Umgange mit ſeinen Erziehern mehr, als dieſe in den beſondern Stunden des Unterrichts ihm darboten, und der Hauptgewinn ſeines Aufenthaltes zu Küſtrin beſtand offenbar darin, daſſ er dem ſchädlichen Einfluſſe des väterlichen Hofes entzogen blieb, wo auf tüchtiges Zechen gar zu viel gehalten ward und eine gewiſſe Roheit unverſtekkt hervortrat.

Schon frühzeitig ſcheint der junge Fürſt die Abneigung und das Miſſtrauen gegen Schwarzenberg getheilt zu haben,

*) Martin Schookius. Vergl. König a. a. O. Th. 2. S. 3. f.

welche dieſem ſelbſt in den nächſten Umgebungen ſeines Herrn, gegenüberſtanden. Sowol die Kurfürſtin, als deren Mutter und Schwiegermutter —: wie hätten ſie ſich je mit einem Manne befreunden können, der die kaiſerliche Partei gegen die Partei der Evangeliſchen und des pfälziſchen Hauſes hielt? — und als Schwarzenberg, bei der erzwungenen Verbindung mit Schweden, weichen muſſte, da dürfte es wol noch weniger an vielfältigen Einflüſterungen gefehlt haben, um den jungen Fürſten auf jede Weiſe gegen ſeines Vaters Günſtling einzunehmen. Der böſe Ruf, der den Grafen ſo lange Zeit in der Geſchichte gebrandmarkt hat, könnte wol hauptſächlich darin ſeine Erklärung finden, daſſ Friedrich Wilhelm ſelbſt ihn verrätheriſcher Abſichten für fähig hielt. Gab man ihm doch ſogar Schuld, daſſ er, als nach Guſtav Adolfs Tode, das kaiſerliche Kriegsvolk wieder in die Mark eindrang, dem Feinde den Aufenthalt des Prinzen verrathen und ihm Rath ertheilt habe, wie man ſeiner habhaft werden könnte, ſo daſſ man den jungen Herrn zum Herzoge Bogislaw nach Stettin habe flüchten müſſen, um den Nachſtellungen der Oeſterreicher zu entgehen.*) Ob Friedrich Wilhelm dieſem Gerüchte Glauben geſchenkt, oder ob es nur ſpäterhin erfunden worden, um Schwarzenbergs Sündenregiſter zu vermehren, bleibe dahingeſtellt. So viel aber iſt gewiſſ, daſſ der fürſtliche Knabe, je lebhafter der Eindrukk war, den der Thatenglanz ſeines großen Oheims, Guſtav Adolf, auf ſein empfängliches Gemüth hervorbrachte, und je kläglicher ihm die Ohnmacht der väterlichen Herrſchaft gerade in den Stralen dieſes Glanzes erſcheinen muſſte, nur mit deſto größerem Widerwillen und Argwohne den Grafen von Schwarzenberg betrachtete, deſſen allerdings zweideutige Maßregeln Brandenburgs ruhmloſe Stellung großentheils verſchuldet hatten. — Was mochte der dreizehnjährige Prinz wol empfinden, als er zu Wolgaſt die Leiche des großen Königes ſehen durfte! welche Ruhmesbilder mögen damals ſchon ſeiner Seele vorgeſchwebt, welche Vorſätze ſchon damals ſein Herz erfüllt haben? — Wie

*) König a. a. O. Th. 2. S. 4. f. f.

früh oder wie ſpät aber auch ſeine künftige Beſtimmung ihm klar geworden ſein mag: ſobald er ihrer ſich bewuſſt geworden war, ſah er ſich in die Nothwendigkeit geſetzt, ſeine Geſinnungen klüglich zu verbergen und ſelbſt dem Grafen von Schwarzenberg mit der Achtung zu begegnen, die dem einflusſreichen, hochgeſtellten Günſtlinge ſeines Vaters gebührte. So lernte er wahrſcheinlich ſchon ziemlich frühe jene Staatskunſt, die durch angenommenen Schein geſchikkt zu täuſchen weiß.

Höchſt willkommen aber muſſte es in jedem Falle dem heranblühenden Jünglinge ſein, als ſein Vater den Entſchluſſ faſſte, ihn, wie es längſt Sitte und Brauch bei den meiſten Fürſtenhöfen und auch bei dem brandenburgiſchen, erheiſchten, zu ſeiner weiteren Ausbildung in das Ausland zu ſchikken. Man wählte die vereinigten Niederlande, damit er auf der berühmten Hochſchule zu Leyden den Wiſſenſchaften obliegen möchte. Die Sucht, den Grafen von Schwarzenberg als einen Schandflekk der Menſchheit zu zeichnen, hat auch in dieſer Reiſe einen ſchlauerdachten Plan des gehaſſten Verräthers erkennen wollen. Der junge Fürſt — verſichert man ganz ernſthaft — ſollte, nach Schwarzenbergs Abſicht, in den Niederlanden entweder von der Peſt oder vom Kriege hingerafft, und wenn dieſes miſſglükkte, wenigſtens durch Ueppigkeit und Laſter entnervt und zu einer kräftigen Regierung untauglich gemacht werden. Aber hat man denn vergeſſen, daſſ Peſt und Krieg in Brandenburg weit ärger wütheten, als in Holland, wo damals bei weitem mehr Ruhe und Sicherheit herrſchten, als in Deutſchland? hat man vergeſſen, daſſ wenn Schwarzenberg der Unſchuld und Tugend des Prinzen Schlingen legen wollte, er dieſes eben ſo leicht in Brandenburg als in Holland bewerkſtelligen konnte, da Leuchtmar und Müller, die der Erziehung des jungen Fürſten vorſtanden, auch ſeine Reiſebegleiter waren? — Ueberdieß, welche Unklugheit wäre es von Schwarzenberg geweſen, dem doch ſelbſt von ſeinen erbittertſten Gegnern eine große Schlauheit beigemeſſen wird, wenn er ſelber den jungen Fürſten nach Holland geſchikkt hätte, wo ſich Alles vereinigte, was den künftigen Herrſcher gegen ihn und ſeine Staats=

anſichten einzunehmen vermochte! — Auf die Peſt oder auf eine feindliche Kugel, oder gar auf die Künſte der Verführung konnte ſich der erfahrene Staatsmann doch unmöglich mit ſo großer Sicherheit verlaſſen, daſſ er ſein Schlachtopfer, im leichtgläubigen Vertrauen auf jene ſcheußlichen Bundesgenoſſen, in ein Land geſchikkt haben würde, das zu den hartnäkkigſten Gegnern des Hauſes Oeſterreich und zu den eifrigſten Bekennern des reformirten Glaubens gehörte und wo der junge Prinz alles Andere, nur keine Geneigtheit für Schwarzenbergs Staatsanſichten und keine Fügſamkeit in ſeine Plane lernen konnte. — Wahrlich, er hätte ſich ſelber nicht entſchiedener entgegenarbeiten können! — Vielmehr war die Jugendreſe Friedrich Wilhelms nach Holland unfehlbar von Schwarzenbergs Gegnern veranſtaltet, die ja eben damals, als der Kurfürſt George Wilhelm noch auf ſchwediſcher Seite ſtand, am Hofe dieſes Fürſten das Uebergewicht behaupteten. Vielleicht ſah man es voraus, daſſ der Graf ſeinen vollen Einfluſſ bald wieder gewinnen würde und wollte eben darum den Thronerben in eine andere Umgebung bringen.

Wie dem aber auch ſei: für Friedrich Wilhelms geiſtige Entwikkelung und Ausbildung war der Aufenthalt in Holland von den erſprießlichſten Folgen. Von ſeinen beiden Erziehern und einem angemeſſenen Gefolge begleitet, trat er im Heumonde 1634 die Reiſe an. Sein Aufenthalt in Leyden, wohin er ſich zunächſt begab, um den Wiſſenſchaften obzuliegen, war nur von ſehr kurzer Dauer, weil ſich die Peſt noch im Herbſte desſelben Jahres der Stadt näherte. Er beſuchte darauf zu Rhenen die Schwägerin ſeiner Mutter, die unglükkliche Königin von Böhmen und begab ſich dann nach Arnheim, wo er ſich in ritterlichen Uebungen vervollkommnete und des Umganges ausgezeichneter Staatsmänner und Feldherrn genoſſ, an denen Holland damals ſo reich war. Vorzüglich war es der ruhmvolle Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien, an den ſich der fürſtliche Jüngling mit edler Wiſſbegierde anſchloſſ, um ſich aus den Belehrungen und dem Beiſpiele dieſes eben ſo tapfern Feldherrn als weiſen Staatsmannes, zu unterrichten. Der Statt-

halter belagerte damals die Feſte Schenkenſchanz, die kurz vorher von den Spaniern erobert worden war. Friedrich Wilhelm reiſte oft dorthin und betrachtete mit der größten Aufmerkſamkeit die Arbeiten der Belagerer. Schon damals gewann Oranien den lebhaften, verſtändigen Jüngling lieb und als die ſich immermehr ausbreitende Peſt im nächſten Jahre (1636) den Kurprinzen zwang, auch Arnheim zu verlaſſen und ſich nach dem Haag zu begeben, knüpfte ein täglicher Umgang das Band zwiſchen dem lernbegierigen Schüler und dem fürſtlichen Meiſter noch enger.

Doch es war nicht blos Staats- und Kriegskunſt, was den jungen Fürſten beſchäfftigte: ſeinem lebhaften Geiſte entging nichts, wovon er ſich für ſeine künftige Herrſcherbahn Nutzen verſprechen konnte. Und wieviel bot ihm gerade in dieſer Hinſicht Holland dar! Er ſah hier ein Land, welches menſchliche Beharrlichkeit dem Meere und den Strömen abgetrotzt hatte, er ſah ein Volk, das durch unermüdete Betriebſamkeit reich, durch ausdauernden Muth und entſchloſſene Tapferkeit frei geworden war. Die großen Vortheile eines ausgedehnten Handels lagen vor ſeinen Augen und ſowol an den fruchtbaren Fluren des Landes als an der Gewerkthätigkeit der Städte, erkannte er, was menſchlicher Fleiß vermag und was einem Lande Wohlſtand und Fülle verſchafft. Gewiſſ waren es Eindrükke, die er aus Holland mitnahm, welche ihn ſpäterhin zu einem ſo eifrigen und einſichtvollen Beförderer des Handels und Kunſtfleißes in ſeinen Landen machten. Wie faſt alle große Männer, lernte auch er mehr aus der lebendigen Anſchauung des wirklichen Lebens und aus dem Umgange mit Menſchen, als aus Büchern. Auf dieſe Weiſe machte er ſich die holländiſche und franzöſiſche Sprache zu eigen und vervollkommnete ſich ſelbſt in der lateiniſchen.

Was aber den fürſtlichen Jüngling in der That bewundrungswürdig macht, iſt die flekkenloſe Jungfräulichkeit ſeiner Sitten, die er trotz einer ſehr reizbaren Sinnlichkeit ſelbſt in dem üppigen Haag zu bewahren wuſſte. — Nicht ohne Grund hatte der treue Leuchtmar ſich lange Zeit dagegen geſträubt,

ſeinen Zögling in dieſe Stadt zu führen, wo Alles, was vornehm und reich war, zuſammenſtrömte und zügelloſe Sitten als feine Bildung galten. Wie wir ſahen, nöthigte ihn die Peſt dennoch, den lange gemiedenen Ort aufzuſuchen. Natürlich fehlte es nicht an vielfachen Verſuchungen für Friedrich Wilhelm, aber unbeſiegt ging er aus allen hervor. Als einſt bei einem nächtlichen Gelage ſeine Sinnlichkeit aufs höchſte gereizt ward und ſeine leichtfertigen Genoſſen in ihm drangen, den Becher der Wolluſt zu koſten, da floh der ſiebzehnjährige Jüngling mit edelm Unwillen von dannen und verließ die üppige Stadt, wo er vor ſich ſelbſt nicht länger ſicher zu ſein glaubte. „So bin ich's meinen Aeltern, meiner Ehre, meinem Lande ſchuldig!" rief er aus, und der erfreute Leuchtmar begleitete ſeinen herrlichen Zögling mit gerechtem Stolze auf dieſer rühmlichen Flucht vor ſich ſelbſt. Der junge Fürſt eilte zu ſeinem väterlichen Freunde, dem Statthalter der Niederlande, in das Feldlager vor Breda (1637). Als Oranien den Grund des unerwarteten Beſuches erfuhr, klopfte er dem fürſtlichen Jünglinge freundlich auf die Achſel. „Eine ſolche Flucht" ſprach er, „iſt heldenmüthiger, als wenn ich Breda eroberte. Vetter, Ihr habt das gethan, Ihr werdet mehr thun. Des Größten und Edelſten iſt fähig, wer ſich ſelbſt zu beſiegen vermag." Ein ſolches Wort aus ſolchem Munde muſſte einen unauslöſchlichen Eindrukk auf das Herz des hochſtrebenden Fürſtenſohnes machen. Es zeichnete ihm, wie ein Götterſpruch, die Bahn ſeines Lebens vor und wies ihn mit ſeinen künftigen Leiſtungen auf Großes und Außerordentliches hin. Dazu ſei er berufen: das war ihm durch die Worte des hochgefeierten Helden und Staatsmannes mit einem Male klar geworden, und in ſolcher Ueberzeugung hat er darnach gerungen, das weisſagende Wort durch große Thaten zu erfüllen.

Mittlerweile hatte der Kurfürſt George Wilhelm ſchon zu wiederholten Malen den Sohn dringend zur Rükk-kehr in die Mark aufgefodert. Was den Fürſten dazu bewog, war vor allen Dingen die veränderte Stellung, in welcher er, ſeit der Annahme des Prager Friedens, zum Kaiſer und zu ſeinen ehe-

maligen Bundesgenoſſen ſtand. Ein längerer Aufenthalt des Kurerben in einem Lande, welches mit dem Kaiſer in der hartnäckigſten Feindſchaft ſtand, konnte zu Wien allerdings keinen Beifall finden. Schwarzenberg, der wie bekannt, ſeinen Anſichten wieder vollſtändige Geltung zu verſchaffen gewuſſt, durfte es nicht dulden, daſſ der Thronfolger noch länger unter Umgebungen verweilte, welche ihm und ſeinen Beſtrebungen ſo geradezu entgegengeſetzt waren. Es kam dazu, daſſ er von Wien aus die Nachricht erhielt,*) „man gehe damit um, den jungen Fürſten mit einer Tochter Friedrichs von der Pfalz zu vermählen, und ihn als regierenden Fürſten in die kleweſchen Lande zu bringen, ſo daſſ er ſich gleichſam unter den Schutz des Prinzen von Oranien und der Generalſtaaten begäbe, und dem heil. römiſchen Reiche gänzlich entfremdet würde.“ Und dieſe Nachricht war nichts weniger, als unbegründet. Nichts konnte ja auch natürlicher ſein, als daſſ die verwittwete Königin von Böhmen die Verbindung einer ihrer Töchter mit dem jungen und liebenswürdigen, ihrem Hauſe ſo nahe verwandten Fürſten, wünſchen muſſte und ſelbſt Friedrich Wilhelms Mutter hätte ohne allen Zweifel die Vermählung ihres Sohnes mit einer Tochter ihres ſo ſehr geliebten Bruders nicht ungern geſehn. Den Holländern aber lag daran, weil eine ſolche Verbindung den Fürſten für immer vom Kaiſer trennen und ihn dagegen noch enger an Holland feſſeln muſſte. Auch lag die Schwäche des Kurfürſten George Wilhelm und die ihnen abgeneigte Geſinnung des Grafen von Schwarzenberg, zu klar am Tage, als daſſ ſie nicht hätten wünſchen ſollen, an dem vielverſprechenden Erben Brandenburgs einen neuen und ergebenen Bundesgenoſſen zu gewinnen. Gelang es, dem jungen Fürſten die unabhängige Verwaltung der kleweſchen Lande ſchon jetzt auszuwirken, ſo war dieſe Abſicht erreicht.

Die kleweſchen Stände ſelbſt durften für einen ſolchen Plan nicht erſt gewonnen werden. Die Vortheile waren einleuchtend genug, die ihnen daraus erwachſen muſſten, wenn ſie,

*) Cosmar a. a. O. S. 292.

zumal in dieſer Zeit der allgemeinen Verwirrung, einen eigenen parteiloſen Fürſten hätten, der durch die Stellung ſeines Vaters ſich des kaiſerlichen Schutzes, und durch ſeine eigene Stellung zu Holland, ſich der Freundſchaft dieſes Landes erfreuen durfte. Sie hielten deshalb wiederholentlich bei dem Kurfürſten darum an, ſeinen Sohn mit der Statthalterſchaft in ihrem Lande zu bekleiden. Auch Friedrich Wilhelm ſelbſt bat ſeinen Vater um dieſe Gunſt. Aber Schwarzenberg, deſſen ſcharfer Blikk es leicht erkennen muſſte, worauf es hier abgeſehen ſei, hielt den Kurfürſten von der Bewilligung der Bitte zurükk. Anfänglich wurden die kleweſchen Stände zwar abſchläglich, aber dennoch ſehr mild und gütig beſchieden. „Der Kurfürſt ſehe zwar ihr Geſuch als ſehr wohlgemeint an, wolle auch in allen praktikabeln Dingen, die den kleweſchen Ständen zum Beſſten gereichten, ſie ungern unerhört laſſen; er habe aber ſonderbare hohe Urſachen, bei dem jetzigen gefährlichen Zuſtande, ſeinen einzigen Sohn nicht ſo weit von ſich zu laſſen. Auch würde der verhoffte Nutzen, durch die Anweſenheit des Prinzen in Klewe, wol ſchwerlich erreicht werden. Viel eher könnte noch die Perſon desſelben in Gefahr kommen" u. ſ. w. Als aber die Stände dringender wurden und offen davon ſprachen, wie viel der Prinz als ein reſidirendes, r e g i e r e n d e s, f ü r ſ t l i c h e s n e u t r a l e s H a u p t ihnen helfen könne, und als auch der Statthalter der Niederlande in dieſe Sprache einſtimmte und dem Kurfürſten ſchrieb: „das Heil des kleweſchen Landes hange von einem p a r t e i l o ſ e n, im L a n d e r e ſ i d i r e n d e n u n d r e g i e r e n d e n O b e r h a u p t e a b, *) da wurde der Argwohn und die Eiferſucht des Kurfürſten rege und er erwiderte den Ständen: es ſchiene faſt, als ob ſie ſeiner Regierung müde und überdrüſſig wären, und ſie vergingen ſich ſchwer, daſſ ſie von dem Sohne das Gegentheil von dem verlangten, was der Vater verordnet habe."

Was die Stände wünſchten, war an ſich weder etwas Unerhörtes, noch mit dem Vortheile des Herrſcherhauſes Strei-

———

*) Cosmar a. a. O. S. 304.

tendes. Von Statthaltern war das Land, ſo lange es ſich unter brandenburgiſcher Hoheit befand, faſt immer verwaltet worden und gewöhnlich hatten Mitglieder der fürſtlichen Familie dieſe Würde bekleidet. Freilich geht aus dem Geſuche der Stände hervor, daſſ ſie die Machtvollkommenheit des jungen Fürſten weit über die gewöhnlichen Gränzen einer bloßen Statthalterſchaft ausgedehnt zu ſehen wünſchten; aber an eine Auflöſung des Staatsverbandes mit Brandenburg dürften ſie wol in keinem Falle ernſtlich gedacht haben. Muſſte ſich doch das Verhältniſſ augenblikklich wieder ändern, ſobald Friedrich Wilhelm auch in den Kurlanden zur Regierung kam. Deſſenungeachtet konnte es nicht ſchwer fallen, dem ſchwachen Herrſcher die ganze Angelegenheit von einer gefährlichern Seite darzuſtellen und Eiferſucht und Argwohn in ihm zu erwekken. Es war vor allem die Rükkſicht auf den Kaiſer, die Schwarzenberg geltend zu machen wuſſte, um das Geſuch der Kleveſchen Stände und des Kurerben zu hintertreiben. Und dem Kaiſer muſſte in der That, aus leichtbegreiflichen Gründen, viel daran gelegen ſein, den ganzen Plan zu vereiteln. Daher ließ er dem Kurfürſten den Vorſchlag machen, ſeinen Sohn, zu deſſen weiterer Ausbildung nach Wien zu ſenden. „Sollte es an Gelde fehlen, ſo ſei er bereit, die Reiſekoſten zu tragen.“ Vielleicht hoffte man, den jungen Fürſten für den katholiſchen Glauben zu gewinnen und ſelbſt durch Bande des Blutes das brandenburgiſche Fürſtengeſchlecht recht genau mit dem Kaiſerhauſe zu verbinden. Wenigſtens trat Schwarzenberg nicht lange danach mit dem Vorſchlage hervor, den Kurerben mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſin zu vermählen (1638). Allein weder die Einladung nach Wien noch dieſer Heirathsvorſchlag wurde angenommen.

Friedrich Wilhelm ſelbſt befand ſich in der Freiheit, die ihm die weite Entfernung von dem väterlichen Hofe gewährte, ungemein wohl. Wie hätte er in Holland, wo troz des Krieges, dennoch im Innern der Frieden blühte, wo ihm allenthalben das friſche Treiben eines vielbewegten und großartigen Kunſtfleißes und eines weitverbreiteten Seehandels begegnete, nach den, durch Peſt und Krieg verödeten Fluren der Mark ſich zu-

rükkſehnen mögen? wie ſollte er aus dem belehrenden Kreiſe hochgebildeter Männer und aus dem freien Umgange mit Menſchen jedes Standes, nach dem Hofe ſeines Vaters verlangt haben, wo auf der einen Seite ſklaviſche Unterwürfigkeit, auf der andern Roheit und Schwäche herrſchten, wo Völlerei für Luſtbarkeit und übermäßiges Trinken für rühmliche Geſchikklichkeit galten? — Hier kam ihm die Liebe ſeiner kleweſchen Unterthanen mit zuvorkommendem Vertrauen entgegen und bot ihm in ihrer Mitte einen Wirkungskreis an, nach welchem ſein lebendigſtrebender Geiſt ſich innigſt ſehnte; dort ſollte er der müßige Zuſchauer des allgemeinen Elendes und einer ihm höchſt miſsfälligen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ſein, die noch dazu der ihm wiederwärtige Schwarzenberg in ſeinen Händen hielt. Alles, was ſeinen Anſichten und Ueberzeugungen in Beziehung auf Staatskunſt widerſprach, ſollte er unthätig geſchehen laſſen, ohne in irgend einer befriedigenden Wirkſamkeit Entſchädigung für ſo läſtigen Zwang zu finden. Wie gern hätte er die Zeit, die er in ſolcher Weiſe unwiderbringlich verlieren muſste, dazu angewandt, um ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen auf einem Schauplatze noch ferner zu erweitern, der ihm ſo reiche Gelegenheit für beides darbot! — Deſſhalb ſuchte er, bald durch dieſe bald durch jene Entſchuldigung, den väterlichen Befehlen, die ihn zur ungeſäumten Rükk-kehr auffoderten, auszuweichen. Eine Seereiſe könne er nicht vertragen, verſicherte er, und zu Lande drohe ihm Gefahr von Feinden und Peſt. Dann ſchüzte er den Wunſch der kleweſchen Stände und endlich Geldmangel vor. Aber George Wilhelm blieb dabei, „er habe ſeine ſonderlichen hohen Urſachen, den längern Aufenthalt in Holland weder ſicher, noch nüzlich, noch reputierlich zu halten.“ Die Kammerjunker Balthaſar von Schlieben und Otto von der Marwiz, die kurz nach einander an den jungen Fürſten abgeſandt wurden, überbrachten ſchriftlich und mündlich die gemeſſenſten Befehle des Kurfürſten, die aber durch väterliche Zuſicherungen verſüßt wurden. Da durfte Friedrich Wilhelm nicht länger ſäumen. „Es hätte ihn“, ſchrieb er dem Vater, „auf der ganzen Welt nichts Lieberes geſchehen können, als

der gnädigen väterlichen Liebe verſichert zu werden. Er werde ferner ſein Lebenlang ſeinen Vater ehren und lieben und gehorchen, und nimmermehr, es ſei im Heirathen, oder in allem Andern, etwas, ſo wider Gott und den Kurfürſten ſein möchte, vornehmen. Er werde ſich ſo bald als möglich hinwegbegeben, u. ſ. w." Dieſem Schreiben fügte Marwitz die Verſicherung bei, „der Prinz habe erklärt, es ſei ihm herzlich leid, daſſ ſein Ausbleiben zu ſo vielem Argwohn, an welchem er unſchuldig wäre, Anlaſſ gegeben. Der Gedanke, der Kurfürſt möchte ihm ſeine Zuneigung entzogen haben und dürfte ihn bei ſeiner Ankunft übel behandeln, habe ihn ſehr betrübt, ſei aber nun zerſtreut." *)

So begab ſich denn Friedrich Wilhelm im Frühlinge 1638 wirklich auf die Heimreiſe. Von Hamburg aus meldete er ſeine nahe Heimkunft. In Werben erwartete ihn eine Ehrenwache brandenburgiſcher Krieger, die ihn auf ſeiner Weiterreiſe geleitete. Bis Spandau waren ihm ſeine Aeltern entgegengereiſt und empfingen (8. Heumonds) den lange entbehrten Sohn mit vieler Herzlichkeit.

Zehn Tage darauf veranſtaltete der Graf von Schwarzenberg dem Heimgekehrten zu Ehren ein Gaſtmal. Am folgenden Tage erkrankte der Prinz. Es zeigte ſich ein heftiges Fieber, und bald darauf ein Ausſchlag, den der Leibarzt Weiße für die Maſern erkannte. Dieſe einfache Thatſache wurde von den Feinden des Grafen benutzt, um ihn der Giftmiſcherei zu beſchuldigen. Dieſe gehäſſige Verläumdung, wie ſo viele ähnliche, ſcheint indeſſen erſt ſpäter Glauben gefunden zu haben. Denn es liegt durchaus kein glaubwürdiges Zeugniſſ vor, daſſ Friedrich Wilhelm ſich ſelbſt ſchon damals für vergiftet gehalten hätte. Erſt viel ſpäter ſcheint er dieſe Meinung wirklich gehegt zu haben. Viel Gutes traute er dem Grafen gewiſſ niemals zu. Aber ihn des ſchändlichen Meuchelmordes für fähig zu halten, dazu bedurfte es für einen ſo edeln Geiſt, erſt der Macht wiederholter und nachwirkender Verläumdungen.

---

*) Cosmar a. a. O. S. 300. f. f.

Indeſſen gab der junge Fürſt die Hoffnung nicht auf, bald wieder als Statthalter von Klewe, an die Ufer des Rheines zurückzukehren. Er ſtützte ſich dabei auf Schwarzenbergs Verſicherungen, der ihm nach Holland geſchrieben hatte, wenn er nur durch eine ſchnelle Heimkehr den väterlichen Befehlen ſich gehorſam erwieſe, ſo würde der Kurfürſt ſeinen Wünſchen, in Betreff der Statthalterſchaft, nicht abgeneigt ſein. Der ſchlaue Staatsmann gedachte, den Kurerben inzwiſchen nach ſeinem Sinne zu vermählen. Gelang es ihm, eine Familienverbindung mit dem Hauſe Oeſterreich zu Stande zu bringen, dann war freilich für ſeine Plane wenig mehr zu fürchten, wenn der Prinz auch die Statthalterſchaft von Klewe erhielt. Friedrich Wilhelm mahnte den Grafen öfter an die Erfüllung jener Zuſage und noch an dem Tage, als er in Begleitung ſeines Vaters, die Reiſe nach Preußen antrat, wiederholte er, beim Abſchiede, ſeine dringende Bitte. Schwarzenberg verſprach, Alles zu verſuchen, um die Wünſche des Fürſtenſohnes zu erfüllen und wirklich verwandte er ſich mehrmals dafür bei George Wilhelm. Dieſer aber erklärte beſtimmt, „er werde den Prinzen nicht eher nach Klewe ſenden, bis ſich die Zeiten alſo ſchikkten, daſſ er allda vor Franzoſen, Schweden, Heſſen und andern ſicher ſein könne, und bis er geheirathet hätte.“*) — Freilich eine Vertröſtung auf eine ſehr unbeſtimmte Zukunft, die der Ungeduld Friedrich Wilhelms kein Genüge zu leiſten vermochte. Der Aufenthalt an dem Hofe ſeines Vaters in Preußen wurde ihm mit jedem Tage unerträglicher. Hier war nichts, was ſeinem hochſtrebenden Geiſte zuſagen konnte. Das Gezänk der Gottesgelehrten, die nicht müde wurden, die Reformirten zu verketzern, die kleinliche aber deſto heftigere Parteiung der Stände, die ſich auf jedem Landtage offenbarte und, auf den Schutz Polens geſtützt, oft anmaßend genug, dem Landesherrn gegenübertrat, der Mangel an jedem wahrhaft erhebenden und belehrenden Umgange, ja ſelbſt an perſönlicher Freiheit —: wie ſollte dieſes Alles nicht den jungen Fürſten mit Miſſmuth er=

---

*) Cosmar a. a. O. S. 307.

füllen und ihm die Sehnſucht nach einer verbeſſerten Lage einhauchen? — Von Unzufriedenheit und tödtlicher langer Weile geplagt, wandte er ſich daher an den Grafen von Schwarzenberg und bat ihn, wenn es ſich mit dem Willen ſeines Vaters durchaus nicht vertrüge, ihn nach Klewe zu ſchikken, ſo möchte er ihm wenigſtens eine günſtigere und unabhängigere Lage in Preußen auswirken. Der Kammerjunker Werner von der Schulenburg war der Ueberbringer dieſes Anliegens. Schwarzenberg war auch ſogleich bereitwillig auf des Prinzen Geſuch einzugehen. In einem ſehr eindringlichen Schreiben bat er den Kurfürſten, „ſeinen einzigen Sohn alſo zu verſorgen, daſſ derſelbe die väterlich gnädige Zuneigung erkenne und andre Leute, in und außer dem Lande, auch verſpüren möchten, daſſ der Prinz an dem Kurfürſten einen gnädigen Vater habe.“ Er ſchlug ihm vor, demſelben ein preußiſches Amt, etwa Angerburg mit allem Zubehör, einzuräumen, damit der junge Herr ſich bisweilen vom Hofſtaate dahinbegeben und mit Jagen, Fiſchen u. dergl. beluſtigen und dabei doch ſo viel übrig behalten möge, ſeine kleinen Ausgaben zu beſtreiten und des täglichen Bittens überhoben zu ſein. Aber dieſe, unfehlbar ehrlich gemeinte, Vorſtellung blieb gänzlich ohne Erfolg.

Indeſſen war auch der Aufenthalt in Preußen nicht ohne bedeutenden nachhaltigen Einfluſſ auf den jungen Fürſten. Es iſt gewiſſ, daſſ wenn er die Freiheit der Niederländer, die mit vereinten Kräften einem großen Ziele entgegen rangen und zu allen Opfern jederzeit bereit waren, mit der kleinlichen Eigenſucht verglich, welche in Preußen für Freiheit galt, einer Eigenſucht, die immer nur auf das Nächſte hinſah, ohne ihren Blikk je auf großartige Zwekke auszudehnen, daſſ dann dieſe preußiſche Freiheit in ſeiner Achtung tief ſinken und den Wunſch in ihm anregen muſſte, ſich einſt auf ihren Trümmern den Weg zu einer unbedingten Herrſchaft zu bahnen. Auch lernte ſein ſcharfblikkender Geiſt den einzelnen Parteien unfehlbar ſchon jetzt ihre ſchwachen Seiten ab und merkte ſich die Mittel, wie ihnen am erfolgreichſten beizukommen wäre. Denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daſſ dieſe Art von Freiheit, ſich

meine kräftigen Willen ſehr bald werde beugen müſſen. Und wenn es wahr iſt, daſſ ſein Vater ſchon den Wunſch, die polniſche Lehenkette zu zerreißen, lebhaft in ſich getragen hatte, um wie viel mehr muſſten ſolche Wünſche in dem lebendigen, thatkräftigen Geiſte Friedrich Wilhelms angeregt werden, der nun mit eigenen Augen ſah, wie viele Demüthigungen dieſes Lehenverband ſeinem Vater bereitete, wie die polniſchen Anmaßungen unerſchöpflich waren, bald neue Foderungen zu machen, bald die billigſten Wünſche abzuſchlagen und wie vor allem der trotzige Sinn der preußiſchen Unterthanen ſelbſt in dieſem abhängigen Verhältniſſe immer neue Nahrung fand.

Dem gewöhnlichen Laufe der Natur gemäß, hätte Friedrich Wilhelm noch lange warten müſſen, bis ihn ſein Geſchikk auf den Schauplatz rief, nach welchem ſein hoher Sinn ſich gewiſſ ſchon innig ſehnte. Denn ſein Vater war ja kaum erſt in die Jahre des vollen Mannesalters eingetreten und genoſſ, bis auf einen Schaden am Fuße, einer ganz guten Geſundheit. Wahrſcheinlich aber verſchlimmerte die Unmäßigkeit des Fürſten dieſes Uebel in einem ſolchen Grade, daſſ es bald zum Tode führte; — als ob die Vorſehung ſelbſt geeilt hätte, den hochſtrebenden Jüngling auf den Schauplatz zu ſtellen, um ihm die nöthige Zeit zur Ausführung ſeiner großen Entwürfe zu gewähren.

Da ſtand der junge Fürſt, faſt überraſcht durch den Ruf des Schikkſals, an der Leiche ſeines Vaters. Der Herrſcherſtuhl, den er in der Mitte verheerter und entvölkerter Lande und unter den Donnerſchlägen des grauſamſten aller Kriege, beſteigen ſollte, entbehrte alles lokkenden Glanzes. Fürwahr, es gehörte jugendlicher Heldenmuth dazu, um unter ſolchen Umſtänden nicht bloß unverzagt, ſondern ſogar mit kühnen Entwürfen und feſter Zuverſicht die Zügel einer Herrſchaft zu übernehmen, der es beinahe an allen Hilfmitteln gebrach. Es gab weder ein Heer, worauf er ſich ſtützen konnte — denn die wenigen Schaaren, die als brandenburgiſches Kriegsvolk betrachtet wurden und die Feſtungen in den Marken beſetzt hielten, waren eben ſo gut als kaiſerliche Soldaten anzuſehen — noch

einen gefüllten Staatsſchatz, aus dem er hätte ſchöpfen können. Vielmehr war die Verwaltung der fürſtlichen Einkünfte dermaßen zerrüttet und der Mangel an Gelde ſo groß, daſſ ſelbſt die feierliche Beſtattung George Wilhelms auf günſtigere Zeiten verſchoben und die Leiche des Kurfürſten nur vorläufig in der Schloßkirche untergebracht werden muſſte. In ſich ſelbſt allein muſſte Friedrich Wilhelm alle Hilfmittel ſuchen — und hier freilich ſtand ihm ein herrlicher Schatz zu Gebote. Eine unentweihte, kräftige Jugend, ein Herz, daſſ ſich ſelbſt zu beherrſchen verſtand, ein Geiſt, der durch mannichfache Erfahrungen belehrt und durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern gebildet war, ein kühner Heldenmuth, der vor keiner Schwierigkeit zurükkbebte und vor keiner Gefahr zitterte und ein feſter, kräftiger Wille, der das einmal erwählte Ziel nie wieder aus dem Auge verlor. Dazu der Scharfblikk des Geiſtes der Menſchen und Verhältniſſe faſt immer richtig zu durchſchauen und zu würdigen wuſſte, die Kunſt, aus allen Umſtänden Vortheil zu ziehen und nichts unbeachtet zu laſſen, was förderlich oder ſchädlich ſein könnte, die Geſchikklichkeit, ſich klug aus jeder Verlegenheit zu retten: wahrlich, daſſ ſind Hilfmittel, die den Mangel aller übrigen reichlich erſetzen. Und Friedrich Wilhelm, der ſie in ſich trug, entſprach auch durch ſein Aeußeres der Hoheit ſeines Geiſtes. Wenn auch nicht über Mittelgröße hinaus, war ſein Körper doch in allen Theilen edel und regelmäßig geformt. Die hohe freie Stirn, die gebogene Naſe und die ſcharf geſchloſſenen Lippen, kündigten den Herrſcher und den Helden an, während das flammende blaue Auge, in welchem Ernſt und Milde ſich wunderbar vermälten, die Tiefe des Geiſtes ahnen ließ, der bedeutungsvoll aus ihm hervorblikkte.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Kurfürſt ſucht zunächſt in der Mark feſten Fuß zu gewinnen — ſein Benehmen gegen Schwarzenberg — Annäherung an Schweden — die brandenburgiſchen Oberſten weigern ſich, dem Kurfürſten allein zu ſchwören — Burgsdorf ausgenommen — Schwarzenbergs Tod — Händel mit deſſen Sohne — Ausgang der Eidverweigerungsangelegenheit — Burgsdorf, Günſtling des neuen Kurfürſten — Waffenſtillſtand mit Schweden — ſtaatskluges Benehmen des Kurfürſten — die Werbner Schanze. — Bemühungen die Belehnung mit Preußen zu erhalten — Schwierigkeiten — Zwieſpalt der preußiſchen Stände — Wolf von Kreutzen. — Die Polen machen dem Kurfürſten Vorwürfe, daſſ er die Regierung in Preußen ohne des Königs Erlaubniſſ übernommen — Polniſche Anmaßungen und Foderungen. — Belehnung. — Fortgang des Krieges in Deutſchland — Torſtenſon's Erfolge. — Eröffnung der Friedensunterhandlungen zu Osnabrükk und Münſter. — Der Kurfürſt verlängert den Waffenſtillſtand mit Schweden — ſeine Abſicht auf die Hand der Königin Chriſtine — Geldnoth des Kurfürſten — Hebung des Akkerbaues — Vertrag mit Heſſen. — Vermälung des Kurfürſten — Prachtliebe. — Der weſtfäliſche Frieden — Brandenburgs Erwerbungen.

Die nächſte Sorge des jungen Fürſten muſſte natürlich darauf gerichtet ſein, derjenigen Lande, die ihm ſein Vater unbeſtritten hinterlaſſen hatte, erſt wirklich Herr zu werden. Denn über Preußen muſſte er zuvor die Belehnung erlangt haben,

ehe er hier die Regierung antreten konnte, und die Marken befanden ſich noch eines Theils in der Gewalt der Schweden, die ſich leicht wieder über das ganze Land ausbreiten konnten, anderntheils hemmten hier die mit Oeſterreich abgeſchloſſenen Verträge jede freie Bewegung. Ein ferneres Beharren auf dem Wege, welchen Schwarzenberg eingeſchlagen, muſſte — das lag klar am Tage — zu einem gänzlichen Untergange des Landes führen. Denn wenn auch für den Augenblikk die ſchwediſche Macht im Nachtheile erſchien, ſo hatte die Erfahrung doch ſchon öfter gelehrt, wie ſchnell ſie ſich wieder zu erheben vermochte, und wie viele Jahre konnten noch vergehen, wie vieles Blut noch fließen, ehe die nordiſchen Fremdlinge über das Meer zurükkgetrieben wären? Zwar hatte der Kaiſer, um den Frieden zu verhandeln, ſchon im Sommermonde (1640) einen Reichstag nach Regensburg ausgeſchrieben; aber was ſtand hievon zu erwarten, da ſo viele ähnliche Verſuche bisher ganz erfolglos geblieben waren? — Und überdieß, was hatte Brandenburg eigentlich von Schweden ab, auf die Seite des Kaiſers zurükkgeführt? — Die Rükkſicht auf Pommern und das kaiſerliche Verſprechen, dem Kurfürſten zur Beſitznahme dieſes Landes mit aller Macht behilflich zu ſein. Und doch hatte der Kaiſer das beſtrittene Land den Schweden bereits als Unterpfand angeboten und es war vorauszuſehen, daſſ er ihnen auch den vollſtändigen Beſitz desſelben zugeſtehen dürfte, wenn der Frieden um keinen andern Preis zu erkaufen wäre. Und dafür ſollte Brandenburg Gut und Blut ſeiner Unterthanen hinopfern und ſeine Lande noch ferner dem höchſten Elende Preis geben? — dafür ſollte es das Schwert gegen Glaubensgenoſſen führen und die Freiheit der evangeliſchen Kirche unterdrükken helfen? — Friedrich Wilhelm hegte andere Entwürfe. Die Stimme der wakkerſten und unbeſcholtenſten Männer, die Stimme des ganzen Volkes, das nach Erlöſung ſeufzte, ja die Stimme ſeines eigenen Herzens foderte ihn laut und dringend auf, einen andern Weg einzuſchlagen. Aber welchen? In die Mitte des Kampfes zwiſchen dem Kaiſer und Schweden eingezwängt, ſchien ihm keine andre Wahl übrig zu bleiben, als entſchieden, entweder

auf die eine oder auf die andre Seite zu treten; und eben das war es, was der Kurfürſt vermeiden wollte, um ſeinem erſchöpften Lande Zeit zur Erholung zu gewähren. Parteiloſigkeit zeigte ſich als der einzige Ausweg. Freilich hatte man dieſen Weg ſchon früher verſucht und auch kein Heil auf ihm gefunden. Aber Friedrich Wilhelm traute es ſich zu, in kurzer Zeit eine ſo wehrhafte Stellung zwiſchen den kriegführenden Mächten anzunehmen, daſſ keine von ihnen es wagen dürfte, ihn zu verletzen, ohne von ſeiner Feindſchaft ein entſcheidendes Uebergewicht der Gegenpartei zu befürchten. Indeſſen neigten ſich ſeine Anſichten offenbar mehr auf die ſchwediſche, als auf die kaiſerliche Seite, ja, er griff ſelbſt den Plan Guſtav Adolfs, demgemäß er die Erbin der ſchwediſchen Krone heirathen ſollte, mit großer Lebhaftigkeit auf. Ward ihm Chriſtinens Hand zu Theil, ſo fielen ihm damit unzählige Vortheile zu und der Weg, Pommern ſeinem Hauſe zu erhalten, war auf die friedlichſte Weiſe geebnet.

Doch welcher Behutſamkeit und Schlauheit bedurfte es, um dieſen Weg einzuſchlagen, ohne den Argwohn beider Parteien, zumal des Kaiſers, zu wekken, und ohne ſich der höchſten Gefahr bloß zu ſtellen! — Wenn auch der Graf von Schwarzenberg gewiſſ nicht der Verräther war, für welchen man ihn ſpäterhin ausgegeben hat, ſo lag doch ſeine Anhänglichkeit an den Kaiſer offen zu Tage und bei der großen Entſchiedenheit der einmal von ihm eingeſchlagenen Richtung, war es allerdings zweifelhaft, ob man ihm werde trauen können, wenn man eine entgegengeſetzte Richtung einſchlug. Die Statthalterſchaft in den Marken war ihm mit den ausgedehnteſten Vollmachten übertragen worden und die Befehlshaber in den Landesfeſtungen ſchienen in Bezug auf ihre Stellung zum Kaiſer, faſt alle mit ihm einverſtanden zu ſein. Ob mit Recht oder Unrecht — genug der junge Kurfürſt muſſte in ihm einen ſcharfen Beobachter fürchten, und beſorgen, daſſ der kaiſerliche Hof von allen ſeinen Schritten bald in Kenntniſſ geſetzt werden dürfte. Zu Wien hegte man zu der Klugheit des Grafen ein ſo großes Vertrauen, daſſ man nicht zweifelte, es werde ihm

gelingen, auch den neuen Kurfürſten nach ſeinem Gefallen zu lenken, wenn er nur Gelegenheit fände, ihm näher zu treten.*) — Und wie dann, wenn der Graf es etwa gar wagen ſollte, auf die Verträge mit dem Kaiſer geſtützt, ſich den Befehlen des jungen Fürſten geradezu zu widerſetzen, ſobald dieſer es verſuchte, den Schweden ſich offen zu nähern? Es iſt unglaublich, daſſ Schwarzenberg jemals ſo etwas gewagt haben würde; aber es fehlte auch ſicher nicht an Rathgebern, die dem Kurfürſten einen ſolchen Fall als höchſt möglich vorſtellten und die Klugheit foderte wenigſtens auf eine Möglichkeit dieſer Art Rükkſicht zu nehmen. In keinem Falle aber ſchien es rathſam, den mächtigen Mann durch plötzliche und gewaltſame Maßregeln zu erbittern und ihn, wie Wallenſtein, gleichſam gegen ſeinen Willen zu dem Verbrechen hinzutreiben, deſſen man ihn verdächtigte.

Der junge Kurfürſt ſandte gleich am Tage, nach dem Hinſcheiden ſeines Vaters, ſeinen Vertrauten, Werner von der Schulenburg, nach der Mark ab. Dieſer überbrachte dem Statthalter ein Schreiben, worin Friedrich Wilhelm demſelben für die, ſeinem Vater und Großvater geleiſteten nützlichen Dienſte dankte und ihn erſuchte ſeine Treue und Zuneigung auch auf ihn, den Enkel und Sohn zu übertragen und ihm die ſchwere Regierungslaſt erleichtern zu helfen. „Er geſinne ihm daher an, ſich mit der Mühwaltung der Statthalterſchaft in der Mark fernerhin beladen zu laſſen und ihm ſein rathſames Bedenken, was in dem Einen und dem Andern, zumal beim Reichstage, in Acht zu nehmen, zu eröffnen.“**) — Außer dieſem Schreiben hatte Schulenburg noch den geheimen Auftrag erhalten, den Grafen gelegentlich und gleichſam ſo als ob der Gedanke von ihm ausginge, zu fragen, ob der Herr Meiſter nicht geneigt ſei, ſich auf einige Zeit nach Preußen zum Kurfürſten zu begeben, um den Herrn mit ſeinem mündlichen Rathe deſto beſſer zu unterſtützen? — Man wird ſich ſchwer

---

*) Puffendorf de reb. gest. Friedr. Wilh. I. §. 4.

**) Cosmar a. a. O. S. 313.

der Vermuthung enthalten können, dieſer Auftrag habe dahin gezielt, den verdächtigen Mann ohne Geräuſch und Aufſehen von ſeinem wichtigen Poſten zu entfernen und ihn in die Gewalt des Kurfürſten zu liefern. Denn daſſ es dieſem damit Ernſt geweſen ſei, Schwarzenbergs Rath zu vernehmen, iſt um ſo weniger glaublich, als er beinahe gleichzeitig zwei würdige Männer, die eben auf des Grafen Veranlaſſung aus dem fürſtlichen Geheimrathe verdrängt worden waren, aus ihrer Verbannung zurükkrief. Dieſe waren Gerhard Rumelian von Kalchun, genannt Leuchtmar, ein Bruder des fürſtlichen Erziehers, und Siegmund von Götze, beide der ſchwediſch geſinnten Partei eifrig ergeben und eben deſſhalb von Schwarzenberg verfolgt. — Auch hat Schulenburg ſich jenes Auftrages nicht entledigt, wahrſcheinlich aus Beſorgniſſ, der ſcharfſichtige Staatsmann möchte die Schlinge bemerken, die man ihm zu legen ſuchte.

Schwarzenberg beantwortete das kurfürſtliche Schreiben mit den lebhafteſten Verſicherungen ſeiner großen Ergebenheit und Treue. Obgleich er ſchon in einem Alter ſtehe, wo er ſich billig aller weltlichen Sorgen und Mühen abthun und ſich zur Ruhe begeben ſollte, um die noch übrige Zeit ſeines Lebens, Gott zu dienen; ſo verpflichte ihn doch die Dankbarkeit, die er dem kurfürſtlichen Hauſe für ſo viele empfangene Gnade und Wohlthaten ſchulde, Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht nach beſſtem Verſtande und Vermögen zur Hand zu gehen und das Statthalteramt eben ſo treulich zu verwalten, als er bisher gethan. — Dieſem Antwortſchreiben fügte er ein Gutachten bei, worin er dem jungen Fürſten anrieth, dem Kaiſer das Elend der Marken beweglich vorzuſtellen und um bedeutende Unterſtützung zum Unterhalte des brandenburgiſchen Kriegsvolkes zu bitten, „das Kaiſerliche Majeſtät bisher gar nützliche Dienſte geleiſtet.“ Uebrigens rieth er an, auf einen Theil Pommerns Verzicht anzubieten, doch nicht eher, als bis ihm vollkommener Erſatz zugeſichert worden, mit Schweden aber durchaus keinen beſondern Frieden abzuſchließen.

Wie groß indeſſen der Argwohn des Kurfürſten gegen den Grafen von Schwarzenberg geweſen und welcher Befürchtung

er am meiſten Raum gegeben, geht daraus hervor, daſſ er gleichzeitig mit jenem Schreiben an den Statthalter, einen Befehl an die Oberſten Burgsdorf und Trotte erließ, von denen jener zu Küſtrin, dieſer zu Peitz, den Oberbefehl führten, „keine kaiſerlichen Völker in die Feſtungen aufzunehmen, es möchte ihnen auch von jemanden, wer der immer ſei, zugemuthet werden. Denn der Prager Frieden beſage klar, daſſ es jedem Fürſten freiſtehe, ſeine Feſtungen mit ſeinem Volke allein zu beſetzen. Im übrigen ſollten ſie dem Statthalter Gehorſam leiſten.“*) Dem Grafen von Schwarzenberg muſſte Schulenburg eröffnen, daſſ es mit den Befehlshabern und Beſatzungen der Feſtungen beim Alten verbleiben ſollte, worauf der Statthalter die Beſatzung von Spandau vermittelſt Handſchlages und Jaworts für den neuen Landesherrn in Pflicht nahm und zu gleicher Zeit Abgeordnete nach den übrigen Feſtungen entſandte, die hier ein Gleiches thun ſollten. Auf dieſelbe Weiſe verpflichtete er auch die fürſtlichen Beamteten. Burgsdorf aber, der Befehlshaber von Küſtrin, wartete den Auftrag des Statthalters nicht ab, ſondern nahm ſeinen Untergebenen nach eigenem Ermeſſen den Handſchlag ab — ein Verfahren, das Schwarzenberg ſehr übelnahm und auch deſſhalb bei dem Kurfürſten Klage führte.

Mittlerweile wurden die Schweden zu einem Einfalle in die Marken gereizt. War es bloß eine unüberlegte Luſt an kriegeriſchen Abenteuern, oder war es vielleicht ein überdachter Plan, um den neuen Kurfürſten gleich Anfangs in eine feindſelige Stellung gegen Schweden zu bringen und eine Annäherung an dieſelben zu erſchweren: genug der Rittmeiſter Strauß brach mitten im Chriſtmonde mit zwei Geſchwadern Reiterei in die Niederlauſitz auf und ſtörte hier, durch kühne Angriffe, die Schweden aus ihrer Winterraſt auf. Gleichzeitig fiel der Oberſte Goldakker in Pommern ein und ſtreifte bis Stettin, während ein anderer brandenburgiſcher Reiterhaufe die Schweden im Meklenburgiſchen angriff. Mit großer Erbitterung erwiderten die Schweden dieſe Feindſeligkeiten. Von Schleſien

*) König a. a. O. Th. 2. S. 20. Anmerkung.

aus drang der Feldherr Stalhanß in die Mark ein (Neujahrsmond 1641), erſtürmte Zoſſen, das nur von hundert brandenburgiſchen Dragonern ſchwach vertheidigt ward, plünderte und verbrannte zwölf Dörfer und rükkte drohend gegen die Hauptſtadt vor. „Der Feldmarſchall Baner habe ihm befohlen", ſo ließ er ſich vernehmen, „Berlin und Köln nebſt dem kurfürſtlichen Schloſſe den Flammen Preis zu geben." Hier war Schrekken und Beſtürzung groß. Der Statthalter rief die Beſatzungen der benachbarten Städte herbei, um die Hauptſtadt zu vertheidigen und die murrenden Bürger muſſten ſich bequemen, dieſe unwillkommene Einlagerung in ihre Häuſer aufzunehmen und zu verpflegen. „Die brandenburgiſche Kriegsmacht", ſtellte man dem Statthalter vor, „ſei doch nicht ſtark genug, dem Feinde ernſtlichen Widerſtand zu leiſten. Man würde durch eine verſuchte Vertheidigung nur das Unheil vergrößern. Auch ſei der erſchöpfte Bürger nicht im Stande, die Menge Soldaten auf die Dauer zu ernähren. Es ſei gerathener, ſich auf gütliche Verhandlungen einzulaſſen." *)

Aber Schwarzenberg ſchenkte dieſen Vorſtellungen kein Gehör, ſondern befahl dem Oberſten Dietrich von Kracht, die Vorſtädte Berlins niederzubrennen, um die Vertheidigung der Stadt zu erleichtern. Dieſer, in jedem Falle übereilte Befehl, ward am 18ten Neujahrmonds vollzogen und eine Menge von guten Gebäuden und Meiereien nebſt einem kurfürſtlichen Vorwerke auf dem Werder, gingen in Flammen auf. „Wenn man das Eigenthum der Bürger dadurch vor dem Feinde ſchützen wolle, daſſ man es verbrenne, ſo hätte man nicht nöthig, koſtſpielige Soldaten zu unterhalten",**) murrte man und viele Bürger liefen heulend und ſchreiend aus der Stadt und verließen ihre Wohnungen, ohne zu wiſſen, wohin ſie ſich wenden ſollten.

Mit vielem Unwillen vernahm der Kurfürſt die Kunde von dieſen Vorgängen, die ſo wenig mit ſeinen Abſichten überein=

---

*) König a. a. O. Th. II. S. 15. f. f.

**) Puffendorf l. c. I. §. 6.

ſtimmten. Die Klagen der märkiſchen Stände erwiderte er mit tröſtenden Verheißungen und der Stadt Berlin erwies er ſich insbeſondere dadurch gnädig, daſſ er ihr eine läſtige Abgabe (die doppelte Mätze) erließ und ihr auf drei Monate die Tafelgelder zuwandte, welche die Schweſterſtadt Köln zu erlegen hatte.*) Am 9ten Neujahrmonds erſchien ein landesherrlicher Befehl, der allen märkiſchen Unterthanen und Kriegsbefehlshabern ſtrenge verbot, die Schweden in ihren Standlägern außerhalb der Mark zu beunruhigen und zu reizen. „Vor allen ſolle man die Streifzüge gegen Pommern unterlaſſen und ſich jeder Gewaltthätigkeit gegen die Bewohner dieſes Landes enthalten. Ueber die Kriegslieferungen möge man ſich friedlich mit den Schweden vergleichen und Schutzwachen von ihnen erbitten. Gewalt dürfe man im eigenen Lande, ſo gut man könne, mit Gewalt abwehren, den Feind aber nicht weiter verfolgen.“**) — Und zum Beweiſe, wie ernſtlich dieſer Befehl gemeint ſei, ließ der Kurfürſt den Anführer jener Streifſchaar, welche die Schweden im Meklenburgiſchen angegriffen hatte, zu Berlin hinrichten. Auch befahl er dem Oberſten von Burgsdorf zu Küſtrin, dem Handelsverkehre zwiſchen Stettin und Frankfurt fernerhin durchaus keine Hinderniſſe mehr in den Weg zu legen und die Waſſerſtraße gänzlich freizugeben.

So waren die erſten Schritte geſchehen, um ein freundliches Verhältniſſ mit Schweden einzuleiten. Gerne wäre Friedrich Wilhelm ſogleich noch weiter gegangen. Er ſetzte zwei gefangene ſchwediſche Befehlshaber, Liljenſtröm und Kempendorf, ohne Löſegeld in Freiheit, obgleich Sachſen ihre Auslieferung foderte, und verlangte nur von dem erſteren, daſſ er nach Königsberg käme, um mit ihm über einen Waffenſtillſtand mit Schweden zu verhandeln. Der Schwede aber entſchuldigte ſich: „es fehle ihm an Vollmacht zu ſolchen Verhandlungen und überdieß ſei er krank.“ So blieb der Abſchluſſ eines Waffenſtillſtandes zwar noch verſchoben; indeſſen traute man von

*) König a. a. O. Th. II. S. 17.

**) Puffendorf l. c. §. 8.

ſchwediſcher Seite dem aufrichtigen Willen des Kurfürſten doch ſo viel, daſſ die Oberſten Lilienhök und Axel Lilie, die auf das Gerücht, der Statthalter rüſte zu neuen Angriffen, von Pommern und Meklenburg her abermals in die Mark eindrangen, alsbald die Feindſeligkeiten einſtellten, da Burgsdorf ihnen öffentlich erklärte, ſein Kurfürſt wünſche Freundſchaft mit Schweden. — Zugleich erklärte der Fürſt den märkiſchen Ständen, er beabſichtige, um das Land zu erleichtern, eine bedeutende Verminderung des Kriegsheeres. Das war es, was die Märker ſo lange ſehnlich gewünſcht hatten.

Schwarzenberg konnte nun wol aus allen dieſen Schritten merken, daſſ der neue Landesherr ganz andre Anſichten hege, als er. Indeſſen gab er die Hoffnung noch nicht auf, den jungen Fürſten für ſeine Meinung zu gewinnen. In einem mit vielem Scharfſinne abgefaſſten Gutachten, ſtellte er ihm vor, wie gefährlich es ſei, das Heer zu vermindern, ehe man von Schweden einen ſichern und vortheilhaften Waffenſtillſtand erlangt habe. Er rieth dringend ab, ſich ohne Vorwiſſen des Kaiſers mit dem Reichsfeinde zu vertragen und entwikkelte alle Vortheile, die ein ferneres Beharren auf dem einmal betretenen Wege endlich herbeiführen müſſte. — Aber Friedrich Wilhelm ließ ſich in ſeinen wohlerwogenen Planen nicht irre machen und bald erkannte der Statthalter, daſſ er es hier mit einem ganz andern Geiſte zu thun habe, als mit dem ſchwachen George Wilhelm. Der Fürſt beſchränkte die ausgedehnte Vollmacht, die der verſtorbene Landesherr dem Grafen ertheilt hatte, zuvörderſt dadurch, daſſ er ihm keine, mit der kurfürſtlichen Namensunterſchrift verſehenen leeren Blätter, um ſie beliebig zur Ausfertigung von Befehlen und Verordnungen zu benutzen, mehr zuſtellte, auch über die früher empfangenen, Rechenſchaft verlangte. Imgleichen befahl er ihm, alle Briefe, die an den Landesherrn eingingen, fortan unerbrochen ihm nach Königsberg zu ſenden. Darauf hob er auch die Kriegsgerichte auf, welche Schwarzenberg eingeſetzt hatte, um diejenigen zu richten, die eines Einverſtändniſſes mit den Schweden angeklagt waren.

Bald darauf erſchienen die Herren von Ribbek und von

der Gröben als außerordentliche Bevollmächtigte des Kurfürſten in der Mark. Ihnen war der Auftrag gegeben, das ſämmtliche Kriegsvolk, hauptſächlich die Beſatzungen der Landesfeſten und ihre Befehlshaber, in des neuen Landesherrn alleinige Pflicht zu nehmen. Allerdings ſchien dieſer Schritt nothwendig, wenn der Kurfürſt nach eigenem Ermeſſen mit ſeinem Heere ſchalten wollte, und zumal in dem Falle, daſſ ein Vertrag mit Schweden zu Stande käme. Denn ſo lange die Soldaten ſich eben ſo gut auf den Eid berufen durften, den ſie dem Kaiſer geleiſtet, als auf die Pflicht, die ſie dem Kurfürſten ſchuldeten, muſſten ſie dem letzteren in ſeinen Planen offenbar mehr hinderlich als förderlich ſein. Selbſt Schwarzenberg erkannte dieß — oder ſtellte ſich wenigſtens ſo. Denn er billigte das Verfahren des Fürſten vollkommen und deutete darauf hin, wie es von jeher ſeine Abſicht geweſen, eine unabhängige brandenburgiſche Kriegsmacht zu ſchaffen. Nur fühlte er ſich gekränkt, daſſ nicht ihm der Auftrag der Vereidigung zu Theil geworden. „Es hätte ſolches auch von mir geſchehen können, wenn der von Schulenburg es vorgebracht oder begehrt hätte", äußerte er. Indeſſen meinte er doch, es ſei gegenwärtig nicht der rechte Augenblikk gewählt, da eben die Truppen des rükkſtändigen Soldes wegen höchſt ſchwierig und miſſvergnügt wären.*) —

In der That widerſetzten ſich auch die Oberſten dem Anſinnen der fürſtlichen Bevollmächtigten auf das entſchiedenſte. Nur der einzige Konrad von Burgsdorf leiſtete Gehorſam und ſchwur mit ſeinen Untergebenen den verlangten Eid, der ihn allein für des Kurfürſten Dienſt verpflichtete. Die übrigen, namentlich Moritz Auguſt von Rochow, der zu Spandau und Dietrich von Kracht, der zu Berlin befehligte, ebenſo wie Herrmann Goldakker, der Befehlshaber einer Vollſchaar zu Peiz, erklärten, ſo lange der Kaiſer ſie nicht ihres Eides entlaſſen hätte, könnten ſie, ohne meineidig zu werden, dem Kurfürſten allein nimmer zuſchwören. Die Schaaren wären in des Kaiſers Namen geworben und führten kaiſerliche Fahnen. Sie

*) Cosmar a. a. O. S. 327.

wollten an Kaiſerlicher Majeſtät nicht zu Verräthern werden. — Die fürſtlichen Bevollmächtigten ſuchten vergebens dieſe Gründe dadurch zu entkräften, daſſ ſie den Widerſpännſtigen zu Gemüthe führten, wie ihre Verpflichtung gegen den Kaiſer nur ſo lange für ſie verbindlich habe ſein können, als ſie unter Gallas zu Felde gelegen und daſſ ihre Verhältniſſe ſich gänzlich verändert hätten, ſeitdem ſie Befehlshaber brandenburgiſcher Feſten geworden. Rochow entgegnete: die ihm anvertraute Feſtung fühle er ſich zwar verpflichtet, „einzig und allein in des Kurfürſten und keines andern Gewalt zu behalten und mit ſeinem Blute ſtets und einzig zu behaupten"; ein Anderes aber ſei es mit der Kriegsſchaar, welcher er als Oberſt vorſtehe. Dieſe habe dem Kaiſer Pflicht geleiſtet und müſſe dieſer Pflicht erſt entbunden werden. Dann möge man ihr aber auch andre Fahnen geben.

Allerdings ſchien eine ſolche Sprache den Oberſten nur von ihrer Ehre und ihrem Gewiſſen geboten zu ſein. Aber es iſt mehr, als wahrſcheinlich, es iſt gewiſſ, daſſ der Eigennutz eben ſo vielen Antheil daran hatte, als das Pflichtgefühl. Denn da der Kurfürſt ſich noch nicht darüber erklärt hatte, ob und in welcher Art er ihre Dienſtverträge verlängern wollte, und da es bekannt geworden, daſſ er eine Verminderung des Heeres beabſichtigte, ſo muſſten ſie fürchten, vielleicht gar entlaſſen zu werden, wenn ſie ſich erſt, durch den gefoderten Eid vom Kaiſer losgeſagt hätten. „Sie dürften es mit dem Kaiſer nicht verderben, wenn ſie ihrer Verſorgung vom Kurfürſten nicht ſicher wären,"*) äußerten ſie unverholen und gaben dadurch deutlich genug zu erkennen, aus welcher Quelle ihre ſcheinbar ehrenvolle Weigerung herfloſſ.

Indeſſen trat der Graf von Schwarzenberg, den man zwei Jahrhunderte lang mit großer Ungerechtigkeit als den verrätheriſchen Urheber dieſer Widerſetzlichkeit angeklagt hat, plötzlich von der Bühne des Lebens ab. Gekränkt durch die mannichfachen Beweiſe offenbaren Argwohns, oder wenigſtens mangeln-

---

*) Cosmar a. a. O. S. 331.

den Vertrauens, die er von dem neuen Landesherrn erfahren, war ſeine Geſundheit bereits wankend geworden und er hatte beſchloſſen, ſein hohes Amt entweder ganz niederzulegen, oder wenigſtens die ſchwierigſten Verwaltungsgeſchäffte, die Kriegs- und Steuerſachen, abzugeben. Daſſ ein Gewitter fürſtlicher Ungnade in ſtarkem Anzuge gegen ihn ſei, konnte ſeinem Scharfblikke wol ſchwerlich entgehen. Vielleicht aber hoffte er noch, im Vertrauen auf ſeine Unſchuld, das drohende Gewölk durch furchtloſes Beharren auf ſeinem Platze und durch kluge Beſonnenheit zu zerſtreuen. Da ereilte ihn ganz unerwartet zu Spandau, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, der Tod. Es war am 8ten Lenzmonds (N. St.), als bald nach Mittage ſechs Hauptleute der Rochowſchen Schaar in des Statthalters Zimmer drangen und mit großem Ungeſtüm ihren rükkſtändigen Sold verlangten. Der Graf befriedigte die wilden Mahner vorläufig durch 600 Thaler, die er aus ſeiner Kaſſe herab; aber der Auftritt hatte den ohnehin kränkelnden Greis heftig angegriffen. Gleich darauf ward ihm ein Schreiben überbracht, worin man ihm aus Regensburg höchſt unangenehme Nachrichten über den ihm nahe bevorſtehenden Ausbruch der fürſtlichen Ungnade mittheilte. Ein heftiger Fieberſchauer ergriff ihn, nachdem er den Brief geleſen. Er begab ſich zu Bette und am ſechsten Tage darnach (14ten Lenzmonds) endete ein Schlagfluſſ ſein Leben. In der Nikolaikirche zu Spandau ruht ſeine Aſche.*)

So endete ein Mann, den die Mitwelt nicht liebte, weil ſie ihn beargwöhnte und beneidete, und den die Nachwelt gar als Verräther gebrandmarkt hat. Wie übereilt und ungerecht aber eine ſolche Verurtheilung auch ſein mag: den Dank des Vaterlandes hat Schwarzenberg gewiſſ nicht verdient. Die jämmerliche Stellung, welche George Wilhelm einnahm, und die traurige Verheerung der Marken, fällt zum großen Theile, als

---

*) Cosmar a. a. O. Beilage IX. Die ausführlichere Erzählung von Schwarzenbergs Tod, möge darin ihre Entſchuldigung finden, daſſ gerade über dieſen Gegenſtand vieles Unwahre verbreitet worden iſt.

eine ſchwere, wenn auch abſichtloſe Schuld, auf die falſche Staatskunſt des Grafen zurükk und dieſe Schuld wird dadurch noch geſteigert, daſſ er offenbar ſeinem Eigennutze mehr diente, als ſeinem Fürſten.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm den Tod des Statthalters erfahren, als er Befehl gab, ſeine Papiere zu verſiegeln. Wahrſcheinlich vermuthete er in ihm den Verräther zu finden, für welchen ſein Verdacht ihn vielleicht lange gehalten haben mochte. Aber es iſt auch nicht das Mindeſte zur öffentlichen Kenntniſſ gebracht worden, was einen ſolchen Verdacht gerechtfertiget hätte. — Johann Adolf, des Grafen Sohn, mag mit größerem Rechte des Verrathes bezüchtigt werden. Denn er ſuchte, wie aufgefangene Briefe dieß unleugbar bewieſen, nach des Vaters Tode den Kaiſer gegen den Kurfürſten und die märkiſchen Stände einzunehmen, und ein großer Theil des übeln Rufes, der Adam von Schwarzenberg traf, wurde vielleicht durch eine Verwechſelung des Vaters mit dem Sohne, vielleicht aber auch dadurch veranlaſſt, daſſ man dem Vater zutraute, was man dem Sohne beweiſen konnte. Indeſſen darf man hiebei nicht vergeſſen, daſſ der jüngere Schwarzenberg Urſache zu haben glaubte, dem Kurfürſten abhold zu ſein. Ihm war bereits die Nachfolge in der Heermeiſterwürde des Johanniterordens verheißen worden und er machte jetzt ſeine Anſprüche darauf geltend. Ebenſo verlangte er die Beſitzeinräumung beträchtlicher landesherrlicher Güter, die ſeinem Vater für die Summe von 400,000 Thalern verpfändet worden waren. Beides wurde ihm verweigert und das mochte ihn erbittert haben. Der Kurfürſt aber ließ ihn, als ſein verrätheriſcher Briefwechſel entdekkt war, zur Haft bringen, aus welcher er jedoch entfloh und ſich nach Wien begab.*) Auf beſondere Verwendung des Kaiſers gab ihm der Kurfürſt ſpäterhin 300,000 Thaler als Entſchädigung für alle von ihm erhobenen Anſprüche.

Schwarzenbergs Tod kam dem Kurfürſten gewiſſ eben ſo gelegen, als er den Grafen ſelbſt wahrſcheinlich großen Demü-

*) Puffendorf l. c. §. 5.

thigungen und Kränkungen überhob. Der heimlich Gefürchtete oder wenigſtens ſtark Beargwöhnte, hatte nun die Augen geſchloſſen, und ohne Beſorgniſſ, ſeine geheimen Schritte an den Kaiſer verrathen zu ſehen, durfte Friedrich Wilhelm auf der Bahn weiter fortſchreiten, die er eingeſchlagen. Das Statthalteramt in den Marken erhielt der Sohn des wakkern Johann Georg von Jägerndorf, deſſen wir uns aus dem Beginne des blutigen Krieges erinnern, der Markgraf Ernſt, jedoch mit der ausdrükklichen Weiſung, ohne Zuſtimmung der geheimen Räthe nichts vorzunehmen. Schwarzenbergs heftigſter Gegner aber, der Oberſte Konrad von Burgsdorf, ſtieg von Tage zu Tage höher in der Gunſt des jungen Fürſten und wurde mit Würden und Ehren überhäuft. Der Oberbefehl über alle brandenburgiſchen Feſtungen und über die Leibwarde, ſo wie die Oberkammerherrnwürde, wurden ihm zu Theil. Es ſchien, als ſollte er unter Friedrich Wilhelms Regierung, dieſelbe Rolle ſpielen, welche Schwarzenberg unter dem verſtorbenen Kurfürſten geſpielt. Unfehlbar hatte das äußerlich biederbe Weſen, die ſcheinbare Offenheit und Geradheit, die der Oberſte zur Schau trug, den jungen Landesherrn für ihn eingenommen. Auch mochte wol vorzüglich die Bereitwilligkeit, mit welcher Burgsdorf den verlangten Eid leiſtete, die Ueberzeugung von ſeiner Treue und Ergebenheit veranlaſſt haben. Ob ſich aber Fürſt und Land zu dieſem Günſtlinge Glükk wünſchen durften? Das war eine andre Frage. Burgsdorf war roh und ungebildet und liebte den Becher über die Maßen und in Betreff des Eigennutzes gab er dem gehaſſten Schwarzenberg nichts nach; in Hinſicht der Gewiſſenhaftigkeit ſtand er wahrſcheinlich unter ihm. Denn ſelbſt ſeine Bereitwilligkeit, dem Kurfürſten allein zu ſchwören, obgleich er noch in des Kaiſers Pflicht ſtand, legt eben kein günſtiges Zeugniſſ für ihn ab. Aber dieſe Bereitwilligkeit erſcheint noch in einem ſchlimmern Lichte, wenn man erfährt, daſſ er noch außerdem Befehlshaber einer Reiterſchaar im Heere des Kaiſers war, und daſſ er dieſe Stelle, trotz aller wiederholten Befehle des Kurfürſten, durchaus nicht niederlegen wollte, „weil er ſie nöthig habe, um ſeine ruinirten Vermögensum-

ſtände zu verbeſſern.“ Er war mit voller Seele für die ſchwediſche Partei — und doch vertrug es ſich mit ſeinem Gewiſſen, zugleich im Dienſte des Kaiſers zu bleiben, um nur den kaiſerlichen Sold nicht entbehren zu dürfen. Und der Kurfürſt gab endlich ſeinen Bitten nach und geſtattete dieſen Doppeldienſt. — Von einem ſolchen Manne war in der That noch weniger Gutes zu erwarten, als von Schwarzenberg, zumal da er die Gnade ſeines Herrn in einem ſo hohen Maße erworben hatte, daſſ er dem Fürſten vertraulich auf die Schulter klopfen, auch über Tafel die roheſten und abgeſchmakkteſten Reden führen durfte. Zum guten Glükke war des großen Kurfürſten Geiſt ſelbſtändig genug, um ſich nicht dem Einfluſſe eines Günſtlinges blindlings hinzugeben. Auch dauerte Burgsdorfs Einfluſſ und die Zeit, da er in Gunſt ſtand, überhaupt nicht lange.

Als Schwarzenberg ſtarb, war die Widerſetzlichkeit der Oberſten, die dem Kurfürſten den unbedingten Treueſchwur verweigerten, noch nicht beſeitigt. Der neue Statthalter, Markgraf Ernſt, erhielt den Auftrag mit ihnen weiter zu unterhandeln. Aber ſie blieben unbeweglich und Rochow erklärte, den Oberbefehl über Spandau wolle er, wenns nicht anders ſein könne, niederlegen. Doch ſein Kriegsvolk gehöre dem Kaiſer. Wollte ihm das der Kurfürſt mit Gewalt nehmen; ſo müſſe er es wol geſchehen laſſen. Aber, ſoll er drohend hinzugefügt haben, in dieſem Falle würde er die Feſtung in die Luft ſprengen. Indeſſen wuſſte der Kurfürſt den trotzigen Mann bald unſchädlich zu machen. Der Markgraf Ernſt erhielt den Auftrag, den Oberſten von Rochow unter irgend einem ſcheinbaren Vorwande nach Berlin zu lokken und ihn dann zur Haft zu bringen. So geſchah es. Rochow folgte arglos der Einladung des Statthalters zu einem Jagdvergnügen und ſah ſich unerwartet gefangen. In ähnlicher Weiſe wurden Kracht und Goldakker eingezogen. Aber alle drei entkamen nach einiger Zeit glükklich ihrer Haft und fanden Aufnahme und Anſtellung im kaiſerlichen Heere, und der Kurfürſt ſah ihre Flucht wahrſcheinlich nicht ungern. Die widerſpännſtigen Kriegsſchaaren überließ er darauf ſelbſt dem Kaiſer, der ihn darum erſuchte, und vermin=

derte dann ſein übriges Heer bis auf zweitauſend Mann zu Fuß und zweihundert Reiter, aus welchen er drei neue Volkſchaaren bildete, denen er bald darauf noch eine Leibwarde zu Fuß von 900 Mann beigeſellte.

Mittlerweile hatte der Fürſt ſeine Bemühungen verdoppelt, um einen erträglichen Waffenſtillſtand mit Schweden zu erlangen. Es bedurfte nicht geringer Gewandtheit und Klugheit, ja ſelbſt Verſtellung und Liſt konnten nicht entbehrt werden, um dieſes Werk zu Stande zu bringen. Denn auf der einen Seite beobachtete der Kaiſer mit argwöhniſchen Blikken alle Schritte des Kurfürſten, die auf eine Annäherung an Schweden hinzudeuten ſchienen; auf der andern Seite ſchöpften die Schweden Verdacht, ſobald ſie eine offenbare Geneigtheit für den Kaiſer wahrzunehmen glaubten. Friedrich Wilhelm, in ſeinem Herzen weder dem einen noch den andern aufrichtig zugethan, und allein von dem Gedanken geleitet, ſich ſelbſt eine ehrenvollere und kräftigere Stellung zu verſchaffen, durfte es gleichwol mit keinem von beiden verderben. Den kaiſerlichen Geſandten Martinitz und Kaltſchmidt, die zu ihm nach Königsberg gekommen waren, angeblich, um ihm zu ſeiner Thronbeſteigung Glükk zu wünſchen, eigentlich aber, um ſeine Geſinnung zu erforſchen, gab er die freundlichſten Verſicherungen. Die Herren äußerten, der Kaiſer hoffe mit Sicherheit, der Kurfürſt werde ihm und der Reichsſache treu bleiben und zur Vertheidigung Deutſchlands Alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde, auch allen Rathgebern das Ohr verſchließen, die ihn von ſolchen Vorſätzen abwendig machen wollten. „Er ſei entſchloſſen dem Beiſpiele ſeines Vaters zu folgen", antwortete der Kurfürſt; ja er berief ſich ſogar auf den Angriff, den das brandenburgiſche Kriegsvolk gegen die Schweden unternommen und behauptete, das ſei auf ſeinen Befehl geſchehen. Dankbar erkenne er, was der Kaiſer für des Reiches Wohlfahrt und ſelbſt zu ſeinem (des Kurfürſten) Nutzen*) thue, und gerne wolle er nach Kräf-

*) Die Geſandten meldeten ihm nämlich, Arnim ſammle ein Heer von 20,000 Mann, um Pommern für Brandenburg zu erobern. Puffendorf l. c. §. 11.

ten mithelfen. Aber ſeine Lande ſeien ſo entkräftet, daſſ ſie kaum mehr das Kriegsvolk ernähren könnten, welches zur Beſetzung der Feſtungen nöthig ſei. Deſſhalb wolle er auch nur dreihundert Reiter zum Schutze der Mark zurükkbehalten und die übrigen Truppen dem Kaiſer überlaſſen." — Früher ſchon hatte er ſich, zum Beweiſe ſeiner Ergebenheit gegen den Kaiſer, darauf berufen, daſſ er Schwarzenberg, dieſen treuen Anhänger Oeſterreichs, in allen ſeinen Aemtern und Würden beſtätigt. — Eine ähnliche Sprache führte er gegen den König von Polen, der ihm gleichfalls dringend anempfahl, der Sache des Kaiſers getreu zu bleiben und auf demſelben Wege fortzuſchreiten, den der verſtorbene Kurfürſt eingeſchlagen. —

Ganz anders lauteten freilich ſeine Erklärungen gegen Schweden. Den Angriff ſeiner Truppen auf die ſchwediſchen Winterläger entſchuldigte er damit, daſſ die Reiter ganz ohne ſeinen Befehl gehandelt, weil ſie ſich für kaiſerliches Kriegsvolk hielten. Deſſhalb habe er auch einen der Anführer mit dem Tode beſtraft und gemeſſene Befehle erlaſſen, daſſ ſolche Störungen in Zukunft unterbleiben ſollten. Er wünſche nichts mehr, als Friede und Freundſchaft mit Schweden. — Als man ihm dagegen ſpäterhin den Vorwurf machte, daſſ er den Grafen von Schwarzenberg, dieſen erklärten Gegner Schwedens, in ſeinen Dienſten behalten, verſicherte er, das ſei nur darum geſchehen, weil die Kriegsbefehlshaber von dem Grafen abhängig geweſen. Sobald er nur des Heeres erſt gewiſſ geweſen, habe er jenen ſeine Ungnade dermaßen fühlen laſſen, daſſ derſelbe, wie man ſage, aus Schrekk und Gram darüber geſtorben ſei. —

Durch einen aufgefangenen Brief erfuhr der Kaiſer, daſſ der Kurfürſt ſeinen märkiſchen Unterthanen alle Feindſeligkeiten gegen die Schweden unterſagt habe, auch mit zwei gefangenen ſchwediſchen Befehlshabern gern um Waffenſtillſtand und Freundſchaft verhandeln wolle. Friedrich Wilhelm, deſſhalb zur Rede geſtellt, verſicherte, es ſei ihm nie in den Sinn gekommen, vom Kaiſer abzufallen, oder mit Schweden, ohne Vorwiſſen des Reichsoberhauptes, unterhandeln zu wollen.

In ſolcher Weiſe muſſte der Kurfürſt ſich mit Schlangen-

klugheit zwiſchen den beiden mächtigen Parteien hinwinden, von denen jede ihn allein auf ihre Seite zu ziehen bemüht war. Denn trotz der Schwäche Brandenburgs, konnte es den kriegführenden Mächten doch keineswegs gleichgiltig ſein, für welche Partei der Fürſt ſich entſchieden. Indeſſen ſandte Friedrich Wilhelm nach Schwarzenbergs Tode, den geheimen Rath Samuel von Winterfeld nach Hamburg, um dort mit dem ſchwediſchen Geſandten Salvius Verhandlungen über den Waffenſtillſtand anzuknüpfen. Faſt gleichzeitig wurde der Graf von Schwerin und Gerhard Rumelian von Kalchun nach Stettin geſchikkt, um hier dasſelbe Geſchäfft zu betreiben. Winterfeld fand an dem franzöſiſchen Geſandten d'Avaux einen ſehr geneigten Fürſprecher. Schwieriger geſtalteten ſich die Sachen in Stettin, wo Lilienhök von ſchwediſcher Seite ſo übertriebene Foderungen machte, daſſ man unmöglich darauf eingehen konnte. Da zeigte Brandenburgs günſtiges Geſchikk einen glükklichern Ausweg. Auf dem Reichstage zu Regensburg hatten die Reichsſtände durchweg friedliche Geſinnungen geäußert und ihre Bereitwilligkeit erklärt, ſich mit Schweden zu vertragen. Der Kurfürſt möge doch nicht um Pommern die Wohlfahrt des gemeinſamen Vaterlandes auf's Spiel ſetzen. Ob er denn glaube, das Reich würde den Krieg bloß darum verlängern, um ihm zum Beſitze eines neuen Landes zu verhelfen? — ſo lautete die allgemeine Stimmung. Friedrich Wilhelm erklärte ſeine Bereitwilligkeit, dem Reiche Frieden zu verſchaffen, obgleich er das Opfer ſehr groß fand, das man von ihm verlangte. Brandenburg und Mainz waren beauftragt, mit Schweden zu unterhandeln, und die Stände hatten ein Schreiben an die Königin Chriſtine erlaſſen, worin ſie ihre Bereitwilligkeit zum Frieden ausſprachen. Friedrich Wilhelm erhielt den Auftrag, dieſes Schreiben zu beſorgen. Nichts konnte ihm erwünſchter kommen. Denn nun hatte er eine ſichere Gelegenheit, in Stokkholm ſelbſt über den Waffenſtillſtand zu unterhandeln, ohne dem Kaiſer zu neuem Argwohne Gelegenheit zu geben. Zu ſeinem Geſandten erwählte er den treuen, vielerprobten Gerhard Rumelian von Kalchun. Neben dem Schreiben der Reichsſtände erhielt dieſer den Auftrag dem

Kanzler Axel Oxenſtjerna zu erklären, wie der Kurfürſt von jeher die Rathſchläge derer gemiſſbilligt habe, die zwiſchen Schweden und Brandenburg Zwietracht ausgeſäet hätten. Er müſſe jetzt ſchuldlos für die Fehler ſeines Vaters büßen, an denen er keinen Theil habe. Vielmehr ſei es ſein ſehnlichſter Wunſch, mit Schweden Freundſchaft zu haben, eine Freundſchaft, die ebenſo durch die Nachbarſchaft der Länder, als durch Bande des Blutes geboten werde. Er betrachte es als eine heilige Erbſchaft, den Bund mit einem Lande zu erneuern, deſſen hochherziger König ihn ſelbſt geliebt habe und deſſen jetzige Königin ihm ſo nahe verwandt ſei. Der Kanzler möge erwägen, ob nicht ein Waffenſtillſtand das geeigneteſte Mittel ſei, ein innigeres Verhältniß zwiſchen beiden Staaten herbeizuführen*). Der Geſandte genügte ſeinem Auftrage mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daſſ ſchon am 24. Sommermonds (1641) ein Waffenſtillſtand zwiſchen Brandenburg und Schweden zu Stande kam. Den klugen Reichskanzler Axel Oxenſtjerna mochte dabei wol hauptſächlich der Gedanke geleitet haben, daſſ man die Gelegenheit nicht unbenutzt laſſen dürfe, um eine von denjenigen Mächten, die ſich dem Prager Frieden beigeſellt hatten, von dieſem Vertrage abzuziehen. Es war das erſte Beiſpiel dieſer Art, welches Brandenburg durch ſeinen Vergleich mit Schweden aufſtellte, und leicht konnten andere ihm folgen. Auch dürfte er es nicht überſehen, daſſ durch einen friedlichen Vertrag mit Brandenburg zugleich Liefland vor feindlichen Anfällen von Preußen her ſicher geſtellt bliebe.

Der Waffenſtillſtand wurde vorläufig auf zwei Jahre abgeſchloſſen. Jeder Theil ſollte dasjenige behalten, in deſſen Beſitze er ſich eben befände. Dadurch wurden freilich den Schweden die Brandenburgiſchen Städte Drieſen, Landsberg, Kroſſen und Gardeleben nebſt den dazu gehörigen Kreiſen eingeräumt, und ihnen eben ſo die Beſetzung Pommerns zugeſtanden; allein den übrigen märkiſchen Landen war wenigſtens mit dieſem Opfer die Ausſicht auf Ruhe erkauft. Auch ſollte die Werbner

---

*) Puffendorf l. c.

Schanze, eine für den Krieg höchſt wichtige Befeſtigung an der Elbe, gegen Auslieferung der altmärkiſchen Städte Tangermünde, Stendal, Seehauſen und Oſterburg, den Schweden eingeräumt werden, denen der Kurfürſt überdieß noch den freien Durchzug durch ſein Land zuſicherte, welchen er ihren Feinden zu verweigern verſprach, es ſei denn, daſſ dieſe mit Gewalt durchdrängen.

Mit großer Freude nahmen die Märker dieſe Friedensbotſchaft auf, die der Kurfürſt übrigens vor dem Kaiſer noch geheim zu halten ſuchte. Als dieſer aber dennoch davon Kunde erhielt, entſchuldigte ſich der ſtaatskluge Fürſt mit der Nothwendigkeit. „Er ſei von den Schweden und ſeinen eigenen Landſtänden zum Waffenſtillſtande gezwungen worden.“ — Inzwiſchen hatte er Sorge getragen, die Werbner Schanze weder in die Hände der Schweden, noch in die Gewalt der Kaiſerlichen kommen zu laſſen. Denn als der Erzherzog Leopold mit einem ſtarken Heere die Schweden vor Wolfenbüttel angriff und ſich dann gegen die Altmark zurükkzog, ließ er eilig die gefährliche Befeſtigung zerſtören, ehe die Kaiſerlichen noch nahe genug waren, um davon Beſitz zu nehmen. Dieſes Verfahren zog ihm Vorwürfe, ſowol von Seiten des Kaiſers, als von Seiten der Schweden zu. Aber bei beiden wußte er ſich mit vieler Gewandtheit zu entſchuldigen. Dem Kaiſer meldete er, das Werk ſei ohnehin ſchon ſehr ſchadhaft geweſen und hätte überdieß leicht von den Schweden genommen werden können, die längſt danach getrachtet. — Den Schweden, die ihn der Verletzung des abgeſchloſſenen Vertrages anklagten, antwortete er: er habe die Schanze hauptſächlich darum zerſtört, damit ſie nicht in die Gewalt der Kaiſerlichen geriethe, die bereits nahe genug geweſen, um ſich ihrer zu bemächtigen. Auch habe ſein Volk die Vernichtung dieſer Befeſtigung dringend verlangt. — In der That aber war die Zerſtörung der gefährlichen Schanze ein großer Gewinn für die Mark. Wir erinnern uns, wie vieles Blut im Verlaufe des Krieges hier ſchon gefloſſen war und mit welcher Anſtrengung die Feldherrn dieſen Platz zu behaupten ſuchten, durch den ſie die Elbe und Havel beherrſchten und die

Marken ſich offen erhielten. Mit ſeiner Vernichtung war den kriegführenden Heeren der feſte Haltpunkt in dieſen Gegenden entzogen und das Gewitter für die Zukunft gleichſam abgeleitet. Denn wenn auch der Kurfürſt in ſeiner Entſchuldigung gegen die Schweden es dieſen anheimſtellte, die Befeſtigung wieder herzuſtellen, ſo wußte er doch zum Voraus, daſſ ſich ein ſo ſchwieriges und koſtſpieliges Werk, zumal bei dem Mangel an Mannſchaft und Gelde, woran auch die Schweden litten, nicht ſobald würde ausführen laſſen.

Während der junge Fürſt in ſolcher Weiſe die märkiſchen Lande beruhigte und hier ſeiner Herrſchaft freiere Hand zu verſchaffen ſuchte, war er nicht minder thätig, die Schwierigkeiten zu beſiegen, die ſeiner Belehnung mit dem Herzogthum Preußen entgegenſtanden. Und dieſe Schwierigkeiten waren nicht gering, da auf der einen Seite die ausgedehnte Gewalt der preußiſchen Stände, die mit der gröſſten Behutſamkeit behandelt werden muſſten, auf der andern Seite die vielbekannten polniſchen Anmaſſungen mannichfache Hinderniſſe in den Weg legten. Obwol kein rechtlicher Grund vorhanden war, dem neuen Fürſten die Belehnung zu verweigern, ſo ſtand doch zu befürchten, daſſ ihm von Polen die Empfängniſſ derſelben vielfach erſchwert und endlich nur unter ſehr läſtigen Bedingungen bewilligt werden dürfte. Warum ſonſt würde man ſich dem Geſuch des verſtorbenen Kurfürſten widerſetzt haben, der ſchon ſeit zwei Jahren mit fruchtloſer Mühe danach geſtrebt hatte, ſeinem Sohne die Belehnung zu erwerben? — Insbeſondere beſorgte man, die Polen würden übermäßige Anſprüche auf den Mitgenuſſ der preußiſchen Seezölle erheben. — Ueber den preußiſchen Ständen aber loderte die Fakkel der Zwietracht heller als je. Seit dem Herbſtmonde (1640) zum Landtage verſammelt, kämpften die drei Städte Königsberg mit der heftigſten Erbitterung gegen ihre adlichen Mitſtände. Der Grund des Streites aber war eine Landesordnung, welche die Oberſtände mit Genehmigung der Ritterſchaft ſchon im Jahre 1633 erlaſſen hatten, und worin, wie früher gemeldet, den Städten das Recht abgeſprochen wurde, ihre Willkühren und Ordnungsgeſetze nach eigenem Ermeſſen abzufaſſen, und die auch

noch in andrer wichtiger Beziehung, namentlich in Hinſicht der Abgabenleiſtung, die Städte ungebührlich belaſtete und ihre Rechte kränkte. — Die Städte hatten dagegen ſchriftlich Widerſpruch eingelegt, der aber unbeachtet geblieben war, obgleich ſelbſt einige Mitglieder der höheren Stände erklärten, „es ſei bei Abfaſſung der Landesordnung ziemlich konfus hergegangen." So hatte die Zwietracht Jahre lang ihr Feuer genährt, bis es auf dem jetzigen Landtage zur hellen Flamme emporſchlug. „Weil man ihren Widerſpruch ſo gänzlich unbeachtet gelaſſen habe," erklärten die Städte, „ſo würden ſie denſelben zum Frommen künftiger Zeiten dem Drukke übergeben." Dieß geſchah und die Drukſchrift enthielt nicht nur die heftigſten Angriffe gegen den Adel, die zum großen Theile wohl begründet waren, zum Theile aber auch nur von der Erbitterung des Bürgerſtandes Zeugniſſ gaben; ſondern ſie ſtellte auch ſogar das Herrenrecht der adlichen Grundbeſitzer über ihre Gutsunterthanen in Frage und führte es insbeſondere der Ritterſchaft zu Gemüthe, wie es ſich mit dem Kaiſerrecht und den Turnierartikeln vertrage, daſſ der Adel auf ſeinen Gütern Brauerei betreibe? — Eine ſolche Schrift, die ſo klar die herrſchenden Miſſbräuche und Uebergriffe der höheren Stände nachwies, muſſte natürlich die Erbitterung noch höher ſteigern. Die Oberräthe erklärten die Schrift für aufrühreriſch, befahlen ihre Einziehung und ließen von Rechts wegen die Obrigkeit der drei Städte Königsberg zu einer Strafe von 30,000 Dukaten verurtheilen. —

Wenn George Wilhelm ſolche Spaltungen nicht ungern ſah, da ſie ihm ganz ungeſucht die Gelegenheit darboten, durch Begünſtigung der einen Partei die andere zu ſchwächen, und auf ſolche Weiſe die Mitherrſchaft der Stände mehr und mehr zu beſchränken, ſo kamen ſie ſeinem Sohne in dieſem Augenblikke dennoch höchſt ungelegen. Denn er brauchte vor allen Dingen Geld, und wie war das zu erlangen, ſo lange die Stände unter einander ſtritten, und die Städte ſich weigerten, die Abgaben zu zahlen, die man ihnen aufbürden wollte? — Und in der That hatten die Oberſtände die Geldbewilligungen, welche ſie dem Kurfürſten zugeſtanden, ſo eingerichtet, daſſ der

Bürgerſtand am meiſten dazu ſteuern muſſte. Es waren hauptſächlich die ſogenannte Anlage, eine Abgabe von den Kaufmannsgütern, ferner die doppelte Brandſteuer, und der ſechste Theil aller auf Zinſen ausgethanen Geldſummen.

Der Kurfürſt ſuchte nun, ſo viel er vermochte, verſühnend aufzutreten. Den erbitterten Städten, die wegen des harten Strafurtheils der Oberſtände bei ihm Schutz ſuchten und ihm zu Gemüthe führten, daß es für ihn beſſer ſein dürfte, ſelbſt Richter zu bleiben, als vor dem Richterſtuhle des Königes von Polen Entſcheidung zu ſuchen, verſprach er ſeinen Schutz und alles Gute, wenn ſie die bereits vertheilten Drukkſchriften einziehen und keine neuen ausgeben wollten. Dem eifrig lutheriſchen Adel ſagte er die verlangten „Kirchenviſitationen" zu, und ſtellte ihn, ſo viel er vermochte, in Betreff der erhobenen Beſchwerden, zufrieden. Auch die Beſchwerden des Bürgerſtandes verſprach er einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, ſobald ſich die Städte dankbarer gegen ihn erklärt haben würden. — Durch ſolches Verfahren erreichte er endlich ſeine Abſicht, nämlich die nothwendigen Geldbewilligungen.

Dennoch muſſte er ſich während deſſen manchen Trotz gefallen laſſen. Herr Wolff von Kreutzen, den er nach Warſchau geſchickt hatte, um wegen der Belehnung zu unterhandeln, war dort vom Könige zum Landhofmeiſter von Preußen ernannt worden. Der Kurfürſt aber bekleidete den Oberburggrafen von Tettau mit dieſer Würde. Das nahm ihm der von Kreutzen heftig übel und als der Fürſt auch auf dem Amte Dulſen, welches jener von George Wilhelm erhalten zu haben behauptete, einen neuen Amtmann einſetzte, da zog der beleidigte Edelmann nach ſeiner Rükkehr von Warſchau mit dreißig gewaffneten Reitern gen Dulſen, vertrieb den fürſtlichen Amtmann und ſetzte ſich mit Gewalt in den Beſitz des Gutes. Und lange blieb er des Kurfürſten Feind und ſuchte ihm wegen der Belehnung vielfältig hinderlich zu ſein.

Bald nach ſeines Vaters Tode hatte Friedrich Wilhelm den König Wladislaw durch den Wolff von Kreutzen und Johann von Kospoth von dieſem Trauerfalle benachrichtigen und ihn

zugleich um die Belehnung erſuchen laſſen. „Der König möchte es vergönnen, daſſ er wie ſein Vater durch Geſandte die Lehen empfinge. Auch bäte er dringend, ihm noch vor dem Zuſammentreten des polniſchen Reichstages dieſelbe zu ertheilen.“ — Was den Kurfürſten zu dieſer Bitte veranlaſſte, war zum Theil die Warnung des franzöſiſchen Geſandten d'Avaux, der ihm durch Winterfeld von Hamburg aus anrathen ließ, „er möge nicht perſönlich nach Warſchau gehen, oder wenn das nicht zu vermeiden wäre, ſo möge er ſich wenigſtens vor Gift in Acht nehmen.“ Auf welchem Grunde dieſe Warnung beruhte, iſt ſchwer zu errathen. Vielleicht wollte ſich der Franzoſe damit nur wichtig machen und überdieß war das allgemeine Miſſtrauen zu jener Zeit ſo groß, daſſ man allenthalben Vergiftungen und Mordanſchläge argwöhnte. Vor dem Zuſammentritte des Reichstages aber wünſchte der Fürſt die Belehnungsangelegenheit darum beendet zu ſehen, weil er mit vollem Rechte von dem Reichstage größere Schwierigkeiten und härtere Bedingungen befürchtete, als wenn er es mit dem Könige allein zu thun hätte.

Der König aber war um ſo weniger geneigt, die Bitte des Kurfürſten zu erfüllen, als er es ſehr übel nahm, daſſ derſelbe die Regierung in Preußen bereits angetreten hatte, ohne vorher ſeine Genehmigung einzuholen. „Es habe dem Fürſten nicht freigeſtanden, den von ſeinem Vater berufenen Landtag eigenmächtig fortzuſetzen. Sein königlicher Wille gebiete, daſſ derſelbe ſich ungeſäumt auflöſe.“ — Und härter noch als der König ſelbſt, äußerten ſich die polniſchen Großen über dieſe Angelegenheit. Friedrich Wilhelm entſchuldigte ſich, „er habe keineswegs die Verwaltung Preußens übernommen, auch ſich nicht angemaßt etwas zu befehlen oder zu verbieten, und eben ſo wenig zugelaſſen, daſſ ſein Name unter die Verordnungen der Regimentsräthe geſetzt würde. Sondern er habe bisher nur Kenntniſſ von Allem genommen, was die Regimentsräthe gethan.“ Mit dieſer Erklärung ſchien der König zwar zufriedengeſtellt; indeſſen beharrte er doch dabei, der Kurfürſt müſſe die Belehnung perſönlich empfangen. Wann das werde geſchehen können, ſei noch nicht zu beſtimmen, da dieſe wichtige Sache

nicht übereilt werden dürfe, auch zuvor noch mancherlei Schwierigkeiten beſeitigt werden müſſten. Der Kurfürſt möge ſich dieſen Verzug nicht verdrießen laſſen. Uebrigens werde er nächſtens Bevollmächtigte nach Königsberg ſenden, die das Nöthige anordnen und dem Kurfürſten die Regierung vorläufig übertragen ſollten.“ — Dem wollte nun Friedrich Wilhelm gerne vorbeugen und bat daher, der König möge ihm die vorläufige Regierung auf die Verſicherung hin geſtatten, daſſ er ſich zur beſtimmten Zeit zur Lehenempfängniſſ nach Warſchau geſtellen, auch die Huldigung der preußiſchen Unterthanen nicht eher annehmen wollte, als er beliehen worden. Allein dieſe Erklärung genügte dem Könige nicht, der, wie man in Preußen mit Recht befürchtet hatte, von dem jungen Fürſten neue Zugeſtändniſſe in Betreff der preußiſchen Zölle und namentlich des Seezolles zu Pillau erlangen, auch die Rechte der Katholiken in Preußen erweitert wiſſen wollte. — Es kam dazu, daſſ es in Warſchau nicht unbekannt geblieben war, wie Friedrich Wilhelm ſich auf die Seite Schwedens neigte und ſelbſt mit dem Gedanken umginge, die Hand der Königin Chriſtine zu erhalten. — Nachdem die Verhandlungen vier Monate lang gedauert ſandte der König endlich den Grafen Gerhard von Dönhoff und ſeinen Geheimſchreiber Dzialinsky nach Königsberg, um die Sache vorläufig zum Schluſſe zu bringen. Des Kurfürſten Klugheit wandte bei dieſer Gelegenheit eine neue Schwierigkeit ab, die daraus erwuchs, daſſ die königlichen Bevollmächtigten in ihrer feierlichen Anrede ihn nicht Herzog von Preußen nannten — ein Umſtand, der zumal in jener Zeit als große Beleidigung gelten konnte. Allein Friedrich Wilhelm that, als bemerkte er den Fehler nicht und nur als er in der Aufſchrift des königlichen Briefes, unter ſeinen übrigen Titeln gleichfalls den Herzog von Preußen vermiſſte, zeigte er ſich gekränkt, und wollte das Schreiben nicht erbrechen. Da hatten aber die Geſandten Artigkeit genug, dieſen Mangel als ein bloßes Verſehen zu entſchuldigen und der Kurfürſt begnügte ſich mit dieſer Entſchuldigung. Hierauf übertrugen ſie dem Fürſten im Namen des Königes die vorläufige Regierung, nachdem der Fürſt die ſchriftliche Verſicherung

ausgeſtellt, den Lehenverträgen in allen Stükken Genüge zu leiſten, die Rechte und Freiheiten des Landes ungekränkt zu laſſen u. ſ. f.

Mittlerweile war der polniſche Reichstag zuſammengetreten und nun erhob ſich ein verworrenes Geſchrei über die preußiſche Lehenangelegenheit. Die ſeltſamſten und anmaßendſten Meinungen wurden laut. Die Litthauer verlangten für ſich Abſtellung einiger preußiſchen Zölle und vollkommene Handelsfreiheit durch Preußen; andere forderten, der Kurfürſt ſolle durch den zu leiſtenden Leheneid nicht bloß dem Könige, ſondern dem geſammten polniſchen Reiche zu Treue und Lehenpflicht verbunden werden; noch andre wollten den Fürſten darum zur Rechenſchaft ziehen, daſſ ſein Vater eine Zeit lang es mit den Schweden gehalten, und Einer meinte ſogar, man müſſe ihm aus dieſem Grunde das preußiſche Lehen ganz und gar abſprechen.

Nachdem man in Anmaßungen und übermüthigen Forderungen ſich erſchöpft und die polniſche Eitelkeit dem deutſchen Fürſten gegenüber zur Genüge geltend gemacht hatte, wurden endlich folgende Bedingungen für die Lehenempfangnahme feſtgeſtellt: Es ſoll in Preußen kein anderes Glaubensbekenntniſſ geduldet werden als allein das römiſch-katholiſche und das augsburgiſche. Der Kurfürſt verpflichtet ſich zur Ausbeſſerung der alten baufälligen katholiſchen Kirche, auch zum Neubau einer zweiten. Die Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes wird vollkommen frei gegeben und alle Schmähungen und Störungen deſſelben werden vom Hofgerichte beſtraft. Ausländer dürfen in Preußen nur ausnahmsweiſe und zwar nur mit Bewilligung des Königs von Polen Landbeſitz, bürgerliche Rechte und Ehrenſtellen erwerben. Die Feſtungswerke von Pillau und Memel ſollen verſtärkt und nur mit ſolchen Befehlshabern beſetzt werden, die dem Könige angenehm wären. Der Herzog verpflichtet ſich, an den königlichen Schatz jährlich 30,000 Gulden und ſo oft von dem Reichstage Abgaben bewilligt werden, das Doppelte zu zahlen. Außerdem habe er dem Könige jährlich 100000 Gulden aus den Seezöllen zu entrichten. Parteiloſigkeit mit Polens Feinden dürfe er nur mit Bewilligung des Königs eingehen.

Nachdem Friedrich ſich zur Annahme dieſer läſtigen Bedingungen verpflichtet, begab er ſich nach Warſchau. Es war am 18. Weinmonds 1641, als er die feierliche Belehnung über Preußen erhielt. Von den Großen ſeines Reichs umgeben, ſaß der König im vollen Schmucke ſeiner hohen Würde auf dem Throne. Sechs der vornehmſten preußiſchen Edelleute nahten ſich dem Throne und baten knieend im Namen ihres Herrn um die Ertheilung der Lehen. Der Großkanzler ertheilte die genehmigende Antwort. Darauf trat der Kurfürſt vor, kniete vor dem Throne nieder und ſchwur den Lehneid, den ihm der Großkanzler vorlas. Jetzt vollzog der König die Belehnung, worauf der Kurfürſt zu ſeiner Rechten, des Königs Bruder, Johann Kaſimir, zur linken Seite des Thrones Platz nahm. — Drei Tage darnach kehrte Friedrich Wilhelm nach Königsberg zurükk, wo ihn die feſtlich gekleidete und bewaffnete Bürgerſchaft empfing, doch ohne laute Feierlichkeiten, weil das Trauerjahr um den verſtorbenen Landesherrn noch nicht vorüber war.

Im folgenden Jahre (5 Sommermonds 1642) erhielt der Kurfürſt durch ſeinen Geſandten von Löben auch die kaiſerliche Belehnung über ſeine deutſchen Lande mit Ausnahme der jülichkleviſchen, über welche die Belehnung erſt nach gänzlicher Schlichtung des obwaltenden Erbſtreites ertheilt werden ſollte.

Mittlerweile loderte das Kriegsfeuer auf deutſchem Boden fort und wie ſehnſuchtsvoll auch viele Millionen den Frieden herbeiwünſchten, ſo war das Ende des blutigen Zwiſtes eigentlich noch von keinem menſchlichen Auge abzuſehen. Zwar ſchien der Krieg ſeit einigen Jahren einem alterſchwachen Greiſe zu gleichen, der ſein kraftloſes Leben gewiſſermaßen nur aus Gewohnheit fortſetzt; zwar hatte der Reichstag zu Regensburg die Friedensvermittelung als ſein Hauptgeſchäfte erklärt; zwar arbeiteten die Geſandten der betheiligten Mächte zu Hamburg mit großem Eifer daran, den eigentlichen Friedensverhandlungen den Weg zu bahnen: aber der ſchon abgelebte Krieg loderte, ehe man es ſich verſah, immer wieder in erneuter Glut empor, und zu Regensburg meinten es nur die Schwachen, am wenigſten der Kaiſer, ernſtlich. Aber zu Hamburg verlor man viele

Zeit mit unweſentlichen Dingen und es dauerte lange, ehe man darüber einig wurde, wo denn die künftigen Friedensverhandlungen Statt finden ſollten. — Während die deutſchen Reichsſtände zu Regensburg ihre Klagen laut werden ließen, und in gewohnter Förmlichkeit und Langſamkeit ihr Werk betrieben, faſſte Baner den kühnen Entſchluſſ, die Reichsverſammlung gefangen zu nehmen und in ſolcher Weiſe vielleicht einen Frieden zu erzwingen, wie er für Schweden wünſchenswerth war. Nach heimlicher Verabredung mit dem franzöſiſchen Marſchall Guebriant, brach er ſo geräuſchlos als möglich aus ſeinen Winterlagern auf, und ſtand plötzlich mit dem franzöſiſchen Feldherrn vereint, gegen Ausgang des Neujahrmonds 1641 vor Regensburg. Der Reichstag gerieth in nicht geringes Schrekken; aber zu ſeinem Glükke fiel Thauwetter ein, das den Schweden den Uebergang über die Donau unmöglich machte. Auch zog ein kaiſerliches Heer zum Schutze der bedrohten Reichsverſammlung herbei. Da ſcheiterte des tapfern Schweden kühner Plan und einige hundert Kanonenkugeln, die er in die Stadt ſchoſſ, verkündigten nichts, als ſeinen Verdruſſ über das vereitelte Unternehmen. Von Pikkolomini verfolgt, muſſte er ſich in das Halberſtädtiſche zurükkziehen, wo ihn der Tod, mitten in der Blüte des Lebens und in der Fülle der Kraft, dahinraffte. Man argwöhnte wieder eine Vergiftung.

Baners miſſlungenes Unternehmen und ſein Tod erhob des Kaiſers Muth, dem es nun mit dem Frieden noch weniger Ernſt zu ſein ſchien, als vorher. Denn er zögerte ſelbſt die Beſchlüſſe zu genehmigen, die man in Hamburg gefaſſt hatte, und wonach die eigentlichen Friedensverhandluugen im Lenzmonde 1643 zu Münſter und Osnabrükk wirklich ihren Anfang nehmen ſollten. Bald aber brachte das wechſelnde Kriegsglükk auch dem Kaiſer friedlichere Geſinnungen bei. An Baners Stelle erhielt Leonhard Torſtenſon den Feldherrnſtab des ſchwediſchen Heeres, ein Held, der in jeder Hinſicht ſeines großen Meiſters, Guſtav Adolf, ſich würdig zeigte. Obgleich fortwährend an der Fußgicht leidend, erfocht dieſer ſeltene Mann die glänzendſten Siege. Zwar konnte er kein Roſſ beſteigen und noch weniger zu Fuß ſeinen

Schaaren voran gehn; aber die Sänfte, worin der Held ſich in das Kampfgewühl tragen ließ, leuchtete ſeinen Kriegern, wie einſt die Bundeslade den Iſraeliten voran, und das hohe Feuer ſeines Geiſtes, das hellſtralend aus ſeiner kranken Körperhülle hervorloderte, entzündete die Herzen der Seinigen zur heldenmüthigſten Begeiſterung.

Der Sturm des Krieges brauſte jetzt abermals verheerend durch die märkiſchen Lande, als Torſtenſon zu Anfange des Jahres 1642 hindurchzog und die Kaiſerlichen vertrieb, die in der Altmark, in der Zauche und dem Teltower Kreiſe übel genug gewirthſchaftet hatten. Der Schwede nahm ſeinen Weg durch die Lauſitz nach Schleſien, eroberte Glogau und Schweidnitz und brach dann in Mähren ein, deſſen Hauptſtadt ſeinem ſiegreichen Arme unterlag. Nur Krankheiten, die mit gewaltiger Macht in ſeinem Heere wütheten, zwangen ihn, ſeine Siegesbahn zu verlaſſen und von dem großen Vorſatze abzuſtehen, in Wien ſelbſt dem Kaiſer die Friedensbedingungen vorzuſchreiben. Vom feindlichen Heere verfolgt, zog er ſich durch Schleſien und die Lauſitz nach Sachſen zurükk und ſtellte dann in der Nähe von Leipzig ſeine Schaaren auf, um zum dritten Male im Laufe dieſes Krieges die ernſte Entſcheidung der Waffen in dieſen blutgetränkten Ebenen zu ſuchen. Am 2. Reifmonds (1642) ſtand ihm Pikkolomini zum Kampfe gegenüber. Die Schweden errangen einen der vollſtändigſten und ruhmvollſten Siege des ganzen Krieges und das reiche, bisher beinahe gänzlich verſchonte Leipzig, muſſte ihnen die Thore öffnen und ſie mit allen Bedürfniſſen vollſtändig verſehen. So durfte Torſtenſon in nächſten Frühlinge (1643) wol einen abermaligen Verſuch wagen, in das Herz der öſterreichiſchen Staaten einzudringen. Schon im Heumonde war er wieder in Mähren und ſetzte durch ſeine Streifſchaaren bereits Wien in Schrekken, als der Reichskanzler Axel Oxenſtjerna ihn plötzlich von ſeiner Siegesbahn auf einen andern Schauplatz rief.

Der alte König Chriſtian von Dänemark nämlich beſchloſſ noch einmal entſcheidend auf dem Schauplatze aufzutreten, der ihm bisher ſo wenigen Ruhm eingetragen hatte. Eiferſucht gegen Schweden leitete

ſeine Schritte, und ſeine Abſicht war, im Bunde mit einigen niederſächſiſchen Ständen, als dritte Macht zwiſchen Oeſterreich und Schweden aufzutreten und es zu verhindern, daſſ die letzteren ſich in Deutſchland feſtſetzten. Solchen Planen muſſte Oxenſtjerna zuvorkommen und Torſtenſon erhielt daher Befehl, ſeine Waffen gegen Dänemark zu wenden. Durch täuſchende Züge ſuchte der kluge Feldherr ſeine Abſicht zu verſtekken und brach dann unerwartet in das Holſteinſche ein, wo er die überraſchten däniſchen Truppen mit leichter Mühe verjagte und bald darauf auch ganz Jütland in ſeine Gewalt brachte. Während deſſen hatten die Schweden den alten König nicht nur auf ſeinen Inſeln, ſondern auch zur See angegriffen und das kaiſerliche Heer, welches unter Gallas ihm zu Hilfe zog, wurde von Torſtenſon beinahe gänzlich aufgerieben.

Solche Ereigniſſe muſſten auch den Kaiſer endlich dahin bringen, ernſtlich den Frieden zu wünſchen. Denn wie durfte er noch hoffen, einen Feind zu beſiegen, der gleich der fabelhaften Hyder, immer mit doppelter Kraft aufzuleben ſchien, wenn man ſchon ſeinen letzten Athemzug erwartete? Torſtenſon ſchien vollends unwiderſtehlich. Im Frühlinge 1645 brach er zum dritten Male in die kaiſerlichen Erbſtaaten und zwar dieß Mal zuerſt in Böhmen ein, ſchlug die kaiſerlichen Feldherrn Hatzfeld und Götz bei Jankowitz, drei Meilen von Tabor, und ſchloſſ ein Bündniſſ mit dem Fürſten Ragoczy von Siebenbürgen, der, gleich Bethlen Gabor, die Waffen gegen den Kaiſer erhob. Schon war ganz Mähren erobert, ſchon waren die Schanzen an der Wolfsbrükke bei Wien gefallen, als der kühne Feldherr, der vergebens auf die verheißene Ankunft der Franzoſen wartete und in deſſen Heer die Peſt wüthete, ſich abermals zum Rükkzuge genöthigt ſah. Er ging nach Böhmen und die Eroberung von Leutmeritz beſchloſſ die ſtralende Laufbahn ſeiner Siege. Unmuthig, daſſ Ragoczy ſich zum Frieden bequemte, und von körperlichen Leiden erſchöpft, legte er den Feldherrnſtab nieder.

Unter ſolchen Umſtänden begannen dann wirklich zu Osnabrükk im Jahre 1643 die Friedensverhandlungen. Aber die Geſandten der betheiligten Mächte fanden ſich ſo langſam und

vereinzelt ein, daſſ das heilſame Geſchäft dadurch unendlich erſchwert und verzögert wurde. Ehe wir aber einen nähern Blikk auf die dort geflogenen Unterhandlungen werfen, müſſen wir unſere Aufmerkſamkeit den Beſtrebungen Friedrich Wilhelms zuwenden, der die Begegniſſe der Zeit, ſoviel er konnte, zu ſeinem Vortheile zu benutzen ſich bemühte.

Vor allen war er darauf bedacht, die Bedingungen des Waffenſtillſtandes mit Schweden, den er natürlich weiter auszudehnen wünſchte, als auf den kurzen Zeitraum von zwei Jahren weniger läſtig für ſich zu machen. Ein Zerwürfniſſ der königlichen Wittwe Maria Eleonore mit den ſchwediſchen Reichsſtänden bot ihm willkommene Gelegenheit dazu. Die Reichsräthe hatten nämlich die verwittwete Königin von aller Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen und ihr ſelbſt die Erziehung ihrer Tochter entzogen. Späterhin wollte ſie dieſe gern an einen däniſchen Prinzen vermählen, um vielleicht in ſolcher Weiſe eine Vereinigung der nordiſchen Reiche zu bewirken und nun war das Zerwürfniſſ ſo groß geworden, daſſ die Königin in Kopenhagen Schutz geſucht hatte, und die Reichsräthe ihre Wittwengelder einbehielten. Der Kurfürſt ſandte daher den Gerhard Leuchtmar und ſeinen Kanzler Siegmund Göz nach Stokkholm, um die Angelegenheit ſeiner königlichen Muhme zu vermitteln. Im Geheimen aber erhielten die Geſandten den Auftrag, die Geſinnung des ſchwediſchen Hofes und des Reichsrathes in Betreff einer Vermälung des Kurfürſten mit der jungen Königin zu erforſchen, und vor allem mildere Bedingungen für die Fortdauer des Waffenſtillſtandes auszuwirken. — Das öffentliche Geſchäft ward glükklich beendigt. Die verwittwete Königin zeigte ſich bereitwillig Kopenhagen zu verlaſſen und nach Preußen zu ziehen, wo ihr der Kurfürſt das Schloſſ Inſterburg zum Wohnſitze einräumte. Der dortige Amtshauptmann wurde verpflichtet, die Gelder in Empfang zu nehmen, die ihr von Schweden ausgezahlt würden und ihr davon jedesmal ſoviel einzuhändigen, als zu ihren Nebenausgaben erforderlich wäre, das übrige aber zur Beſtreitung ihres ſtandesmäßigen Hofhaltes zu verwenden, damit die königliche Frau niemals in Geldverlegenheit und Schulden geriethe.

Wenn nun auch dieſe Art der Vermittelung den Schweden gewiſſ höchſt angenehm war, ſo zeigten ſie doch für die eigenen Wünſche des Kurfürſten keine Bereitwilligkeit. Eine Vermälung Friedrich Wilhelms mit der Königin Chriſtine, meinte der Reichskanzler, wäre für beide Theile nicht wünſchenswerth. Würde der Kurfürſt ſich wol entſchließen, ſeine ſchönen deutſchen Erblande zu verlaſſen, um in dem rauhen Schweden zu leben? — und das wäre doch die erſte und unerläſſlichſte Bedingung, welche der Stolz des ſchwediſchen Volkes ſeinem künftigen Herrſcher vorſchreiben dürfte. Ueberdieß würde das Volk an der reformirten Religion des Kurfürſten Anſtoß nehmen. Auch beweiſe die junge Königin einen ſo unbeſiegbaren Eigenwillen, daſſ nur ein Mann von ſehr nachgebender Gemüthsart eine glükkliche Ehe mit ihr zu führen hoffen dürfe. Endlich aber möchte der junge Kurfürſt ſich auch wol kaum mit der ſchwediſchen Reichsverfaſſung befreunden können, welche den Ständen eine ſehr weſentliche Theilnahme an der Regierung geſtatte. — In der That mochte dieſer letzte Einwand vielleicht der Hauptgrund ſein, weshalb Oxenſtjerna der beabſichtigten Vermälung zuwider war. Sein geübter Blikk erkannte unfehlbar ſchon aus den erſten Schritten des jungen Fürſten jenen kräftigen Willen und jene entſchiedene Selbſtſtändigkeit, die durchaus keine Beſchränkung dulden wollen und nach ungebundener Machtfülle ſtreben — eine Geiſtesrichtung, die, zumal bei des Kurfürſten überall hell hervorblitzender Klugheit, der freien Verfaſſung Schwedens leicht gefährlich werden konnte. Außerdem mochte er befürchten, daſſ Pommern, der theuer errungene Kampfpreis ſo vieler blutigen Jahre, den er ſchon ſicher in Händen zu halten vermeinte, leicht wieder verloren gehen dürfte, wenn Friedrich Wilhelm an Chriſtinens Hand den ſchwediſchen Thron beſtiege.

Indeſſen erregte die Kunde, der Kurfürſt laſſe zu Stokkholm über ſeine Vermälung mit Chriſtine verhandeln, des Polenkönigs heftigſten Argwohn und Unwillen. Er ſandte den Kanzler Oſſalinsky mit einem glänzenden Gefolge nach Königsberg, angeblich, um die Feſtungswerke von Pillau zu unterſuchen, in Wahrheit aber, um dem Kurfürſten ſehr ernſte und gemeſſene

Vorſtellungen gegen eine ſo enge Verbindung mit Schweden zu machen. „Es ſei dem Kurfürſten wohl bekannt, daſſ der König ſeine Anſprüche auf den ſchwediſchen Thron keinesweges aufgegeben habe. Daher müſſe es nothwendig zu großen Zerwürfniſſen, ja, zu einem blutigen Kriege führen, wenn jener durch eine Vermälung nach deſſen Beſitze ſtrebe.“ — Der Kurfürſt verſicherte, er denke überhaupt noch an keine Heirat, am wenigſten an eine Vermälung mit der Königin von Schweden. Sollte in Zukunft einmal davon im Ernſte die Rede ſein, ſo werde er nicht ermangeln, den König zuvor davon zu benachrichtigen. — Doch mit dieſer Verſicherung nicht befriedigt, gebot Oſſalinsky den preußiſchen Regimentsräthen bei ihrem Eide, auf die Verhandlungen wegen der Vermälung ein wachſames Auge zu haben, und den König von Allem in Kenntniſſ zu ſetzen. „Denn ſobald dieſe Heirat zu Stande kommt,“ rief er drohend, „iſt das Band zwiſchen Polen und Brandenburg für immer zerriſſen.“ Und dieſe Worte wiederholte er zweimal. Friedrich Wilhelm aber beruhigte die Regimentsräthe, welche ihm voll großer Beſorgniſſ Vorſtellungen machten, dadurch, daſſ er ihnen den eben erhaltenen Brief der ſchwediſchen Königin vorwies, der von dem Waffenſtillſtande handelte, aber kein Wort über die Vermälung enthielt*).

Die Verhandlungen, um günſtigere Bedingungen für den Waffenſtillſtand zu erlangen, hatten anfänglich keinen glükklichen Erfolg. Man verſicherte, dem Kurfürſten gern gefällig ſein zu wollen, bedauerte den ſchweren Drukk, unter dem die Mark ſeufzte, beſtand aber dennoch darauf, der Kurfürſt ſolle die Werbner Schanze wiederherſtellen; auch zwänge die Nothwendigkeit, die ſchwediſchen Beſatzungen noch in den märkiſchen Städten zu laſſen und die volle Kriegsſteuer vom Lande zu fordern. Indeſſen verſprach man doch, dem Sohne des Kanzlers, Johann Oxenſtjerna, der zu Stettin den Oberbefehl über Pommern führte, Vollmacht zu ſenden, um die Unterhandlungen weiter fortzuſetzen.

---

*) Puffendorf l. c. §. 41.

Um dieſe deſto erfolgreicher betreiben zu können, begab ſich der Kurfürſt im Beginne des Jahres 1643 aus Preußen nach der Mark zurück, und endlich gelang es, den Waffenſtillſtand unter der Bedingung zu verlängern, daſſ der Kurfürſt monatlich 10,000 Thaler und 1000 Scheffel Getreide zum Unterhalte der ſchwediſchen Beſatzungen zu zahlen verſprach, wogegen ihm die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte in den von den Schweden beſetzten Gebietstheilen zugeſtanden wurde. (Blütemond 1643.)

Einige Monate ſpäter, als Torſtenſon zum däniſchen Kriege aufbrach, wurden auch die Städte Frankfurt, Kroſſen, Züllichau und Gardeleben von den Schweden geräumt — eine Bewilligung, die nur mit vieler Mühe erlangt worden war — und nun durfte das lange und ſchwer geplagte Land wenigſtens theilweiſe endlich etwas freier aufathmen. Freilich war dieſe Erleichterung nur gering, wenn man ſie gegen die ungeheuren Laſten hält, die das erſchöpfte Land bereits getragen hatte und noch fortwährend tragen muſſte. Erpreſſte doch der kaiſerliche Feldherr Gallas, der dem Torſtenſon auf ſeinem Wege nach Holſtein nachzog (1643), unter furchtbaren Drohungen große Summen von den Städten Stendal und Tangermünde und wirthſchaftete überhaupt ſo übel in der Mark, daſſ der Kurfürſt deſſhalb bei dem Kaiſer Beſchwerde führte.

Als Friedrich Wilhelm von Preußen in die Mark zurükkehrte, da begegnete ihm allenthalben das Bild des größten Elends. Mit einem glänzenden Gefolge von Hofjunkern „Trabanten und Lakaien" zog der prachtliebende Herr in die Hofſtadt ſeiner Väter ein. Aber kein feierlicher Aufzug hieß ihn willkommen, kein Volksjubel begrüßte ihn. Nur bleiche, ſorgenvolle Geſtalten ſahen ſchwermüthig auf den fürſtlichen Glanz, der die Nacht des allgemeinen Elends nicht zu erhellen vermochte, und der Schreck der Bürger wurde groß und ihre Klagen laut, als der Fürſt ſeine zahlreiche Dienerſchaft in die Bürgerhäuſer einlagerte, um ſie von den verarmten Bewohnern beköſtigen zu laſſen. Die Laſt ſolle ihnen nur für einige Tage beſchwerlich fallen, tröſtete er die Klagenden. Aber es vergingen Tage,

Wochen und Monate und die Laſt blieb *). — Die Noth des Fürſten war indeſſen kaum geringer, als die des Landes; denn die Einkünfte reichten ſelbſt zur Beſtreitung einer mäßigen Hofhaltung nicht hin und es fehlte ſogar an den nöthigen Lebensbedürfniſſen. Der Kurfürſt muſſte verpfänden, was noch zu verpfänden war, und ſich ſogar bequemen von einzelnen begüterten Leuten geringe Geldſummen aufzuborgen. So lieh er 1200 Thaler von dem Oberſten von Trotten und 4000 Gulden von einem Kaufmann zu Frankfurt **). Und wovon ſollten nun gar die ſchwediſchen Forderungen und die Koſten der verſchiedenen Geſandtſchaften beſtritten werden? — Im Lenzmonde (1643) berief der Fürſt die geſammten Stände der Marken nach Berlin zum Landtage. Auf ſein Anſuchen bewilligten ihm dieſe 118000 Thaler zur Bezahlung der Schweden und zur Beſoldung des eigenen Heeres, und 10000 Thaler zur Beſtreitung der Geſandtſchaftskoſten. Eine ungeheure Summe in Betracht des traurigen Zuſtandes, in welchem das Land ſchmachtete. Und doch reichte ſie bei weitem nicht aus. — Der Kurfürſt verließ Berlin und begab ſich nach Küſtrin, wo er wenigſtens die Bedürfniſſe ſeiner Tafel leichter zu beſtreiten hoffte. — Aber auch hier trat der Mangel ein und nun ward Burgsdorf nach Preußen abgeſandt, um von dort Geld und Lebensmittel zu beſorgen. Zwar hatten die preußiſchen Stände ſchon im vorigen Jahre zum feierlichen Leichenbegängniſſe George Wilhelms, eine Abgabe von 20 Groſchen von jeder Hufe bewilligt; allein Burgsdorf muſſte ihnen vorſtellen, wie ſie bisher eines ungeſtörten Friedens genoſſen, während die Mark unter den Drangſalen des Krieges beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Brandenburg würde gern Geld gegeben haben, um ſich von dem maaßloſen Elende loszukaufen, womit der Krieg es heimgeſucht. — Solche Vorſtellungen blieben nicht vergebens. Die Preußen entſchloſſen ſich zu einer freiwilligen Steuer an Geld und Getreide. Auch wies Burgsdorf die Oberräthe an, aus den fürſtlichen Aemtern Hafer,

---

*) König a. a. O. Th. II. S. 32 ff.

**) Daſſ. S. 33 ff.

Wachs, Talg, Butter und eingeſalzenes Fleiſch nach Küſtrin zu ſenden, weil dort an allen dieſen Dingen Mangel ſei.

Doch mitten in einer ſo übeln Lage, die wol geeignet war, ſelbſt einen kräftigen Geiſt niederzubeugen, verlor der große Kurfürſt nicht den Muth. Mit ſicherm Blikke in die Zukunft ſchauend, ertrug er die Uebel der Gegenwart, und wenn er es nicht abwenden konnte, ſeinen Unterthanen durch immer erneute Forderungen ſchwer zu fallen, ſo ſann er doch auch mit raſtloſer Thätigkeit auf Mittel, ſeinem Volke die ſchweren Abgaben, die er ihm zumuthen muſſte, möglich zu machen. Vor allem richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf die Wiederbelebung des Akkerbaues, der während der langen Kriegsſtürme in den tiefſten Verfall gerathen war. Es wurden (1643) ſachverſtändige Männer in die Dörfer ausgeſchikkt, um zu unterſuchen, wie viele Grundſtükke in jedem derſelben ganz leer und wie viele Hufen unbebaut ſtänden. Ebenſo muſſten ſie genaue Erkundigungen über die vorhandenen Schäfereien einziehen, ob die Schäfer nur im Dienſte adlicher Gutsbeſitzer ſtänden, oder ob die Heerden ihr Eigenthum wären? — Nachdem der thätige Fürſt in ſolcher Weiſe über die Beſchaffenheit der hauptſächlichſten Grundlage alles Wohlſtandes die genaueſte Erkundigung eingezogen, bemühte er ſich, die wüſtliegenden Ländereien wieder unter die Pflege thätiger Menſchenhände zu bringen. Wer ſich dazu verſtand, verlaſſene oder niedergebrannte und verwüſtete Gehöfte anzukaufen, wurde durch mancherlei Begünſtigungen ermuntert, auch auf einige Jahre von allen öffentlichen Laſten befreit. So blühte die Mark allmälig wieder auf, beſonders als ſpäterhin, auf des Kurfürſten Einladung, aus Friesland und Holland viele fleißige Menſchen einwanderten. Mit dem wiederaufblühenden Akkerbaue vermehrten ſich allmälig auch die Einkünfte des Fürſten und ſetzten ihn in den Stand, die großen Ausgaben zu beſtreiten, die ſowol zur Ausführung ſeiner hohen Entwürfe, als zur Befriedigung ſeiner Neigung für Glanz und Pracht nothwendig waren. Freilich muſſten die Unterthanen viel zahlen; aber der Landesherr hatte ihnen auch vielfach neue Erwerbsquellen eröffnet.

Mittlerweile war es dem raſtlos thätigen Fürſten gelungen,

auch in ſeinen kleviſchen Landen günſtigere Verhältniſſe herbeizuführen. Die Holländer räumten ihm einige von ihnen beſetzte kleviſche Ortſchaften, und durch franzöſiſche Vermittelung erlangte er endlich (1644) auch einen Vergleich mit der Landgräfin Amalie von Heſſen, deren Kriegsvolk ſich unter dem Grafen von Eberſtein diesſeit des Rheins im Kleviſchen und in der Grafſchaft Mark feſtgeſetzt hatte. Goch und Kalkar nebſt einigen andern Plätzen wurde von den Heſſen geräumt. Sogleich ließ der Kurfürſt in dieſen Gegenden Werbungen eröffnen, um die feſten Plätze mit eigenem Kriegsvolke zu beſetzen. Es wurden drei neue Volkſchaaren zu Fuß errichtet. Aber dadurch wäre das gute Vernehmen mit Heſſen beinahe wieder geſtört worden. Denn der heſſiſche Feldherr betrachtete die brandenburgiſchen Rüſtungen als ein feindſeliges Unternehmen und verſuchte ſie mit gewaffneter Hand zu hintertreiben. Der Kurfürſt beſchwerte ſich bei der Landgräfin und verlangte Beſtrafung des Friedebrechers. Die fürſtliche Frau antwortete mild und verſöhnend, tadelte ihren Feldherrn und verſprach ihn zur Verantwortung zu ziehen und ſo ward die Sache gütlich beigelegt.

Inzwiſchen hatte Friedrich Wilhelm zur Genüge die Fruchtloſigkeit ſeiner Bewerbungen um die Hand der Königin Chriſtine von Schweden erkannt und dieſen Plan allmälig aufgegeben. Seine Wahl fiel jetzt auf eine der liebenswürdigſten Fürſtinnen ihrer Zeit, Luiſe Henriette, die Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Naſſau-Oranien. Bei ſeinem Aufenthalte in Holland hatte er die fürſtliche Jungfrau, die damals freilich noch ſehr jung war — denn ſie ſtand jetzt (1646) erſt in ihrem neunzehnten Lebensjahre — kennen gelernt. Ihre Schönheit, ihr reicher, hochgebildeter Geiſt und die Reinheit und Güte ihres Herzens zogen ihn eben ſo mächtig an, als der Heldenruhm des edeln Fürſtenhauſes, dem ſie entſtammte. Verdankte doch der Kurfürſt einen großen Theil ſeiner Geiſtesbildung dem belehrenden Umgange mit ihrem edeln, hochherzigen Vater, der ſchon frühzeitig durch jenes Wort, das er einſt im Lager vor Breda zu ihm geſprochen, dem hochſtrebenden Jünglinge die künftige Ehrenbahn vorzeichnete. — Kaum war man nun mit den

Verhandlungen über die Vermälung in Richtigkeit, als Friedrich Wilhelm eine Menge von glänzenden Vorbereitungen traf, um ſeine hohe Braut mit gebührender Pracht heimzuholen. Freilich band ihm ſein Geldmangel hiebei bedeutend die Hände; doch er ſuchte dieſem Uebelſtande durch eine ſo ſtarke Erhöbung der märkiſchen Zölle abzuhelfen, daſſ ſelbſt die ſchleſiſchen Fürſten und Stände ihn, wegen ihres vielfachen Handelsverkehres mit der Mark, um Ermäßigung baten. Aber ihr Geſuch blieb unerfüllt. „Ihm ſtehe das Recht zu, nach Belieben Zölle anzulegen und zu erhöhen" erwiederte er. Außerdem erborgte er noch 3000 Thaler von ſeiner Mutter und nun ward der Oberſte von Potthauſen nach Hamburg geſandt, um den fürſtlichen Hochzeitſchmukk einzukaufen. — Dreihundert Reiter und fünfhundert Muskᴇtiere wurden neu angeworben und prächtig ausgerüſtet, um bei den Vermälungsfeierlichkeiten als fürſtliche Leibwache zu glänzen. Ja ſogar auf die Hauptſtadt erſtrekkten ſich die Vorbereitungen des fürſtlichen Bräutigams, deſſen Stolz es nicht zuließ, daſſ der Abſtand zwiſchen dem prächtigen Haag und dem tief in Verfall gerathenen, ärmlichen Berlin, die Augen ſeiner künftigen Gemalin unangenehm überraſchen ſollte. Eine lange nicht geſehene Thätigkeit ward jetzt in Berlin lebendig. Auf dem Werder arbeitete man, das verfallene Reit- und Jägerhaus wieder herzuſtellen, um Raum zur Unterbringung der Kutſchen zu gewinnen, die der Fürſt aus dem Haag mitzubringen gedachte; von der Hundebrükke (jetzt Schloſſbrükke) ab nach dem Thiergarten zu wurden Linden- und Kaſtanienbäume in geordneten Reihen gepflanzt — der erſte Beginn der reizenden Wandelbahn, die jetzt „unter den Linden" heißt —; der gänzlich verwilderte Luſtgarten neben dem Schloſſe blühte unter der kunſtfertigen Hand des geſchikkten Luſtgärtners Michael Hanf, aus ſeiner Verödung wieder empor. Viele hundert Fuhren Straßenkoth wurden herbeigeführt, um das niedre Erdreich zu erhöhen, Gräben umhergezogen, fremde Blumenzwiebeln und Zierpflanzen, die man aus Hamburg verſchrieben, in wohlgeordnete Beete gepflanzt, Springbrunnen angelegt und Bildſäulen aufgeſtellt. — Und nicht minder rüſtig war das Leben und Treiben im Schloſſe

ſelbſt, wo alle Gemächer mit neuem Glanze geſchmükkt wurden. Selbſt als der Fürſt ſchon nach dem Haag abgegangen war, dauerte dieſes Treiben fort, womit man nur ſehr langſam vorwärts kam, da es in Berlin und Köln an geſchikkten Handwerkern fehlte. Der Fürſt ſchikkte einen Zimmermann, Steinmetz und Baumeiſter aus Holland in ſeine Hauptſtadt.

Am ſiebenten Chriſtmonds (1646) erſchien endlich der fürſtliche Hochzeitstag. In weißen Atlas gekleidet, der mit Goldſtikkereien und funkelnden Diamanten ſo reich beſetzt war, daſſ man ihn kaum hervorſchimmern ſah, trat Friedrich Wilhelm ſeiner holden Braut entgegen. Von Luiſens ſchönem Haupte leuchtete eine Krone von Perlen und Diamanten und ein Gewand von Goldſtoff umfloſſ ihren Leib. Neun Grafen trugen die Schleppe ihres Kleides. Wer konnte bei dem Anblikke ſolcher Pracht an die Dürftigkeit, ja an das Elend glauben, deſſen Spuren in den Landen des Kurfürſten noch lange nicht vertilgt waren? — Auch große Männer haben ihre großen Schwächen.

Doch dieſer kleine Schatten in dem Bilde des ſeltenen Fürſten muſſ ſo eher überſehen werden, als ſein raſtlos thätiger Geiſt ſelbſt in jenen Tagen, wo er nur damit beſchäftigt ſchien, in einem leicht entbehrlichen Glanze zu ſchimmern, wo nur Feſte und Genüſſe ihn umrauſchten, — als er ſelbſt da ſeine höheren Entwürfe nicht aus dem Auge verlor, um mitten unter den geräuſchvollen Zerſtreuungen ſeiner Vermälungsfeier im Haag ſelbſt mit dem franzöſiſchen Geſandten St. Romain und mit dem kaiſerlichen Beauftragten von Plettenberg über die große Angelegenheit des allgemeinen Friedens zu verhandeln. Denn die Unterhandlungen zu Osnabrükk und Münſter waren ſeit zwei Jahren wirklich in vollem Gange, und mit immer größerer Wahrſcheinlichkeit durfte man der endlichen Beruhigung des blutenden und zerfleiſchten deutſchen Vaterlandes entgegenſehen.

Der weſtfäliſche Friede verlangt ſeine beſondere Geſchichte. Noch nie iſt, unter ſo vielfachen Schwierigkeiten, ein ſo vielumfaſſender Vertrag zu Stande gekommen als dieſer, an dem man ſo viele Jahre lang gearbeitet hat, ehe er Feſtigkeit und allgemeine Zuſtimmung gewann. Es war ein Kampf mit Wort

und Schrift, in welchem nicht weniger Städte belagert und Länder erobert, nicht weniger Schlachten geliefert und nicht weniger der Helden Muth und Beſonnenheit erprobt wurde, als in dem Kampfe der Waffen, dem er ein Ziel ſetzen ſollte. Wie hier das eiſerne Kriegsſchwert und die todbringenden Feuerſchlünde, die unbeugſame Kraft und der ſichre Blikk des Feldherrn, ſo machten ſich in jenem Verhandlungskampfe die Staatsklugheit und die gewandte Rede und die Beſtechung geltend, und ſtatt des Schwertes arbeiteten die Federn, ſtatt des Blutes floſſ Tinte. Ob man nicht vielleicht eben ſo weit gekommen wäre, wenn man vor dreißig Jahren gleich damit angefangen hätte, nämlich mit Unterhandlungen? Jeder Krieg wird mit einem Vertrage beendigt und man ſieht nicht ein, warum ſo vieles Blut vergoſſen werden muſſ, um eine Entſcheidung zu gewinnen, die doch nur in ſeltenen Fällen gradezu von der Uebermacht ertheilt wird. Aber es iſt dem Menſchen eigen, zuvor ſeine Kraft zu erproben und es zu verſuchen, ob er nicht jene Uebermacht erringen könne, die ſeinen Willen zum Geſetze macht, ehe er zu friedlichen Verhandlungen ſich geneigt fühlt. Das deutſche Vaterland hatte, in allen ſeinen Theilen, den Krieg unendlich zu bedauern. Nicht nur die innere Verwüſtung und das Blut vieler Tauſende ſeiner Kinder war es allein, warum es klagen muſſte; auch die Einmiſchung der Fremden muſſte theuer genug mit der Abtretung deutſcher Lande bezahlt werden. In ſeinem geiſtigen Fortſchritte um ein Jahrhundert zurükkgehalten, in ſeinem äußerlichen Wohlſtande für eben ſo lange zurükkgeſetzt, in ſeinen Gränzen beraubt und geſchmälert und in ſeiner innern Staats-Verfaſſung wenigſtens nicht vorwärts gebracht, ſah das Vaterland bei dem nahen Friedensſchluſſe trauernd auf ſeine Verwüſtung. Und wem dankte es dieſen beklagenswerthen Zuſtand? Wem anders als hauptſächlich den Jeſuiten, die den, in vielem Betrachte ſo wakkern, Kaiſer Ferdinand II. irre leiteten und ihn zu einem Werkzeuge ſtempelten, den Geiſt zu dämpfen, der ſich nicht dämpfen läſſt. Allerdings würde es ungerecht ſein, dem Hauſe Oeſterreich den Jammer dieſes blut- und thränenreichen Krieges als Schuld aufbürden zu wollen. Von Schuld

kann ja überhaupt nur da die Rede ſein, wo die äußere That der innern Einſicht und Ueberzeugung widerſtreitet. Aber Ferdinand II. war feſt überzeugt, ein Gott wohlgefälliges Werk auszuführen, wenn er die „gottloſe Ketzerei" mit der Wurzel ausrottete. Auch iſt nicht zu überſehen, daſſ die evangeliſchen Stände Deutſchlands, vor allen die mächtigern Fürſten, durch ihre Halbheit und Selbſtſucht am meiſten dazu beitrugen, das Unheil ſo groß zu machen, als es wirklich wurde. Feſtes Zuſammenhalten, reiner Wille und entſchiedene That würden das Elend, wenn auch nicht ganz abgewandt, ſo doch bedeutend vermindert und jedenfalls die Einmiſchung fremder Mächte verhindert haben.

Doch das Gewitter hatte ſich einmal entladen; verheert lagen die blutgedüngten Fluren und der Blikk konnte nur Troſt finden im Hinſchauen auf die Zukunft, wo die Segnungen des Gewitters ſich zeigen ſollten. Zu leugnen iſt es nicht, Sittenloſigkeit und Verderbtheit machten das damals lebende Geſchlecht im Allgemeinen des furchtbaren Strafgerichts würdig, welches Gott verhängte. Die Glaubenswuth, mit welcher alle kirchlichen Parteien ſich untereinander verdammten und verketzerten, zeigte keine Spur von dem wahrem Geiſte des Chriſtenthumes, und das äußerliche Bekenntniſſ ſollte faſt durchgängig den Mangel an innerer Heiligung erſetzen. Jede Partei vermeinte ausſchließlich Recht zu haben und hielt die Unterdrükkung der andern für erlaubt, wenn nur die Macht dazu vorhanden war. Der lange Krieg hatte eine andere Lehre gegeben. Als ein Gottesurtheil hatte er es verkündet, daſſ keine Partei die andere unterdrükken könne und eben darum auch nicht ſolle. Glaubensduldung — Gleichſtellung der verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe — das war die einzige, aber große Frucht, die der lange Kampf gezeitiget hatte. Und blieb auch der Erfolg anfänglich weit hinter dem ausgeſprochenen Worte zurück: ausgeſprochen war es einmal und damit der Gedanke anerkannt, der es geboren.

Weit entfernt, hier eine Geſchichte des weſtfäliſchen Friedensſchluſſes aufzeichnen zu wollen, die ſich mit den engen Gränzen dieſes Buches nicht verträgt, begnügen wir uns damit, nur

die Ergebniſſe, und ſelbſt dieſe nur hauptſächlich in Beziehung auf unſern Staat, hier mitzutheilen.

Zu Osnabrükk ſollte mit Schweden, zu Münſter mit Frankreich vertragen werden, aber beide Verſammlungen nur für eine gelten. Die rein deutſchen Angelegenheiten wünſchte der Kaiſer von dem Einfluſſe der fremden Geſandten fern zu halten, um ſich hier deſto freiere Hand zu bewahren, und deshalb ſollten dieſelben anfänglich auf einer beſondern Verſammlung zu Frankfurt durch Abgeordnete der Stände vorgenommen werden, die nur durch Geſandtſchaften mit der Friedensverſammlung zu Münſter und Osnabrükk in Verbindung ſtänden. Allein Friedrich Wilhelm erkannte ſchnell, wie gefährlich eine ſolche Abſonderung für die Reichsſtände werden dürfte, indem theils der Fortgang der Verhandlung dadurch verzögert, theils auch dem Einfluſſe des Kaiſers ein zu großer Spielraum geſtattet werden muſſte. Demnach arbeitete er aus aller Kraft dahin, daſſ auch die Abgeordneten der geſammten Reichsſtände auf der allgemeinen Friedensverſammlung zugelaſſen würden, und da auch Schweden und Frankreich dieſe Anſicht unterſtützten und die Verſammlung zu Frankfurt ſehr kräftig aufforderten, ihre Freiheit ſich nicht nehmen zu laſſen, ſo muſſte der Kaiſer endlich nachgeben.

Es dauerte ſehr lange, ehe man vor lauter Förmlichkeiten, die alle mit der größten Wichtigkeit behandelt wurden, zum eigentlichen Anfange des Geſchäftes kam. Zwei Hauptgegenſtände lagen vor: die Wiederherſtellung des Reiches nebſt der Feſtſetzung des gegenſeitigen Verhältniſſes der Religionsparteien, und die Entſchädigung der Kronen Schweden und Frankreich. Obwol es klar vor Augen lag, daſſ beide Mächte mit Recht eine Entſchädigung nicht verlangen konnten, da ſie ganz unberufen auf deutſchem Boden erſchienen waren und keine erbetene, ſondern eine aufgedrungene Hilfe geleiſtet hatten; ſo geſtand man ihnen dennoch die Befugniſſ zu, Entſchädigung zu fordern und der franzöſiſche Geſandte, Graf d'Avaux, trat mit dem ganzen Uebermuthe ſeines Volkes auf, und benahm ſich nicht anders, als ob er der alleinige Geſetzgeber der Friedensverſammlung wäre. Vergebens ſuchte der Graf von Trautmannsdorf, des Kaiſers

Geſandter, das deutſche Volksgefühl gegen die fremden Anmaßungen rege zu machen. Oeſterreich fand bei den meiſten deutſchen Ständen kein Vertrauen mehr, und der lange, entſetzliche Krieg ſchien jedes Gefühl für die Ehre des allgemeinen, großen Vaterlandes vollends vertilgt zu haben. Freilich führten einzelne deutſche Geſandte noch die Sprache der Vaterlandsliebe; im Ganzen aber ſah man faſt überall nur Selbſtſucht und Eigennutz. Die Friedensverſammlung glich einer großen Kaufmannsbörſe, wo um Land und Leute gefeilſcht wird, und wo jeder, ohne Rükkſicht auf den andern und mit gänzlicher Nichtbeachtung des allgemeinen Beſſten, ſo viele Vortheile als irgend möglich für ſich zu erlangen ſucht.

Mit der Entſchädigungsſache wurde der Anfang gemacht. Frankreich verlangte die vollſtändige Abtretung der lotharingiſchen Biſthümer Metz, Toul und Verdun, die es, der That nach, ſchon lange beſeſſen hatte; außerdem aber noch ganz Elſaſſ und die vier ſogenannten Waldſtädte in Schwaben und endlich, da man ſich geneigt zeigte, auch noch die Feſte Breiſach und das ewige Beſatzungsrecht in Philippsburg. — Die Schweden forderten ganz Pommern, ganz Schleſien, die Biſthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer und die Stadt Wismar nebſt ihrem Gebiete. Für dieſe Lande wollten ſie dem deutſchen Reiche zu Lehen verpflichtet ſein. Außerdem aber begehrten ſie noch eine bedeutende Geldſumme zur Befriedigung ihrer Soldaten.

Das war denn doch etwas zu ſtark, und nun fiel es endlich den meiſten Reichsſtänden ein zu erklären, daſſ man Schweden und Frankreich keine Entſchädigung ſchuldig ſei. Das Reich, ſprach man, habe ſie nicht beleidigt, ſei vielmehr von ihnen angegriffen worden, und obwol Schweden viel für die Evangeliſchen gethan, ſo habe es doch den Krieg meiſt mit deutſchen Armen und deutſchem Gelde geführt und möge ſich an dem erworbenen Ruhme genügen laſſen.

Aber dieſe Sprache wurde bald zum Schweigen gebracht. Frankreich erhielt zuerſt, was es verlangte. Es war meiſt öſterreichiſches Erbgut. Für das Elſaſſ wurde nur ausbedungen, daß es in ſeinem Zuſammenhange mit dem Reiche bleiben, auch die freien Städte in ihren Rechten ungekränkt verharren ſollten.

Nur die Oberhoheit, welche Oeſterreich bisher in dieſem Lande zugeſtanden, ſollte auf Frankreich übergehen. — So lieferte man ohne viel Bedenken, dem altem Reichsfeinde, die Schlüſſel zu Deutſchland in die Hände. — O Deutſchland! —

Schwieriger war es, mit Schweden einig zu werden. Oeſterreich wollte nicht Schleſien, Brandenburg um keinen Preis Pommern fahren laſſen. George Wilhelm hatte ſich ſchon zur Abtretung Vorpommerns erklärt, wenn er nur das übrige behielte. Friedrich Wilhelm nahm dieſe Erklärung ausdrükklich zurükk. Er habe das unbeſtrittenſte, vollgiltigſte Recht auf Pommern; von Kaiſer und Reich ſeien ſeine Anſprüche anerkannt, — und wie komme nun er dazu, die Koſten der ſchwediſchen Entſchädigung tragen zu ſollen? — Auch hätten die pommerſchen Stände dem Hauſe Brandenburg bereits vorläufig gehuldigt und ſeien offenbar für ihn mehr geſtimmt als für Schweden. — So verhielt es ſich in der That. Die Pommern erklärten, nach dem Abgange ihres Fürſtengeſchlechtes ſei der Kurfürſt von Brandenburg ihr rechtmäßiger Landesherr und ſie würden ſich nicht wie das Vieh verhandeln laſſen. — Aber alle dieſe Vorſtellungen waren vergeblich. Die Schweden wollten von Pommern nicht ablaſſen. Sie hatten dem Kurfürſten das Bisthum Halberſtadt als Entſchädigung angeboten. Dieſer aber verwarf eine ſolche Abfindung, die ihm kaum den funfzehnten Theil des Flächeninhalts erſetzte, den er an Schweden abtreten ſollte. Die Franzoſen dagegen wollten ihm noch einige ſchleſiſche Fürſtenthümer zuwenden. Das aber widerſtritt mit der Meinung Oeſterreichs, welches Schleſien eben ſo feſt hielt als Brandenburg Pommern. Endlich wollte ſich Schweden ſchon mit der Hälfte Pommerns begnügen, doch müſſe es in jedem Falle Stettin erhalten. Frankreich, der Kaiſer, Holland ſtimmten bei und drangen in den Kurfürſten, er möge nachgeben. Vergebens ſuchte dieſer den wakkern Trautmannsdorf durch 100000 Thaler für ſich zu gewinnen. Der Ehrenmann wies die Beſtechung zurükk und erklärte, der Krieg könne um des Kurfürſten willen nicht fortgeſetzt werden.

Jetzt muſſte der Kurfürſt nachgeben. Doch Schritt vor

Schritt vertheidigte er ſein Eigenthum und wich nur nach dem hartnäkkigſten Kampfe. Endlich wollte er ſchon die Inſel Rügen nebſt den Aemtern Tribſees und Barth abtreten, verlangte aber dafür die Bisthümer Magdeburg, Halberſtadt, Osnabrükk und Minden und die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Glogau, Sagan und Jauer. Dieſe Forderung erbitterte die Schweden dermaßen, daſſ ſie mit Brandenburg gar nicht mehr unterhandeln wollten. Um dieſe Zeit war es, als der Kurfürſt ſeine Vermälung im Haag feierte, und hier unterhandelte der franzöſiſche Bevollmächtigte St. Romain mit ihm. Auch die Königin Chriſtine beſtand nicht ſo hartnäkkig auf ihren Forderungen, als ihre Abgeordneten. — Immer mehr gedrängt, gab endlich der Kurfürſt nach, die Hälfte Pommerns, d. h. alles Land auf dem weſtlichen Oderufer, abzutreten. Von der Oder und namentlich von Stettin aber könne er „in Ewigkeit" nicht weichen. In der That auch muſſte ihm an dieſem Beſitze unendlich viel gelegen ſein, da er die kühnſten Entwürfe nährte, ſein Land durch Handel groß und reich zu machen. Er ſoll ſogar die Abſicht gehegt haben, ſeine Hofburg nach Stettin zu verlegen. — Da erklärten die Schweden, höchſt entrüſtet über des Kurfürſten Hartnäkkigkeit, ſie würden nun ganz Pommern unter kaiſerlicher Gewährleiſtung behalten, und Oeſterreich, das ohnehin mit ſcheelen Blikken den kühnaufſtrebenden Reichsfürſten betrachtete, ſtimmte mit Freuden bei. — Jetzt ſtand Brandenburg verlaſſen da und es war Zeit umzulenken, wenn nicht Alles verloren ſein ſollte. Der Kurfürſt willigte zuletzt in die Abtretung Vorpommerns und Rügens nebſt den Städten Stettin, Garz, Damm, Golnow, der Inſel Wollin und ſämmtlichen Odermündungen. Nur Hinterpommern, das Bisthum Kammin und die Johannitergüter in Vorpommern verblieben ihm. Dafür aber ward ihm eine reichliche Entſchädigung. Die Bisthümer Halberſtadt und Minden, nebſt der Anwartſchaft auf Magdeburg, wenn der jetzige Verweſer geſtorben ſein würde, wurden ihm als weltliche Fürſtenthümer zugeſprochen — 200 Geviertmeilen des beſſten, wohlbebauten und reichbevölkerten Landes gegen 160 Geviertmeilen, die er von Pommern abtreten muſſte. Mehr war nicht zu er-

langen, obwol er gerne auch noch das Herzogthum Jägerndorf an ſein Haus zurükkgebracht, oder ſonſt eine Entſchädigung dafür in dem ſchönen Schleſien erhalten hätte. Aber Jägerndorf war bereits an den Fürſten von Liechtenſtein verſchenkt, von dem es der Kaiſer nicht füglich zurückfordern konnte, und Oeſterreich war ſchon jetzt mit der bedeutenden Vergrößerung der brandenburgiſchen Macht unzufrieden. Die genannte Entſchädigung verdankte der Kurfürſt hauptſächlich nur den Bemühungen des franzöſiſchen Geſandten, der die Weigerung der Oeſterreicher damit zurükkwies, daſſ Brandenburg dann ganz und gar in Schleſien entſchädigt werden ſollte.

Des Kurfürſten Geſandter bei den Friedensunterhandlungen war der Graf Johann von Wittgenſtein, als Hauptbevollmächtigter, und dieſem ſtanden die drei geheimen Räthe von Löben, von der Heiden und Peter Fritz zur Seite. An des letzteren Stelle trat jedoch ſpäter der berühmte Rechtsgelehrte Matthias Weſenbekk. Man ſagte dem Grafen von Wittgenſtein nach, er ſei in den Verhandlungen geſchmeidiger geworden, nachdem er einmal die Süßigkeit fremder Beſtechung gekoſtet*). Doch das wäre kein beſonderer Vorwurf, da wol nur äußerſt wenige von den Geſandten fremdem Gelde unzugänglich waren. Am liebſten nahmen die Schweden, und ſelbſt Johann Oxenſtjerna ließ ſeine Zuſtimmung zu der von Brandenburg verlangten Entſchädigung, durch 25000 Thaler erkaufen, die der Kurfürſt ihm verehrte. Ja, man verſichert ſogar, daſſ die Schweden ſich durch 600000 Thaler bewegen ließen, die Glaubensfreiheit der öſterreichiſchen Erblande hinzuopfern.

Wie viel aber auch Friedrich in dieſem Verhandlungskampfe durch Beharrlichkeit und Klugheit gewonnen hatte; es ſchmerzte ihn, einen Theil von Pommern und noch dazu die Odermündungen und Stettin verloren zu haben. Sein unternehmender Geiſt hatte auf dieſen Beſitz gar zu große Entwürfe gegründet, und in der That war ihm durch dieſen Verluſt eine Hauptader des Handelsverkehrs in ſeinen Landen abgeſchnitten.

---

*) Pfiſter a. a. O. Th. 4. S. 638.

Die Folge wird lehren, wie viele Mühe er verwandte, das Verlorene wiederzuerringen. Nachdem man die Entſchädigungsfrage erledigt, auch Meklenburg, Braunſchweig und Heſſen, welches als Schwedens älteſter Bundesgenoſſe gleichfalls Anſprüche erhob, befriedigt hatte, ſchritt man erſt recht ernſtlich an das eigentliche Hauptgeſchäfte des Friedensſchluſſes, nämlich die Ordnung im Reiche wiederherzuſtellen und das Verhältniſſ der verſchiedenen Glaubensparteien zu beſtimmen.

Als Religionskrieg betrachtet, hatte die blutige Vergangenheit hauptſächlich um den Beſitz der Kirchengüter gerungen. Das „Reſtitutionsedikt" Ferdinands II. gab Zeugniſſ davon. Konnte man der alten Kirche — dieß mochte die Meinung ſein — ihren urſprünglichen Grund und Boden wiedergewinnen, ſo würde die Ketzerei von ſelbſt zerfallen. Wenigſtens war man von dem Aerger befreit, das Eigenthum der heil. Kirche in fremder Hand zu ſehen. — Jetzt, nach beinahe dreißig blutigen Jahren, war man andrer Meinung geworden. Bereitwillig gab man Kirchengüter hin, um nur von den kaiſerlichen Erblanden größere Verluſte abzuwehren. Schon dieſes Verfahren beweiſt, wie ſich die Geſinnung geändert hatte. Zwar ſchrieen die Eiferer der katholiſchen Partei, zwar legte ſelbſt der Papſt Widerſpruch dagegen ein, doch beides blieb unbeachtet.

Im Allgemeinen ward über das Verhältniſſ der beiden Religionsparteien Folgendes feſtgeſetzt:

Der Paſſauer und Augsburger Religionsfriede wird aufs Neue beſtätigt und ſoll bis zur einſtigen Vergleichung der Religion ſelbſt fortbeſtehen. Die Reformirten hatten es den nachdrükklichen Bemühungen des Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu danken, daſſ ſie hiebei nicht als abgeſonderte Partei behandelt, ſondern den Genoſſen des Augsburgiſchen Bekenntniſſes beigezählt wurden. In allen bürgerlichen Verhältniſſen wird beiden Religionsparteien vollkommene Gleichheit zugeſichert. In Sachen des Glaubens, der Lehre und Kirche ſoll auf den Reichstagen nicht durch Stimmenmehrheit, ſondern durch gütlichen Vergleich beider Parteien entſchieden und ſelbſt alle Rechtsſachen beim Reichskammergerichte fortan durch

eine gleiche Anzahl von Beiſitzern aus beiden Religionsparteien beurtheilt werden. Mit Ausſchluſſ der kaiſerlichen Erblande wird der Religionszuſtand allenthalben und vollſtändig wieder ſo hergeſtellt, wie er am 1. Neujahrsmonds 1624 geweſen. Dieſes Jahr gilt auch als Maaßſtab für den Beſitz geiſtlicher Güter. Unterthanen, die andern Glaubens ſind als ihre Obrigkeiten, aber in dem Entſcheidungsjahre das Recht freier Religionsübung hatten, ſollen es behalten; wo ſie dieſes Recht nicht hatten, dürfen ſie in ihrer Hausandacht nicht geſtört werden und es ſteht ihnen frei, auszuwandern. Im Uebrigen wird das Recht der Landesherrn anerkannt, in ihren Gebieten den Religionszuſtand zu beſtimmen (Reformationsrecht). Der geiſtliche Vorbehalt gilt für beide Theile, ſo daſſ jeder, der ſich im Genuſſe eines Kirchenamtes oder Kirchengutes befindet, dasſelbe verliert, ſobald er zu einer andern Religionspartei übertritt.

So hatte denn, nach langem furchtbaren Kampfe, die evangeliſche Kirche errungen, wonach ſie ſtrebte, vollkommene Anerkennung und Gleichſtellung mit der katholiſchen. Und in welchem umfaſſenden Sinne dieſe Gleichſtellung verſtanden wurde, geht am deutlichſten daraus hervor, daſſ Braunſchweig-Lüneburg für einige Abtretungen durch das Recht entſchädigt wurde, den Biſchofſtuhl zu Osnabrükk immer abwechſelnd mit einem Fürſten ſeines Hauſes zu beſetzen, ſo daſſ in Zukunft bald ein katholiſcher, bald ein evangeliſcher Oberhirte dieſem Biſthum vorſtand. — Zu bedauern war es nur, daſſ die Unterthanen der öſterreichiſchen Erblande von den Segnungen dieſer Verträge ausgeſchloſſen blieben. Den Schleſiern allein ward ein kümmerlicher Schein von Glaubensfreiheit gegönnt.

In Betracht der innern Staatsverhältniſſe des Reiches hatte der Krieg beinahe damit begonnen, daſſ der Kaiſer das pfälziſche Kurhaus widerrechtlich unterdrükkte, und im fernern Verlaufe waren unter Ferdinands II. Regierung die Grundgeſetze des Reiches faſt gänzlich außer Acht gelaſſen. Die Willkühr des Kaiſers ſchaltete beinahe ungebunden, und es fehlte nur noch ein kleiner Schritt, um ganz Deutſchland vielleicht für immer an das Haus Oeſterreich zu bringen. Wie ſehr die Kaiserge-

walt auch im Laufe der Jahre von der Fürſtengewalt beengt und eingeſchränkt worden war: die nächſte Vergangenheit hatte gezeigt, daſſ eben nicht viel dazu gehörte, um ſie, bei ernſtem Willen, leicht wieder auf den höchſten Gipfel ihrer früheren Macht, ja ſelbſt weit über dieſen hinaus, emporzutragen. Dem ſollte nun für immer vorgebeugt werden. So wünſchten es die Reichsfürſten, bei welchen der Gedanke an ein gemeinſames Vaterland längſt vor dem Streben nach eigener, ungebundener Machtfülle zurükkgetreten war, ſo wünſchten es auch die Fremden und hauptſächlich die Franzoſen, denen von jeher nichts ungelegener erſcheinen muſſte, als ein vollkommen einiges Deutſchland. Wie viel war dagegen von der innern Vereinzelung und Zerſplitterung für dieſe land- und eroberungsſüchtigen Nachbarn zu erwarten! — Schon jetzt rühmten ſie, noch nie einen vortheilhafteren Frieden geſchloſſen zu haben. Die Schlüſſel zu Deutſchland waren ihnen überliefert, und wenn es nun gelang, das Reich in ſeinem Innern noch mehr zu vereinzeln und die Kaiſergewalt in einen Schatten des Schattens zu verwandeln, ſo hatten ſie, wie ſie hofften, für alle Zukunft das Spiel gewonnen. — Und ihre Abſicht gelang. Der Friedensvertrag zu Münſter und Osnabrükk räumte den Reichsfürſten für die Zukunft unbedingte Landeshoheit ein, ſo in geiſtlichen, wie in weltlichen Sachen. Sie ſollten das Recht haben unter ſich und mit fremden Mächten zu ihrer Sicherheit Bündniſſe zu ſchließen, wofern dieſelben nur nicht gegen Kaiſer und Reich gerichtet wären. Dagegen ſollte der Kaiſer, ohne Beiſtimmung des Reichstages, weder ein Geſetz erlaſſen, noch Werbungen anſtellen und Reichskrieg erklären, weder Frieden und Bündniſſ ſchließen, noch Steuern ausſchreiben. Somit war der Kaiſer in einen machtloſen Schatten verwandelt, dem Nichts als der Vorſitz bei den Reichsberathungen verblieb. Machtloſer aber noch als der Kaiſer war das Reich ſelbſt dadurch geworden. Denn wenn ſchon früher die deutſche Bedächtigkeit und Langſamkeit nicht bloß zum Spotte, ſondern auch zum offenbaren Vortheile feindlicher Nachbarn gedient hatten, und die waffenſtarke Germania gerade deſſwegen zum Hohne ihrer Gegner geworden war, weil das vielgegliederte

Reich nicht zeitig genug zu heilſamen Entſchlüſſen, und wo dieſe gefaſſt waren, wieder nicht zeitig genug zu kräftigem Handeln bewegt werden konnte: welche Zukunft war jetzt zu hoffen, nachdem man dem Kaiſer vollends die Hände gebunden! — Der weſtfäliſche Frieden hat den Untergang des deutſchen Reiches und das Geſetz der Vereinzelung ausgeſprochen. Der Schein mochte ſich noch anderthalb Jahrhunderte erhalten; — die Sache war dahin. Die Verfaſſung Deutſchlands ſtrebte einem Fürſtenbunde entgegen, wie ihn gewiſſermaßen ſchon Friedrich der Große beabſichtigte und wie ihn der ſpätere Wiener Vertrag in Wahrheit feſtſtellte. — Zur Ehre aber gereicht es den deutſchen Fürſten, daß ſie bei allem Ringen nach Selbſtſtändigkeit doch niemals den Gedanken an die Einheit des deutſchen Volkes und an das gemeinſame Band, welches das herrlichſte Land der Erde umſchließt, ganz aufgegeben haben.

Das pfälziſche Kurhaus konnte in dem vollen Beſitze ſeiner geſammten Erblande nicht wiederhergeſtellt werden. Wie hätte Oeſterreich ſeine Schuld an Baiern abtragen ſollen, wenn dieſes die Oberpfalz wieder herausgeben muſſte? Auch wollte Baiern nicht mehr von der Kurwürde weichen. Karl Ludwig, der Sohn des unglükklichen Kurfürſten Friedrichs V. erhielt nur die Unterpfalz zurükk, und ihm zu Gefallen ward ein achtes Kurfürſtenthum geſtiftet. Der verwittweten Kurfürſtin gab der Kaiſer 20000 Thaler und ihre Töchter erhielten, jede 10000 Thaler zur Ausſtattung.

Außerdem wurde in dieſem Frieden noch die Unabhängigkeit der Schweiz ausdrükklich, die der Niederlande ſtillſchweigend anerkannt.

Alſo die Verhandlungen zu Osnabrükk und Münſter, die wahrſcheinlich noch nicht ſo bald zum Schluſſe gekommen wären, wenn nicht mit dem Federkriege der Schwerterkrieg gleichen Schrittes gegangen wäre. Denn während man in Weſtfalen verhandelte, ward in Böhmen und Baiern blutig gekämpft. Schon 1645 hatte der ſchwediſche Feldherr Königsmark den Kurfürſten von Sachſen erſt zum Waffenſtillſtande und dann zum Frieden gezwungen. Wrangel, Torſtenſons Nachfolger in der Oberfeldherrnwürde, vereinigte ſich ein Jahr darauf (1647) mit

dem franzöſiſchen Feldherrn Türenne zu einem Einfalle in Baiern. Maximilian, dieſer älteſte und treueſte Bundesgenoſſe Oeſterreichs, der einzige von allen Kriegshäuptern, der des Kampfes Ausgang überlebte, wurde dadurch zu einem Waffenſtillſtande (1647) gezwungen. Aber die Franzoſen wollten Baiern nicht verderben, ſondern nur von Oeſterreich abziehen — auch durfte, nach ihrem Willen, Schweden kein entſcheidendes Uebergewicht gewinnen. Deſſhalb ward Türenne aus Baiern zurükkgerufen, und Wrangel, der ſich allein hier nicht behaupten konnte, zog ſich nach Böhmen zurükk. Nun trat Maximilian, den Waffenſtillſtand brechend, wieder zu Oeſterreich. Im nächſten Jahre aber erſchienen Wrangel und Türenne wieder, den Treubruch zu rächen. Der Kaiſer war ſo arm an Feldherrn geworden, daſſ er ſein Heer einem Evangeliſchen, Melander von Holzapfel, anvertrauen muſſte. Aber in der Schlacht bei Susmarshauſen (Blütemond 1648) verlor dieſer Sieg und Leben. Baiern wurde furchtbar verwüſtet und nur der Sommerregen, der die Ströme des Landes ungewöhnlich anſchwellte, zwang die ſiegreichen Feinde zum Rükkzuge. Während deſſen hatte Königsmark die kleine Seite von Prag gewonnen und als einige Zeit darauf 8000 neue Krieger aus Schweden eintrafen, ſollte die Belagerung der Hauptſtadt Böhmens eben unternommen werden, als unvermuthet die Friedensbotſchaft aus Weſtfalen eintraf.

Es war am 24. Weinmonds 1648, am Nachmittage, als zu Münſter auf dem Biſchofshofe die Friedensurkunde unterzeichnet wurde. In drei Ladungen begrüßte das Geſchütz von den Wällen der Stadt das glükkliche Ende des jammervollen Krieges, und bald verbreitete ſich die Botſchaft weithin in alle deutſchen Lande. Aber nicht allenthalben wurde ſie als Freudenbotſchaft willkommen geheißen. Die Eiferer beider Parteien hatten viel gegen die weſtfäliſchen Beſchlüſſe einzuwenden; vollkommenes Genüge leiſteten ſie faſt keinem. Es kam dazu, daſſ das fremde Kriegsvolk noch lange im Lande blieb, um die Zahlung der ungeheuern Geldſummen abzuwarten, die man ihm verheißen hatte.

Der Papſt Innocenz X., obwol er durch die Vermittelung

ſeines edeln Geſandten Fabio Chigi ſehr weſentlich das Friedensgeſchäft gefördert, hat dennoch niemals die Beſchlüſſe zu Münſter und Osnabrükk durch feierliche Anerkennung genehmigt. Wie konnte er auch, ohne ſeine Kirche in ihren innerſten Grundfeſten zu erſchüttern, einen Frieden beſtätigen, der jenem Hauptgrundſatze des römiſchen Glaubens widerſpricht, daſſ es nur eine ungetheilte und allgemeine Kirche gebe, welche die römiſch-katholiſche ſei?

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Schwierigkeit der Vollziehung des Friedens — Berathung zu Nürnberg — Man wird endlich einig. — Vielfältige Unzufriedenheit mit dem Frieden. — Der Kurfürſt zahlt zuerſt ſeinen Antheil an der ſchwediſchen Geldforderung — erlangt aber nur ſehr langſam die Räumung ſeiner Lande. — Schweden zwingt ihn in Pommern zu einem ſehr nachtheiligen Gränzvertrage. — Streit mit Pfalz-Neuburg wegen Bedrükkung der Proteſtanten in Jülich und Berg — Verhandlungen mit Holland und Sachſen — der Kurfürſt greift an — Pfalz-Neuburg erhält Beiſtand durch den Herzog von Lothringen — der Kurfürſt, auch von Holland verlaſſen, bequemt ſich zum friedlichen Vertrage — perſönliche Zuſammenkunft mit dem Pfalzgrafen. — Vertrag zu Eſſen. — Innere Verwaltung. — Das Kriegsheer vermehrt und verbeſſert — Sparr — Derfflinger — Verſuche die landesherrlichen Einkünfte zu vermehren, durch Verbeſſerung der landesherrlichen Güter, Beförderung der Landwirthſchaft und des Handels — der Kurfürſt kauft Dansburg auf der Küſte Koromandel — Hohe Zölle und Steuern — Alleinhandel mit Salz u. ſ. w. — Leichtes Geld. — Verbeſſerung und Erweiterung des Poſtweſens — Sorgfalt für Kirche und Schule — Stiftung der Hochſchule zu Duisburg — die fürſtliche Bücherſammlung zu Berlin — Verbeſſerung der Rechtspflege — der Geheimrath — Beförderung der Künſte — Hinblikk auf den ſittlichen Zuſtand des Volkes.

In ſolcher Weiſe war nun zwar der Friede wirklich zu Stande gekommen; aber jetzt erhoben ſich neue Streitigkeiten

über die Vollziehung deſſelben. Man müſſe damit den Anfang machen, verlangte die eine Partei, die beſetzten Feſtungen und Städte zu räumen, die Söldner zu entlaſſen, und das fremde Kriegsvolk vom deutſchen Boden abzuführen. Alles Uebrige könne dann leicht auf dem Wege gütlicher Vergleiche ins Werk geſtellt werden. Dagegen aber widerſetzten ſich die Schweden. Sie würden die von ihnen beſetzten Plätze nicht eher räumen, auch Deutſchland nicht eher verlaſſen, erklärten ſie, als bis ihnen die verheißene Geldentſchädigung von fünf Millionen Thalern ausgezahlt, auch allen übrigen Friedensbedingungen, namentlich der Wiedereinſetzung der Evangeliſchen in ihre Rechte, genügt worden ſei. Zu Nürnberg wurden über die Vollziehung des Friedens ſehr ausführliche Unterhandlungen gepflogen, die jedoch beinahe wieder zum Bruche geführt hätten. Denn nachdem man endlich darin übereingekommen war, die Abzahlung der ſchwediſchen Geldforderung in halbjährigen Friſten zu bewerkſtelligen, wogegen die Schweden jedesmal eine gewiſſe Anzahl von Städten zu räumen verſprachen, erregte das Benehmen der katholiſchen Bevollmächtigten in Hinſicht auf die Wiederherſtellung der Evangeliſchen dermaßen den Verdacht der Proteſtanten, daſſ der Pfalzgraf Karl Guſtav, der ſchwediſche Oberfeldherr, Nürnberg verließ, und ſeinem Kriegsvolke Befehl ertheilte zu den Waffen zu greifen, um die Vollziehung der Friedensbedingungen gewaltſam zu erzwingen. Dahin aber ließ man es nicht kommen und gab lieber nach. So blieben zwar die Waffen in Ruhe, aber der Drukk des Krieges laſtete fort auf den deutſchen Landen. Denn die Verpflegung des ſchwediſchen Kriegsvolkes koſtete täglich 120,000 Thaler, welche eben aus denjenigen Kreiſen des Reiches zuſammengebracht werden muſſten, die im Kriege am meiſten gelitten hatten. Der öſterreichiſche, der baierſche und burgundiſche Kreis blieben verſchont. Auch die Franzoſen behielten die Plätze noch inne, die ſie beſetzt hatten. Und das Kriegsvolk, durch ſo viele Jahre an Gewaltthätigkeiten aller Art gewöhnt, war auch jetzt ſchwer zu zügeln und gab zu vielfachen Klagen Veranlaſſung. Daher war es kein Wunder, wenn mit einem ſolchen Frieden Niemand ſich recht zufrieden zeigte, und der

Kaiſer muſſte einen ernſtlichen Befehl in das Reich erlaſſen, worin er alles Streiten und Predigen wider den Frieden und deſſen Vollziehung bei namhafter Strafe unterſagte.

Es dauerte lange, ehe Friedrich Wilhelm in den vollen Beſitz ſeiner alten und neuerworbenen Lande kam. Um den Schweden allen Vorwand zu benehmen, diejenigen Gebiete, welche der weſtfäliſche Friedensſchluſſ ihm zuerkannt hatte, noch länger beſetzt zu halten, entrichtete er ſofort ſeinen Beitrag zu den drei Millionen Thalern, deren Abtragung den Fremden in anderthalb Jahren verheißen worden war. Es waren 141,670 Thaler, welche die verarmten Märker durch eine Kopf- und Viehſteuer zuſammenbringen muſſten, wovon Niemand ausgeſchloſſen blieb, als allein die Geiſtlichen (1648). Aber auch durch dieſes Opfer erreichte der Kurfürſt ſein Ziel nicht ſo raſch, als er gehofft hatte. Zwar räumten die Kaiſerlichen ihm die Feſte Hamm; Halberſtadt und Minden aber übergaben die Schweden ihm erſt im Weinmonde des folgenden Jahres (1649) und erſt im Frühlinge 1650 verließen ſie vollends dieſe Lande, in welchen jetzt der Kurfürſt perſönlich die Huldigung annahm.

Große Schwierigkeiten aber verurſachte die Räumung Hinterpommerns. Nur im Allgemeinen hatte der weſtfäliſche Frieden die Art der Theilung Pommerns zwiſchen Brandenburg und Schweden feſtgeſetzt. Die nähere Beſtimmung der Gränzen war einem friedlichen Vergleiche beider Mächte anheimgeſtellt worden. Nun verlangten die Schweden auch das auf dem öſtlichen Oderufer belegene Gebiet der Städte Stettin und Wollin. Der Kurfürſt aber wollte das nicht abtreten, weil in dem Vertrage nur von den Städten die Rede ſei. Pommern lag ihm ſo am Herzen, daſſ er den Schweden das Fürſtenthum Minden für Stettin anbot. Aber ſein Antrag wurde verworfen. Dann bot er die Städte Gollnow und Garz für Wollin, um nur nicht ganz von der Odermündung ausgeſchloſſen zu ſein. Auch das verwarfen die Schweden. In ihrer Hand lag es, Geſetze zu geben. Sie waren die Mächtigen. Mit offener Gewalt durfte der Kurfürſt nicht hoffen, etwas auszurichten. Zwar reiſte er nach Prag und bewog den Kaiſer, der Königin Chriſtine die Belehnung mit Pom-

mern nicht eher zu ertheilen, als bis ihm ſein Antheil eingeräumt worden; aber dadurch ließen ſich die Schweden nicht irre machen. Sie nahmen der günſtigen Gelegenheit wahr, um einen möglichſt vortheilhaften Gränzvertrag von dem ſchwächern Nachbarn zu erzwingen. Am 14. Blütenmonds (1653) kam endlich zu Stettin ein Vertrag zu Stande, wie ſie ihn wünſchten. Der Kurfürſt muſſte ſich bequemen, auf die Städte Damm, Greifenhagen, Kammin und Gollnow nebſt einem nicht unbeträchtlichen Landgebiete auf dem öſtlichen Oderufer Verzicht zu leiſten und außerdem vier Fünftheile der geſammten pommerſchen Landesſchuld zu übernehmen. Dagegen geſtattete ihm die Königin die Hälfte des Ertrages der Zölle, die ſie in Hinterpommern angelegt. — Jetzt erſt (Heumond 1653) räumten die Schweden Hinterpommern dem Kurfürſten. — So beſchnitten und verkümmert erhielt Friedrich Wilhelm den Beſitz eines Landes, nach welchem die Markgrafen von Brandenburg ſchon in den früheſten Zeiten mit dem Schwerte in der Hand getrachtet und das ſeinen Ahnen durch rechtlich anerkannte Verträge und durch die Beſtätigung des Kaiſers und des Reiches vollgiltig zuerkannt worden war. Freilich ſchien die Entſchädigung, welche des Kurfürſten Klugheit errungen, bedeutend genug für den Verluſt zu ſein. Aber der Gedanke, in ſeinem offenbaren Rechte beeinträchtigt worden zu ſein und eine Beſitzung eingebüßt zu haben, die er nicht nur als ein Ehrenvermächtniſſ ſeiner Ahnen überkommen hatte, ſondern die ihm auch für die Ausführung ſeiner großartigen Entwürfe ſo unentbehrlich ſchien — dieſer Gedanke verſtimmte ihn und ließ ihn den Verluſt nicht verſchmerzen. In der That war auch der Beſitz von Halberſtadt und Minden kein Erſatz für Pommern. Erſt wenn der jetzige Biſthumverweſer von Magdeburg geſtorben war und dadurch auch dieſes Stift mit den brandenburgiſchen Landen vereinigt war, ſtand Halberſtadt mit Brandenburg in unmittelbarem Zuſammenhange, Minden aber gränzte nur an die Grafſchaft Ravensberg. — Dagegen ſchloſſ ſich Pommern unmittelbar an die Marken an, und eröffnete dieſen die weite Handelſtraße des Meeres. — Nicht die Anzahl der Geviertmeilen, nicht die Anzahl ihrer Bewohner

verleiht einem Staate ſeine Kraft; ſondern der genaue innere Zuſammenhang, in welchem die Länder und ihre Einwohner ſtehen.

Während der raſtlos thätige Kurfürſt jeden Schritt breit pommerſchen Landes unterhandelnd gegen Schweden vertheidigte, verlor er die Lande der jülich-kleviſchen Erbſchaft nicht aus den Augen. Noch während der Friedensverhandlungen zu Münſter und Osnabrükk hatte er ſich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg in der Art vertragen (1647), daſſ Brandenburg außer Kleve und Mark auch die Grafſchaft Ravenſtein und die Hälfte von Ravensberg erhalten ſollte, was aber bald darauf dahin abgeändert ward, daſſ der Kurfürſt im Beſitze von ganz Ravensberg blieb und dagegen auf Ravenſtein verzichtete. Eine Hauptbedingung des Vertrages aber verpflichtete den Pfalzgrafen, ſeine evangeliſchen Unterthanen in Jülich und Berg fortan in keiner Weiſe mehr zu beeinträchtigen, ſondern ihnen ungehinderte Ausübung ihres Gottesdienſtes und vollkommene Glaubensfreiheit zu geſtatten. — Im weſtfäliſchen Frieden ſelbſt wurde über den Erbſchaftsſtreit nichts entſchieden und nur feſtgeſtellt, daſſ derſelbe in Zukunft durch rechtliche Unterſuchung und gütlichen Vergleich beigelegt werden ſollte. Indeſſen widerſprach man den Rechten des Kurfürſten nicht und ließ es ſelbſt geſchehen, daß er die Stadt Herford, die ihre Reichsfreiheit gegen ihn geltend machen wollte, durch den Befehlshaber der Feſte Sparnberg mit Gewalt zur Unterwerfung zwang (1647).

Wolfgang Wilhelm, der Pfalzgraf von Neuburg aber, ſchon etwas alterſchwach und überdieß ganz in der Gewalt der katholiſchen Geiſtlichkeit, meinte in Beziehung auf die Behandlung ſeiner evangeliſchen Unterthanen nicht weiter an den Vertrag mit dem Kurfürſten gebunden zu ſein, da der weſtfäliſche Frieden ausdrükklich das Jahr 1624 als dasjenige feſtſetzte, wonach die Verhältniſſe der verſchiedenen Glaubensparteien geregelt werden ſollten. Nun aber war gerade jenes Jahr den Evangeliſchen in Jülich und Berg höchſt ungünſtig geweſen, weil ſie eben damals einer harten Verfolgung unterlagen und ihrer Freiheiten beinahe gänzlich verluſtig gegangen waren. Deſſhalb hielt ſich der alte Fürſt für vollkommen befugt, ſie jetzt aufs Neue zu be-

drükken und zu verfolgen. Ihre Prediger wurden verjagt, ihre Gotteshäuſer geſchloſſen und ſelbſt die Ausübung häuslicher Andacht ihnen erſchwert. Unmöglich konnte Friedrich Wilhelm dazu gleichgiltig bleiben und ſchweigen. Empfand er es ſchon an und für ſich höchſt ſchmerzlich, daſſ Pfalz-Neuburg ſich widerrechtlich in den Mitbeſitz einer Erbſchaft eingedrängt hatte, die nach dem klaren Buchſtaben der Urkunden ſeinem Hauſe allein gebührte; war es ihm doppelt empfindlich, daſſ ſein ſchwacher Vater ſogar in einen Theilungsvertrag gewilligt, der den rechtmäßigen Erben offenbar übervortheilt hatte, ſo muſſte ihn jetzt die Verletzung des jüngſt abgeſchloſſenen Vergleiches um ſo mehr kränken. Hatte er ſeine Rechte auf Jülich und Berg doch noch keineswegs aufgegeben! — Und wenn ihn auch die Umſtände zwangen, den Mitbeſitz Pfalz-Neuburgs zu dulden, ſo hoffte er doch noch, in den alleinigen Beſitz der ſchönen Lande zu kommen. Und nun ſollte er es dulden, daſſ ſeine Glaubensgenoſſen, ſeine künftigen Unterthanen, von blindem Religionshaſſe verfolgt und niedergedrükkt würden? — Er verſuchte zunächſt den Weg der Güte und ſtellte dem alten Pfalzgrafen vor, daſſ der allgemeine Friede auf keine Weiſe einen beſondern Vertrag ungiltig machen könne. Es ſei ja eben ihre Sache ausdrükklich auf beſondere Verträge verwieſen worden, und wie könne man jemals zur Einigkeit gelangen, wenn dieſe Verträge unbeachtet blieben? — Der Pfalzgraf aber kehrte ſich wenig an ſolche Vorſtellungen und blieb bei ſeinem harten Verfahren gegen die Proteſtanten.

Jetzt beſchloſſ der Kurfürſt, mit dem Schwerte zu entſcheiden. Die Gelegenheit ſchien hiezu günſtig. Denn eben war der Pfalzgraf auch mit Holland in einen Streit verwikkelt, das eine Beſatzung in Ravenſtein unterhielt, welche Wolfgang Wilhelm nicht dulden wollte und ſie mit Gewalt zu vertreiben beſchloſſ. Die Holländer aber hatten ſich deſſhalb an den Kurfürſten gewandt. So durfte dieſer auf Hollands Beiſtand zählen, wenn er zu den Waffen griff. Um indeſſen mit möglichſter Sicherheit zu gehen, kam er in Lichtenberg bei Torgau mit dem Kurfürſten von Sachſen zuſammen, deſſen Haus, wie wir uns erinnern, gleichfalls Anſprüche auf die jülich-kleviſche Erbſchaft hatte. Er

bot ihm für die Entſagung dieſer Anſprüche Halberſtadt und Magdeburg an. Erinnern wir uns, daſſ er den Schweden ähnliche Anerbietungen machte, um dagegen ganz Pommern von ihnen zu erlangen, und wollen wir nicht etwa annehmen, beides ſei nur zum Scheine geſchehen: ſo zeigt es ſich deutlich genug, wie es ihm im Grunde weit weniger um Vergrößerung überhaupt, als vielmehr um Geltendmachung ſeiner wohlbegründeten Rechte zu thun war. Indeſſen kamen die Verhandlungen mit Sachſen zu keinem Schluſſe. War es nun Miſſtrauen in Friedrich Wilhelms Aufrichtigkeit, oder hielt der ſächſiſche Fürſt die ganze Sache für gefährlich und zu weit ausſehend: genug, er ging auf die genannten Vorſchläge nicht ein. Doch der Kurfürſt von Brandenburg ließ ſich dadurch in ſeinem einmal gefaſſten Vorſatze nicht ſtören. In großer Geſchwindigkeit ſetzte er ſein Kriegsvolk in Bewegung und ehe man noch darüber zur Gewißheit kam, wem ſeine Rüſtungen galten, brach ſein Feldherr Sparr mit viertauſend Streitern plötzlich in das Herzogthum Berg ein (Heumond 1651), eroberte das Schloſſ Angermünde und das Städtchen Rattingen und bezog bei Angerort ein feſtes Lager. Von hier aus ſandte er Streifſchaaren weit und breit in das Land, welche allenthalben die landesherrlichen Abgaben einziehen muſſten. Eine gedrukkte Bekanntmachung legte den Unterthanen des Herzogthums die Gründe vor, die dem Kurfürſten das Schwert in die Hand gegeben. Als Mitbeſitzer der jülich-kleviſchen Erbſchaft ſei er verpflichtet, die Unterthanen bei ihren Freiheiten und Rechten zu ſchützen, die von dem Pfalzgrafen auf das ſchmählichſte gekränkt worden wären. Er käme zur Befreiung der bedrükkten Evangeliſchen. Man möge daher ſein Unternehmen nach Kräften unterſtützen und fortan keine Steuern mehr an Pfalz-Neuburg entrichten. Denn er erkenne die Giltigkeit der geſchloſſenen Verträge nicht mehr an, da Pfalz-Neuburg dieſelben offenbar verletzt habe und er ſelbſt durch dieſelben bedeutend übervortheilt ſei.

Der alte Pfalzgraf, über den feindſeligen Angriff ſeines Vetters eben ſo erſtaunt als unwillig, wandte ſich klagend an Kaiſer und Reich. Der Kurfürſt habe muthwillig den Frieden

gebrochen und mehr als dieß, die bergiſchen Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn aufzuwiegeln geſucht. Wenn der Pfalzgraf mit ſeinen Landſtänden zerfallen ſei: wer habe den Kurfürſten darüber zum Schiedsrichter geordnet? — Nicht Neuburg, ſondern Brandenburg habe die beſtehenden Verträge verletzt. — In offener Drukkſchrift ließ er ſeine Beſchwerden bekannt machen und ſuchte die Gründe zu entkräften, welche der Kurfürſt zur Rechtfertigung ſeines Einbruches angeführt hatte. Freilich blieben in dieſer Gegenſchrift die Religionsbeſchwerden der neuburgiſchen Unterthanen gänzlich unberührt.

Während deſſen rüſtete ſich der alte Fürſt zur Gegenwehr und nahm mit Freuden die Hilfe an, welche der Herzog Karl von Lotharingen ihm entgegenbot. Mit funfzehntauſend Kriegern zog dieſer herbei und in mehrern kleinen Gefechten begegneten ſich die Schwerter. Der Herzog überſchwemmte die Grafſchaft Mark und trug Verheerung und Plünderung weit umher. Der Kaiſer aber und die meiſten Reichsfürſten ſahen mit beſorgten Blikken nach dem Rheine hin und fürchteten, das kaum erloſchene Feuer des blutigen Religionskrieges hier aufs Neue emporlodern zu ſehen. Von allen Seiten her ergingen Abmahnungen an den Kurfürſten, und Sachſen erklärte öffentlich das Gerücht für unwahr, als habe es ſeine Rechte auf die jülich-kleviſche Erbſchaft an Brandenburg abgetreten. — Friedrich Wilhelm ſtand allein dem allgemeinen Unwillen gegenüber, den ſeine raſche That erregt hatte. Selbſt der einzige Bundesgenoſſe, auf den er bei der Ausführung ſeines Unternehmens glaubte zählen zu dürfen, Holland, war zurükkgetreten. Denn ſchon im Reifmonde des vorigen Jahres (1650) war Wilhelm II. von Oranien, der Statthalter der vereinigten Niederlande und Schwager unſeres Kurfürſten, geſtorben und hatte durch ſein offenbares Streben nach Alleinherrſchaft, das Volk in großer Gährung zurükkgelaſſen. Die Statthalterwürde wurde für abgeſchafft erklärt, ungeachtet die Gemalin Oraniens acht Tage nach dem Tode ihres Gatten, eines Söhnchens genas. Unter ſolchen Umſtänden zeigte ſich in Holland natürlich auch keine Bereitwilligkeit, die Plane des Kurfürſten zu unterſtützen und zwar um ſo weniger,

als eben zwiſchen den Niederlanden und England ein Krieg auszubrechen drohte. — Doch erbot man ſich zur Vermittelung. So blieb dem Kurfürſten kaum eine andere Wahl, als der allgemeinen Stimme Gehör zu geben und ſein Schwert wieder in die Scheide zu ſtekken.

Der alte Pfalzgraf empfing höchſt unerwartet ein freundliches Handſchreiben ſeines fürſtlichen Gegners, worin dieſer ihn zu einer perſönlichen Zuſammenkunft aufforderte. Man werde mündlich ſchneller zum Ziele kommen, ſchrieb er, als wenn man durch Bevollmächtigte unterhandelte. Nicht nur das obwaltende Zerwürfniſſ werde ſicherer und leichter beigelegt werden, ſondern auch eine aufrichtige und dauernde Freundſchaft möchte die ſchöne Folge einer perſönlichen Beſprechung zweier Fürſten ſein, die mütterlicher Seits Einem Stamme entſproſſen wären. — Wenn auch nicht ganz gern, ſo willigte Wolfgang Wilhelm dennoch in dieſen Vorſchlag und beſtimmte das offene Feld vor Angerort zum Platze der Zuſammenkunft. Hier ſah man alsbald drei prächtige Zelte errichten, für jeden der Fürſten eins und eins für die holländiſchen Geſandten, die als Vermittler an der Unterredung Theil nehmen ſollten. Am 19. Aerndtemonds (1651) traf man zuſammen. Freundlich begrüßten ſich die Fürſten; aber als es nun zu den Verhandlungen kam, geriethen die mitgebrachten Räthe der beiden Herren bald in heftigen Wortwechſel. „Statt zu ſtreiten" gebot ihnen der Kurfürſt, „ſinnt lieber auf Mittel zur Eintracht." Indeſſen hatte die Unterredung keinen günſtigen Erfolg. Der Herzog von Lotharingen ließ dem Pfalzgrafen ſagen, er habe friſches Kriegsvolk an ſich gezogen und wenn unterhandelt würde, müſſte er auch dabei ſein. — Die einzige Frucht dieſer Zuſammenkunft war ein kurzer Waffenſtillſtand, während deſſen die Friedensunterhandlungen durch Bevollmächtigte fortgeſetzt werden ſollten. — Friedrich Wilhelm verſuchte, den Pfalzgrafen zu einer nochmaligen Zuſammenkunft zu bewegen. Aber der Glaubenseifer der katholiſchen Geiſtlichkeit und des Fürſten eigener Sohn, Philipp Wilhelm vereitelten dieſen Plan. Sie fürchteten, der alte gutmüthige Herr dürfte ſich am Ende doch durch den Kurfürſten zu nachtheiligen Zugeſtändniſſen über-

reden laſſen, und erregten das Gemüth des Greiſes dermaßen, daß er darüber krank wurde. Lange arbeiteten nun die beiderſeitigen Bevollmächtigten zu Eſſen vergeblich an einem friedlichen Vergleiche, der erſt am 11. Weinmonds (1651) durch die Bemühungen der kaiſerlichen Geſandten zu Stande kam. Die Bedingungen waren folgende: Sechs Schiedsrichter, drei katholiſche und drei evangeliſche, ſollten durch Stimmenmehrheit entſcheiden, ob das Religionsverhältniſſ in Jülich und Berg nach Maßgabe des weſtfäliſchen Friedens oder auf Grund des früheren Vergleiches der beiden ſtreitenden Fürſten feſtzuſtellen ſei. Dieſer Entſcheidung hätte man ſich von beiden Seiten unweigerlich zu fügen. Alles Uebrige ſollte in den Zuſtand zurükverſetzt werden, in welchem es vor dem Beginne der Feindſeligkeiten geweſen. Wer von den beiden vertragenden Fürſten aber in Zukunft wieder zu den Waffen greifen würde, unter welchem Vorwande es auch ſei, ſollte ſein Recht auf die Erbſchaft für immer verloren haben.

War nun auch der erſte Verſuch des Kurfürſten, ſeine Anſprüche mit gewaffneter Hand durchzuſetzen, als ein gänzlich miſſlungener zu betrachten, ja hatte ſelbſt das kühne Unternehmen nicht einmal die Folge, daſſ die Evangeliſchen in den jülichſchen Landen vor künftigen Bedrükkungen ſicher geſtellt wurden; ſo trug es doch in jedem Falle dazu bei, Brandenburgs Anſehen bei den übrigen Mächten zu erhöhen. Brandenburg, unter der ſchwachen Regierung George Wilhelms, ſeiner Auflöſung nahe, und nicht im Stande ſich gegen die Anmaßungen läſtiger Freunde und drohender Feinde zu ſchützen, ſtand bereits ſo ſelbſtſtändig da, daſſ es ohne Furcht einen Angriff wagen durfte. Hatten ſchon die Friedensverhandlungen zu Osnabrükk und Münſter für die ſeltene Staatsklugheit des jungen Kurfürſten ein glänzendes Zeugniſſ abgelegt, ſo erfüllte der unternehmende, kühne Geiſt, der ſich in dem Angriffe gegen Pfalz-Neuburg kund gab, mit Staunen. Zwar mit unverholenem Unwillen, aber zugleich mit ſcheuer Achtung, hatte die Welt das gewagte Beginnen des jungen Helden betrachtet und ſich überzeugt, welch ein kräftiger und gewandter Geiſt in ihm walte. Und dieſe Ueberzeugung muſſte für jeden befeſtigt werden, der mit aufmerkſamem Blikke das

kluge, umſichtige und raſtlos thätige Wirken des Kurfürſten auch in den innern Angelegenheiten ſeiner Lande betrachtete. Wie kam nun das verheerte, ausgeplünderte und verödete Brandenburg, dem der grauſame Krieg wenigſtens für ein halbes Jahrhundert die Schwingen gelähmt zu haben ſchien — wie kam es dazu, ſchon jetzt eine ſo freie und kühne Stellung zu behaupten? Es war der Rieſengeiſt ſeines Fürſten, der den ohnmächtigen Staat gewaltſam zu neuem Leben aufrüttelte und noch ehe ſeine Wunden geheilt waren, ihn ſchon wieder zu neuer Anſtrengung und neuen Opfern fähig machte. In der That, es iſt ein wunderbarer und begeiſternder Anblikk, einen großen Mann zu ſehen, wie er das Ferne und das Nahe, das Große und das Kleine mit gleicher Sorgfalt umfaſſt und alle Kräfte aufregt und vereinigt, um ſie ſich und ſeinen Zwekken dienſtbar zu machen. Ein hohes Ziel hatte der Feuermuth des jungen Fürſten ſich geſtekkt. Der Gründer eines mächtigen Staates wollte er werden und ſeinen Namen mit unauslöſchlicher Schrift in den Tempel des hehren Nachruhmes ſchreiben. Zu dieſem Ziele hinan ſtrebte jede Kraft ſeiner großen Seele und dienend muſſten ihm die Kräfte ſeiner Unterthanen dazu behilflich ſein.

Die Macht eines Staates wird nach dem Schwerte gewogen. Wie Brennus einſt ſein Schwert in die Wagſchale legte, um Roms Gold zu wägen: ſo liegt die blanke Waffe noch immer in der Völker Waage, vor allen aber zu jener Zeit, als ein dreißigjähriger Krieg an des Schwertes blutige Entſcheidung gewöhnt hatte. Darum ſorgte Friedrich Wilhelm vor allen Dingen für ein tüchtiges Kriegsheer. Es iſt erzählt worden, daſſ er die Söldner ſeines Vaters, die in gleicher Weiſe dem Kurfürſten und dem Kaiſer verpflichtet waren, zum großen Theile entließ, und andern Theils ſie umgeſtaltete. In ſolcher Art ward er der Schöpfer eines ſtehenden Heeres in ſeinem Staate. Schon im Jahre 1646 ſtanden ihm achttauſend wohlgerüſtete Krieger zu Gebote, und als er gegen Pfalz-Neuburg in den Streit zog, zählte ſein Heer bereits 16000 Häupter. Wenige Jahre darauf (1655) ſehen wir ihn ſchon an der Spitze von 26000 Mann, die von 72 Geſchützen begleitet wurden. Er

hatte gleich nach dem Abſchluſſe des weſtfäliſchen Friedens den aus öſterreichiſchen Dienſten entlaſſenen Oberfeldzeugmeiſter Otto Chriſtoph von Sparr in ſeine Dienſte genommen und dieſem kriegsverſtändigen Manne hauptſächlich die Leitung und Anordnung des Geſchützweſens anvertraut, während George Derfflinger, der aus ſchwediſchen Dienſten in die des Kurfürſten trat, um die Ausbildung und Einübung der Reiterei ſich große Verdienſte erwarb.

Um die Erhaltung eines nicht unbedeutenden Kriegsheeres neben ſo vielen andern theils nothwendigen, theils von der Prachtliebe des Fürſten gebotenen Ausgaben, möglich zu machen, waren außerordentliche Mittel erforderlich und Friedrich Wilhelm ermüdete nicht, mit ſcharfblickendem Auge jeder Quelle nachzuſpüren, die ſeinen erſchöpften Kaſſen neuen Zufluß zu gewähren verſprach. Zuvörderſt erſchien es nothwendig, die gänzliche Zerrüttung abzuwenden, in welcher die landesherrlichen Güter ſich befanden. Dieſe waren urſprünglich nicht unbedeutend, und bei gehöriger Verwaltung konnten ſie dem Fürſten eine ſehr beträchtliche Einnahme gewähren. Aber durch das lange Kriegselend waren ſie in den tiefſten Verfall gerathen. Vieles war verpfändet, verkauft, verſchenkt; das Uebrige wurde meiſt von ganz unwiſſenden oder unredlichen Amtleuten verwaltet, ſo daſſ dem Fürſten nur höchſt unbedeutende Einkünfte daraus zufloſſen. Zwei Franzoſen, die Brüder Pierre und Hugue Laney meldeten ſich (1647) bei dem Kurfürſten mit dem Erbieten, ſowol die landesherrlichen Güter zu verbeſſern, als auch für die Wiederanbauung der wüſten Ländereien Sorge zu tragen. Ihre Vorſchläge gaben Zeugniſſ von ihrem guten Willen und von dem unfehlbar richtigen Geſichtspunkte, der ihre Verbeſſerungen leiten ſollte. Sie meinten, wenn der ſo hart gedrükkte und ſchwer geplagte Bauer freier athmen und durch Verminderung ſeiner Laſten zu einer gewiſſen Wohlhabenheit gelangen könnte, ſo würde er auch im Stande ſein, für das Wohl des Fürſten und des Vaterlandes größere Opfer zu bringen. Es iſt in der That befremdend, wie ſpät man zu der Ueberzeugung kam, daſſ ein freier und wohlhabender Bauernſtand die eigentliche Grundlage

und Hauptbedingung der Macht und Wohlfahrt des Staates sei. Das Mittelalter mit seinem Lehenwesen hatte die Menschheit aus ihrer natürlichen Bahn gerükkt und den freien, germanischen Volksgeiſt, zumal in Deutschland und Frankreich, dermaßen verkümmert, daſſ man die Leibeigenschaft oder wenigſtens doch die Dienſtbarkeit der Bauern als ein Recht betrachtete, welches dem Adel und dem Fürſten ohne Widerspruch zuſtände. Wie lange hat es gedauert, ehe dieser unmenschliche Irrthum einer hellern Einſicht weichen muſſte! — Die beiden Franzosen, welche dem großen Kurfürſten ihre Dienſte anboten, waren zu dieser Ueberzeugung gelangt. Sie forderten, die Frohn- und Schaarwerkdienſte der Bauern sollten aufgehoben werden, auch sollte man das unnütze Wild — vor allem die Wildschweine — vertilgen, welches die Aekker des fleißigen Landmannes verwüſtete, ohne daſſ diesem ein Recht zuſtände, es zu erlegen. Wahrlich, unter den Thorheiten, die das Mittelalter hervorgebracht, ſind die Jagdgesetze nicht die geringſten. Der Bauer soll seine Felder verwüſten laſſen, damit es nur dem vornehmen Müßiggange niemals an dem ritterlichen Zeitvertreibe der Jagdluſt, und den üppigen Tafeln der Reichen nie an Wildbrät fehle! — Friedrich Wilhelm war nicht abgeneigt, auf die Vorschläge des geiſt- und gemüthvollen französiſchen Brüderpaares einzugehen. Er ließ ſie auf mehrern seiner Aemter herumführen, damit ſie Alles selbſt sehen möchten, auch schloſſ er bereits einen Vertrag mit ihnen, der ihnen von jedem Hundert Thaler, welches durch ihre Verbeſſerungen etwa mehr gewonnen würde, einen Thaler zuſicherte. Aber leider scheint es diesen wakkern Männern an den nöthigen landwirthschaftlichen Kenntniſſen gefehlt zu haben. Wie gut ſie es immer meinen mochten: ihr Plane scheiterten an der Ausführung. — Doch von diesem miſſlungenen Versuche nicht zurükkgeschrekkt, ordnete der Kurfürſt wenige Jahre darauf (1650) eine gründliche Untersuchung der landesherrlichen Einkünfte an. Alle Aemter wurden bereiſet und genau erforscht, wie groß die Saat- und Weideländereien wären, wie viel ein jedes Gut tragen und um wie viel demnach die Pacht erhöht werden könnte? Die „Erbregiſter" und „Lagerbücher" wurden

durchgeſehen und verbeſſert, die Abgaben der Lehn- und Erbpachtgüter ermittelt, der Ertrag der Zölle, Wegegelder, Fähren, Fiſchereien, Jagdnutzungen, Mühlgefälle und dergl. berechnet, und überlegt, ob und in welcher Art ſie ſich erhöhen laſſen dürften. Der Fürſt ſelbſt bereiſte die verſchiedenen Landestheile, um überall mit eigenen Augen zu ſehen. Es dauerte lange, ehe die wichtige Arbeit vollendet war. Und wenn ſie auch nicht den Erfolg brachte, den ſie hätte bringen können, ſo gewährte ſie doch dem Landesherrn eine genaue Ueberſicht über ſeine Einkünfte und machte es ihm möglich, dieſelben zu erhöhen. Die fürſtlichen Aemter wurden auf ſechs, die Bauerngrundſtükke auf zwölf Jahre verpachtet. Es gab noch viele Unvollkommenheiten und Friedrich Wilhelm genoſſ noch lange nicht den Ertrag, den die landesherrlichen Güter, bei muſterhafter Bewirthſchaftung, ihm hätten gewähren können: aber dennoch vermehrte ſich ſeine Einnahme gegen früher bedeutend.

In dem rühmlichen Streben, die Landwirthſchaft aus ihrem tiefen Verfall wieder emporzuheben, leiſtete dem Kurfürſten ſeine edle Gemalin den wirkſamſten Beiſtand. Sie hauptſächlich war es, welche durch ihre Aufforderungen und Verſprechungen eine große Anzahl fleißiger Niederländer in die verödeten Marken rief (1618—49), und welche mit eigenem Beiſpiele landesmütterlich voranleuchtete, um die Landwirthſchaft in Aufnahme zu bringen. Denn als ihr fürſtlicher Gemal ihr das Amt Bözzow (Oranienburg) ſchenkte, legte die hohe Frau hier eine holländiſche Muſterwirthſchaft an, deren Einrichtung und Beaufſichtigung ſie ſelbſt übernahm, und wo ſie wirthlich und hausmütterlich waltend ihren Unterthanen zum Vorbilde wurde.

Der zweite Grundpfeiler des Staatsreichthums ſind Gewerbe und Handel. Auch ihnen wandte der große Fürſt ſeine belebende Fürſorge zu. Zwar griff er, um die heimiſchen Gewerbe zu befördern, zu einem Mittel, welches dieſem Zwecke nur ſcheinbar entſpricht, nämlich zu Einfuhrverboten für alle ſolche Waaren, die auch im Inlande verfertigt wurden; er unterſagte die Ausfuhr der Wolle, um die inländiſchen Tuchwebereien zu begünſtigen: dennoch erreichte er dadurch ſeinen nächſten Zwekk,

nämlich den, dem faſt erſtorbenen Kunſtfleiße ſeiner Unterthanen wieder neues Leben einzuhauchen. Für die Erweiterung des Handels hegte er die großartigſten Entwürfe. Es war nichts Geringeres, als ſeine Staaten in die Reihe der Seemächte zu ſtellen und ihnen alle jene Vortheile zuzuſichern, welche ein überſeeiſcher Handel in ſo reichem Maße gewährt. Ein holländiſcher Seeherr*), Namens Lieres, den die holländiſch-oſtindiſche Geſellſchaft entlaſſen hatte, machte den Antrag, im Namen und auf Rechnung des Kurfürſten eine neue oſtindiſche Handelsgeſellſchaft zu begründen und mehre reiche holländiſche Kaufleute boten dieſem Unternehmen ihre Unterſtützung an. Der Kurfürſt ging darauf ein, kaufte von den Dänen die Feſte Dansburg auf der Küſte Koromandel (1650) und gab ſich alle Mühe, um durch eine genauere Verbindung mit den Hanſeſtädten dieſem Unternehmen Feſtigkeit zu gewähren. Warum hätte er nicht auch ſolche Plane lebhaft ergreifen ſollen, die eines großen Geiſtes eben ſo würdig waren, als ſie durch die örtliche Lage ſeiner Lande begünſtigt zu werden ſchienen? — Freilich war ihm die Oder von Schweden genommen; aber auch Hinterpommern gränzte ja an die unendliche Straße des Meeres, und in Preußen bot ſich ihm des Landes Hauptſtadt als ein willkommener Ort für ſeine großen Entwürfe. Doch leider vereitelte der Geldmangel, an welchem Fürſt und Land gleichmäßig litten, ein Vorhaben, welches den preußiſchen Staat ſehr hoch geſtellt haben dürfte, wenn ihm damals nicht die Mittel gefehlt hätten. Denn von Natur ſind Preußen und Pommern beſtimmt eine Seemacht zu bilden, und wenn nicht Geldmangel des großen Kurfürſten Entwürfe niedergedrükkt hätte, man würde Preußen jetzt vielleicht mit England wetteifern ſehen.

Doch Landwirthſchaft, Gewerbe und Handel verſprachen eben nur in der Zukunft reichern Gewinn, und der große Kurfürſt bedurfte Geld für die Gegenwart. Wie mochte ſein hochſtrebender Geiſt es ſchmerzlich empfinden, daſſ ihm dieſes Mittel fehlte, welches, ſo erbärmlich es auch ſcheint, dennoch nicht entbehrt werden

*) Campe's Ueberſetzung des Wortes Admiral.

kann, wo etwas Großes geſchaffen werden ſoll. Er konnte es ſeinen Unterthanen nicht erſparen, ſtets neue Opfer zu bringen, um ſo viel herbeizuſchaffen, als unumgänglich nothwendig war. Zölle, Steuern und Abgaben hatten eine Höhe erreicht, wie niemals vorher. Und doch muſſten ſich die Landſtände noch häufig zu außerordentlichen Geldbewilligungen entſchließen. Die Akziſe wurde eingeführt, anfangs nur auf kurze Zeit — aber abgeſchafft wurde ſie niemals wieder. Laut murrten die Berliner über dieſe ungewohnten Steuern (1650); aber der Kurfürſt vertröſtete mit der Hoffnung auf beſſere Zeiten — und die verhaſſte Abgabe blieb. Auch eignete er ſich den Alleinhandel mit Salz und Mühlſteinen zu und nahm ebenſo das Einſammeln und Verarbeiten des Eiſenſteins als landesherrliches Vorrecht in Anſpruch. Das Volk murrte — beſonders über das theure Salz, und noch größer wurde die Unzufriedenheit, als Friedrich Wilhelm zu dem traurigen Mittel greifen muſſte, durch leicht ausgeprägtes Geld, das ſeinen Nennwerth lange nicht erreichte, der eigenen Noth abzuhelfen (1651). — Aber der Fürſt konnte nicht helfen, und der treue Sinn ſeines Volkes ertrug, wenn auch mit Widerwillen, den Drukk, ohne durch Aufſtand oder Empörung ſeine Unzufriedenheit kund zu geben. Vielleicht mochte auch die Furcht vor dem ſtehenden Heere von Gewaltſchritten zurükkhalten, vielleicht auch die Ueberzeugung, daſſ der Landesherr es dennoch gut meinte, und daſſ ſeine großartigen Abſichten durch Widerſetzlichkeit nicht geſtört werden dürften. Sogar die Preußen, die eiferſüchtiger als alle andern Völker, die unter des Kurfürſten Herrſcherſtab vereinigt waren, auf ihre Rechte und Freiheiten hielten, verkannten den hohen Geiſt des Herrſchers nicht und zeigten ſich bereitwillig, ihn zu unterſtützen. Als der Kammerjunker Ludwig von Kanitz auf des Kurfürſten Geheiß nach Königsberg ging (1652) und den Oberräthen vorſtellte, daſſ der Fürſt durchaus einer neuen Steuer bedürfe, wenn er ſich in Anſehn und Achtung erhalten ſolle, da gaben ſie ihm die Verſicherung „bei und mit dem Kurfürſten Gut und Blut aufſetzen zu wollen“ — und von jeder Hufe wurde ein halber Thaler bewilligt. Wenn die übrigen Lande des Kurfürſten glei-

chen Eifer bewieſen, meinten die Preußen, ſo müſſte bald mehr als eine Tonne Goldes zuſammen kommen *).

Und allerdings hatte das Volk Urſache, ſeinen edlen Herrſcher nach Kräften zu unterſtützen. Waren doch Zeugniſſe genug vorhanden, mit welchem Eifer er das allgemeine Beſſte beförderte. Vor allen Dingen ſprach dafür die Einrichtung des Poſtweſens (1646—1650). Schon ſein Großvater, der Kurfürſt Johann Siegmund, hatte den Beginn mit dieſer heilſamen Einrichtung gemacht. Aber die Unruhen des Krieges ließen das kaum Begründete nicht weiter gedeihen. Friedrich Wilhelm hauchte mit ſeinem Feuergeiſte neues Leben in die Sache. Von Danzig über Königsberg bis Memel ging eine brandenburgiſche Poſt, die der ſchwediſchen bis Riga die Hand reichte (1646); und eben ſo ward eine Reitpoſt von Königsberg bis Warſchau eingerichtet (1648), und eine andere, die von Berlin über Magdeburg und Weſel bis Kleve reichte, der bald darauf eine Verbindung mit Amſterdam folgte. Freilich erhob der erbliche Reichspoſtmeiſter, Graf von Thurn und Taxis, lauten Widerſpruch dagegen. Aber der Kurfürſt wuſſte ſich doch behaupten und zu vertheidigen (1652). Der Erbpoſtmeiſter des heiligen römiſchen Reiches behielt keinen Einfluß auf das kurbrandenburgiſche Poſtweſen, dem der Fürſt den hochverdienten Hofrentmeiſter Michael Matthias vorſetzte, einen Nachkommen des Rentmeiſter Thomas Matthias, der unter dem Kurfürſten Joachim II. eine ſo ehrenwerthe Rolle geſpielt hatte.

In ſolcher Weiſe waren nun die zerſtreuten und weit aus einander liegenden Glieder des brandenburgiſchen Staates einander näher gerükkt und in Verbindung geſetzt und es iſt kaum nöthig zu bemerken, wie vortheilhaft dieſe Verbindung vor allem auf den Handelsverkehr einwirken muſſte. Auch hatte der Kurfürſt die Freude, den Handel in ſeinen Landen wirklich immer lebhafter werden zu ſehen. Die Elbzölle trugen von Jahr zu Jahr mehr ein und Berlin zählte ſchon im Jahre **1652** einige

---

*) König a. a. O. T. II. S. 62.

bedeutende Kaufleute. Es waren meiſt Einwanderer theils aus Kleve und aus den Niederlanden, welche die rheinländiſche Handelsbetriebſamkeit an die Ufer der Spree zu verpflanzen anfingen. Unter ihnen zeichnete ſich beſonders Daniel Enkefort aus, der zuerſt die Bekleidung der fürſtlichen Hofbedienten zu liefern übernahm und ſpäterhin den landesherrlichen Salzhandel pachtete. — So wuchſen denn allmälig mit der zunehmenden Betriebſamkeit des Volkes die Einkünfte des Fürſten, und Friedrich Wilhelm vermochte ſchon hie und da die ungeheure Schuldenlaſt, die auf ihm ruhte, zu vermindern. Die Ueberſicht, die er ſich ſowol von allen ſeinen Hilfsquellen, wie von ſeinen Schulden verſchaffte, und die gemeſſene Ordnung, welche er in die Verwaltung der ſämmtlichen Staatseinkünfte einzuführen bemüht war, förderten ihn weſentlich in dieſem Streben.

Aber es war nicht bloß der äußere Wohlſtand ſeiner Unterthanen und die Vermehrung der eigenen Hilfsquellen, was die Sorge des ausgezeichneten Fürſten in Anſpruch nahm. Den Geiſt ſeiner Völker wollte er heben und die vermehrten Einkünfte ſollten überhaupt nur höhern Zwekken dienen. Unfehlbar erkannte es der große Mann, daſſ wahre Größe, ſei es einzelner Menſchen, ſei es ganzer Staaten, nicht ſowol in äußern Mitteln, als vielmehr in der innern Geiſteskraft beruhe, welche jene Mittel zu erwerben und zu benutzen weiß und die, indem ſie der Mittel mächtig zu werden ſucht, ein großes Ziel im Auge hat. Gemeingeiſt und Vaterlandsliebe, von ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Bildung geſtützt und immer höher emporgehoben, das iſt der Lebenskeim, aus dem die Großthaten edler Völker von jeher emporſproſſten. Friedrich Wilhelm fühlte das und wohl erkennend, daſſ eine geordnete, unparteiiſche Rechtspflege die erſte Bedingung und Stütze aufrichtiger Vaterlandsliebe ſei, wandte er dieſem wichtigen Gegenſtande ſeine ſorgende Aufmerkſamkeit zu. Man hatte ihm Verdacht gegen die Unpartheilichkeit des Kammergerichtes, damals der höchſten Landesbehörde in Rechtsſachen, eingeflößt. Da ward auf ſeinen Befehl in dem Sitzungsſaale des Gerichtes das Bild jenes ungerechten Richters aufgeſtellt, welchem Kambyſes, der Perſerkönig, lebendig die

46 *

Haut abziehen ließ — ein ſchrekkendes Beiſpiel für alle ungerechten Richter (1646). Späterhin übertrug er dem geheimen Rathe die oberſte Entſcheidung in Rechtsſachen, was allerdings nicht ganz zu billigen war, da es ſowol den eigentlichen Gang Rechtens aus ſeiner Bahn rükkte als auch die Unterthanen mit Miſſtrauen gegen die Entſcheidungen des Kammergerichts erfüllen muſſte. — Schon vorher (1643 und 1646) erließ er eine neue „Kammergerichtsordnung", um die Miſſbräuche, die ſich während des langen Krieges in die Rechtspflege eingeſchlichen hatten, auszutilgen und hauptſächlich die bisher ſo langſame Entſcheidung der Rechtshändel zu beſchleunigen.

Der geheime Rath gewann unter Friedrich Wilhelm bedeutend an Wichtigkeit und Anſehen. Wenn auch der Kurfürſt allmälig davon zurükk kam, die ſogenannten auswärtigen Staatsangelegenheiten in dieſer Verſammlung berathen zu laſſen, ſondern ſich lieber mit einzelnen Räthen, in die er vorzügliches Vertrauen ſetzte, beſonders darüber beſprach, ſo wurden doch die innern Landesangelegenheiten durchgängig hier verhandelt. Die geheimen Räthe, früher auf ungewiſſe Zeit und Kündigung angeſtellt, wurden nun meiſt auf Lebenszeit in Dienſt genommen und der Vorſitzende erhielt gewöhnlich, bei längerer Abweſenheit des Landesherrn, ſehr ausgedehnte Vollmachten, die ihm ſogar das Recht ertheilten, die Stände zuſammenzuberufen und Todesurtheile, im Namen des Fürſten, zu beſtätigen. Seit dem Jahre 1651 bekleidete der Graf Otto von Schwerin dieſe Stelle. Demnach trat jetzt der Vorſitzer des geheimen Rathes in die Stelle der frühern Statthalter in den Marken. — Nur in Kleve wurde die Statthalterwürde beibehalten, die dem Fürſten Johann Moritz von Naſſau übertragen war. — In Preußen führten die Oberräthe das Regiment. — Einen nicht unbedeutenden Einfluſſ hatte, ſeitdem Friedrich Wilhelm den Thron ſeiner Ahnen beſtiegen, Konrad von Burgsdorf auf den jungen Fürſten geübt. Als oberſter Kammerherr und Oberbefehlshaber über das Kriegsheer und alle Feſtungen, ſtand dieſer Mann höher, als alle anderen Beamteten des Staates. Aber ſeine Rohheit, die der junge Kurfürſt lange Zeit für deutſche Biederkeit

gehalten, bereitete ihm den Sturz. Die hochgebildete Gemalin des Fürſten mochte ihn nicht leiden, deſſen plumpe Reden oft genug das zarte weibliche Ohr beleidigten und der in ſeiner Sicherheit nur gar zu leicht die Schranke vergaß, die den Unterthan von dem Fürſten ſondert. Man ſagt, ſie ſei hauptſächlich darum ſeine Feindin geworden, weil er es gewagt habe, die eheliche Treue des Kurfürſten zu berükken und den hohen Herrn von ſeiner Gemalin abwendig zu machen. Auch erzählt man, Burgsdorf habe ſich auf dem allgemeinen märkiſchen Landtage, den der Fürſt im Jahre 1653 verſammelt, höchſt unklug benommen. Denn er ſoll die Landſtände zum Widerſpruche gegen die Erhaltung eines ſtehenden Heeres gereizt haben *). Was aber auch immer die Urſache ſein mochte, die den ſo lange hochbegünſtigten Mann in die äußerſte Ungnade brachte, ob der Kurfürſt ſeiner Rohheit überdrüſſig wurde und zu der Ueberzeugung gelangte, daſſ dieſe ſcheinbare Biederkeit nur das Gewand mangelnder Bildung und ſchlecht verhehlten Eigennutzes ſei, oder ob Burgsdorf in ſeiner Unklugheit ſo weit ging, als man es ihm ſpäterhin beigemeſſen, ſo viel iſt gewiß, daſſ der Fürſt ihn ungnädig ſeines Dienſtes entließ und ihn auf das Gut Blumberg verwies, wo er bald darauf, mit dem Haſſe und der Verachtung ſeiner Zeitgenoſſen beladen, geſtorben iſt.

Bei der Fürſorge für die Rechtspflege und Verwaltung ließ es der Kurfürſt nicht bewenden. Wiſſenſchaft und Religion nahmen in gleichem Maaße ſeine landesväterliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch. — Vor allem lag ſeinem tiefgläubigen Gemüthe die Religion am Herzen. Dieſer ewige Zank zwiſchen den verſchiedenen Glaubensparteien, die doch alle einen Herrn und Meiſter bekannten und für die doch alle die große Vorſchrift galt, ſich unter einander zu lieben, gleichwie Chriſtus geliebt hatte, war ihm in der innerſten Seele zuwider. Hätte er durch freundliche Duldſamkeit die verſchiedenen Religionsparteien einander näher bringen und den verjährten Streit ausſöhnen können, o wie gerne hätte ers gethan! — Daher kamen die Gerüchte,

---

*) König a. a. O. S. 65.

die bald meldeten, der Kurfürſt wolle lutheriſch, bald er wolle katholiſch werden. Er aber war dem erleuchteten Glauben ſeiner Väter mit ganzer Seele zugethan und wünſchte nur, daſſ ein Chriſt den andern dulden möge, wie Gott uns alle duldet. Gern bot er ſeine Hand, um ein Band der Einigkeit zwiſchen der altgläubigen und freien Kirche zu ſtiften, als Wladislaw IV.*) von Polen zu Thorn ein Religionsgeſpräch veranſtaltete, (1644) das den Zwekk hatte, Katholiken und Evangeliſche zu vereinigen. Aber der Verſuch blieb ohne Erfolg und der Kurfürſt muſſte es fortwährend in ſeinen eigenen Landen erleben, wie argwöhniſch die Eiferſucht der Lutheriſchen überall Begünſtigungen der Reformirten witterte. Und wenn dieſe beiden Schweſterkirchen, die aus einem und demſelben Kern erwachſen waren, noch immerfort ſo feindſelig einander gegenüberſtanden, wieviel weniger war eine Vereinigung mit den Katholiken zu erwarten, um die das ewig ſtarre Rom ſeinen bannenden Zauberkreis gezogen hat? — Muſſte nun Friedrich Wilhelm es aufgeben, hier irgend etwas zu wirken, ſo that er deſto mehr, die verfallene Kirche in ſeinen Landen wieder emporzurichten. Die grauſame Kriegsnoth hatte hier Alles in Unordnung gebracht. Viele Geiſtliche waren von ihren Stellen entflohen, andere geſtorben oder ermordet. Aber das Volk wollte darum des Troſtes nicht entbehren, den die Religion ſpendet und weil ſich keine Gottesgelehrten fanden, die Pfarrämter zu bekleiden, ſo wurden dieſe vielfach von ganz unwiſſenden und ungebildeten Leuten, häufig genug von Schneidern, Schuſtern und andern Handwerkern verwaltet. Der Kurfürſt verordnete deſſhalb Kirchenmuſterungen, womit er den Hofprediger Stoſch beauftragte (1648—1649). Viele Uebelſtände wurden dadurch gehoben und die Ordnung, ſoviel es ſich thun ließ, in die kirchlichen Verhältniſſe wieder zurükkgeführt.

Einer gleichen Sorgfalt erfreuten ſich die hohen und niedern Schulen. Die Kirch- und Pfarrſchulen wurden aus ihrem

---

*) Es iſt wol nur ein Druckfehler, wenn in Stenzels Geſchichte des preußiſchen Staates T. II. S. 92. Johann Kaſimir genannt iſt, der erſt 1647 zur Regierung kam.

gänzlichen Verfalle wieder emporgehoben und ein Gelehrter aus Danzig, Johann Rave, der eine neue Unterrichtsweiſe erfunden hatte, die man bereits in Sachſen mit vielem Beifalle aufgenommen, fand von dem Kurfürſten Ermunterung und Unterſtützung, auch in den brandenburgiſchen Landen ſeine Kunſt zu bewähren. Auch die Stände, denen der Fürſt die Sache vorgelegt, ſtimmten freudig ein und beſchloſſen dem Rave 2000 Thaler zur Ausführung ſeines Vorhabens zu geben. Vor allem aber waren es die Joachimsthaler Gelehrtenſchule, die ſich der kräftigſten Unterſtützung ſowol von Seiten des Fürſten, als der Stände erfreute, ſo daſſ ſie bald wieder aus ihrem Verfalle emporblühte. Aber nicht bloß auf die Gränzen der Mark beſchränkte ſich dieſes ſeegensreiche Wirken des Kurfürſten. Das Streben nach wiſſenſchaftlicher Bildung war damals allgemein rege und auch die Stände von Kleve baten den Fürſten, die Hochſchule zu Duisburg, zu der, wie wir uns erinnern, ſchon ihre vorigen Landesherren den Grund gelegt, ſich empfohlen ſein zu laſſen und ſie endlich in das Leben zu rufen. Friedrich Wilhelm war ſehr bereit auf dieſen Wunſch einzugehen. Die reformirte Hochſchule zu Duisburg wurde feierlich eingeweiht (1655) und von der Freigebigkeit des Landesherrn reichlich ausgeſtattet. Sie erhielt das Recht, alle Drukkſchriften, die in den kleviſchen Landen erſcheinen möchten, zu prüfen und zu beaufſichtigen.

Bei dieſem Streben, Wiſſenſchaft und Bildung in ſeinen Landen zu befördern, konnte der Fürſt eines der vorzüglichſten Mittel für geiſtige Bildung, eine möglichſt gute Bücherſammlung, nicht außer Acht laſſen. Friedrich Wilhelm iſt der Urheber und Begründer der jetzt ſo ausgezeichneten königlichen Bücherſammlung zu Berlin. — Und neben den Wiſſenſchaften bemühte er ſich auch die Künſte — die der lange Krieg unter ſeinen blutigen Trümmern noch tiefer begraben hatte, als Handel und Akkerbau — wieder in ſeine Staaten zurükkzuführen. Seine eigene Liebe für glänzende äußere Darſtellung, ſeine angeborne Neigung, den eigenen fürſtlich hohen Sinn auch durch angemeſſene Pracht äußerlich kund zu geben, machten ihn zu einem

Beförderer der Kunſt. Baumeiſter, Bildhauer und Maler fanden in Berlin reichliche Beſchäftigung, und auch Tonkunſt und Schauſpiel blieben nicht unbeachtet. Es iſt wahrlich nicht das geringſte Verdienſt eines Fürſten, der Kunſt Eingang in ſeinen Landen zu verſchaffen. Denn was Handel und Gewerbe an Gütern aufhäufen, was die Wiſſenſchaft an innerer Bildung hervorbringt, das erhält doch erſt durch die Kunſt ſeine echte Weihe. Sie iſt des Lebens Blüte und Krone und ein Fürſt, der die Künſte an ſeinem Buſen wärmt und nährt, befördert damit zugleich alles Schöne und alles Große. Nicht bloß, daſſ er vielen fleißigen Händen Erwerb verſchafft; der ganze Sinn des Volkes wird erhöht und veredelt.

Aber trotz aller dieſer Beſtrebungen und Leiſtungen vermochte der Kurfürſt weder ſich ſelbſt noch ſeine Unterthanen dem Aberglauben zu entreißen, der damals noch mit eiſerner Allgewalt die Herrſchaft behauptete. Während er ſelbſt um den Stein der Weiſen bemüht war, hatte er nichts dagegen, wenn ſeine Unterthanen von Bündniſſen mit dem Teufel träumten und wenn ſeine Gerichte über Teufelsbeſchwörer und Hexenmeiſter das Todesurtheil ausſprachen. So gewiſſ iſt es, daſſ ſelbſt der große Mann gewöhnlich in den Vorurtheilen ſeines Zeitalters befangen einhergeht. Im Jahre 1653 wurde zu Berlin ein alter „Heideläufer" (Waldwart) Namens Klauß, hingerichtet, weil er ſcherzend geäußert hatte, er beſäße die Kunſt, verlorene und geſtohlene Sachen wiederaufzufinden. Das könnte doch ohne Hilfe des Teufels nicht möglich ſein. Darum muſſte der alte Mann die Folter dulden und dann ſein graues Haupt auf den Todesblokk legen*).

Und wie der Aberglaube damals ſein finſtres Panier in unſern Landen ſchwang, ſo ſcheint auch ein tiefer Verfall der Sittlichkeit in ihnen geherrſcht zu haben. Sehr ſtrenge Geſetze erließ der Kurfürſt gegen die Unzucht. Und dennoch zeigte ſie ſich ſelbſt bei höher geſtellten und gebildeteren Menſchen in ihrer ſcheußlichſten Geſtalt. Im Jahre 1654 ward ein Herr von Hakke

---

*) König a. a. O. Th. II. S. 67.

gerädert, der erſt ſeine Frau und dann ſeine Buhlerin und ihr Kind ermordet, auch vielfältig Ehebruch getrieben, und unter andern auch mit einem alten, mehr als ſechszigjährigen Bauern-weibe, welches ſo häßlich war, daſſ er ihr immer ein Tuch über das Angeſicht zu dekken pflegte, wenn er ſie unarmen wollte*). — Solche Geſtändniſſe zu erpreſſen, wurde freilich die Folter angewandt und es iſt daher zweifelhaft, ob ſie in ihrem ganzen ſchauerlichen Umfange wahr ſein mögen. — Auch dürfte der oben erzählte Fall noch keinen Maaßſtab zur Beurtheilung des ſittlichen Zuſtandes jener Zeit abgeben, wenn nicht außerdem die Klage über Sittenverderbniſſ damals allgemein geweſen wäre. Und konnte es anders ſein? war es möglich, daſſ die entlaſſenen Kriegsleute und überhaupt die ganze, durch das gränzenloſeſte Elend verwilderte Volksmaſſe, von der äußerſten Zuchtloſigkeit ſo ſchnell wieder in die Schranken der Ordnung und Sittlichkeit zurükkehren konnte? — Wie die Meereswellen noch lange nach dem Sturme wogen und branden, ſo dauert es gewöhnlich lange, ehe die Sittlichkeit ihr einmal zerſtörtes Gleichgewicht wieder gewinnt. — Zum Glükke aber war der Kern des Volkes noch gut und unverdorben, und ſo blieben denn die heilſamen Anſtrengungen des Landesherrn durch ſtrenge Geſetze, ſo wie durch Kirche und Schule, Zucht und Sitte zurükzuführen, nicht ohne günſtigen Erfolg.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Ausbruch des ſchwediſch-polniſchen Krieges — K. Johann Kaſimir von Polen — des Kurfürſten Mitwirkung bei der Königswahl — Chriſtine von Schweden räumt ihren Thron dem Pfalzgrafen Karl Guſtav — Unheilvoller

*) König daſ. S. 71 ff.

Zuſtand des polniſchen Reiches — Karl Guſtavs Entwürfe — er trägt dem Kurfürſten ein Bündniß an — ſeine Erbietungen — der Kurfürſt zögert — Unterhandlungen — des Kurfürſten Abſichten — Geburt des Kurprinzen — Hinblikk auf den Zuſtand der Mark — der Kurfürſt rüſtet — Landesvertheidigung in Preußen — die preußiſchen Landtage — Karl Guſtavs Feldzug in Polen — Polen unterwirft ſich — der König flüchtet — des Kurfürſten Beſorgniſſe — er eilt nach Preußen — Bündniß mit den weſtpreußiſchen Ständen zu Marienburg — Karl Guſtav greift Preußen an und zwingt den Kurfürſten im Vertrage zu Königsberg, ſchwediſcher Vaſall zu werden. — Umſchwung der Verhältniſſe in Polen — der König Johann Kaſimir kehrt zurükk — allgemeiner Aufſtand gegen Schweden — des Kurfürſten Verhalten und Unterhandlungen. — Bündniß mit Schweden zu Marienburg — Polniſche Drohungen — die preußiſchen Stände. — Schlacht bei Warſchau — des Kurfürſten Betragen nach der Schlacht — Fortſchritte der Polen — die Tartaren in Preußen — Uebereinkunft mit Litthauen — der Vertrag zu Labiau giebt dem Kurfürſten die Oberhoheit über Preußen — Begebenheiten in Polen — dieſe fallen in Pommern und die Neumark ein — der Kurfürſt unterhandelt mit Polen — Vertrag zu Wehlau und zu Bromberg — der Kurfürſt gegen Schweden — Däniſcher Krieg — Kriegsvorfälle in Pommern, Preußen und Jütland — Friede zu Oliva.

Aber mitten in ſo vielſeitiger und ſeegenbringender Wirkſamkeit wurde der Kurfürſt durch den Ausbruch eines Krieges zwiſchen Schweden und Polen unterbrochen, der auf das künftige Schikkſal des brandenburgiſch-preußiſchen Staates den wichtigſten Einfluß übte.

Wladislaw IV. von Polen war am 20. Blütenmonds 1648 vom Tode hingerafft worden. Seine Brüder, Johann Kaſimir und Karl Ferdinand, beide dem geiſtlichen Stande angehörend, der letztere Biſchof von Breslau und Plotzk, bewarben ſich nebſt dem Großfürſten von Moskau und dem Fürſten von Siebenbürgen, um den erledigten Thron. Auch fehlte es nicht an einer Partei, welche den Kurfürſten von Brandenburg in Vorſchlag brachte. Friedrich Wilhelm aber, ungeblendet von dem Schimmer dieſer ſorgenvollen und machtloſen Krone, benutzte ſeinen Einfluſſ nur, um die Wahl Johann Kaſimirs zu befördern. Zwar geſtattete die Eiferſucht und der Hochmuth des polniſchen Adels

dem Herzoge von Preußen auch dießmal **keine Stimme** auf dem Wahltage; aber des Kurfürſten Anſehen war bereits ſo groß, daſſ ſeine Bemühungen für Johann Kaſimir von dem günſtigſten Erfolge begleitet wurden. Aus Liebe zum Vaterlande und aus brüderlicher Zuneigung trat Karl Ferdinand, der Biſchof von Breslau, obwol eine ſehr zahlreiche Partei für ihn ſtimmte, freiwillig zurükk, und nun ward am 20. Reifmonds (1648) Johann Kaſimir feierlich zum Könige ausgerufen.

Dieſer hatte die thätige Mitwirkung des Kurfürſten dadurch gewonnen, daſſ er ihm nicht nur die ungeſäumte Beſtätigung aller preußiſchen Vorrechte, und einen jährlichen Beitrag zu den Koſten verſprach, welche die Befeſtigung und Bemannung Pillau's verurſachten; ſondern ihm auch die Empfangnahme der Belehnung durch Abgeordnete verhieß, ein Umſtand, auf welchen Friedrich Wilhelm außerordentliches Gewicht legte. Denn wenn die perſönliche Ablegung des Lehneides mit ihren demüthigenden Feierlichkeiten zu jeder Zeit den fürſtlichen Stolz eines hochſtrebenden Geiſtes beleidigen muſſte, wie viel mehr in einem Jahrhunderte, wo man auf die äußeren Formen einen ſo übertriebenen Werth ſetzte und die fürſtliche Würde hauptſächlich in prunkenden Titeln und leeren Ehrenbezeigungen ſuchte? — Außerdem hatte Johann Kaſimir dem Kurfürſten auch zugeſagt, den Reformirten ungehinderte und freie Ausübung ihres Gottesdienſtes in Preußen zu geſtatten. — In der That aber muſſte Friedrich Wilhelm dieſe geringen Vortheile außerordentlich theuer bezahlen. Zweimal hunderttauſend Gulden gingen darauf, um die Zuſtimmung der polniſchen Großen zu dieſen Begünſtigungen zu erlangen, und der König allein erhielt von dieſer Summe 90000 Gulden. Wahrlich ein theurer Preis für die Erlaſſung einiger Kniebeugungen!

Johann Kaſimir meinte, als der letzte Fürſt aus dem Hauſe Waſa ſeine Anſprüche auf den ſchwediſchen Thron nicht aufgeben zu dürfen. Bei der Abneigung, welche die Königin Chriſtine gegen jede eheliche Verbindung blikken ließ, ſteigerte ſich die Hoffnung, das Erbe ſeiner königlichen Ahnen wieder zu erlangen, und er hatte ſich darum ſchon früher den Titel „Kö-

nig von Schweden“ angemaßt. Chriſtine bot ihm 400,000 Thaler für die Entſagung ſeiner Anſprüche, auch hatten es ihm die Polen zur Bedingung gemacht, nicht weiter an die ſchwediſche Krone zu denken, weil ſie gern einen neuen Kampf mit dieſem gefährlichen Feinde vermeiden wollten, aber der Königin gab er zur Antwort, um ein Paar tauſend Thaler ſei kein Königreich feil und ſelbſt auf Liefland würde er ſeine Rechte nicht abtreten. Sein Verſprechen gegen Polen aber ſchien dem Zöglinge der Jeſuiten eben keine Gewiſſensunruhe zu erregen. Schwach und gutmüthig wie er war, ließ er ſich von dem männlichen und unternehmenden Geiſte ſeiner Gemalin, der Wittwe ſeines Vorgängers, leiten, deren ſtolzes Gemüth jedes friedliche Nachgeben verſchmähte. Als nun die Königin Chriſtine, die miſſgeſtaltete und überbildete Tochter des großen Guſtav Adolf, ihre Krone, wie ſie es längſt beſchloſſen, niederlegte (1654), um dem freien Glauben abzuſchwören, für den ihr hochherziger Vater ſein edles Heldenblut vergoſſen, und in Rom eine höchſt unbelohnende Rolle zu ſpielen, als ſie ihren Thron dem Sohne ihrer Vaterſchweſter, dem feurigen, heldenmüthigen Karl Guſtav von Pfalz-Zweibrükken räumte; da erklärte Johann Kaſimir, daſſ er es zwar habe dulden mögen, wenn die Krone, die ihm mit Recht gebühre, auf dem Haupte ſeiner nächſten Blutsverwandten geſtralt, daſſ er es aber in keiner Weiſe geſtatten werde, dieſelbe an ein fremdes Haus kommen zu laſſen. „Mein Vetter“ antwortete Chriſtine, „wird ſein Recht auf die ſchwediſche Krone dem Könige von Polen mit 30,000 Zeugen beweiſen.“

In der That fühlte Karl Guſtav Kraft und Neigung in ſich, dieſes ſtolze Wort der Drohung wahr zu machen und Polens zerrüttete Verhältniſſe machten die Gelegenheit günſtig. Noch unter Wladislaws Regierung hatten ſich die Koſaken empört, weil ihnen der polniſche Reichstag das Recht entreißen wollte, ihren Hettman ſelbſt zu ernennen (1648). Bogdan Chmielnizky ſtand an der Spitze des halbwilden, kriegeriſchen Volkes und der Tartarchan verſprach ihm Beiſtand. Siegend drang Chmielnizky bis vor Zamosk, und Johann Kaſimir, der inzwiſchen die Krone empfangen hatte, muſſte ſich bequemen, mit den Em-

pörern zu unterhandeln. Aber eine treuloſe That der polniſchen Edelleute vereitelte den Frieden. Sie fielen mitten unter den Verhandlungen das Lager der Koſaken an und ließen ihre Schwerter unter den beſtürzten „Bauern" wüthen, wie ſie verachtend dieſe Feinde nannten. Auf der Ebene von Zborow rächten die Koſaken in Verbindung mit den Tartaren in einem blutigen Siege dieſen Ueberfall. Dem bittenden Könige gewährten ſie den Frieden unter der Bedingung, daſſ ihre alte Verfaſſung unangetaſtet bliebe. Die Tartaren aber ließen ſich den Frieden nur durch die Verheißung einer jährlich zu erſtattenden Geldſumme abkaufen. Doch neue Treuloſigkeiten zwangen die Koſaken bald wieder zu neuem Kriege, und der polniſchen Herrſchaft müde warfen ſie ſich dem Großfürſten von Moskau, Alexei Michailowitſch, in die Arme, der ſie mit Freuden aufnahm und ungeſäumt gegen Polen ſein Schwert zog. Smolensk wurde erſtürmt, Kiew beſetzt und Litthauen angefallen.

In ſolcher traurigen Lage befand ſich der unbehilfliche polniſche Reichskörper, als Karl Guſtav Schwedens Thron beſtieg. Großartige Entwürfe wogten im Buſen dieſes feurigen Kriegers. Die Oſtſeeküſte wollte er dem ſchwediſchen Reiche unterwerfen und Polen erobern. Welch eine unbeſiegbare Kraft in den Söhnen des Nordens liege, zu deren Herrſcher ihn das Schikkſal berufen, hatte die Geſchichte der Vergangenheit genugſam bewährt. Es kam nur darauf an, dieſe Kraft gehörig zu lenken und ihr durch kühne Eroberungen einen feſten Grund zu erwerben — und ganz Europa muſſte vor ihr zittern. Karl Guſtav fühlte Muth genug in ſich, einen ſolchen Verſuch zu wagen — Polens hilfloſe Lage lud dazu ein. Um aber nicht in blinder Wagniſſ ſein Unternehmen zu beginnen, bewarb er ſich um den Beiſtand des Kurfürſten Friedrich Wilhelm. Es lag klar am Tage, wie viel dieſer Beiſtand ihm nutzen muſſte. Sein Geſandter, der Graf von Schlippenbach, verlangte vom Kurfürſten die Einräumung der preußiſchen Seehäfen und verhieß dagegen Aufhebung der polniſchen Lehenhoheit, ja ſogar Entſchädigung auf polniſchem Gebiete. Er meinte, die Zeiten der Propheten ſeien vorüber und die Fürſten müſſten es für

einen göttlichen Auftrag halten, wenn ſie irgendwo Gelegenheit fänden, ihre Gränzen auszudehnen. — Der Kurfürſt aber ging mit ſeiner bekannten Beſonnenheit zu Werke. Er ſuchte zuerſt die Geſinnung der Hauptmächte Europa's auszuforſchen — und dieſe fiel eben nicht zu Gunſten Schwedens aus. Das einzige Frankreich zeigte ſich für Karl Guſtavs Abſichten geneigt. England und Holland dagegen muſſten natürlich voll Eiferſucht auf eine Vergrößerung der ſchwediſchen Handelsmacht blikken und der Kaiſer hatte vollends keine Urſache, Polens Untergang und Schwedens Uebermacht zu wünſchen.

Friedrich Wilhelm ſelbſt war durch die Schweden in ſeinem Rechte auf Pommern allzu ſehr verkürzt, als daſſ er hätte aufgelegt ſein können, dieſen um ſich greifenden Nordländern noch größere Vortheile zu gönnen. Muſſte er nicht glauben, daſſ am Ende ganz Preußen und Pommern das Ziel ihres Strebens ſein dürfte? Wer verbürgte ihm denn die Vortheile, die Schweden ihm jetzt für ſeinen Beiſtand antrug? — War Polen erſt in den Staub getreten, ſo konnte Karl Guſtav ihm, dem polniſchen Vaſallen, Geſetze vorſchreiben, wie es ihm beliebte. Und welchen Beiſtand hatte er zu hoffen, wenn er zuvor, durch ſeine Theilnahme an Schwedens Sache, die Mächte Europens erzürnt? — Er hatte ſich ſelbſt nur eine Feſſel geſchmiedet, die wahrſcheinlich nicht leichter zu ertragen ſein dürfte, als die polniſche Lehnkutte. Aber dieſe Lehnkutte! o wie unwillig ſträubte ſich ſein hohes Gemüth dagegen! — Konnte er Schwedens Freund nicht ſein, ſo hatte er doch wahrlich auch keine Urſache für Polen zu ſtreiten. Auf Dankbarkeit war hier nicht zu zählen, wenn der Lohn nicht mit dem Schwerte in der Hand eingefordert wurde. Alſo weder Schweden noch Polen durfte ernſtlich unterſtützt werden. Wol aber ſtand der Gedanke feſt, die willkommene Gelegenheit zu benutzen, um die ſchmähliche Lehenkutte für alle Zeit zu ſprengen. Nach dieſem Grundſatze regelte ſich des großen Kurfürſten Verhalten.

Dem Könige von Schweden ließ er ſagen, die Einräumung der preußiſchen Häfen widerſpräche ſeinen Verpflichtungen gegen Polen. Wie günſtig er auch von jeher für Schweden geſtimmt

geweſen, ſo könne er doch nicht zugeben, daſſ Preußens Häfen und mit ihnen unfehlbar das ganze Land in des Königs Gewalt kämen. Solche Bedingungen trage man kaum gänzlich Beſiegten an. — Doch verſpreche er, daſſ von den Häfen aus keine Feindſeligkeiten gegen Schweden unternommen werden ſollten.

Zu gleicher Zeit begann er aus allen Kräften zu rüſten, während er mit Holland über ein gegenſeitiges Schutz- und Trutzbündniſſ unterhandelte, das beſonders auf die Sicherſtellung des Oſtſeehandels gerichtet ſein ſollte. Und war dieſer Schritt offenbar gegen Schweden gerichtet, ſo wurden doch darum die angeknüpften Verhandlungen mit dieſem Reiche keineswegs abgebrochen. Freilich ſpannte er hier ſeine Forderungen ſo hoch, daſſ Karl Guſtav unmöglich darauf eingehen konnte. Er wolle am liebſten parteilos bleiben, erklärte er, aber doch die feſten Städte an der Netze, Warthe, Weichſel und in Ermland beſetzen, um hier den Schweden freien Durchzug offen zu halten. Als Preis dafür aber forderte er Samayten, ein Stükk von Litthauen, Ermland und die Lehenfreiheit in Preußen. Dafür ſollten alle dieſe Lande, nach dem Ausſterben des brandenburgiſchen Herrſcherhauſes, an Schweden fallen; ja der Kurfürſt verſprach dem Könige ſogar zur Erlangung der Kaiſerkrone behilflich zu ſein. — Dagegen verlangte Karl Guſtav achttauſend Mann Hilfstruppen und verſprach nichts weiter, als Lehenfreiheit in Preußen und das Ermland. Kein Theil wollte nachgeben und es kam zu keinem Vertrage.

Noch wuſſte man nicht, nach welcher Seite hin der Schwede ſeinen Angriff richten würde. Sowol in Polen als in Preußen war man in Angſt und Unruhe und in beiden Ländern ſah man die Nothwendigkeit ein, auf Vertheidigung ernſtlich bedacht zu ſein. Aber zu genügenden Maaßregeln kam es weder hier noch dort. In Polen herrſchte unglaubliche Beſtürzung und Verwirrung. Kaum merkte man endlich aus den Rüſtungen des Schwedenkönigs, der ſein Kriegsvolk in Pommern und Liefland zuſammenzog, daſſ er ſeinen erſten Stoß unmittelbar gegen Polen ſelbſt führen dürfte, als man in großer Angſt ſeine Blikke auf den Kurfürſten Friedrich Wilhelm richtete und von ihm Schutz

und Beiſtand verlangte. Die Großpolen riefen ihn geradezu um Hilfe an, während die Litthauer ſogar mit dem Gedanken umgingen, ihm Jagello's Krone aufzuſetzen. Von weiblicher Seite her, erzählte man ſich, ſei der Kurfürſt noch ein Sprößling des Jagelloniſchen Hauſes.

Friedrich Wilhelm aber, eben ſo wenig geneigt, ſich ritterlich für Polen zu opfern, als Schweden zur Zertrümmerung des polniſchen Reiches behilflich zu ſein, war nach reiflicher Erwägung zu dem Entſchluſſe gekommen, eine kräftige Mittelmacht zwiſchen beiden Parteien zu bilden, um in dieſer Stellung ſowol zu verhindern, daſſ eine von ihnen ein gefährliches Uebergewicht erlangte, als auch, hier oder dort einſchreitend, ſeinen eigenen Vortheil am ſicherſten wahrnehmen zu können. Demnach rüſtete er mit großem Eifer. Aus den Rheinlanden, aus Minden und Halberſtadt wurde das Kriegsvolk herbeigezogen und in den Marken und Pommern Werbeplätze eröffnet. — Die Märker geriethen über dieſen neuen Kriegslärm in großes Schrekken. Sie hatten ſich ſo eben erſt dem frohen Traume einer friedlichen Zukunft hingegeben und von Herzen an der Freude des Landesherrn Theil genommen, als am 6. Hornung (1655) die fröhliche Botſchaft erſcholl, dem Kurfürſten ſei ein Söhnlein geboren. Zwar hatte die fürſtliche Gemalin ihren Eheherrn ſchon im Jahre 1648 mit einem Knaben beſchenkt; aber dieſes Kind war frühzeitig wieder dahingewelkt und ſeitdem der Eheſeegen ausgeblieben. Um ſo erfreuter war der Kurfürſt jetzt über die Geburt eines Erben und ſeine treuen Unterthanen theilten die Freude, und Berlin ſah bei der Taufe des jungen Fürſten (30. Wandelmonds) eine ſolche Menge hoher Herrſchaften in ſeinen Mauern verſammelt, wie noch nie zuvor. Das Feſt der heiligen Handlung wurde mit außerordentlicher Pracht begangen und die armen Bürger ergötzten wenigſtens ihre ſtaunenden Augen, wenn ſie auch ſonſt an den feſtlichen Gelagen keinen Antheil erhielten. — Das wiederkehrende Glükk des Friedens erfüllte die Gemüther mit dem langentbehrten Gefühle der Sicherheit und man träumte allenthalben von Erneuerung der alten, guten Zeiten. Auch die Berliner Schützengilde, die in den Stürmen des langen Krieges

beinahe untergegangen war und ſelbſt ihre Kleinode, ihre ſilbernen Ketten und Adler, dem Feinde hatte opfern müſſen, war wieder aufgelebt und hielt in dieſem Jahre ein feierliches Scheibenſchießen, an welchem auch einige Hofbeamtete Theil nahmen. Der Feldzeugmeiſter Sparr gewann den erſten Preis und wurde vom Landesherrn mit der Freiheit von Schoſſ und Steuer, ſo wie mit der Freibrauereigerechtigkeit begnadigt*). — Und wie Berlin in unſern Tagen als Hauptſtadt und gleichſam als Vertreterin der allgemeinen Geſinnung ſich durch wohlthätige Milde ausgezeichnet, ſo bewies es auch ſchon in jener Zeit ſeine Bereitwilligkeit, Nothleidende und Unglükkliche zu unterſtützen. Für die Waldenſer in Piemont ward auf Antrieb des Kurfürſten, der ſchon damals den Beruf der Hohenzollern erkannte, Schirmherren der evangeliſche Kirche zu ſein, eine öffentliche Sammlung veranſtaltet, die vorzüglich reich ausfiel. Doch es befremdet zu erfahren, daſſ dieſe Beiträge nicht ihrer Beſtimmung gemäß, ſondern zum Aufbaue einer reformirten Kirche in Frankfurt a. O. verwandt wurden**). Mitten aus dieſen heitern Friedensträumen wurde das Land durch das Schmettern der Kriegsdrommeten aufgeſchrekkt, welche neue Entbehrungen und neues Leiden verkündeten.

In Preußen war der Geheimrath und Feldoberſte, Graf George Friedrich von Waldekk mit der Einrichtung der nöthigen Vertheidigungsanſtalten beauftragt. Der Kurfürſt verlangte urſprünglich nichts als Geld, um das Land durch geworbenes Kriegsvolk vertheidigen zu laſſen. Dem aber widerſetzten ſich die Landſtände. Das Land ſei wehrhaft genug, meinten ſie, und könne ſich ſelbſt vertheidigen, wenn ſeine Kräfte nur gehörig verwendet würden. Es ſeien Ritterdienſte genug und auch das Volk verpflichtet, die Waffen zu ergreifen. So ward denn beſtimmt, daſſ das Landesaufgebot unter die Waffen treten ſolle. Jeder verſäumte Ritterdienſt ſollte beim erſten Male mit funfzig, beim zweiten Male mit hundert, beim dritten Male mit drei=

*) König a. a. O. Th. II. S. 75 ff.
**) Daſ. S. 76 ff.

hundert Thalern beſtraft werden. Eine Art von Landwehr, damals mit einem polniſchen Namen „Wibranzen" genannt, ſollte eingerichtet, im Falle der Noth aber jeder ſtreitbare Mann zu den Waffen gerufen werden. Zur Beſtreitung der Koſten ward dem Fürſten eine Steuer von allen Lebensmitteln (Akziſe) und ein Kopfgeld bewilligt.

Friedrich Wilhelm hatte längſt ein Mittel erfunden, von den oft ſo widerſpännſtigen und auf ihre Vorrechte eiferſüchtigen Landſtänden beinahe Alles zu erlangen, was er wünſchte. Wenn ein förmlicher Landtag ausgeſchrieben wurde, ſo ſtand es dieſem frei, ſeine Beſchwerden vorzulegen und über die Abhilfe derſelben zu berathſchlagen. Damit wurde denn gewöhnlich die Zeit hingebracht und die landesherrlichen Geſuche blieben entweder ganz unbeachtet, oder wurden doch durch Verzögerung großentheils entkräftet! Der Kurfürſt berief nun ſeit längerer Zeit keine ordentlichen Landtage mehr, ſondern forderte die Stände nur zur außerordentlichen Verſammlung, um allein über dasjenige zu berathen, was er von ihnen zu erlangen wünſchte. Da nun alle Arten von Beſchwerden, ja jede Berathung über allgemeine Landesgegenſtände, welche nicht in den fürſtlichen Anträgen enthalten waren, ausgeſchloſſen blieben, ſo konnte der Landesherr natürlich weit raſcher zu ſeinem Zwekke gelangen, als auf förmlichen Landtagen. Es kam noch dazu, daſſ, wenn Geldforderungen — der gewöhnliche Gegenſtand ſolcher außerordentlichen Ständeverſammlungen — zur Sprache gebracht wurden, und die Stände über die Bewilligung derſelben nicht einig werden konnten, gewöhnlich einige Abgeordnete dazu vermocht wurden, eine Art von Bürgſchaft über die verlangte Summe zu leiſten. Dieſe Gewährleiſtung wurde dann einzeln an alle Kreiſe zur Unterſchrift befördert, und da der Einzelne in der Regel nicht ſo viel Muth hat, ſich allein einem fürſtlichen Anſinnen zu widerſetzen, ſo wurde gewöhnlich der beabſichtigte Zwekk erreicht*). Vor allem einfluſſreich war dabei die Geſinnung der Oberſtände oder Regimentsräthe, die, gewonnen durch fürſtliche Begnadi-

*) Baczkos Geſch. Preußens Th. 5. S. 161.

gungen und durch die Ausſicht, auch für ihre Kinder einträgliche Hofämter zu erlangen, den Abſichten des Landesherrn ſich allemal geneigt erwieſen.

Doch alle Bewilligungen der Landſtände reichten nicht hin, um die Anforderungen des Kurfürſten zu befriedigen. Er hoffte zwar viel von der „Akziſe", und ließ die lauten Beſchwerden, welche die Handelsſtädte dagegen erhoben, unbeachtet; aber dennoch waren die Summen, welche er dadurch gewann, keineswegs genügend. Die Stände ſtellten ihm vor, Preußen ſei unmöglich einem Feinde gewachſen, dem das große Polenreich unterliegen müſſte. Hier ſei nichts anzufangen, als durch Gott. Und der Kurfürſt möge Buß- und Bettage ausſchreiben. Er habe den Doktor Dreier, einen Mann von zweifelhaftem Glauben, auf ungewöhnlichem Wege in ſeine Stelle geſetzt; er möge ihn entfernen und ſeinen Platz einem rechtgläubigen Geiſtlichen einräumen, damit das Land „mit dem allerhöchſten Gotte gut eingerichtet ſein möge." — Gern gab der Kurfürſt in Bezug auf die Bußtage nach. Daraus könne dem Lande nur Heil kommen, meinte er. Auf Dreiers Entfernung aber ließ er ſich nicht ein.

Mittlerweile hatte er achttauſend Krieger in Preußen verſammelt und acht und dreißig Stükke Geſchütz aus der Mark dorthin abführen laſſen. Auch verhandelte er ſehr eifrig das Schutz- und Trutzbündniſſ mit Holland, das endlich am ſieben und zwanzigſten Sommermonds (1655) zum Abſchluſſe kam. Die Holländer verſprachen ihm viertauſend Mann Hilfstruppen, wenn er in ſeinen Staaten ſollte angegriffen werden, oder monatlich ſechszehntauſend Thaler. Aber die Holländer miſſtrauten dem Fürſten, trotz ihres Bündniſſes. Sie meinten, er ſtehe mit den Schweden im Bunde und wolle ſie nur hintergehen. Darum gaben ſie ihm nichts und ließen ſelbſt ſeine Bitte unerfüllt, als er ſie um einen bloßen Vorſchuſſ von zweimal hunderttauſend Thalern anging.

Inzwiſchen hatte Karl Guſtav den blutigen Kriegswürfel ſeiner eiſernen Hand entfallen laſſen. Unter dem Feldmarſchall Wittenberg zog das Heer, welches ſich in Pommern verſammelt, durch das brandenburgiſche Pommern und die Neumark — denn

der Kurfürſt konnte den Durchmarſch nicht verwehren — gegen Großpolen. Die Schweden zählten nur ſiebenzehntauſend Mann und obgleich das polniſche Heer ihnen um das Doppelte überlegen war, ſo fanden ſie doch nirgend einen ernſtlichen Widerſtand. Der Kronunterkanzler Radziejewsky ertheilte den verrätheriſchen Rath, ſich dem Feinde zu unterwerfen. Dem gemäß ging das polniſche Heer zu den Schweden über, oder — wie die Polen ſagten — begab ſich in ſchwediſchen Schutz. Nach wenigen Tagen hielten die Schweden ihren Einzug in Poſen, und das Land umher befand ſich in ihrer Gewalt (Sommermond 1655).

Karl Guſtav landete am 25. Sommermonds in Wolgaſt und ſchon am 30. Aerndtemonds war Warſchau in ſeiner Hand. Jetzt rükkte er mit unwiderſtehlicher Gewalt gegen Krakau. Johann Kaſimir entfloh in das ſchleſiſche Fürſtenthum Oppeln, welches der Kaiſer ſeinem Hauſe verpfändet hatte und — Polen ſchien verloren. Denn eben ſo traurig, als es im Weſten des Reiches ausſah, eben ſo hoffnungslos ſtand es im Oſten. Von den Moskowiten bedrängt, hatten ſich zuerſt die Litthauer, dann die Maſowier und zuletzt die Kleinpolen in ſchwediſchen Schutz begeben.

In der That, für Polen ſchien keine Hoffnung mehr zu ſein. Mit unaufhaltſamer Gewalt hatten Karl Guſtavs ſiegreiche Waffen das Reich niedergeworfen, das nur groß an äußerm Umfange und pralender Anmaßung, aber durch Uneinigkeit ſchwach war. Und wahrlich! wenn Karl Guſtav König eines bevölkertern und geldreichern Landes geweſen als Schweden, ſchon jetzt hätte Polens letzte Stunde geſchlagen. Aber mit ſeinen geringen Hilfsmitteln, mit ſeinem kleinen Heere — es war vorauszuſehen, daſſ der Held ohne fremde Unterſtützung nicht im Stande ſein würde, die gemachten Eroberungen zu behaupten.

Indeſſen beunruhigte dieſer glükkliche Fortgang der ſchwediſchen Waffen den Kurfürſten ungemein. Noch hatte er ſeine Unterhandlungen nicht abgebrochen, und je glänzender die Erfolge der Schweden ſich herausſtellten, um ſo mehr ſtimmte er

ſeine Forderungen herab. Jetzt wollte er ſchon mit der Lehenfreiheit Preußens und mit dem Beſitze Ermlands zufrieden ſein, ja er zeigte ſich zuletzt gar geneigt, Schweden als ſeinen Lehenherrn anzuerkennen, wenn er dafür Ermland erhielte; aber Karl Guſtav wurde mit ſeinen Siegen immer unnachgebender. Zuletzt wurden alle Verhandlungen abgebrochen und der Kurfürſt wandte ſich nun an den Kaiſer. Er wolle Preußen als Lehen des deutſchen Reiches erkennen, oder dem Sohne des Kaiſers die polniſche Krone verſchaffen, wenn ihm Preußen und Pommerellen als lehenfreier Beſitz zugeſichert würde. Umſonſt! der alte kränkliche Kaiſer ließ ſich auf nichts ein, und Friedrich Wilhelm ſtand allein, ſeiner eigenen Kraft überlaſſen. Denn das Bündniſſ mit Holland half ihm nichts.

Mittlerweile war der Kurfürſt ſelbſt, während Karl Guſtav gegen Krakau zog, an der Spitze von achttauſend Kriegern nach Preußen gekommen. Der ſchwediſche Feldmarſchall Wittenberg ſuchte ihn vergebens durch Vorſtellungen und Drohungen zurükkzuhalten. Im Anfange des Herbſtmonds (1655) überſchritt er bei Montau die Weichſel und ging in ſein Herzogthum. Gleich darauf ließ er zu Marienburg durch den Geheimrath von Jena und den Grafen Fabian zu Dohna mit den Ständen des polniſchen Preußens um ein Schutz- und Trutzbündniſſ handeln. Er ſei mit 20000 Mann gekommen, um Preußens Schutz zu übernehmen. Die Stände möchten Vertrauen zu ihm faſſen und ihn nach Kräften unterſtützen. — Es dauerte lange, ehe die Stände zu einem Entſchluſſe kamen. Am geneigteſten zeigte ſich die Ritterſchaft, am abgeneigteſten die großen Städte, beſonders Danzig und Elbing. Sie könnten ſich ſelbſt ſchützen, wenn es Noth thäte, meinten ſie. Endlich ward am 12. Reifmonds dennoch das Bündniſſ geſchloſſen. Man beabſichtige nichts als den Schutz des Landes. Weder die Rechte des Königs von Polen, noch der Zuſtand der Religion ſollten gekränkt oder verändert werden. Wo möglich, wolle man den König von Schweden durch gütliche Vorſtellungen zurükkhalten, gegen Preußen Feindſeligkeiten zu unternehmen. Blieben aber ſolche Vorſtellungen fruchtlos, ſo ſolle Gewalt gegen Gewalt gebraucht wer-

den. Zu dieſem Zwekke verſprachen die Stände viertauſend Mann zu rüſten und den Oberbefehl über das Kriegsweſen gänzlich in des Kurfürſten Hände zu legen, dem auch das Beſatzungsrecht in Marienburg und in den Städten längs der Weichſel zugeſtanden wurde. Nach geendetem Kriege ſollten die weſtpreußiſchen Orte ſogleich von brandenburgiſchen Truppen geräumt, und überhaupt Alles wieder in den Zuſtand zurükkverſetzt werden, in welchem es ſich vor dem Ausbruche des Krieges befunden hatte. — Dieß der Inhalt des Bündniſſes. — Aber Danzig, Elbing und Thorn beharrten auf ihrer Weigerung. Sie traten dem Bunde nicht bei.

In Polen ſelbſt erregte dieſer Vertrag mehrentheils Argwohn. Man meinte, der Kurfürſt gehe damit um, Weſtpreußen auf gute Weiſe an ſich zu bringen. Ob man mit dieſem Argwohn ſo ganz unrecht gehabt haben mag? — Ein Fürſt, der bei jedem Schritte ſo genau ſeinen Vortheil im Auge behielt, als Friedrich Wilhelm, dürfte ſich wol ſchwerlich um ein Land bekümmert haben, das mit ſeinem geringen Beiſtande ihm nur wenig helfen konnte, wenn er ſeine Schutzherrlichkeit nicht allmälig in völlige Landeshoheit zu verwandeln gedachte. Und warum ſollte der große Kurfürſt nicht ſchon einen Gedanken gefaßt haben, welchen hundert Jahre nach ihm ſein großer königlicher Enkel verwirklichte? — Durfte ſich das Haus Hohenzollern als Erbe des deutſchen Ordens betrachten, ſo ſtand es ihm auch zu, Anſprüche auf Weſtpreußen zu erheben, dieſes ſo weſentliche und nur durch polniſche Treuloſigkeit entfremdete Stükk der Erbſchaft. — Dagegen aber fürchtete wieder der Kurfürſt, die großen Städte möchten es mit den Schweden halten. Und in der That, dieſe Beſorgniſſ ſchien im höchſten Grade natürlich. Hatte ſich beinahe ganz Polen, faſt ohne Schwertſtreich, dem proteſtantiſchen Könige von Schweden unterworfen; wie viel mehr muſſten die evangeliſchen Städte Preußens geneigt ſein, ſich unter den Schutz eines Oberherrn zu begeben, der als geborner Deutſcher und als Glaubensgenoſſe ihnen ſo nahe ſtand? — Und dennoch war dieſe Vermuthung falſch. Die großen Städte hielten feſt an Polen; nur von einem Bünd-

niſſe mit dem Kurfürſten wollten ſie nichts wiſſen. Kaum war das Bündniſſ geſchloſſen, als die Könige von Polen und Schweden ungeſäumt davon benachrichtigt wurden. Zugleich ſchikkte der Kurfürſt einen Geſandten an den Großfürſten von Moskau dieſen zu erſuchen, gegen Preußen keine Feindſeligkeiten zu unternehmen. Der Großfürſt gab ſehr freundliche und befriedigende Antwort. — Auch Johann Kaſimir freute ſich, in ſeiner hoffnungsloſen Lage einen Vertheidiger und Vorkämpfer gefunden zu haben. Sein Geſandter überhäufte den Kurfürſten mit Lobſprüchen und forderte ihn auf, die einmal betretene Bahn muthig und feſt zu verfolgen. Nicht bloß Preußens, auch der benachbarten polniſchen Lande möge er ſich annehmen, und mit 2000 Kriegern dem Könige entgegenkommen. Es ſolle ſein Schade nicht ſein. Gern werde Polen ſeinem Retter alle Lehenverbindlichkeit erlaſſen und ihm Preußen als ſelbſtſtändiges Fürſtenthum zugeſtehen. Selbſt Liefland bot er ihm an und die eigenen Anſprüche auf die ſchwediſche Krone. — Freilich glänzende Ausſichten genug — aber nichts weiter. Denn welche Macht beſaß ein polniſcher König, um nach eigenem Ermeſſen Theile des Reichs abzutreten? Würde ſich nicht der Reichstag dagegen erklärt haben? Und welchen Werth hatten die Anſprüche auf Schwedens Thron, der von einem Helden, wie Karl Guſtav vertheidigt wurde? Und dieſer Held eben ſah das Bündniſſ des Kurfürſten mit den weſtpreußiſchen Ständen als eine Kriegserklärung an. Friedrich Wilhelm hatte wol nur die Abſicht, den König zu erſchrekken und ihn geneigt zu machen, um jeden Preis ſeinen Beiſtand zu erkaufen. Aber Karl Guſtav, von ſo unerwartet günſtigen Erfolgen begleitet, ließ ſich nicht ſchrekken. Dem Beſieger des großen Polenreiches konnte das vereinte Preußen ſchwerlich Furcht einzujagen.

Während deſſen kam der Kurfürſt ſelbſt nach Weſtpreußen. Mit großer Pracht hielt er ſeinen Einzug in Marienburg. Stolz trug ſein weißes Roſſ den hohen Gebieter, deſſen edle Geſtalt ein fürſtliches Purpurgewand bekleidete, und jubelnd begrüßte ihn das herbeigeſtrömte Volk und nannte ihn Retter und Beſchützer. Von den Thürmen tönte das Geläut, und die Anwe-

ſenheit des großen Mannes erfüllte die Gemüther mit einem Gefühle von Sicherheit, als ob jede Gefahr und Noth nun vorüber ſei, da er des Landes Schutz übernommen. Aber bald änderte ſich die Geſtalt der Dinge. Schwez, Tuchel, Konitz und Friedland fielen kurz nach einander in die Hände der Schweden; auch Thorn ergab ſich, das der Kurfürſt oft zum kräftigen Widerſtande ermahnt hatte. Steenbokk, der aus Litthauen herbeieilte, bezwang die Stadt, die bald darauf auch den Schwedenkönig ſelbſt in ihren Mauern ſah. Zwar führte der Kurfürſt gegen dieſen über die feindſelige Behandlung Preußens Beſchwerde, erhielt aber keine andere Antwort, als das drohende Gebot, ungeſäumt das weſtliche Preußen zu räumen. — War es nun dem Kurfürſten nicht Ernſt, ſich hier zu halten, wollte er vielleicht nur gegen Polen den Schein gewinnen, als ob er gethan, was in ſeinen Kräften ſtände, während es ihm nicht beifiel, mit Schwedens Macht in entſcheidenden Kampf zu treten; oder waren ſeine Beſatzungen in den weſtpreußiſchen Städten wirklich nur ſo geringe, daſſ ſie nicht im Stande waren, den Schweden dauernden Widerſtand zu leiſten, genug, in kurzer Zeit wurden faſt alle weſtpreußiſchen Städte zur Uebergabe, und die brandenburgiſchen Beſatzungen meiſt zum Eintritte in ſchwediſche Dienſte gezwungen. Im ganzen Lande widerſtand nur Danzig allein den ſchwediſchen Waffen, und ließ ſich weder durch Verſprechungen, noch durch Drohungen wankend machen.

Der Kurfürſt mehr und mehr aus Weſtpreußen zurükkgedrängt, ſuchte vergebens durch Vorſtellungen die Waffen des Schwedenköniges aufzuhalten. Welchen Grund habe denn Schweden gegen Preußen? — weder der Kurfürſt, noch das polniſche Preußen ſei ja mit ihm im Kriege; man wünſche vielmehr Freundſchaft und Frieden. Der König möge aufhören, Chriſtenblut zu vergießen! — Aber alle ſolche Erinnerungen blieben gänzlich erfolglos. Unaufhaltſam drang Karl Guſtav weiter und überſchritt bald die Gränzen des Herzogthums. Der Kurfürſt hatte ſich nach Königsberg zurükkgezogen; doch der König war ihm nahe hinten an. Wehlau befand ſich in des Siegers Hand, der darauf nach Kreuzburg zog und die Hauptſtadt be-

drohte. Der Drang des Augenblikks war groß. Vergebens ſuchte der Kurfürſt durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, vergebens erbot er ſich, unter denſelben Bedingungen, welche Karl Guſtav ihm früher angetragen, Schwedens Bundesgenoſſe zu werden. Immer näher gegen Königsberg rükkte die feindliche Macht, immer geringer ward die Ausſicht, dem mächtigen Sieger günſtige Bedingungen abzugewinnen. Selbſt harte Bedingungen, die dennoch einigermaßen billig ſchienen, waren jetzt ſchwer zu erhalten und der ſchwediſche Bevollmächtigte, Erich Orenſtjerna, muſſte erſt mit 20000 Thalern erkauft werden, ehe (ſiebzehnten Neujahrmonds 1656) zu Königsberg ein Vertrag zu Stande kam, der dem Kurfürſten nicht nur den Vortheil gewährte, daſſ er ſeinen Lehenherrn wechſelte, ſondern ihm auch außerdem noch manche günſtige Bedingung zuſicherte. Preußen ſollte fortan ſchwediſches Lehen ſein. Der Kurfürſt durfte nur bei der jedesmaligen Belehnung zweitauſend Dukaten zahlen; im übrigen war er von allen Abgaben frei. Jedoch muſſte er den Schweden freien Durchzug und den Gebrauch der Seehäfen geſtatten, auch 1500 Mann, wenn ſie es forderten, für ſie in das Feld ſtellen, u. ſ. w. Dafür aber ſollte ihm auch das Ermland, als ſchwediſches Lehen, zufallen. — Nachdem dieſer Vertrag geſchloſſen war, begab ſich der Kurfürſt nach Bartenſtein zum Könige, und fünf Tage lang verlebten die beiden Herrſcher hier in Freude und Luſtbarkeit, als ob beide die innigſten Freunde geweſen wären.

Mittlerweile aber hatten ſich auch in Polen die Verhältniſſe bedeutend geändert. Der heldenhafte Widerſtand, welchen die Stadt Czenſtochau noch am Schluſſe des Jahres 1655 den ſiegreichen Waffen der Schweden entgegenſtellte, brachte das Volk zur Beſinnung. Es kam dazu, daſſ man Czenſtochaus Rettung einem wunderthätigen Marienbilde zuſchrieb, deſſen dieſe Stadt ſeit Alters her, als ihres größten Heiligthumes ſich erfreute. Die Großen fingen an, ſich des heilloſen Verrathes zu ſchämen, den ſie an ihrem Könige und an ihrem Vaterlande begangen. Ihrem Ehrgeize oder ihrer Parteiſucht folgend, hatten ſie Kriegsheer und Land in des Erbfeindes Hände geliefert. Und was war der Gewinn dieſer feigen, verbrecheriſchen That? —

Die Schweden behandelten Adel und Geiſtlichkeit mit Geringſchätzung, ſchrieben hohe Steuern aus und hielten ſich ſelbſt von Plünderung und gewaltſamer Erpreſſung nicht frei. Dabei blieb das polniſche Kriegsvolk, das zu ihnen übergegangen, unbezahlt und die eifrigen Katholiken ſahen oder argwöhnten allenthalben Einſchränkung und Beeinträchtigung ihrer Kirche. — Der gemeine Mann war durch die Leiden des Krieges ohnehin erbittert und der Haſſ gegen die Ketzer gab dieſer Erbitterung Kraft und Halt. Wie? das mächtige Polenreich ſollte ſich von einer Hand voll ketzeriſcher Abenteurer unterjochen laſſen, die längſt ihr Grab in polniſcher Erde hätten finden müſſen, wenn eben Polen nicht in der jammervollſten Verblendung gegen ſich ſelbſt gefochten und mit ſeinen Säbeln den Reichsfeind mächtig gemacht hätte! — Czenſtochau habe dem ganzen Reiche ein Beiſpiel gegeben; die heilige Jungfrau werde mit ihnen ſtreiten und ſiegen, wie ſie der Ketzer ſtürmende Waffen vor jener Stadt zu Schanden gemacht. — So regte es ſich in den Herzen des Volkes, und am 29. Chriſtmonds*) (1655) ward zu Tyskiewicz ein Bund beſchworen, zur Rettung des Vaterlandes, zum Schutze der Religion und zur Wiederherſtellung des Königs. — Dieſe Freudenbotſchaft hauchte dem flüchtigen, faſt hoffnungsloſen Könige Kaſimir neues Leben ein. Vergebens hatte er bei allen Höfen um Beiſtand gefleht und endlich ſogar dem Kaiſerhauſe die polniſche Krone erblich anbieten laſſen, wenn Oeſterreich helfen wollte. Jetzt erſchien in Groß-Glogau, wo der König ſich, umringt von vielen treu gebliebenen polniſchen Großen aufhielt, eine Geſandtſchaft des eben beſchworenen Bundes und meldete ihm, wie es den Vaterlandsfreunden durch ihre Vorſtellungen gelungen ſei, faſt alle Abtrünnigen wieder zu gewinnen. Schon habe ein großer Theil des Kronheeres ſich von den ſchwediſchen Fahnen getrennt, um die Waffen jetzt gegen die Feinde ihres Glaubens und ihres rechtmäßigen Königs zu wenden; das ganze Land, von einem neuen Geiſte beſeelt, erhebe ſich zum muthigen Kampfe

---

*) Gottfridi Lengnich historia Polona p. 186. — Von andern wird der 7. Neujahrmonds 1656 als Tag des geſchloſſenen Verbündniſſes angegeben.

und ſelbſt an fremden Beiſtande werde es nicht fehlen. Der Tartarchan habe Hilfe zugeſagt, ſogar Chmielnizky, der Koſakenhettmann, ſei gewonnen und die feindlichen Moſkowiten ſelbſt würden, aus Eiferſucht über die ſchwediſchen Eroberungen in Litthauen, den gemeinſamen Feind vertreiben helfen. Darum möge der König alsbald in ſein Land zurükkehren und ſich ritterlich an die Spitze ſeines tapfern Volkes ſtellen. — Da erhob ſich Johann Kaſimir ſchleunig aus ſeiner traurigen Verbannung und vom Kaiſer mit Geld unterſtützt, zog er mitten im Winter über die beeisten Karpathen und ſtand wieder auf polniſchem Boden. Der Kronfeldherr kam ihm entgegen und brachte ihm die willkommene Verſicherung des Gehorſams und der Treue ſeines Heeres. Der König aber zog nach Lemberg, wo ſich Alles um ihn ſammelte, was angeſehen und tapfer in Polen war. Adel, Soldaten und bewaffnete Bauern ſtrömten herbei und bald ſtand der kaum noch verlaſſene König an der Spitze eines bedeutenden Heeres. Gerührt durch dieſen unerwarteten und plötzlichen Wechſel des Geſchikkes, den er mit frommer Dankbarkeit dem gnädigen Schutze der Himmelskönigin zuſchrieb, ſah man ihn am erſten Wandelmonds, umgeben von den Großen und Feldherrn ſeines Reiches, in feierlichem Zuge in die Hochkirche zu Lemberg ziehen. Vor dem Altare knieend, von dem das Bildniſſ der heiligen Jungfrau wiederſtralte, erhob er laut ſeine Stimme, ſo daſſ alle Verſammelten ihn vernehmen konnten, und ſtellte in feierlichem Gelübde ſich und ſein Volk und ſein ganzes Reich unter den beſondern Schutz der Himmelskönigin, als der wahren und ewigen Herrſcherin Polens. Er gelobte, wenn ſie ſeinen Waffen gegen die Feinde der heiligen Kirche Sieg verliehe, ihren Dienſt nach Kräften zu verbreiten und ſchwur, mit allem Ernſte dafür zu ſorgen, daſſ die Seufzer und Klagen des gemeinen Volkes über den ſchweren und ungerechten Drukk, den es oft von ſeinen Herren zu erleiden hatte, nach Möglichkeit geſtillt würden. Denn unfehlbar ſei das ſchwere Leiden, dem Polen jetzt ſeit ſieben Jahren erläge, eine göttliche Strafe für die grauſamen Bedrükkungen des unglükklichen Bauern-

ſtandes, deren man ſich im polniſchen Reiche allenthalben ſchuldig gemacht *).

Zwar ſtimmte es wenig mit dem Gelübde, den Dienſt Mariens weiter zu verbreiten, daſſ der König bald darauf allen nicht katholiſchen Chriſten in ſeinem Reiche vollkommene Freiheit ihres Glaubens und ungehinderte Ausübung ihres Gottesdienſtes feierlich zuſagte; aber hatte jenes Gelübde, das er der Himmelskönigin darbrachte, die Herzen des katholiſchen Volkes mit einer unglaublichen Begeiſterung erfüllt, ſo wandte ihm dieſe Zuſage auch die Gemüther der zahlreichen Nichtkatholiken zu und wirklich brauſte der Sturm gegen die Schweden durch das ganze Reich.

Unter ſolchen Umſtänden war Karl Guſtavs Lage in der That bedenklich genug. Aber ſein Heldenmuth hielt der Ungunſt des Geſchikkes ſtandhaft die Waage. Kühn ging er dem polniſchen Heere entgegen und errang bei Golomb einen Sieg. Dann drang er gegen Zamosc und Jaroslaw vor. Als aber nun eine öffentliche Kundmachung den Abfall des polniſchen Kronheeres von der ſchwediſchen Sache ausſprach, als auch die letzten polniſchen Heeresabtheilungen und endlich auch die Litthauer unter Sapieha den Helden verließen, die Samayten ſich gegen ihn empörten, die Moskowiten Liefland angriffen, und ganz Polen in hellen Flammen gegen ihn ſtand, da zog er ſich langſam gegen Warſchau zurükk. Nur ſelten gelang es den Polen, in offener Feldſchlacht eine ſchwediſche Heeresabtheilung zu beſiegen; wo Karl Guſtav ſelbſt ihnen entgegentrat, vermochte ihre Ueberzahl nichts gegen des Feldherrn Klugheit und der ſchwediſchen Krieger Tapferkeit. Unter beſtändigen Kämpfen gelangte er nach Warſchau. Noch verſuchte er durch angedrohte Strenge den polniſchen Aufruhr zu dämpfen. Er ließ die Namen der Haupturheber des Aufſtandes an den Galgen ſchlagen und ſetzte hohe und lokkende Preiſe auf den Kopf jedes abtrünnigen Edelmanns. Umſonſt! Eben ſo willig als man ſich ihm vor einem Jahre unterworfen hatte, eben ſo ſtarr und feſt beharrte man jetzt im Abfalle von ihm. — Johann Kaſimir rükkte mit einem

---

*) Puffendorf l. c. lib. VI. §. 30.

Heere von vierzigtauſend Kriegern herbei, welchem des Schweden gar ſehr zuſammengeſchmolzene Macht in keiner Weiſe mehr gewachſen war. Er muſſte Warſchau verlaſſen und zog durch Groß-Polen nach Preußen, nachdem er eine zwar kleine, aber tapfere Beſatzung unter dem Feldmarſchalle Wittenberg in der Stadt zurükkgelaſſen hatte. Beinahe neun Wochen hielten ſich die Schweden in Warſchau gegen das übermächtige Heer der Belagerer. Erſt am 30. Heumonds (1656) wurde die Stadt unter ehrenvollen Bedingungen übergeben, und freudig hielt Johann Kaſimir ſeinen Einzug.

Indeſſen verzweifelte Karl Guſtav keineswegs. Vielmehr dachte er ernſtlich daran, ſich mit dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm noch enger zu verbinden. Denn der Königsberger Vertrag, meinte er ſelbſt, werde nicht lange halten. War doch der Kurfürſt beinahe mit Gewalt dazu gezwungen worden. Deſſhalb ließ der König ſchon ſeit der Mitte des Neujahrmonds durch den Kanzler Erich Oxenſtjerna um eine genauere Verbindung mit Friedrich Wilhelm unterhandeln und ihm einen bedeutenden Theil Großpolens als erbliches Königreich antragen, wofern er Schwedens Waffen mit aller Kraft unterſtützen wolle.

Friedrich Wilhelm erkannte ganz die hohe Bedeutung der Zeitverhältniſſe für ſeine Hoffnungen und Entwürfe. Johann Kaſimir hatte ihn von ſeiner Rükkehr nach Polen ſofort durch eine feierliche Geſandtſchaft benachrichtiget. Er hoffe, der Kurfürſt werde Polen nicht ungetreu geworden ſein, ließ er ihm ſagen, und forderte ihn dringend auf, mit ihm gemeinſam das Schwert gegen den Reichsfeind zu wenden. Auch der Großfürſt von Moskau und der Tartachan ſandten zu ihm, und mahnten ernſtlich von einer nähern Verbindung mit Schweden ab. Und als nun Karl Guſtav vor dem immer mächtiger anſchwellenden Sturme aus Polen weichen muſſte, als er, nach Preußen zurükkgekehrt, alle ſeine Kräfte aufbot, um Danzig zu gewinnen, das mit ſeltener Treue und großer Aufopferung der Sache Polens ergeben blieb; als endlich die Kunde kam, daſſ Warſchau ſich ſchwerlich lange gegen Johann Kaſimir werde halten können: da wäre wol ein minder großer Geiſt kaum noch zweifelhaft

geweſen, welcher Partei er ſich anſchließen ſollte. Immer dringender wurden die Mahnungen des Polenkönigs, immer geringer Schwedens Hoffnungen. Und wenn nun Schweden unterlag, auf weſſen Beiſtand ſollte der Kurfürſt zählen, um vor Polens Rache geſchützt zu ſein, das gewiſſ jede Rükkſicht gegen den Bundesgenoſſen des Reichsfeindes aus den Augen ſetzen würde? — Zwar hatte er ſchon im Hornung mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniſſ geſchloſſen, aber ſelbſt wenn dieſe Macht einen ernſtlichern Willen gehabt hätte, ihren Bundesgenoſſen zu unterſtützen; was konnte das entlegene Frankreich ihn gegen den nahen Angriff Polens helfen? — Alle dieſe Bedenklichkeiten entgingen dem Kurfürſten nicht, und eben darum vermied er auch ſorgfältig den Schein, als ob er gegen Polen feindſelig auftreten wolle, und vertröſtete die Geſandten Johann Kaſimirs mit friedlichen Verſicherungen. Der Krieg zwiſchen Polen und Schweden gehe ihn zwar eigentlich nichts an; jedoch ſei er nicht abgeneigt, mit ſeiner ganzen Macht für Polen aufzutreten, wenn dieſes ihm die Koſten erſetzen und ihn gegen Schweden ſchützen wolle (Lenzmond 1656). — Nach den Erfolgen, die der polniſche Aufſtand herbeigeführt, konnte kaum noch die Frage ſein, wohin die ſiegreiche Entſcheidung ſich neigen würde, wenn der Kurfürſt nun wirklich ſeine ganze Macht zum Beiſtande Polens aufgeboten hätte. Aber welchen Gewinn würde ihm ein ſolches Opfer gebracht haben, das jedenfalls einen ſchweren Kampf und wahrſcheinlich die gänzliche Verheerung Preußens herbeigeführt hätte? — Was polniſche Verſprechungen auf ſich hatten, kannte Friedrich Wilhelm aus der Geſchichte und aus eigener Erfahrung. Waren die Schweden erſt durch ſeinen Beiſtand aus Polen vertrieben, ſo würde man ſchwerlich die Zuſagen erfüllt haben, die nur von dem drängenden Augenblikke der Gefahr gut geheißen worden. In der That, Friedrich Wilhelm durfte eine gänzliche Beſiegung der ſchwediſchen Macht in dieſem Zeitpunkte nicht wünſchen. Aber eben ſo wenig konnte ihm der Untergang Polens und ein vollſtändiger Sieg Schwedens angenehm ſein. Karl Guſtav hatte ſeine Geſinnung und ſeine Abſichten zu klar enthüllt, als daſſ dem weit um ſich blikkenden Kurfürſten nicht bange

davor geworden wäre. Die ſchwediſche Lehenkutte war, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht leichter zu tragen, als die polniſche und bei dem augenfälligen Streben der nordiſchen Macht, die ganze Oſtſeeküſte zu beherrſchen, ließ es ſich wol vorausſehen, daſſ ſie darauf ausginge, ganz Preußen in ihre Gewalt zu bekommen und Brandenburg für dieſen unerſetzlichen Verluſt durch einige größere oder kleinere Landgebiete in Polen zu entſchädigen. Das Beiſpiel, welches Schwedens Staatskunſt in Bezug auf Pommern gegeben, war lehrreich und warnend genug. Deſſhalb wünſchte Friedrich Wilhelm keinem der beiden kriegführenden Mächte **ernſtlich** zu helfen. Seine Abſicht ging dahin, ſie unter einander ſich ſchwächen zu laſſen und dann jedesmal die ſchwächere Partei zu ergreifen, um ein entſcheidendes Uebergewicht der ſtärkeren zu verhindern. Auf dieſe Weiſe durfte er hoffen, bald von der einen, bald von der andern Seite bedeutende Zugeſtändniſſe zu erhalten und wo nicht mehr, ſo doch wenigſtens ſein preußiſches Herzogthum von jeder fremden Lehenhoheit zu befreien. Und da wäre er nun allerdings vor der Hand am liebſten parteilos geblieben, um ſich in dieſer Stellung für jeden Theil gleich wichtig zu machen oder wenigſtens abzuwarten, welche Rolle ihm der fernere Verlauf des Krieges als die vortheilhafteſte anweiſen würde. Aber Karl Guſtav ließ ihm dazu nicht Zeit. Nach echter Heldenart war der Schwedenkönig um ſo weniger zur Nachgiebigkeit oder gar zur Schüchternheit geneigt, je mehr ihm das Glükk den Rükken gewandt zu haben ſchien. Im Blütenmonde ließ er zu Marienburg ſehr thätig mit dem Kurfürſten um ein Bündniſſ unterhandeln. Polen ſollte, ſeinem Plane gemäß, zertheilt werden. Er ſelbſt wollte ſich mit dem polniſchen Preußen, Samayten und Krakau begnügen. Litthauen ſollte an Moskau fallen, Reußen und Maſowien dem Könige Johann Kaſimir auf Lebenszeit verbleiben, das übrige aber zwiſchen dem Kurfürſten, dem Fürſten von Siebenbürgen und den Koſaken getheilt werden. — Immer noch war dieſe Theilung Polens nicht ſo ſchlimm, als die von 1793. Sie ließ doch wenigſtens **ein** Stükk übrig, um einen ſchwachen Schimmer des ehemals ſo großen polniſchen Reiches zu bewahren. Friedrich

Wilhelm, ſo angenehm es ihm geweſen wäre, durch eine bedeutende Beſitzung in Polen, die längſt gewünſchte Verbindung zwiſchen Preußen und den Marken und Pommern bewerkſtelligt zu ſehen, erinnerte dennoch gegen dieſen Plan, daſſ eine Zerſtükkelung Polens ſich ſchwerlich dürfte ausführen laſſen. Aber Karl Guſtav verlangte auf dieſe Einwendung die Beantwortung der entſcheidenden Frage: ob der Kurfürſt Freund oder Feind ſei? Großpolen und Ermland ſolle ihm verbleiben. Mehr aber dürfe er nicht fordern. Es ſtände mit Schweden bei weitem ſo hoffnungslos nicht, als der Kurfürſt meine. Denn unter den Polen herrſche, wie gewöhnlich, Uneinigkeit und Zerwürfniſſ. Dem Könige Johann Kaſimir ſei in der That nur die geringere Partei ergeben, während die größere, unter der Leitung des Fürſten Lubomirsky daran denke, Polen eine Verfaſſung zu geben, nach welcher kein König mehr, ſondern allein der Adel herrſchen ſollte. Dem Kurfürſten blieb jetzt nicht viele Zeit zur Ueberlegung. Die ſchwediſchen Kriegsvölker ſtanden in der Nähe und konnten in jedem Augenblikke mit gewaffneter Hand das Herzogthum Preußen anfallen. Wollte er nicht offenbar gegen Schweden ſein, ſo muſſte er ſich für dasſelbe erklären. Und ſeiner Anſicht gemäß, der ſchwächern Partei zu helfen, um das Uebergewicht der ſtärkeren zu verhindern, that er es am 25. Heumonds 1656 durch das zu Marienburg abgeſchloſſene Bündniſſ mit Schweden. Man vereinigte ſich zur Wiederherſtellung eines ſichern Friedens in Polen. Der Kurfürſt verpflichtete ſich zum Kampfe gegen alle Feinde Schwedens, mit Ausnahme des Großfürſten von Moskau und des Herzogs von Kurland, ſeines Schwagers. In Preußen ſei der Oberbefehl dem Kurfürſten, in Polen dem Könige überlaſſen. Der Kurfürſt verſprach überdieß dem Könige mit viertauſend Kriegern und in dieſem Jahre mit ſeiner ganzen Macht beizuſtehen, wogegen der König ihm einen Beiſtand von ſechstauſend Kriegern verhieß. Außerdem erlangte Friedrich Wilhelm noch einige günſtigere Beſtimmungen in Bezug auf den Lehenvertrag und die Zuſicherung der erblichen unbeſchränkten Landeshoheit über die Gebiete von Poſen und Kaliſch, ſowie über Lencicz und Sieradien und das Land Wielun.

Friedrich Wilhelm hielt es der Klugheit für angemeſſen, die Vollziehung dieſes Vertrages ſowol dem Kaiſer, als dem Könige von Polen anzuzeigen. Gegen den letzteren äußerte er, die Uebermacht Schwedens, der er nicht widerſtehen könne, und Polens Drohungen hätten ihn zu dieſem Schritte bewogen. Er müſſe ſich den Schweden wol in die Arme werfen, da der polniſche Feldherr Czarneczky bereits Befehl erhalten habe, ihn feindlich zu behandeln. Auch hätte des Königs Gelübde, den Dienſt Mariens überall in ſeinem Reiche zu verbreiten, ihn für die Freiheit der evangeliſchen Kirche in Preußen mit gerechter Beſorgniſſ erfüllen müſſen. — Aber alle dieſe Gründe waren nicht ſtark genug, um des Königs Unwillen zu dämpfen. Es ſei unwahr, erwiderte er dem Kurfürſten, daſſ Czarneczky Befehl erhalten habe, Preußen feindlich zu behandeln. Das polniſche Reich denke an keine Feindſchaft gegen den Kurfürſten. Wol aber zeige dieſer jetzt ſeine wahre Geſinnung. Er möge nun binnen drei Tagen ſein Heer über die polniſche Gränze zurükkziehen, ſonſt werde man jede Verbindung als aufgehoben betrachten und den Kurfürſten wirklich als Feind behandeln. — In ähnlichem Tone und noch ſtärkere Drohungen enthaltend, erließ der König noch mehre Schreiben an Friedrich Wilhelm, die in ſehr gemeſſenen Ausdrükken eine ungeſäumte Rükkehr zu Polen von ihm forderten. Auch der Erzbiſchof von Gneſen forderte im Namen des polniſchen Reichsrathes daſſelbe. — Selbſt der Tartarchan und der Großfürſt von Moskau wiederholten ihre Abmahnungen. — An den letztern ſandte der Kurfürſt den Freiherrn von Eulenburg, deſſen geſchikkte Unterhandlungen es dahin brachten, daſſ der Czar ſich aller Feindſeligkeiten gegen Preußen zu enthalten verſprach.

In Polen ſtieg indeſſen der Unwille gegen den Kurfürſten von Tage zu Tage. Man hatte kein Mittel unverſucht gelaſſen, den Abtrünnigen durch Verſprechungen und Drohungen wieder zurükkzuführen. Aber Alles umſonſt! Friedrich Wilhelm antwortete zuletzt nicht mehr. Da ſandte der König Johann Kaſimir den Oberſten von Maydel mit einem Schreiben an die preußiſchen Stände nach Königsberg. War der Sinn des

Fürſten unbeugſam, ſo hoffte man deſto mehr Geneigtheit beim Volke zu finden. Man rechnete auf den alten Geiſt des Widerſpruches, der nie aufgehört hatte, ſich den Entwürfen des Landesfürſten entgegenzuſtellen, ſo lange Preußen bei Polen zu Lehen ging. Aber dießmal hatte man ſich ſtark verrechnet. Der Kurfürſt hatte in Preußen bereits eine ſolche Machtfülle errungen, daſſ die Oberräthe, denen Maydel das königliche Schreiben übergab, dasſelbe gar nicht einmal den verſammelten Ständen mittheilten, obgleich dieſe darum baten. Sie überreichten es dem Kurfürſten, der ſie deſſhalb belobte und den Ständen geradezu verbot, mit dem polniſchen Abgeſandten ſich irgend einzulaſſen. Und die Stände gehorchten faſt ohne Widerſpruch. So weit war es dem kräftigen Herrſcher ſchon gelungen, den ſonſt ſo regen Geiſt des Widerſpruchs mit ſtarker Hand zu zügeln. Die Stände, zweimal nach einander zum ordentlichen Landtage berufen, wagten es nicht mehr, in früher gewohnter Weiſe ſich dem Willen des Landesherrn zu widerſetzen. Und dieſer hatte es nicht einmal für nöthig gehalten, ſie von dem Vertrage, den er zu Marienburg mit Schweden geſchloſſen, durch das Einberufungsſchreiben (28. Lenzmonds 1656) zu benachrichtigen. Er wünſche, hatte er geſagt, ihren Beiſtand nur zur Errichtung eines Gerichtshofes, um den ewigen Beſchwerden abzuhelfen, und ferner wolle er ihren Rath über eine neue Steuereinrichtung vernehmen. Es würde ihm lieb ſein, wenn die Abgeordneten nur in kleiner Anzahl, aber mit unbeſchränkter Vollmacht verſehen, erſcheinen möchten, damit der Landtag in drei Wochen beendet ſein könnte. Auch möchte man ſolche Angelegenheiten, die in dem Ausſchreiben nicht genannt wären, für dießmal nicht zur Berathung bringen. — Einige Kreiſe gehorchten ohne Widerrede dieſer Vorſchrift, andere ſchärften ihren Abgeordneten ein, genau über die Rechte und Freiheiten des Landes zu wachen, und nichts zu bewilligen, was dieſe gefährden könnte. Aber ſchon dieſe Uneinigkeit erleichterte dem Fürſten das Spiel, und er erhielt vollkommen, was er gewünſcht hatte, nämlich neue Steuerbewilligungen und Geldopfer. Die Stände wagten nur in ſehr beſcheidenem und bittendem Tone, daſſ ihre dießmaligen Bewilligungen, welche

die dringendſte Gefahr ihnen abgezwungen, nicht für die Zukunft ihnen zum Nachtheile gereichen möchten. Es giebt, ſprachen ſie, in dieſen unſeligen Zeiten, welche dem armen Lande ſein beſſtes Vermögen genommen, keinen Stand, deſſen Freiheiten und Gerechtigkeiten nicht merklichen Einbruch und Schaden erlitten. Die Dienſtpflichtigen und Landſoldaten ſeien „den theuern Landesverfaſſungen ganz zuwider" außerhalb Landes weggeführt und überhaupt in andern Stand geſetzt, das ganze Land habe durch die immerwährenden Durchmärſche, Einlagerungen und Kriegsſteuern unendlich viel gelitten und es beſonders ſehr ſchmerzhaft empfunden, daſſ die Kriegſteuern, ohne vorhergeforderte Verwilligung der Stände, bloß auf Befehl der einzelnen Amtleute eingefordert, und ohne Unterſchied durch abgeſchikktes Kriegsvolk mit Gewalt eingezogen worden ſeien. Man flehe daher Seine Kurfürſtliche Durchlaucht demüthigſt an, gnädigſt zu geruhen, das, was das Unheil dieſer ſchweren Zeiten durch die äußerſte Noth, der Landſchaften wohl hergebrachten Freiheiten, Gewohnheiten, Verfaſſungen, Rechten und Gerechtigkeiten, nachtheilig aufbürden wollen, für die Zukunft zu keiner Folgerung zu ziehen *).

Gern bewilligte der Fürſt den Ständen neue Buß- und Bettage, die ſie abermals für nöthig erachteten, um den zürnenden Himmel zu verſöhnen. Aber ihre wiederholte Bitte um Entfernung des irrgläubigen Dr. Dreier blieb nach wie vor unerfüllt und auf die Klage über den ſchweren Drukk des Landes erwiderte er, die Stände hätten Frieden mit Schweden gewünſcht, ſo müſſten ſie ſich auch jetzt die Folgen desſelben gefallen laſſen.

In der That war der Zuſtand des Herzogthums Preußen ſchon jetzt beklagenswerth genug. Nicht allein, daſſ nahe an zwanzigtauſend Mann kurfürſtlicher Soldaten im Lande ſtanden, deren Unterhalt den Bewohnern zur Laſt fiel; auch Schweden und Polen brandſchatzten und plünderten umher. Der Bauer muſſte ſeine Pferde vom Pfluge ſpannen, um ſie den Reitern

*) Ständiſches Bedenken vom 6. Mai 1656 (Beilage LX. bei Baczko, Buch 12.)

zu überlaſſen und das Landesaufgebot entzog dem Akkerbau Tauſende von thätigen Händen. An manchen Orten entfloh das Landvolk in die Wälder oder über die polniſche Gränze, um nur dem immer höher ſteigenden Elende zu entgehen. Zahlloſe Felder blieben unbebaut liegen, und die täglich zunehmende Theurung der Lebensbedürfniſſe ließ eine nahe Hungersnoth befürchten. Viehſeuchen nahmen überhand, denen ſich bald auch anſtekkende und verheerende Krankheiten unter den Menſchen zugeſellten, ſo daſſ Preußen ſchon jetzt einen Vorſchmakk von dem Jammer bekam, dem die Marken ſo viele Jahre unterlegen hatten. Dazu nun noch der Uebermuth und die Rohheit des Kriegsvolkes, die faſt unerſchwinglichen Abgaben und die Furcht, daſſ alle dieſe Leiden ſich noch ſteigern dürften, wenn es den erbitterten Polen gelang, die ſchwediſch-brandenburgiſche Macht vollends niederzuwerfen! —

Denn die Entſcheidung ſchien nahe. Auf die Kunde von Warſchaus Bedrängniſſ wollte Karl Guſtav anfangs der belagerten Stadt zu Hilfe eilen. Dazu aber kam er zu ſpät und in offener Feldſchlacht ſollte nun der Kriegswürfel fallen. Das ſchwediſche Heer ſtand bei Novodwor am Zuſammenfluſſe des Bug und der Weichſel. Es zählte wenig über 12,000 Mann und war nur durch ſeine feſten Verſchanzungen einigermaßen vor der großen Uebermacht des Feindes geſichert. Denn das polniſche Heer war in Vereinigung mit den Tartaren bis über 100,000 Krieger angeſchwollen, von denen etwa 40000 in und um Warſchau ſtanden. Aber eben im praleriſchen Vertrauen auf ihre Uebermacht hielten ſie ſich des Sieges ſo gewiſſ, daſſ ſie nicht einmal dem Kurfürſten ernſtliche Hinderniſſe in den Weg legten, als dieſer jetzt mit achttauſend Brandenburgern durch Maſowien eilte, um ſich mit Karl Guſtav zu vereinigen. Zwar machte der litthauiſche Unterfeldherr Gonſiewsky einen geringen Verſuch, den Kurfürſten aufzuhalten, zog ſich aber ſchleunig zurükk, als Karl Guſtav ſein Lager verließ, um dem Bundesgenoſſen Hilfe zu bringen. Die Angabe der Stärke des vereinigten brandenburgiſchen und ſchwediſchen Heeres ſchwankt ſehr bedeutend zwiſchen der Zahl von 16000 bis 25000 Kriegern.

Wie dem auch ſei, die Polen blieben ihnen jedenfalls um die Hälfte überlegen. Freilich hatten ſchwediſche Heere im dreißigjährigen Kriege oft eben ſo ungleichen Kampf und mit beſſeren Feinden angenommen und ſiegreich beſtanden. Dennoch wünſchte der vorſichtige Kurfürſt eine gewaltſame Entſcheidung zu vermeiden, und verſuchte durch den franzöſiſchen Geſandten noch jetzt eine friedliche Auseinanderſetzung zu bewirken. Selbſt Karl Guſtav widerſetzte ſich dieſem Schritte nicht. Aber die Polen, im allzu ſtarken Vertrauen auf ihre Uebermacht und von nichts als Siegen träumend, verſchmähten alle weitere Unterhandlung. „Es ſei jetzt zum Unterhandeln und Vertragen keine Zeit mehr", erwiederte Johann Kaſimir, „zur willkommenen Stunde habe ſich der Kurfürſt dem ſtrafenden Arme ſeines Lehenherrn entgegengeſtellt, und wenn er jetzt ſelbſt zu des Königs Füßen um Gnade flehen wollte, ſo dürfte er ſchwerlich mehr Gehör finden. Ein ewiger Kerker, wo weder Sonne noch Mond ihm ſchienen, ſolle der Lohn für ſeinen Verrath ſein."

Auf ſolche Sprache konnten allerdings nur Schwertſtreiche antworten und die Antwort wurde raſch und vollſtändig ertheilt. Am ſieben und zwanzigſten Sommermonds (1656) führten Karl Guſtav und Friedrich Wilhelm ihr vereinigtes Heer über den Bug auf das öſtliche Ufer der Weichſel und rükkten dem Feinde entgegen, der ſich in ſeinen Verſchanzungen vor Praga unüberwindlich dünkte. Sogleich ward der Plan zur Schlacht entworfen. Rechts ſtellte ſich der König mit ſeinen Schweden, links der Kurfürſt mit den Brandenburgern auf, denen noch einige ſchwediſche Schaaren beigegeben waren. Die brandenburgiſchen Reiter befehligte Waldekk, Fußvolk und Geſchütz der kriegskundige Sparr. Der nächſte Morgen (28. Sommermonds) eröffnete das blutige Trauerſpiel.

Einen eigenen Anblikk mochten die beiden feindlichen Heere gewähren. Eine Kriegstracht, die durch Farbe und Schnitt den Soldaten des einen Heeres von dem des andern unterſchied, ſcheint damals noch nicht üblich geweſen zu ſein. Das Fußvolk war in weite, faltige Rökke gekleidet, die mit großen zinnernen Knöpfen verziert waren. Unter dem Rokke ſchützte ein Wamms

von ſtarkem Leder Bruſt, Nakken und Arme. Kugeltaſche und Degen hingen an breiten Wehrgehängen von den Schultern. Den Kopf bedekkte ein Filzhut, und bunte Bandſchleifen zierten die weiten, kurzen Hoſen und die Schuhe. Eine buntangeſtrichene Gabel, auf welche das Schießgewehr beim Abfeuern geſtützt wurde, trug jeder Fußſoldat bei ſich. Die Reiter trugen ein Lederwamms und darüber einen Bruſtharniſch. Den Unterleib ſchirmte und zierte eine farbige Scherpe, den Kopf ein ſchwarzer, zweikrempiger Filzhut mit einem Federbuſch. Nicht ſo wohlbekleidet erſchienen die preußiſchen Landſoldaten (Wibemezen), die auch bei Warſchau mitfochten. Sie waren nur mit Leinwandkitteln bekleidet und mit langen Spießen bewaffnet. Aber in dieſen Trachten ſahen Schweden, Brandenburger und Polen einander ſo ähnlich, daſſ das verbündete Heer es für nöthig fand, ſich durch Strohbüſchel kenntlich zu machen, die auf die Hüte geſtekkt wurden. Die Brandenburger befeſtigten Eichenlaub daneben, um ſich von den Schweden zu unterſcheiden *). — Das Zeichen zum Angriffe ward gegeben und das Loſungswort „In Gottes Namen!“ hallte von Mund zu Munde.

Die polniſche Vorhut, die den nahenden Feind zurükkhalten ſollte, wurde bis in das Lager gedrängt und die Verſchanzungen ſelbſt angegriffen. Aber ein furchtbares Stükkfeuer empfing hier das verbündete Heer, und die einbrechende Nacht gebot den ermüdeten Kämpfern Halt. Blutiger und ernſtlicher ſchon tobte die erneuerte Schlacht am folgenden Tage. Mit ſtürmender Hand entriſſ der Kurfürſt den Polen eine wichtige Anhöhe und hielt ſich hier den Tag über gegen die wildeſten Angriffe des Feindes. Zweitauſend Tartaren fielen ihn bald im Rükken, bald in der Seite an, und das polniſche Fußvolk brach aus ſeinen Verſchanzungen hervor, die wichtige Stellung wiederzugewinnen. Vergebens! die Brandenburger wankten nicht, von ihren ſiegkundigen Kampfgenoſſen herzhaft unterſtützt. Und noch einmal verzögerte die einbrechende Nacht und die Ermüdung der Streiter die Entſcheidung. Dieſe war erſt dem dritten Schlachttage vor-

*) König a. a. O. T. II. S. 491.

behalten, an welchem die brandenburgiſche Tapferkeit in ihren hellſten Stralen leuchtete. Während Sparr die Feinde aus dem Walde trieb, der ſich neben Praga ausbreitete, und die Schweden wakker vorwärts drangen, erſtürmte der Kurfürſt in kühnem Angriffe die Höhen, auf welchen das polniſche Geſchütz ſtand. Dieſe That entſchied den Ausgang des Kampfes. Von den eigenen Kugeln begrüßt, verließ das polniſche Fußvolk in großer Unordnung ſeine Stellung am Fuße der verlorenen Höhen. Immer größer ward die Verwirrung, immer ſtürmender drängte Sparr den wankenden Feind, immer furchtbarer ſchmetterten die Kugeln in die Reihen der Fliehenden. Aufgelöſt und zertrennt eilte das geſchlagene polniſche Heer der Weichſelbrükke zu, um hinter Warſchaus Mauern Schutz zu ſuchen. Dahin waren Pralerei und Trotz, und weder des Königs Ermahnungen und Verheißungen, noch die Bitten und Beſchwörungen der Königin, die auf der Weichſelbrükke haltend dem blutigen Trauerſpiele zugeſehen hatte, brachte die Krieger mehr zum Stehen. Donnernd ging jetzt die Flucht über die Schiffbrükke — der König voran, ſein Heer ihm nach — und man eilte die Brükke zu zerſtören, um den verfolgenden Sieger aufzuhalten. — Johann Kaſimir dachte nicht daran, ſich in Warſchau zu vertheidigen. Er eilte davon und rettete ſich nach Lublin. Noch ſechs Meilen weit verfolgten die ſchwediſchen und brandenburgiſchen Reiter den flüchtigen Feind; dann nahm das vereinigte Heer, ohne fernern Kampf, von Warſchau Beſitz (31. Sommermonds). Die Stadt unterlag der Plündrung und der Soldat machte willkommene Beute. Den Kurfürſten aber reizten mannichfache Kunſtwerke, die er in den königlichen Schlöſſern vorfand, und er führte einen Theil davon als Siegeszeichen mit ſich.

Die Schlacht bei Warſchau ſchien Polens Schikkſal entſchieden zu haben. Das Heer war zerſtreut, das Volk beſtürzt, der König in ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Noch von früher her befanden ſich viele wichtige Plätze in ſchwediſcher Hand, und wenn Karl Guſtav, der gewaltige Kriegsheld, ſeinen Sieg raſch und vollſtändig benutzte, ſo war für Polen kaum noch Rettung zu hoffen, und die Zerſtükkelung des Reiches wäre wahrſcheinlich

in ähnlicher Art erfolgt, wie der Schwedenkönig ſie bereits beſchloſſen hatte. Aber derſelbe Fürſt, welchem der König hauptſächlich den glänzenden Sieg verdankte, hinderte ihn, die Früchte des Sieges zu brechen. Friedrich Wilhelm wollte Polen nicht vernichten, Schweden nicht übermächtig werden laſſen. Der Zuwachs an Landgebiet, welchen die Verträge zu Königsberg und Marienburg ihm verhießen, blieb immer nur ein unſicherer Beſitz, der beſtändig mit dem Schwerte bewacht werden muſſte. Denn hatte nicht die eben erlebte Erhebung Polens bewieſen, wie viel leichter es ſei, dieſes Land zu überwältigen, als für die Dauer zu unterdrükken? waren nicht ewige Aufſtände und Empörungen zu befürchten, wenn Polens Verfaſſung vernichtet und das Land zerſtükkelt würde? Und ſelbſt in dem Falle, daſſ es gelang, die Polen im Zaume zu halten, ſo blieb der Kurfürſt, trotz ſeines vergrößerten Landgebietes, doch in Bezug auf Preußen immer nur Lehenträger — und zwar Lehenträger eines mächtigen Nachbarn, der mit bei weitem kräftigeren Willen, als Polen, ſeine Vortheile zu verfolgen wuſſte. Polen war eitel, praleriſch und anmaßend, aber Schweden hochſtrebend, thatkräftig und klug. Lehenträger des heiligen römiſchen Reiches zu ſein, durfte dem hohen Sinne Friedrich Wilhelms nicht widerſtreben. Denn als Kurfürſt war er ein weſentlich bevorzugtes Mitglied dieſes Reiches und die Wahl des Kaiſers hing mit von ſeiner Stimme ab; überdieß verbürgten hier alte und neue Verträge eine ſolche Fülle von Unabhängigkeit, daſſ es bei weitem mehr als ein ehrender Vorzug, denn als eine Sclavenkette angeſehen werden durfte, des deutſchen Reiches fürſtliches Mitglied zu ſein. Aber Lehenträger einer auswärtigen Macht zu ſein, ſich in allen Bewegungen doppelt gehemmt und gebunden zu ſehen — das muſſte einem Geiſte unerträglich fallen, der zum Herrſcher geſchaffen war. Und dieſes verhaſſte Verhältniſſ zu löſen, dazu durfte ſchwerlich jemals ein günſtigerer Augenblikk wiederkehren, als der gegenwärtige. Die Warſchauer Schlacht hatte beiden Lehenherren des Kurfürſten, ſowol dem alten, angeſtammten, als dem neuen, aufgedrungenen, deutlich bewieſen, wie wichtig ſeine Freundſchaft und ſeine Feindſchaft ſei. Beide Könige bedurften

jetzt ſeiner, der eine, um ſeinen Sieg zu verfolgen, der andere, um dem Sieger zu widerſtehen. Und eben darum war es offenbar am klügſten, für keinen entſchieden Partei zu ergreifen, ſondern abzuwarten und nach Bewandtniſſ der Umſtände ſeinen Beiſtand um den höchſten Preis zu verkaufen.

Deſſhalb ſtellte der Kurfürſt den dringenden Aufforderungen des Schwedenkönigs, mit ihm vereint das letzte Widerſtreben Polens zu überwältigen, den Einwand entgegen, er glaube den Bedingungen des Marienburger Vertrages Genüge geleiſtet zu haben und der König könne es ihm nicht verdenken, wenn er nach Preußen zurükkkehre, um dieſes Land vor der Rache Polens zu ſchützen, denn Gonſiewsky mit den Litthauern und Tartaren nahe ſich den Gränzen des Herzogthums und drohe mit einem Einfalle. Doch wolle er dem Könige die Feſte Weichſelmünde erobern helfen, damit endlich Danzigs Trotz gebeugt werde. — Alſo der Kurfürſt: und nachdem er ſeinen Kriegern einige Tage Raſt nach den Anſtrengungen der Schlacht vergönnt, trennte er ſein Heer von dem ſchwediſchen und ging in ſein preußiſches Herzogthum zurükk. — Karl Guſtav war zu ſchwach, um den Feind allein zu verfolgen, und kehrte in das polniſche Preußen zurükk, ob es ihm hier vielleicht gelänge, Danzig zu bezwingen. — Dadurch gewannen die Polen Zeit ſich zu erholen. Um Johann Kaſimir ſammelten ſich die zerſtreuten Heerhaufen und neue Krieger ſtrömten herbei. Da der Feind die Vortheile des Sieges unbenutzt ließ, ſo vergaß man ſchnell der blutigen Lehre, die man bei Warſchau empfangen, und kehrte mit großer Leichtigkeit von zaghafter Muthloſigkeit wieder zum alten Uebermuthe zurükk. Die Erbitterung gegen den Kurfürſten, dem man mit vollem Rechte den Verluſt bei Warſchau hauptſächlich zuſchrieb, kannte kaum mehr Gränzen und die furchtbarſten Drohungen wurden laut. Anders dachte freilich Johann Kaſimir ſelbſt, der ſich nun überzeugt hatte, daſſ es zwar leicht ſei, einem großen Manne zu drohen, aber ſchwer die Drohung zu erfüllen.

Während deſſen ſuchte Friedrich Wilhelm aufs eifrigſte durch Geſandtſchaften und Unterhandlungen die Geſinnung der Hauptmächte Europas zu erforſchen und allenthalben, wenn es möglich

wäre, Freunde zu erwerben. Der Kaiſer, obgleich alt und müde, wollte doch Polen nicht untergehen laſſen und ward durch die Botſchaft der Warſchauer Schlacht nicht wenig beunruhigt. Er verſtärkte ſein Kriegsheer in Schleſien, um nöthigen Falls mit gewaffneter Hand für Polen einzuſchreiten. Dänemark, Schwedens alter Nebenbuhler, zeigte ſich geneigt, die Kriegsfahne auszuſtekken, und Holland hatte eine Flotte in die Oſtſee geſchikkt, um Danzig zu helfen. Der Großfürſt von Moskau aber fiel in Liefland ein und überraſchte den Kurfürſten zu Königsberg durch eine Geſandtſchaft, welche dieſem den ſeltſamen Antrag machte, des preußiſche Herzogthum von Ruſſland zu Lehen zu nehmen. Daran hatte der Kurfürſt natürlich auch nicht von ferne gedacht und er bemühte ſich nun, die Holländer dahin zu bringen, daſſ ſie den Czaar in ſeinen Gränzen halten möchten, damit die Chriſtenheit durch ihn keinen Schaden nähme. — Frankreich, Schwedens alter Bundesgenoſſe, war auch jetzt die einzige Macht, die es ernſtlich mit Karl Guſtav hielt.

Aber wie drohend auch ringsum die Wolken emporzogen, die nächſte Gefahr hatte der Kurfürſt doch allemal von Schweden zu befürchten, dem ſeine Lande offen lagen. Obwol er dem Könige Karl Guſtav nicht traute und immer befürchtete, dieſer werde mit Polen einen einſeitigen Frieden ſchließen und ſeinen ehemaligen Bundesgenoſſen der Rache des alten Lehenherrn überlaſſen — eine Befürchtung, die bei des Schwedenkönigs offener und biederer Geſinnung offenbar ungerecht war — ſo hielt er es doch für das angemeſſenſte, ſich noch nicht von Schweden zu trennen, ſondern vielmehr durch erneuerte Bundesgenoſſenſchaft von dieſer Seite her die größtmöglichen Vortheile ſich zuzuſichern. Denn jeder leiſe Verſuch, ſich Polen zu nähern, um einen erwünſchten Frieden zu erlangen, ſcheiterte jetzt an der heftig gereizten Stimmung dieſes Volkes, das nichts als Rache verlangte. Karl Guſtav verweilte in Frauenburg. Dorthin ſandte Friedrich Wilhelm den Grafen Otto von Schwerin (24. Herbſtmonds). Des Geſandten Auftrag lautete dahin, die Unabhängigkeit Preußens und den Beſitz Ermlands als Preis einer fernern Verbindung mit Schweden aufzuſtellen. Der König ſah

ſelbſt ein, daſſ die früheren Verträge mit dem Kurfürſten keine Bürgſchaft für ein erneuertes Bündniſſ abgeben könnten. Und als der ſchwediſche Kanzler den Grafen von Schwerin fragte, welche Punkte des Königsberger Vertrages denn der Kurfürſt abgeändert wünſchte? antwortete dieſer: den ganzen Vertrag! und ſtellte als erſte Bedingung eines engeren Bündniſſes Preußens Unabhängigkeit auf. Davon wollten die Schweden vor der Hand durchaus nichts wiſſen und ſo zerſchlugen ſich die Unterhandlungen.

Während deſſen drohten alle Vortheile, welche Karl Guſtav noch in Polen zu bewahren gewuſſt, allmälig verloren zu gehen. Der Adel Klein-Polens erhob ſich zur Vertheidigung des Vaterlandes und belagerte Krakau, die alte Hauptſtadt des Reiches, die noch von den Schweden beſetzt war und tapfer vertheidigt wurde. Johann Kaſimir zog gegen Warſchau und eroberte es nach kurzem Widerſtande. Vom lauteſten Jubel des Volkes begrüßt, hielt er einen ſiegprangenden Einzug in ſeine Hofburg und die verlorene Schlacht ſchien nur die allgemeine Begeiſterung verdoppelt und jede Kraft des Volkes entflammt zu haben. Bald fiel auch Kaliſch, obgleich Karl Guſtav dieſer Stadt Entſatz zuſchikkte. Die heranrükkenden Schweden, an Zahl den Belagerern bei weitem nicht gewachſen, erlitten im Angeſichte der Stadt eine Niederlage und muſſten ſich zurükkziehen. Kaliſch war nicht zu retten. Und während Danzig alle Erbietungen des Kurfürſten ausſchlug, für dieſe Stadt einen vortheilhaften Vertrag mit Schweden zu vermitteln, während es, von den Holländern mit 13000 Kriegern unterſtützt, in ſeiner muthigen Vertheidigung unverändert fortfuhr, zog der Kronfeldherr Czarneczky die Weichſel herab und drohte Weſtpreußen anzugreifen. Die meiſten dieſer Begebenheiten trugen ſich ſchon im Laufe des Aerndtemonds zu. Der Weinmond aber brachte namenloſes Elend und unendlichen Jammer über das Herzogthum Preußen. Gonſiewsky, der Litthauer Feldherr, hatte ſich mit ſeinen Schaaren, denen ſich auch die wilden Tartarenſchwärme beigeſellt, ſchon bald nach der Warſchauer Schlacht den Gränzen des Herzogthumes genähert. Es hätte ein ungeheures Kriegsheer dazu gehört, um die weit ausgedehnte, offene Gränze des Landes gegen den anrükkenden

Feind zu dekken. Alle Streitkräfte des Kurfürſten würden dazu nicht hingereicht haben. Indeſſen war der Herzog von Meklenburg mit einem aus Schweden und Brandenburgern gemiſchten Heere in Maſowien längs den Flüſſen Bug, Narew und Piſſek, als Preußens Wächter aufgeſtellt. Aber Gonſiewsky zog mit beflügelter Eile im Rükken dieſes Wächters durch Podlachien gegen die Gränze von Sudauen. Sein Herr zählte zwanzigtauſend Krieger, die großentheils aus Tartaren beſtanden. Die Schrekkensbotſchaft von dem Herannahen des furchtbaren Feindes erfüllte alle Herzen mit Angſt und Bangen. Schnell ward an Mannſchaft zuſammengerafft, ſo viel die Eile verſtattete, um dem Angriffe einen wehrhaften Damm entgegenzuſtellen. Der ſchwediſche Feldherr Niederhelm vereinigte ſeine Schaaren mit den Brandenburgern und Preußen, welche der Graf von Waldekk und der litthauiſche Fürſt Boguslaw von Radzivil führten. Radzivil war von Anfang an auf des Kurfürſten Seite getreten und hatte ſich ſelbſt durch den Verluſt ſeiner Güter in der Treue gegen den ſelbſtgewählten Herrn nicht wankend machen laſſen. Aber das vereinigte ſchwediſch-brandenburgiſche Heer war dennoch kaum zur Hälfte dem andringenden Feinde gewachſen. Deſſenungeachtet hätten Tapferkeit und Kriegskunde die mangelnde Anzahl erſetzen mögen, wenn man nicht unvorſichtig genug geweſen wäre, die eigene Kraft durch eine gar zu ausgedehnte Stellung zu zerſplittern. Längs dem Lykfluſſe waren Verſchanzungen aufgeworfen, in welchen man ſich meinte halten zu können, bis der ſchwediſche Feldherr Stenbokk, der bereits mit ſeinen Schaaren unterwegs war, Verſtärkung bringen würde. Niederhelm ſtand mit den Schweden bei dem Dorfe Proſtken; weiter aufwärts die Preußen und Brandenburger. Am achtzehnten Weinmonds brauſte der Feind daher und griff ſofort die Stellung der Schweden an. Ihres alten Ruhmes würdig fochten die nordiſchen Männer, aber ihre Anzahl war zu gering und ihre Verſchanzungen nicht ſtark genug, um den wilden Sturm der Tartaren zu hemmen. Faſt alle ſchwediſche Krieger fielen im blutigen Gefechte; ihr Feldherr und einige Befehlshaber wurden gefangen. Mit verdoppelter Wuth wurden nun die Bran-

denburger und Preußen angegriffen und erlitten daſſelbe Schikkſal. Radzivil war der letzte, der an Flucht dachte. Mit dem Degen in der Fauſt wollte er ſich und den Seinen einen ehrenvollen Rükkzug erkämpfen. Aber auch er wurde übermannt und gefangen. — Kaum zweitauſend Streiter entrannen der furchtbaren Niederlage. Nun ſtand Preußen wehrlos den bluttriefenden Tartarenhorden offen und der Wehruf, der vom Schlachtfelde durch das Land erſcholl, hallte herzzerſchneidend bis in die Hauptſtadt hinein. Landvolk und Städter flüchteten in die Wälder oder nach Königsberg, um der blutigen Fluth zu entrinnen, die ſich gräſſlich über das Land ergoſſ. Denn nachdem die Tartaren alle Verwundeten auf dem Schlachtfelde unmenſchlich ermordet, überſchwemmten ſie, gleich einer verheerenden Sündfluth, Preußens Gefilde. Von Ragnit bis Paſſenheim, bis zehn Meilen vor Königsberg erfüllten die entſetzlichſten Greuel das Land. Dörfer und Städte gingen in Flammen auf, die Heerden wurden weggetrieben, das Eigenthum allenthalben geraubt. Und wenn es dabei noch geblieben wäre! Aber die Tartaren beluſtigten ſich an den gräſſlichſten Qualen der wehrloſen Bewohner und waren unerſchöpflich in neuen Erfindungen entſetzlicher Marter. Säuglinge wurden der Mutterbruſt entriſſen und an den Mauern zerſchmettert, oder auf den Lanzenſpitzen zappelnd umhergetragen, zitternde Greiſe langſam zu Tode gequält und keine Gräuelthat blieb unverſucht. Und dennoch waren diejenigen glükklich zu ſchätzen, die, wenn auch qualvoll, doch auf heimiſchem Boden ſtarben und nur wenige Stunden zu dulden hatten. Gräſſlicher war das Loos jener Armen, die von den entmenſchten Horden der Heimat entriſſen und in die grauenhafteſte Sclaverei geſchleppt wurden. Knaben, Jünglinge und Männer, die durch Kraft und Wohlgeſtalt ſich auszeichneten, vor allen aber Mädchen und junge Frauen, deren Schönheit die viehiſche Lüſternheit reizte, wurden mit zuſammengeſchnürten Händen, gleich einer Viehheerde mit ſchmerzhaften Knutenhieben vorwärts getrieben, oder noch ſchmerzhafter an die Sattelknöpfe geſchnürt oder auf Pferde gebunden. Die meiſten verſchmachteten unterwegs in langſamen Qualen. Getrennt vom heimiſchen Boden, den Armen ihrer Lieben ent-

riſſen, von Niemanden getröſtet und gepflegt, brach ihr Herz unter den blutigen Miſſhandlungen und dem kalten Hohne ihrer Treiber. Ach, wären ſie alle wenigſtens ſo geſtorben! — Aber viele blieben am Leben, um denen als Sclaven zu dienen, die ſo namenloſes Unglükk über ſie gehäuft, einer Menſchengattung, die kein menſchliches Gefühl im Buſen trug. Und niemals haben ſie ihre Heimat wieder geſehen! — Man zählte die Ermordeten in Dörfern und Städten und rechnete dreiundzwanzigtauſend. Außer dieſen aber vermiſſte man noch vierunddreißigtauſend Menſchen — die Anzahl derer, die von dem gräulichen Feinde entführt waren. Zweihundert und neun und vierzig Flekken, Dörfer und Höfe, dreizehn Städte und ſiebenunddreißig Kirchen lagen beim beginnenden Frühlinge (1657) in Aſche.

In Königsberg waren Schrekken und Beſorgniſſ groß. Der furchtbare Feind wüthete ja nur zehn Meilen von der Hauptſtadt entfernt und täglich erfüllte die Kunde neuen Jammers das Herz der Bürger mit neuem Entſetzen. Schon wollte man eine Geſandtſchaft an Gonſiewsky abſchikken, die um Schonung und Waffenſtillſtand bitten ſollten. Aber das verhinderte die kräftige Zuſprache des Grafen von Waldekk. Man müſſe den Feind aus dem Lande ſchlagen, meinte er, aber nicht mit ihm unterhandeln. Wirklich hatten die Sieger ſich unklugerweiſe zerſtreut. Manche umherſtreifende Tartarenhorde fand ihren Tod unter den Händen des bewaffneten Landvolkes und Gonſiewsky wurde bei Philippowo von Stenbokk, mit dem ſich Waldekk vereinigt hatte, zurükkgeſchlagen, Radzivil und Niederhelm befreit. Dennoch gelang es nicht, die ſtreifenden Tartaren ganz aus dem Lande zu jagen und bis zum Frühlinge wiederholten ſie von Zeit zu Zeit ihre Einbrüche, obgleich Gonſiewsky bereits am 28. Reifmonds *) (1656) mit dem Kurfürſten eine Uebereinkunft getroffen hatte, vermöge deren ein dreimonatlicher Waffenſtillſtand herrſchen ſollte. Der Feldherr hatte dieſen Vertrag nur mündlich, und ohne dazu von ſeinem Könige bevollmächtigt zu ſein, abgeſchloſſen. Der Kurfürſt verſprach dagegen, von Schweden abzutreten. Die

---

*) Baczko Buch 12 S. 24.

Hauptbedingung blieb indeſſen, daſſ die brandenburgiſchen Völker ſich während der feſtgeſetzten Friſt auch aller Feindſeligkeiten in Litthauen, Maſowien und Podlachien enthalten ſollten. Denn auf die Kunde von den Gräueln, die in Preußen vorgingen, übten die brandenburgiſchen Kriegsvölker unter dem Oberſten von Wallenrodt in Polen ſo furchtbare Vergeltung, daſſ Gonſiewsky darüber bei dem Kurfürſten Beſchwerde führen ließ. — Preußens Leiden ſteigerten ſich inzwiſchen von Woche zu Woche. Hungersnoth und Seuchen verbündeten ſich mit den Tartaren und rafften über zehntauſend Menſchen hin.

Mittlerweile ſtieg die Gefahr für Schweden. Dänemark rüſtete zum Kriege und bereits kreuzten zehn däniſche Schiffe in der Oſtſee, „zur Beſchützung des Handels", wie es hieß. Der Kaiſer nahm ſich Polens mit vieler Wärme an und bemühte ſich, den Großfürſten von Moskau zum Frieden zu bewegen. Das gelang endlich, da Johann Kaſimir dem Czaar Hoffnung auf die polniſche Krone machte. Zu Niemiecz bei Wilna ward (3. Reifmonds 1656) ein Vertrag geſchloſſen, der die Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und Polen beendete und worin Alexei ſich offen als Schwedens Feind erklärte — was er übrigens längſt geweſen war. Der Polenkönig aber zog mit vierzigtauſend Kriegern nach Preußen, um die Schweden zu vertreiben und vor allem Danzig zu ſchützen. Am funfzehnten Reifmonds hielt Johann Kaſimir ſeinen feſtlichen Einzug in dieſe Stadt, die den König mit Feierlichkeiten und Ehrenbezeugungen überhäufte. Dafür aber ärntete ſie auch das wohlverdiente Lob, durch ihre Tapferkeit und Treue das polniſche Reich vom Untergange errettet zu haben. —

Was Danzig ſo gewaltig an Polen feſſelte, war wol minder eigentliche Zuneigung, als die Rükkſicht auf den eigenen Vortheil. Danzigs Wohlſtand beruhte auf einem freien Handel mit Polen; ſeine innere Freiheit auf der Schwäche des polniſchen Reiches. Mächtig genug, ſich gegen gewaltſame Eingriffe des Landsherrn hinter ſeinen ſtarken Wällen zu vertheidigen, betrachtete es Polens König nicht als Gebieter, ſondern nur als Schutzherrn und bewegte ſich in ſeinem Innern, gleich den deutſchen Reichsſtädten,

ganz frei und ungebunden. Alle dieſe Vortheile durften aber leicht unter ſchwediſcher Oberherrlichkeit verloren gehen. Denn dieſes Reich war in ſich einig, kräftig, aufſtrebend und würde auf die Dauer keinen Staat im Staate geduldet haben. So ſetzte Danzig das Aeußerſte daran, Polen zu retten; denn mit Polen rettete es die eigene Freiheit, den eigenen Wohlſtand. — Anders war das Verhältniſſ der beiden Städte Thorn und Elbing. Zu ſchwach, um in kühner Selbſtvertheidigung gegen polniſche Anmaßung ſich zu ſchützen, nicht ohne Miſſgunſt gegen die mächtige Schweſterſtadt, deren ausgebreiteter Handel den ihrigen beeinträchtigte und voll beſtändigen Miſſtrauens gegen Polen, hätten ſie es vielleicht nicht ganz ungern geſehen, wenn die Landeshoheit von dem katholiſchen Polen auf das proteſtantiſche Schweden übergegangen wäre. Darum hatten auch beide ohne erheblichen Widerſtand dem ſiegreichen Könige die Thore geöffnet.

Wie dem aber auch ſein mochte: Karl Guſtav, ſo heldenhaft und kühn er mit Gefahren ſpielte, konnte ſeine miſſliche Lage ſich nicht verhehlen. Wenn jetzt noch der Kurfürſt, der ununterbrochen ſeine Verhandlungen mit Polen fortſetzte, von ihm abfiel und ſeine Streitkräfte gegen ihn wandte, ſo durften leicht alle Früchte früherer Siege dahin ſein. Zwar Friedrich Wilhelm konnte unmöglich im Ernſte daran denken, ſich mit Polen zu vertragen, ohne ſolche Vortheile erlangt zu haben, welche man ihm in dieſem Augenblikke wol ſchwerlich bewilligt hätte. Doch ſtellte er ſich ſo. Er ſchilderte dem Könige die Gefahr, die von Dänemark und Rußland her drohte und ließ merken, wie leicht es ſein würde, eine ehrenvolle und vortheilhafte Ausſöhnung mit Polen zu erlangen. Doch wolle er bei Schweden bleiben und ſogar noch eine Geldſumme zahlen, die ihnen höchſt willkommen ſein muſſte, wenn der König ihm dafür die Unabhängigkeit Preußens bewilligte und verbürgte. Karl Guſtav durfte ſich jetzt nicht lange beſinnen. Auch hoffte er, wenn er des Kurfürſten Wünſche befriedigte, an dieſem einen deſto treueren Bundesgenoſſen zu erwerben, da ihr beiderſeitiger Vortheil ein enges Zuſammenhalten nothwendig zu machen ſchien.

In ſolcher Weiſe ward am zwanzigſten Reifmonds (1656) zu Labiau ein Vertrag geſchloſſen, worin Schweden die Unabhängigkeit des Herzogthumes Preußen feierlich bewilligte. Alle Lehenverpflichtungen ſollten aufgehoben und Preußen nebſt Ermland mit vollkommener Landeshoheit dem kurfürſtlichen Hauſe angehören, nach deſſen Erlöſchen aber an die Krone Schweden zurükkfallen. Zugleich verpflichteten ſich beide Theile zu einem gegenſeitigen Vertheidigungsbündniſſe in Bezug auf ihre Länder. Auf Großpolen verzichtete der Kurfürſt, wenn dieſer Beſitz den Abſchluſſ eines allgemeinen Friedens verhindern ſollte.

Wie mochte Friedrich Wilhelms Bruſt ſich heben, als er dieſen Vertrag erlangt hatte! — Die ſchmähliche Lehenkette war einmal geſprengt, und wenn er ſich gleich nicht verbergen konnte, daſſ mit den Bewilligungen, die ihm Schweden zugeſtanden, noch lange nicht alle Hinderniſſe beſeitigt waren, ſo ſtand es doch feſt bei ihm, das einmal abgeſchüttelte Joch unter keiner Bedingung wieder auf ſeinen Nakken zu laden. — Jetzt ſuchte er eifrig den Frieden zwiſchen Schweden und Polen zu vermitteln, um ſich die erlangten Vortheile beim Abſchluſſe zuſichern zu laſſen. Aber weder Karl Guſtav noch Johann Kaſimir wollten vom Frieden hören. Vielmehr hatte der Schwedenkönig den Vertrag zu Labiau nur in der Hoffnung unterzeichnet, von dem Kurfürſten auf das kräftigſte unterſtützt, den Krieg deſto erfolgreicher fortſetzen zu können. Freilich ſah er ſich in dieſer Hoffnung betrogen. Denn wie eifrig auch Friedrich Wilhelm ſeine Freundſchaft verſicherte, ſo war er doch weit entfernt, die Schweden mit ſeiner ganzen Kraft zu unterſtützen und begnügte ſich nur mit unbedeutender Hilfsleiſtung.

Karl Guſtav aber brach deſſenungeachtet im Chriſtmonde gegen Danzig auf. Die polniſchen Heeresabtheilungen waren vereinzelt in Pommerellen untergebracht und in der unmittelbaren Nähe der Stadt befand ſich eben keine allzu große Kriegsmacht. Am ſieben und zwanzigſten Chriſtmonds überſchritt er die Weichſel, trieb das polniſche Fußvolk vor ſich her und beunruhigte die Stadt auf alle Weiſe. Während deſſen waren die Polen in Pommern und in die Neumark eingefallen und hatten

hier mit Plünderung, Brand und Mord ſo furchtbar gehauſt, daſſ die Stände der Neumark, ohne erſt den Fürſten zu befragen, einen zweimonatlichen Waffenſtillſtand mit ihnen abzuſchließen eilten. Das aber nahm Friedrich Wilhelm ſehr übel. Er verwies es den Ständen mit harten Ausdrükken, wie ſie es hätten wagen können, auf eigne Hand mit dem Feinde einen Vertrag einzugehen. Die Stände entſchuldigten ſich mit der Noth des Landes, und ſelbſt die fürſtlichen Räthe ſtimmten dieſer Entſchuldigung bei. — Zu gleicher Zeit aber war ein neuer Kämpfer als Bundesgenoſſe Schwedens auf den Schauplatz getreten. Dieſer war George Ragoczy, Fürſt von Siebenbürgen. Schon vor dem Ausbruche des Krieges hatte er ſich dem Schwedenkönige zum Bundesgenoſſen gegen Polen angetragen, auch mit dem Kurfürſten freundſchaftliche Verhältniſſe anzuknüpfen geſucht. Der Drang nach kriegeriſchen Abenteuern und die Hoffnung, entweder Polens Krone davonzutragen, oder vielleicht eine Vergrößerung ſeines Landgebietes zu erlangen, führten ihn auf den Kampfplatz. Wir ſahen den Fürſten ſchon nach dem Tode Wladislaws als Mitbewerber um den polniſchen Thron auftreten. Damals trug Johann Kaſimir den Sieg über ihn davon; jetzt hoffte er, ſei ſeine Stunde gekommen. — Karl Guſtav hatte ſeit dem Umſchwunge der Dinge in Polen, wodurch ihm mehr und mehr die Hoffnung ſchwand, dieſes Land allein behaupten zu können, Unterhandlungen mit ihm gepflogen, um ihn zu einer thätigen Theilnahme am Kriege zu bewegen. Er bot ihm zuerſt Roth-Ruſſland und dann noch Podolien, als ſchwediſches Lehen. Damit aber wollte Ragoczy nicht zufrieden ſein. Jetzt, da von allen Seiten die Wetterwolken gegen Schweden emporzogen, die Moskowiten mit Polen Frieden ſchloſſen und dagegen in Liefland einbrachen, der Kaiſer dem Könige Kaſimir viertauſend Streiter überließ, der Däne die Hand ans Schwert legte, die Holländer ſo erfolgreich Danzig unterſtützten und Brandenburg mit zweideutiger Freundlichkeit zwar viel verſprach, aber wenig that; jetzt muſſte der Schwedenkönig Ragoczy's Hilfe um jeden Preis zu erkaufen ſuchen. Er gab alſo nach, daſſ Ragoczy nebſt dem größten Theile von Polen auch die königliche Krone erhalten,

während der Reſt unter Schweden, Brandenburg, den Fürſten Radzivil und die Koſaken getheilt werden ſollte. Nach ſolchen Zugeſtändniſſen fiel Ragoczy endlich im Beginne des Jahres 1657 mit einem zwar zahlreichen, aber wenig geübten Kriegsheere in Polen ein. Er ſei nicht als Feind, ſondern als Freund und Beſchützer des Reiches gekommen, erklärte er, und habe die Waffen nur darum ergriffen, um Alles wieder in die frühere Ordnung zu bringen *). Aber die Polen trauten ihm nicht, und ſeine Bemühungen, ſich bedeutenden Anhang zu verſchaffen, blieben vergebens.

Kaum aber hatte Johann Kaſimir von Ragoczys Einbruch Kunde erhalten, ſo eilte er dieſem neuen Feinde entgegen. Karl Guſtav folgte ihm mit ſiebentauſend Kriegern, doch nicht ohne zuvor die Danziger ſeinen Zorn fühlen zu laſſen. Auf ſein Gebot wurden die Weichſeldämme des Danziger Werders durchſtochen und dieſe fruchtbare Gegend einer traurigen Ueberſchwemmung mitten im Winter preis gegeben. Damit noch nicht zufrieden, ließ er auch an der Montauer Spitze, da, wo Weichſel und Nogat ſich trennen, um das große Marienburger Werder in ihre Arme zu ſchließen, eine Anzahl von Flußſchiffen verſenken, um dadurch den Weichſelarm zu verſtopfen, die ganze Waſſermaſſe in die Nogat zu lenken und ſo dem Danziger Handel den Todesſtoß zu verſetzen. Aber die Natur machte dieſen gefährlichen Anſchlag erfolglos. Ein ungewöhnlich ſtarker Eisgang hob die verſenkten Schiffe aus dem Grunde empor und trieb ſie leichten Spieles auf den hochgeſchwollenen Fluten dahin. Die Weichſel behielt ihr Gewäſſer und die Ader, die dem Handel der Danziger Leben giebt, blieb unverſiegt. — Bei Iranicz vereinigte Karl Guſtav ſeine kleine, aber muthvolle und kriegskundige Schaar mit dem Heere des Fürſten von Siebenbürgen, und nun wurden raſch nach einander einige Vortheile erkämpft. Da ward die Siegesbahn des ſchwediſchen Helden plötzlich durch die Botſchaft gehemmt, die Dänen hätten nun zum Schwerte gegriffen und wären in das Herzogthum Bremen eingefallen. Raſch

*) Lengnich l. c. p. 194.

war des Königs Entſchluſſ gefaſſt. Dem Fürſten von Siebenbürgen den Kampf in Polen überlaſſend, eilte er mit ſechstauſend Kriegern den Geſtaden der Nordſee zu. Preußen übergab er dem Oberbefehle ſeines Bruders Adolf Johann. Es war in der Mitte des Heumonds, als er von Thorn aufbrach und in ſo gewaltig beflügelten Märſchen vorwärts ſtrebte, daſſ er noch im Sommermonde auf dem neuen Schauplatze ſeiner Thaten anlangte. Nachdem er ſeinem halbnakkten, von Anſtrengung und Entbehrung erſchöpften Heere bei Hamburg eine kurze Raſt gegönnt und daſſelbe von den Bürgern dieſer Stadt neu hatte bekleiden laſſen, drang er durch Holſtein nach Schleswig und Jütland vor, eroberte im Fluge die Halbinſel und trieb den däniſchen Oberbefehlshaber auf die Inſeln zurükk. Während deſſen verjagte der Feldmarſchall Guſtav Wrangel die Dänen von den Ufern der Weſer. — Mit Verdruſſ aber ſtand der König am Ufer des Meeres und ſchaute nach den Inſeln hinüber, zu deren Eroberung es ihm an Schiffen gebrach. Da ſchien die Natur ſelbſt dem zürnenden Helden ſich zur Bundesgenoſſin anzubieten. Denn mit dem Ende des Jahres trat ein ungewöhnlich ſtrenger Froſt ein, der den Belt Meilen weit mit einer Brükke von Eis belegte. Karl Guſtav zauderte nicht, die Gunſt des Augenblikks zu ergreifen. Sein Heer war durch zwölftauſend friſche Krieger aus Schweden verſtärkt und kühn wagte er es, den gefrorenen Belt zu überſchreiten (Neujahrmond 1658). Das Wageſtükk gelang. Fünen, Langeland, Laland und Falſter wurden erobert, mitten auf dem Eiſe ein ſiegreiches Gefecht mit den Dänen beſtanden und jetzt ſtand der ſchwediſche Held an der Südküſte von Seeland und bedrohte Kopenhagen. Der König Friedrich der dritte, dem zur Vertheidigung ſeiner Hauptſtadt kaum dreitauſend Krieger zu Gebote ſtanden, ſchikkte dem immer weiter vordringenden Sieger eine Geſandtſchaft mit Friedensanträgen entgegen. Karl Guſtav war nur noch zwei Meilen von Kopenhagen entfernt und wie hart auch die Bedingungen waren, die er vorſchrieb, das hilfsloſe Dänemark muſſte ſie annehmen. So ward am 18. Hornung (1658) der Röskilder Frieden geſchloſſen, worin der König Friedrich ſehr bedeutende Opfer bringen muſſte.

Hätte Karl Guſtav mit dieſen Vortheilen ſich begnügt und ſeine ſiegreichen Waffen wieder an die Weichſel getragen, wer weiß, welchen Ausgang die kühnen Entwürfe des Eroberers dann gewonnen hätten! — Aber faſt ſchien es, als ſcheute er ſich davor, nach Polen zurükkzukehren, wo inzwiſchen die ſchwediſchen Angelegenheiten mehr und mehr in Verfall gerathen waren. Vielmehr lokkte ihn der Gedanke, an Dänemark zu verſuchen, was in Polen bisher miſſlungen — eine Eroberung des ganzen Königreiches, um der Begründer einer Macht zu werden, die über den ganzen Norden herrſchend gebiete. Die Leichtigkeit, mit welcher er ſo eben den Feldzug ruhmvoll zu Ende geführt, ließ es ihn bedauern, ſein Glükk nicht beſſer benutzt zu haben und er beſchloſſ, ſeinen Angriff zu erneuern. Der kühne Eroberer ließ abermals, ſo hier wie früher in Polen, die Lehre unbeachtet, daſſ man ein tapfres Volk zwar überraſchen und beſiegen und zu den nachtheiligſten Verträgen zwingen könne, daſſ aber ungerechte Unterdrükkung und angedrohte Vernichtung den Widerſtand mächtig aufreize und in einen Kampf der Verzweiflung verwandle. Im Aerndtemonde (1658) brach er mit fünftauſend Kriegern auf und landete in Seeland.

Mittlerweile drohten, wie wir ſo eben andeuteten, ſeine Angelegenheiten in Polen den gänzlichen Untergang. Kaum hatte er ſelbſt den polniſchen Boden verlaſſen, als Ragoczy, voll Miſſtrauen gegen ſein eigenes Herr, welches großentheils aus Koſaken und Moldauern beſtand, nicht den Rükkzug, ſondern eine förmliche Flucht begann. Eifrig von den Polen unter Potocky verfolgt, wurde er noch auf polniſchem Boden zu einem ſchimpflichen Vertrage gezwungen, der ihn ſogar zu einer bedeutenden Geldentſchädigung verpflichtete. Von ſeinem großen Heere führte er kaum achttauſend Mann in die Heimat zurükk. — Noch aber hatte er die Gränze von Siebenbürgen nicht erreicht, als von einer andern Seite her bereits 16000 öſterreichiſche Hilfsvölker in Polen einrükkten. Der Kaiſer Ferdinand III. war nämlich am drei und zwanzigſten Lenzmonds 1657 geſtorben und ſein Sohn Leopold *), der Erbe ſeiner Lande, erneuerte ſofort das

*) Leopold erhielt erſt, nach einem 18monatlichen Zwiſchenreiche, die Kaiſerkrone (1658).

Bündniſſ mit Polen und beſchloſſ, den König Johann Kaſimir kräftig zu unterſtützen, und ſchon im Anfange des Heumonds ſtand das, von ihm geſendete Hilfsheer, unter der Anführung des Grafen Hatzfeld, bei Krakau.

Dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm war es mit ſeinem ſchwediſchen Bündniſſe niemals voller Ernſt geweſen und alle ſeine Bemühungen gingen jetzt darauf hin, ſich durch kluge Unterhandlungen mit Polen die Vortheile des Labiauer Vertrages auch von dieſer Seite zu ſichern. Gleich nach dem Abſchluſſe desſelben ließ er dem Könige Johann Kaſimir, der damals noch in Danzig verweilte, durch den holländiſchen Geſandten die freundſchaftlichſten Verſicherungen machen und ſetzte ſeine Verhandlungen mit Gonſiewsky und dem Biſchofe von Ermland eifrig fort, um Polen zur Anerkennung der Unabhängigkeit Preußens zu bewegen und wo möglich einen ſichern Frieden zu erhalten. Als Ragoczy in Polen einbrach, bemühte Karl Guſtav ſich vergebens, den Kurfürſten zu einer kräftigen Theilnahme an dem Kampfe zu bewegen. Friedrich Wilhelm ließ zwar den Fürſten von Siebenbürgen durch eine Geſandtſchaft begrüßen und ihm zu ſeiner Ankunft in Polen Glükk wünſchen; deſſen ungeachtet aber zog er ſeine Heeresabtheilungen von den Schweden zurükk. Er bedürfe des Kriegsvolkes, ſagte er, um Preußen vor der Rache Polens zu beſchützen. Johann Kaſimir, dem die Warſchauer Schlacht die Gewichtigkeit des brandenburgiſchen Kriegsſchwertes hinreichend fühlbar gemacht hatte, wuſſte des Kurfürſten ſchonendes Betragen zu ſchätzen und wünſchte ihn auf alle Weiſe wieder auf Polens Seite hinüber zu ziehen. In dieſem Beſtreben unterſtützte ihn Franz Liſola, der öſterreichiſche Geſandte, aus allen Kräften, und ſelbſt Gonſiewsky arbeitete eifrig für den Frieden. Die beabſichtigte Ausſöhnung wurde weſentlich dadurch näher gerükkt, daſſ des Kurfürſten Mutter an die Königin von Polen höchſt verbindlich ſchreiben ließ. Durch dieſen Brief ward auch die Königin gewonnen, die ſich nun alle Mühe gab, den Kurfürſten von Schweden abzuziehen. Sie ließ ihn benachrichtigen, wie wohlwollend Johann Kaſimir immer gegen ihn geſtimmt geweſen. Die polniſchen Großen hätten ihn und ſein Haus

gänzlich aus Preußen vertreiben und das Herzogthum andern Händen übergeben wollen. Nur der König und die Königin hätten das abgewandt. — In der Ferne zeigte man ihm ſogar die Ausſicht auf den polniſchen Thron.

Als nun Karl Guſtav gegen Holſtein aufbrach, erklärte ihm der Kurfürſt, er müſſe ſich von ihm trennen und mit Polen unterhandeln. In der That blieb ihm jetzt auch nichts anders übrig. Von aller ſchwediſchen Unterſtützung verlaſſen — denn der König konnte ihm nicht einmal die Bitte um 3000 Krieger zum Beiſtande Preußens bewilligen — hätte er der vereinten Macht Polens und Oeſterreichs nothwendig unterliegen müſſen. Das preußiſche Herzogthum war beinahe bis zur Ohnmacht erſchöpft und nur mit großer Mühe konnten noch einige Geldſummen von den jammernden Ständen erpreſſt werden, die fortwährend den Landesherrn um Frieden baten. Hunger, Seuchen und ſtreifende polniſche Kriegshorden verwandelten einzelne Landſtriche in Wüſten und das geſchrekkte Landvolk wagte nur kümmerlich und ſchüchtern den Akker zu beſtellen. Fürwahr, ſelbſt in den grauenvollen Tagen jenes dreizehnjährigen Krieges, der das Land unter die polniſche Lehenhoheit beugte, konnten Jammer und Elend hier kaum höher geſtiegen ſein. — Karl Guſtav mochte es begreifen, daſſ jetzt nur ein ſchleuniger Vertrag mit Polen Preußen vom Untergange retten könnte, und ließ zu, was zu hindern nicht in ſeiner Gewalt ſtand. Dennoch ſah er es wohl ein, daſſ des Kurfürſten Benehmen nicht wenig dazu beigetragen hatte, ſeine Anſchläge in Polen ſcheitern zu laſſen. Deſſhalb zürnte er ihm und äußerte laut, er hoffe das einſt vergelten zu können. Und ſchon jetzt bewies er ihm ſeine Rache, indem er mit feindlicher Verheerung durch die Mark und Pommern zog.

Um ſo mehr eilte Friedrich Wilhelm, ſich mit Polen zu vertragen. Man verſprach ihm den kräftigſten Beiſtand zur Eroberung des ſchwediſchen Antheils von Pommern und verlangte dafür Beitritt zu dem Bündniſſe gegen Schweden. Der Kurfürſt aber forderte beharrlich als Hauptbedingung den unabhängigen Beſitz des preußiſchen Herzogthums. Noch nie habe

Preußen von Polen Schutz erhalten, erklärte er, aber Fürſt und Land hätten ſich oft die unerträglichſten Anmaßungen und die ungerechteſten Bedrükkungen müſſen gefallen laſſen. Er habe das Land jetzt frei von Schweden erhalten und werde es nicht wieder in polniſche Abhängigkeit liefern. Und ſelbſt die Stände, auf deren muthmaßliches Widerſtreben Polen ſeine Weigerung ſtützte, muſſten, wenn ſie ihre Vernunft gebrauchen und des Landes wahren Vortheil erwägen wollten, damit einverſtanden ſein, das Lehenjoch für immer abzuſchütteln. Auch für Polen würde eine ſolche Umwandelung der Verhältniſſe nur Gewinn ſein. Denn der Kurfürſt würde jetzt ſo, als treuer und dankbarer Nachbar, mehr zur Erhaltung und zum Beiſtande des Reiches thun, als die Lehenverträge jemals von ihm fordern könnten. Es ſeien in der That mehr eingebildete als wirkliche und jedenfalls nur geringe Vortheile, die Polen mit der Oberlehenhoheit aufgebe und die gegen eine treue Bundesgenoſſenſchaft nicht in Anſchlag kommen könnten. — Oeſterreich, Dänemark, Holland unterſtützten die Anträge des Kurfürſten und da auf der andern Seite Karl Guſtav und Frankreich nichts unverſucht ließen, um ihn bei Schweden zu erhalten, ſo willigten die Polen endlich in die Hauptbedingung ein.

Es war am neunzehnten Herbſtmonds 1657, als in ſolcher Weiſe, hauptſächlich durch Liſola's Vermittelung, zu Wehlau der Vertrag zu Stande kam, der die Lehenkette Preußens für immer zerbrochen hat. Von des Kurfürſten Seite hatten die Geheimräthe, Graf von Schwerin und Somnitz, von polniſcher Seite hauptſächlich der Biſchof von Ermland und Gonſiewsky daran gearbeitet. Die Hauptpunkte waren folgende:

Polen übergiebt dem Kurfürſten das Herzogthum Preußen als erbliches und unabhängiges Fürſtenthum, doch in der Art, daſſ das Land nach dem Ausſterben des brandenburgiſchen Hauſes an Polen zurükkfalle. Die Seitenverwandten des Kurfürſten ſollten dann durch eine Geldſumme entſchädigt werden. Die preußiſchen Unterthanen werden von allen Eiden und Pflichten, welche ſie an Polen binden, losgeſprochen und damit an ihren Landesherrn verwieſen. Ihre Rechte und Freiheiten, ſofern

ſie dieſem Friedensſchluſſe nicht widerſprächen, ſollen unangetaſtet bleiben. Der Handel zwiſchen Polen und Preußen bleibt vollkommen frei gegeben und ein ewiges Freundſchaftsbündniſſ verknüpft beide Lande. Kein Feind Polens erhält Durchzug durch des Kurfürſten Staaten, oder Unterſtützung von ihm; wogegen den vertragenden Mächten, einer jeden durch die Länder der andern, freier Durchzug geſtattet wird. Beide Theile verpflichten ſich zu gegenſeitiger Waffenhilfe im Falle eines Krieges. Die Rechte der katholiſchen Kirche ſollen in Preußen ungeſchmälert ſo fortbeſtehen, wie ſie gegenwärtig begründet ſind, wogegen auch die preußiſchen Proteſtanten, in dem Falle, daſſ das Land an Polen einſt zurükkfiele, einer unverkürzten Religionsfreiheit genießen ſollten. Der Fürſt Radzivil erhält alle ſeine Güter im polniſchen Reiche zurükk und kein polniſcher Unterthan wird dafür in Anſpruch genommen, daſſ er im letzten Kriege dem Kurfürſten ſich geneigt bewieſen. — Dagegen giebt der Kurfürſt das Ermland und alle Eroberungen in Polen zurükk und verpflichtet ſich zu einer beſtändigen Hilfe von 1500 Mann zu Fuß und fünfhundert Reitern, ſo oft Polen deren bedarf. Noch an demſelben Tage ward zwiſchen beiden Mächten ein Bündniſſ gegen Schweden abgeſchloſſen, in welchem der Kurfürſt ſich verpflichtete, mit 6000 Kriegern und dem nöthigen Geſchütz für Polen zu kämpfen. Die Kriegskoſten ſollten ihm erſetzt werden.

Darauf reiſte er nach Bromberg, wo er zwar freundlich und wohlwollend von dem Könige und der Königin, aber mit unverkennbarem Haſſe von den polniſchen Großen empfangen wurde. Dieſe verbargen ihren Argwohn und ihre Miſſgunſt über die errungenen Vortheile des Kurfürſten ſo wenig und fingen, nach polniſcher Art, ſo offenbar an dem abgeſchloſſenen Vertrage zu rütteln an, daſſ Friedrich Wilhelm dem Feldzeugmeiſter von Sparr Befehl ertheilte, mit dem ganzen Heere gegen Bromberg vorzurükken, und zu thun, was des Landes Ehre und Wohlfahrt verlange *). Dennoch genehmigte der König am 6. Reifmonds

---

*) Stenzel a. a. O. Th. II. S. 137.

die zu Wehlau abgeſchloſſenen Verträge und überließ dem Kurfürſten noch die Herrſchaften Lauenburg und Bütow als polniſches Lehen, wobei ausdrüklich feſtgeſetzt wurde, daſſ die Belehnung jedesmal durch Abgeordnete und zwar gänzlich koſtenfrei erlangt werden ſollte. Auch Elbing, ſobald es den Schweden abgenommen worden wäre, ſollte nebſt dem ganzen Gebiete der Stadt dem Kurfürſten zu Theil werden, doch ſo, daſſ es von Polen für die Summe von 40,000 Gulden wieder eingelöſt werden könnte. Dieſem Punkte widerſprachen die Danziger mit großem Eifer. Es laufe gegen die beſtehenden Verträge und Rechte des Landes, daſſ Etwas von Preußen könne veräußert werden. Allein dieſer Widerſpruch blieb jetzt eben ſo unbeachtet, als ſpäterhin die Uebergabe Elbings niemals erfolgt iſt. — Außerdem verſprach der Kurfürſt dem polniſchen Reiche im gegenwärtigen Kriege mit 4000 Mann, Polen dem Kurfürſten mit 8000 Kriegern Hilfe zu leiſten, wofür Polen ſich zur Auszahlung von 120000 Thalern verpflichtete, und dafür das Schloſſ und Amt Draheim zum Pfande geben wollte. Von beiden Theilen wurde dieſer Friede beſchworen.

Aber die eben abgeſchloſſenen Verträge wurden ſo geheim gehalten, daſſ der Kurfürſt gegen Schweden den äußern Schein der Freundſchaft nicht aufzugeben brauchte. Das wollte er auch nicht gern, da er Polen nicht traute und nicht wuſſte, wie bald der kühne Held des Norden ſeine ſiegreichen Waffen wieder an die Weichſel zurüktragen könnte. Er meldete ihm daher nur vorläufig von einem Waffenſtillſtande, den er nothgedrungen mit Polen abgeſchloſſen habe. Aber Karl Guſtav durchſchaute bald die Abſichten ſeines ehemaligen Verbündeten und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Der Kurfürſt ſuchte Holland für ſich zu gewinnen und ſchloſſ (10. Reifmonds) ein Bündniſſ mit Dänemark zum gemeinſamen Kampfe gegen Schweden, um dieſen alles Land wieder abzunehmen, das ſie ſowol von Dänemark mit offenbarer Gewalt erobert, als von Brandenburg durch unvortheilhafte Verträge erpreſſt hätten.

Am liebſten wäre der Kurfürſt nun gleich gewaffneter Hand in Pommern oder auch nach Holſtein eingedrungen, um die

Schweden hier anzugreifen und den Dänen Luft zu verſchaffen. Das aber verweigerte Leopold, der ſich vor dem Ausbruche eines Reichskrieges um ſo mehr fürchtete, als es noch keineswegs entſchieden war, ob er die eifrig erſtrebte Kaiſerkrone erlangen werde. Es kam dazu, daſſ Oeſterreicher und Polen, trotz ihrer Bundesgenoſſenſchaft, ſich mit ſehr miſſtrauiſchen, ja feindſeligen Blikken betrachteten. Die Oeſterreicher hielten das von ihnen eroberte Krakau beſetzt, trotz aller dringenden Aufforderungen Polens, die alte Hauptſtadt des Reiches zu verlaſſen. Auch hielten ſie ſchlechte Mannszucht, erpreſſten Geld und Lebensmittel von den Bewohnern und hielten ihre Hände ſelbſt von Kirchenraub nicht frei. Inzwiſchen erfüllte die Kunde von Karl Guſtavs ungehemmten Siegesfluge die ſtaunende Welt. Vergebens bat der geängſtete König Friedrich, ſchon auf ſeinen Inſeln angegriffen, um ſchleunige Hilfe. Es geſchah nichts weiter als daſſ die Polen einen verheerenden Streifzug in das ſchwediſche Pommern unternahmen. Dem Kurfürſten war bange, Karl Guſtav möchte, nach Dänemarks Beſiegung, wieder nach Polen zurükkehren. Um ſich ſo viel als möglich zu ſchützen, ſchloſſ er mit dem Kaiſer (9. Hornung 1658) ein enges Vertheidigungsbündniß. Als aber wenige Wochen darauf die Nachricht von dem Röskilder Frieden erſcholl, und die Bundesgenoſſen, uneiniger als jemals, zu keinem ernſten und gemeinſamen Entſchluſſe kommen konnten, da fing er wieder an, ſich Schweden zu nähern und verſicherte dem ſiegreichen Könige, wie ſehr er ſeine Freundſchaft wünſche. Zugleich trug er ihm ſeine Dienſte zur Vermittelung eines Friedens zwiſchen Schweden und Polen an. Karl Guſtav, obgleich von der Zweideutigkeit und Unzuverläſſigkeit ſeines ehemaligen Bundesgenoſſen überzeugt und vielleicht feſt entſchloſſen, den Abfall deſſelben gelegentlich ſtrenge zu rächen, ſtellte ſich dennoch, als ob er den Verſicherungen Friedrich Wilhelms traute und ſuchte ihn durch Vorſtellungen und Drohungen wieder zu gewinnen. Aber eben ſeine Drohungen bewirkten das Gegentheil von dem, was er beabſichtigte. Fürwahr, des Kurfürſten Lage wurde immer bedenklicher. Niemand traute ihm, wie er keinem traute. Auf der einen Seite fürchtete er, Polen

und Oeſterreich könnten ſich mit Schweden vertragen, ohne ihn in den Frieden einzuſchließen, auf der andern Seite war ein Rücktritt zu Schweden im höchſten Grade gefährlich, da Oeſterreich und Polen aus Argwohn gegen ihn, ihre Heere an der an der Netze zuſammengezogen. In jedem Falle aber ſtand Karl Guſtavs Rache zu befürchten. Zu dem Allem kam ihm noch das höchſt beunruhigende Gerücht zu Ohren, daſſ der Jeſuite Karwatt, der Beichtvater Johann Kaſimirs, dieſem dringend empfohlen habe, den Bromberger Vertrag zu vernichten. Man dürfe Ketzern keine Treue halten und er ſei überdieß bereit, den König von ſeinem Eide loszuſprechen. — Höchſt aufgebracht beſchwerte ſich Friedrich Wilhelm darüber bei dem Könige, der ihn mit der Verſicherung zu beruhigen ſuchte, er habe an eine Vernichtung des Bromberger Vertrages nie gedacht, und um einen deutlichen Beweis von der Redlichkeit ſeiner Geſinnung zu geben, entließ er die Preußen ſogleich aller Eide und Pflichten, die ſie an Polen gekettet und verwies ſie damit an den Kurfürſten, als ihren nunmehr alleinigen Landesherrn. Beſonders eifrig zeigte ſich die Königin, dem Kurfürſten allen Argwohn gegen Polen zu benehmen. Sie reiſte (Heumond 1658) ſogar ſelbſt nach Berlin, und ſuchte in jeder Weiſe ein freundſchaftliches Verhältniſſ zwiſchen beiden Höfen herbeizuführen. Dieſe thätige, männlich geſinnte Frau, war die eigentliche Seele aller Entſchließungen ihres Gemals, der ſich vollkommen von ihr leiten ließ. Voll Miſſtrauen gegen Oeſterreich, wünſchte ſie den Kurfürſten von dem engen Bündniſſe mit dieſer Macht ab, ganz auf Polens Seite zu ziehen. Der viel ausgebotenen polniſchen Krone, die im Laufe dieſes Krieges von Feinden und Freunden ſchon ſo manchen Fürſten angetragen worden war, bediente ſie ſich wieder als Lockſpeiſe, indem ſie äußerte, Friedrich Wilhelms Sohn könne ja, nach ihres Gemals Tode, König werden. Aber der Kurfürſt war viel zu vorſichtig, als daſſ er ſich hätte überreden laſſen. Er blieb dem einmal eingeſchlagenen Wege treu und bewachte nur Oeſterreichs Schritte mit vermehrtem Miſſtrauen. Zu den vielfachen Beſorgniſſen, welche des Fürſten Geiſt während dieſer Zeit in Spannung erhielten, kam noch die Unzu=

friedenheit der preußiſchen Stände, die, von den Laſten des Krieges beinahe erdrükkt, laut und lauter gegen den Landesherrn murrten und die erlangte Unabhängigkeit Preußens als den Anfang einer ſchweren Knechtſchaft für das Land betrachteten, der ſie auf alle Weiſe widerſtreben müſſten. In der That war der Zuſtand des Landes im höchſten Grade bejammernswerth. Verheert und ausgeplündert wie es war, ſollte es dennoch immer neue Opfer bringen. Die kaum erſchwingbaren Abgaben wurden noch immer erhöht, und während Handel und Gewerbe ſtokkten und der Akkerbau darniederlag, ſollte nur immer gegeben und wieder gegeben werden. Solche Tage hatte Preußen noch nicht erlebt. O wie oft hatte man in vergangenen Zeiten dem Landesherrn auch die billigſten Forderungen verweigert, Forderungen, die gar nicht der Rede werth waren, im Vergleiche gegen die Laſten, die nun ſchon Jahre lang getragen werden mußten! Und was ſollte nun erſt werden, wenn das Land der Stütze beraubt, welche ihm bisher die Eiferſucht Polens gegen die Macht der preußiſchen Herzoge geboten, der Willkühr eines eiferſüchtigen, immer weiter umſichgreifenden Fürſten, hilflos preis gegeben ward? — Kein begeiſterter Seher verkündete den Ruhm künftiger Zeiten, der durch das Elend der Gegenwart vorbereitet werden ſollte, keine Weiſſagung tröſtete mit der Hindeutung auf kommende Jahrhunderte, mit dem Glanze, der den preußiſchen Namen ſiegprangend in die Reihe der Hauptmächte Europas ſtellte, für den Verluſt der Freiheit und des ruhigen Glükkes, deſſen die Väter ſich erfreut hatten.

Auf dem Landtage, welchen der Fürſt im Herbſtmonde 1657 zuſammenberief, um nicht nur die Verlängerung der alten Steuern und namentlich der Akziſe, die verſprochenermaßen in dieſem Jahre aufhören ſollte, ſondern auch neue Geldbewilligungen zu erhalten, wurden die bitterſten Klagen laut. „Wenn wir zurükkdenken", erklärten die Stände dem Fürſten*), „und den glükklichen Zuſtand unſrer Voraltern, welche nicht allein in ſicherer

*) Geeignetes Bedenken ſämmtlicher Stände vom 11. October 1657. Vergl. Baczko a. a. O. T. V. S. 301.

Ruhe, ſondern auch in ungekränkter Freiheit gelebt, betrachten und dem unſrigen entgegenhalten, ſo werden wir gewahr, daſſ bei dieſer neu erworbenen Ruhe (der Friede mit Polen iſt gemeint) wir leider! mehr nichts, als einen bloßen Schatten der alten Glükkſeligkeit haben." — Freilich, meinten ſie, ſei dieß zum Theil die Schuld ihrer eigenen Sünden. Denn es würden ja Mennoniten und Juden geduldet und auf die Erhaltung der reinen Lehre wenig geachtet, gleichſam als wenn der höchſte Gott darum, daſſ wir ſeine Ehre und ſeiner Kirche Wohlſtand hintenanſetzen, mit noch kräftigern Irrthümern uns blenden und ſtrafen wollte. — Dieſem Eingange folgten vielfältige Beſchwerden und eine ſehr gründliche Auseinanderſetzung, wie ihre Rechte und Freiheiten verletzt und umgangen worden wären. Zur Fortdauer der beſtehenden Abgaben gaben ſie ihre Zuſtimmung, von Erhöhung der Laſten aber wollten ſie nichts wiſſen. Die Vertheidigung des Landes könne ſehr wohl aus den bewilligten Summen beſtritten werden, meinten ſie, wenn damit gewiſſenhaft und haushälteriſch verfahren würde. Das Land zähle kaum mehr 20,000 urbare Hufen und es ſei ihm unmöglich, ein Heer von 5000 Mann, wie der Kurfürſt es wünſchte, zu unterhalten. Zweitauſend Mann möchten an die Gränzen vertheilt, die übrigen entlaſſen werden. Sobald neue Gefahr ſich zeigte, könnte man ſie ja wieder einberufen. —

Deſſenungeachtet drang der kräftige Fürſt mit ſeinem unbeugſamen Willen vollkommen durch, indem er die Gemüther durch die Verſicherung zu beruhigen ſuchte, daſſ Alles, was jetzt die dringendſte Noth erheiſche, den Rechten und Freiheiten des Landes für die Zukunft zu keinem Nachtheile gereichen ſollte. Er erhöhte nach ſeinem Ermeſſen die Abgaben und erklärte dem Landtage erſt am Schluſſe, daſſ durch den Frieden mit der Krone Polen die Verbindung aufgelöſt worden ſei, die, dem Fürſten wie dem Volke gleich läſtig, das Land bisher an Polen gekettet habe. — Das Gerücht hatte den Ständen längſt davon Kunde gegeben — unerwartet kam ihnen die Erklärung des Kurfürſten alſo nicht. Doch hofften ſie noch, durch Widerſtand das vermeinte Uebel abwenden zu können. Indeſſen erlaubte ſich

Friedrich Wilhelm ſogleich einen mächtigen Eingriff in die preußiſche Verfaſſung. Dieſer gemäß lenkten die Regimentsräthe die Zügel der Regierung, wenn der Landesherr abweſend war. Friedrich Wilhelm aber ſetzte den Fürſten Boguslaw von Radzivil zum Statthalter in Preußen ein (15. Weinmonds 1657) und begab ſich dann in die Mark. — Radzivil war wohlwollend und mild geſinnt und die Noth des Landes, namentlich der ganz herabgekommenen Stadt Königsberg, veranlaſſte ihn, dem Kurfürſten größere Schonung anzuempfehlen und ihn von allen ſtrengen Maßregeln abzurathen. Friedrich Wilhelm fühlte gewiſſ die Noth ſeiner Unterthanen. Aber konnte er ſie ſchonen? — ſollten alle bisherigen Opfer vergeblich gebracht ſein? ſollte er ſelbſt auf halbem Wege umkehren und zum Geſpötte ſeiner Neider und Feinde werden? ſollte die ganze ruhmvolle Zukunft des preußiſchen Staates an einem unzeitigen Mitleiden ſcheitern? — Fürwahr, das Loos eines Herrſchers iſt ein ſchweres.

Trotz der Unzufriedenheit und gereizten Stimmung des Landes wünſchte der Kurfürſt dennoch, daſſ Preußen ihm als unabhängigen Fürſten ſchon jetzt die Huldigung leiſten ſollte. Die Rechte und Freiheiten der Stände, inſofern ſie den veränderten Verhältniſſen nicht entgegen wären, verſprach er zu ſchonen und zu beſtätigen. Allein die deſſhalb verſammelten Landräthe erklärten, daſſ ſie dabei nichts entſcheiden könnten. Der Landtag müſſe zuſammenberufen werden. Man möge erſt den Beſchwerden des Landes abhelfen, ehe man neue Eide verlange. Uebrigens ſeien früher keine Verträge geſchloſſen, welche das ganze Land betroffen, ohne daſſ die ſämmtlichen Stände darin eingewilligt hätten. Das ſei der Grund, weſſhalb Preußen ſo lange beſtanden. Eide, welche Furcht oder Gewalt erpreſſten, könnten leicht gelöſt werden, aber ein Eid der Liebe heilige und binde für immer*). Preußen ſei nicht durch Waffengewalt, ſondern durch freie Unterwerfung an Polen gekommen. Der Krone Polen ſtehe alſo auch kein Recht zu, das Land unter andern Bedingun-

---

*) Erklärung der Landräthe vom 22. Juni 1658. Vergl. Baczko a. a. O. T. V. S. 301.

gen abzutreten, als es ihm ſich unterworfen haben. — Dieſer Erklärung der Landräthe ſtimmte die Stadt Königsberg bei und je mehr der Kurfürſt darauf ausging, die Stände zu vereinzeln, um ſie in ſolcher Weiſe zur Ableiſtung der Huldigung zu bewegen, um ſo lauter ward das Geſchrei nach einem allgemeinen Landtage. Selbſt die feierliche Urkunde, durch welche der König von Polen (30. Aerndtemonds 1658) die Preußen ihrer Eide entließ, und welche durch den Statthalter öffentlich bekannt gemacht wurde, entflammte den Widerſtand der Stände mehr, als daſſ ſie ihn gebeugt hätte. — Der Kurfürſt von ſeiner Klugheit gewarnt, wollte in dieſer verhängnißvollen Zeit die Sache nicht zum Aeußerſten kommen laſſen. Ein allgemeiner Landtag würde ihm wahrſcheinlich nichts, als den allgemeinen Widerſtand des Landes gezeigt und ihn in ein höchſt gefährliches Zerwürfniſſ mit ſeinen Unterthanen gebracht haben. Deſſhalb ließ er die Sache vorläufig ruhen und begnügte ſich damit, ſo viel Geld aus Preußen zu ziehen, als guter Wille oder Gewalt nur irgend zuſammenzubringen vermochte.

Mittlerweile hatte Karl Guſtav ſich von Neuem gerüſtet. Seine Schiffe lagen ſegelfertig bei Kiel. Mit dem Kurfürſten war er gänzlich zerfallen, wollte deſſen Geſandte nicht mehr vorlaſſen und drohte, daſſ weder Friedrich Wilhelm noch ſein Sohn je etwas Gutes von ihm zu hoffen hätten. Welchem Lande zunächſt dieſe Rüſtungen galten, war ungewiſſ. Ob er ſich gegen Preußen, oder gegen die Mark, gegen Kurland oder Polen wenden würde, — Niemand errieth des Königs Sinn. Vielleicht ſchwankte er ſelbſt. Aber Dänemarks zweideutiges Betragen, das noch immer mit der Vollziehung des Röskilder Friedens zögerte, und die Erwägung der großen Vortheile, die er durch eine gänzliche Zertretung des däniſchen Reiches erlangen dürfte, entſchieden ſeinen Entſchluſſ. Er wandte, wie wir bereits berichteten, ſeinen kräftigen Arm aufs Neue gegen Dänemark. Aber eine Begeiſterung, wie ſie die Geſchichte nur ſelten im Leben der Völker antrifft, hatte des däniſchen Volkes ſich bemächtigt und daſſelbe zum kräftigſten Widerſtande erwekkt. Kein Stand, kein Alter, kein Geſchlecht hielt ſich für zu bevorzugt

oder für zu ſchwach, um die Hauptſtadt gegen den Feind des Reiches zu vertheidigen. Der König aber ließ ſeinen Nothruf durch Europa ſchallen und forderte vor allen ſeine Bundesgenoſſen zum ſchnellen, thätigen Beiſtande auf.

Als Friedrich Wilhelm noch ungewiſſ war, wem des Schweden nächſter Angriff gelten ſollte, hatte er ſich ſchleunig nach Preußen begeben, wohin ſein gerüſtetes Heer ihm folgen ſollte. Nun befreite ihn zwar Karl Guſtavs Einbruch in Dänemark von der nächſten Beſorgniſſ, aber um ſo klarer ſtand ihm ſein Loos vor Augen, wenn es dem Schweden gelingen ſollte, dieſes Reich vollends niederzuwerfen. Sein Feuereifer und ſeine kräftigen Vorſtellungen, verbunden mit dem Nothruf des Königs Friedrich, entzündeten auch ſeine übrigen Bundesgenoſſen. Oeſterreich, Polen und Holland vereinten ſich mit ihm zur Rettung Dänemarks. Leopold von Oeſterreich, der mittlerweile (18. Sommermonds 1658), trotz aller Gegenbemühungen Frankreichs, welches die Kaiſerkrone gern an das Haus ſeiner Könige gebracht hätte, zum Kaiſer erwählt worden war, durfte in dieſer längſt erſehnten Stellung nicht mehr ſo bedenklich ſein als früher, und ſowol er als Friedrich Wilhelm erklärten, als deutſche Reichsfürſten zum Beiſtande Dänemarks verpflichtet zu ſein, da Schweden die deutſchen Reichslande der däniſchen Krone feindlich angegriffen habe.

Im Herbſtmonde brach der Kurfürſt an der Spitze von 16000 brandenburgiſchen Kriegern zum Feldzuge nach Dänemark auf. Eilftauſend Oeſterreicher unter dem Grafen von Spork und fünftauſend Polen unter Czarnecky's Führung folgten ihm. Er ſelbſt zog eilig mit der brandenburgiſchen und öſterreichiſchen Reiterei voran, während ſeine Feldherren Sparr, Derfflinger, Quaſt und Pfuhl und der Fürſt von Anhalt-Deſſau, der aus ſchwediſchen Dienſten in die ſeinigen übergetreten war, mit dem Fußvolke nachkamen. Mit leichter Mühe vertrieb er die Schweden aus Holſtein und Schleswig und drang bis nach Jütland vor. Bald war der Feind beinahe gänzlich vom Feſtlande vertrieben und ſchon lagen däniſche Schiffe bereit, um die tapfern Bundesgenoſſen nach Fühnen überzuſchiffen, als plötzlich der

Eintritt des ſtrengen Winters das Meer mit Eisſchollen bedekkte und die Ueberfahrt unmöglich machte. — Während deſſen hatte eine holländiſche Flotte die ſchwediſche Seemacht, nach tapferer Gegenwehr, geſchlagen und der belagerten Hauptſtadt Dänemarks Lebensmittel und Kriegsvorräthe zugeführt. Der Muth der Belagerten wuchs und im ganzen Königreiche regte ſich Alles zum männlichen Widerſtande gegen die ſchwediſche Unterdrükkung. Karl Guſtav ſah ſich genöthigt, die Belagerung Kopenhagens in eine bloße Einſchließung zu verwandeln und es war, bei ſeinen unzureichenden Mitteln kein Zweifel, daſſ er ſelbſt bald in die härteſte Bedrängniſſ werde gerathen müſſen, wenn die Verbündeten im nächſten Frühjahre auf Seeland landeten. — Aber dahin wollten es die Holländer nicht kommen laſſen. Es war nicht Freundſchaft für Dänemark, was ſie dieſem Lande als Bundesgenoſſen zugeführt hatte, ſondern nur Eiferſücht auf Schweden. Weder dieſes noch jenes Reich ſollte ein entſcheidendes Uebergewicht gewinnen, durch welches der holländiſche Handel auf der Oſtſee leicht gefährdet werden konnte. Deſſhalb weigerte ſich die niederländiſche Flotte, die Verbündeten auf die Inſeln überzuſetzen.

Friedrich Wilhelm, der während des ganzen Feldzuges die größte Thätigkeit, Feldherrnklugheit und Tapferkeit bewieſen, hatte nun auch (Blütenmond 1659) Fridericia, den letzten Platz, welchen die Schweden auf dem Feſtlande noch vertheidigt, glükklich erobert und brannte vor Ungeduld, ſeine ſiegreichen Waffen über das Meer zu tragen. Er brachte mit vieler Mühe einige Schiffe zuſammen, um Fühnen anzugreifen. Da die Schiffe aber nicht hinreichten, eine bedeutende Kriegsmacht überzuführen, ſo ſcheiterten alle ſeine Anſtrengungen an der tapfern Gegenwehr der Schweden, und er wurde bald inne, daſſ er, bei dem halben Willen ſeiner Bundesgenoſſen, auf dieſem Schauplatze keine Thaten mehr verrichten könnte.

Während deſſen hatten Holland, England und Frankreich ſich durch drei verſchiedene Verträge, die im Haag abgeſchloſſen wurden, enger verbündet, um die kriegführenden Mächte ſelbſt

mit Gewalt zu einem Frieden zu zwingen, dem der Röskilder Vertrag als Grundlage dienen ſollte (21. Blütenmonds, 24. Sommermonds, 14. Aerndtemonds 1659). Aber dieſe anmaßliche Einmiſchung beleidigte alle Theile, und weder Dänemark noch Schweden, noch Polen, noch Brandenburg, noch der Kaiſer wollten davon wiſſen.

Der letztere hatte vielmehr ein Heer von 14000 Kriegern unter dem Grafen de Souches nach Pommern abgeſchikkt, um durch den Angriff dieſes Landes dem bedrängten Dänenkönige Luft zu machen. Doch um dieſe Vorgänge gehörig zu beurtheilen, müſſen wir einen Blikk auf diejenigen Begebenheiten werfen, welche ſich während des Däniſchen Feldzuges, an den Ufern der Weichſel und Oder zutrugen.

Karl Guſtav hatte in Pommern und Preußen nur geringe Streitkräfte zurükklaſſen können, die hauptſächlich als Beſatzungen in die feſten Städte vertheilt waren. Aber was dieſen Kriegern an Zahl abging, erſetzte ihre muthige Tapferkeit. Die Feindſeligkeiten begannen in Preußen faſt zu gleicher Zeit, als der König ſich gegen Kopenhagen wandte. Bei der Uebermacht der Verbündeten ſchien es, als wenn die Schweden ſehr bald aus dem polniſchen Landestheile müſſten vertrieben werden. Polniſches Kriegsvolk beſetzte das große Marienburger Werder, Brandenburger das kleine, um den ſchwediſchen Beſatzungen in Marienburg, Elbing und dem ſtarkbefeſtigten „Danziger Haupte" an der Weichſel die Zufuhr abzuſchneiden. Aber dieſe Abſicht wurde nicht erreicht. In kühnen Ausfällen erbeuteten ſich die Schweden den nöthigen Mundvorrath und fügten ihren Feinden manchen empfindlichen Verluſt zu, ſo daſſ dieſe im Herbſte 1658 die ausgeſaugten Werdergegenden wieder räumen muſſten. — Während deſſen ward auch Thorn von vierzigtauſend Oeſterreichern und Polen belagert und zu wiederholten Malen heftig beſtürmt. Allein hier befehligte der Heldenſpröſſling eines großen und ruhmvollen Geſchlechtes, Benedikt Oxenſtjerna, mit ſo vieler Umſicht und ſo unerſchütterlichem Muthe, daſſ er endlich nur dem Geſchikke, nicht der Tapferkeit des Feindes, unterlag. Schon ſechs Monate lang war die Stadt belagert worden, als

ſie endlich unter den ehrenvollſten Bedingungen dem Feinde die Thore öffnete (23. Chriſtmonds 1658). Die Oeſterreicher und Polen erſtaunten, als das geringe Häuflein der Schweden die ſo ſtandhaft vertheidigte Stadt verließ. Es zählte kaum mehr dreihundert Mann. Thorn aber, ſo beſagten es die Bedingungen der Uebergabe, ſollte in ſeinen Rechten und Freiheiten ungekränkt und gewiſſermaßen als parteilos betrachtet werden, damit hier die Friedensunterhandlungen begonnen werden möchten. Deſſenungeachtet ward die Stadt mit einer polniſchen Beſatzung belegt.

Bei ſo kräftigem Widerſtande gelang den Verbündeten die Vertreibung der Schweden um ſo weniger, als im polniſchen Heere ſelbſt Unzufriedenheit und Meuterei ausbrach (Neujahrsmond 1659). Das Kriegsvolk hatte ſeinen Sold nicht erhalten und war deſſhalb aufſätzig geworden. Man muſſte eilen, die unzufriedenen Soldaten durch glänzende Verſprechungen zufrieden zu ſtellen. Denn die Gefahr wurde dringend genug, als im Hornung dreitauſend Schweden, unter Anführung des tapfern Feldherrn Wirz, aus Pommern in das polniſche Preußen einrükkten. Vereint mit den Kriegsvölkern, die ihm von hier entgegenkamen, eroberte er Konitz und beſetzte Schwetz und Kulm beinahe ohne Widerſtand. Die Schweden hatten offenbar wieder das Uebergewicht errungen und drangen ſogar in das herzogliche Preußen vor, wo ſie das offene Land verheerten und viele kleine Städte in ihre Gewalt brachten. — Doch alle dieſe Vortheile konnten auf die Dauer nicht behauptet werden. Das ausgeplünderte Land gewährte dem Kriegsvolke keinen Unterhalt mehr und die Anſtrengungen des Winterfeldzuges brachten Krankheiten unter das Heer. Mit dem beginnenden Frühlinge eilte ein Theil der Schweden wieder nach Pommern zurükk, um dieſes Land nicht ganz ohne Schutz zu laſſen.

So ſtanden die Sachen, als de Souches mit den Kaiſerlichen im Aerndtemonde in Pommern eindrang. Wirz verweilte noch in Preußen und ſeine Abweſenheit erleichterte unfehlbar den Oeſterreichern die Erfolge, die ſie in kurzer Zeit errangen. Mit leichter Mühe eroberten ſie Greifenhagen und Wildenbrükk;

ſtandhaft vertheidigten ſich die Beſatzungen in Kamin, Diwenow, Swinemünde und Wolgaſt. Doch auch ſie muſſten ſich endlich ergeben. Der öſterreichiſche Feldherr erklärte, er wolle Pommern für den Kurfürſten erobern.

Dieſer war von Oeſterreich längſt aufgefordert worden, an dem Feldzuge in Pommern Antheil zu nehmen. Aber er hatte das bisher ſtandhaft abgelehnt. Denn er traute dem Kaiſer zu wenig, als daſſ er nicht befürchtet hätte, Oeſterreich werde Pommern am Ende für ſich ſelbſt behalten wollen, oder doch wenigſtens die deutſchen Lande, welche er als Entſchädigung für ſeine Abtretungen an der Oſtſee erhalten, zurükfordern. Auch wollte er den Vorwurf nicht auf ſich bürden, ein parteiloſes Reichsland angegriffen und in Krieg verwikkelt zu haben. Zudem muſſte er wegen ſeiner rheinländiſchen Beſitzungen gegen Holland und hauptſächlich gegen Frankreich, Schwedens alten Bundesgenoſſen, auf ſeiner Hut ſein. Die Haager Verträge waren ihm nicht unbekannt, und er wollte gern erſt wiſſen, zu welchen Maßregeln die verbündeten Seemächte ſich entſchließen würden. Daher widerrieth er dem Kaiſer nachdrüklich, Pommern anzugreifen, und als ſein Rath unbeachtet blieb und man ihn vielmehr immer dringender zur Theilnahme aufforderte, ſtellte er ſo übertriebene Bedingungen, daſſ die Oeſterreicher nicht darauf eingehen konnten.

Als aber deſſenungeachtet de Souches in Pommern eindrang, hielt er es für das gerathenſte ſelbſt dahin zu gehen, um, wenn das Land einmal angegriffen werden ſollte, zu verhindern, daſſ es nicht in die alleinige Gewalt der Oeſterreicher käme. In Dänemark war ohnehin nichts mehr zu thun. Und wie dringend auch der König Friedrich bat, ihm in Seeland Hilfe zu leiſten, ſo hatte doch keiner der Bundesgenoſſen dafür ein Ohr. Friedrich Wilhelm konnte nicht helfen, weil er keine Schiffe hatte. Um ſo lauter beklagte er ſich bei dem Kaiſer, daſſ deſſen Kriegsvolk, auf ſeinem Marſche nach Pommern, durch die Neumark gegangen wäre, ohne ihn um Erlaubniſſ zu fragen. Drauf brach er noch im Aerndtemonde von Jütland nach Pommern auf. Nur vier brandenburgiſche Vollſchaaren blieben an

den Ufern des Belt zurükk, eben ſo viele Oeſterreicher und acht-hundert Polen. Montecuculi mit den übrigen kaiſerlichen und Czarneczky mit den meiſten polniſchen Kriegsvölkern folgten dem Kurfürſten.

Der ungeduldige Held von Brandenburg eilte mit drei Reiterſchaaren und ſiebenhundert Mann auserleſenen Fußvolkes, das von ſechs leichten Feldſtükken begleitet wurde, dem übrigen Heere voran. Kaum in Pommern angelangt, beſetzte er den Paſſ von Tribbeſees und verſuchte, jedoch vergebens, Greifswald zu erobern. Während deſſen legten ſich die Kaiſerlichen vor Stettin. Der Kurfürſt, voll Beſorgniſſ, dieſe wichtige Stadt möchte in die Hände der Oeſterreicher fallen, ſandte ſogleich den Grafen Chriſtoph Albrecht von Dohna mit 2000 Kriegern dorthin (Weinmond 1659). Dann forderte er die Bürger zur Uebergabe auf. Sie ſeien ihm ja durch ihre Eide verbunden und verpflichtet ihm die Thore zu öffnen. Vergebens. Stettin widerſtand um ſo hartnäkkiger, als Wirz, der alte Oberbefehlshaber dieſer Stadt, aus Preußen zurükkehrte. Es würde ermüdend und nutzlos ſein, die einzelnen Kriegsbegebenheiten beſchreiben zu wollen. Nur ſoviel darf nicht unerwähnt bleiben, daſſ die Waffen des Kurfürſten nicht ohne Erfolg in Pommern fochten. Er bezog hier die Winterläger und beſetzte Schwedt, Lökenitz, Prenzlau und Stargard als ſein ihm zugehöriges Land, während die Kaiſerlichen ihre meiſten Völker nach Schleſien, Mähren und Mekklenburg verlegten, weil es ihnen in Pommern an Lebensmitteln gebrach. Friedrich Wilhelm aber that, als habe er dieſen Zug nur zum Vortheile Oeſterreichs unternommen und verlangte deſſhalb vom Kaiſer 250,000 Thaler Hilfsgelder.

Mittlerweile waren die Waffen der Verbündeten ſowol in Preußen als in Dänemark glükklich geweſen. Hier hatte ſich der holländiſche Seeherr van Ruyter endlich entſchloſſen, fünftauſend Brandenburger und Polen, unter der Führung des brandenburgiſchen Feldherrn Quaſt, nach Fühnen überzuſetzen. Bei Nyeburg erfochten dieſe Krieger einen ſo vollſtändigen Sieg über die Schweden, daſſ nur wenige Feinde der Schlacht entkamen.

Weitere Erfolge verhinderte Hollands Staatsklugheit, welche den ſiegreichen Kriegern die Ueberfahrt nach Seeland verweigerte.

In Preußen waren, ſeitdem Wirz das Land geräumt, die Schweden gleichfalls mehr und mehr in Bedrängniſſ gerathen. Eine Stadt nach der andern ging ihnen verloren und zuletzt behaupteten ſie nichts mehr, als Marienburg, Elbing und Stuhm. — Unter ſolchen Umſtänden muſſte ſelbſt den unerſchütterlich kühnen Karl Guſtav nach Frieden verlangen. Zwar hielt er noch immer Kopenhagen eingeſchloſſen und ließ das tapfere Schwert nicht aus der ſtarken Fauſt; aber es muſſte ihm ja einleuchten, daſſ er auf die Dauer doch unmöglich werde widerſtehen können. Nun hatte man ſchon angefangen, in Thorn um den Frieden zu verhandeln. Aber von allen Seiten wurden ſo viele Schwierigkeiten erhoben, daſſ ein befriedigendes Ende noch immer nicht abzuſehen war. Da erhob ſich Frankreich, welches eben durch ſeinen Frieden mit Spanien freie Hand erhalten hatte, in ſeiner ganzen Kraft als Vermittler. Bis zum Ende des Hornung (1660) müſſe Frieden ſein, erklärte es, und drohte mit 40,000 Kriegern, um dieſer Erklärung Nachdrukk zu geben. Die Uneinigkeit und Eiferſucht der Bundesgenoſſen muſſte der ſchlauen Staatskunſt dieſer Macht, die einig und kraftvoll im Herzen Europas thronend, nur eben der Uneinigkeit der übrigen Mächte bedarf, um Gebieter zu ſein, die Hauptleitung der Unterhandlungen überlaſſen.

Das Kloſter Oliva bei Danzig ward zum Hauptſitze der Friedensverhandlungen auserſehen. Es gab noch vielen Streit und oft ſchien es, als ob das heilſame Friedensgeſchäft nur die Erbitterung der Parteien vergrößerte. Aber der Wunſch nach Ruhe beſiegte endlich alle Schwierigkeiten und zumal legten die Polen ihre Sehnſucht nach Frieden offen zu Tage. Karl Guſtav erlebte indeſſen den Ausgang nicht. In ſeinem ſieben und dreißigſten Lebensjahre ward er zu Gothenburg von einem bösartigen Fieber dahin gerafft (23. Hornung 1660). Sein Tod brachte keine Veränderung in die Verhandlungen, die ſich endlich dem Schluſſe entgegenneigten. Friedrich Wilhelm bemühte ſich umſonſt einige Ortſchaften in Pommern oder wenigſtens die

Einräumung Elbings, die ihm im Bromberger Vertrage verheißen war, zu erlangen. Sowol die Eiferſucht ſeiner Bundesgenoſſen, als die Beharrlichkeit Schwedens, waren ihm entgegen. Elbing und Draheim verſprach man ihm nach geſchloſſenem Frieden. Im Geheimen aber war Polen mit Schweden darin einverſtanden, die Stadt Elbing nicht in des Kurfürſten Hände kommen zu laſſen.

Am dritten Blütenmonds 1660 wurde endlich im Kloſter Oliva der Friede unterzeichnet. Eine ſchwarze Marmorplatte giebt mit goldenen Buchſtaben der Nachwelt davon Kunde und bezeichnet die Stelle, wo das heilſame Werk vollendet wurde. Schweden gab ſeine Eroberungen in Preußen, der Kurfürſt die ſeinigen in Pommern, Holſtein und Schleswig zurükk. Die Verträge, welche das preußiſche Herzogthum an Schweden ketteten, wurden für aufgehoben und nichtig erklärt und dagegen die Verträge von Wehlau und Bromberg beſtätigt.

So trug der Kurfürſt aus dem langen und ſchweren Kampfe den erſehnten Siegespreis glükklich davon. Schon der Ruhm, den er als Staatsmann und Feldherr auf der blutigen Bühne ſo reichlich eingeärndtet, die Achtung, die er ſich bei allen Völkern erworben, die Wichtigkeit, die er im Rathe der Fürſten ſich erkämpft — ſchon dieſes allein wäre ein hoher Gewinn geweſen für einen Staat, der noch vor zwanzig Jahren in der höchſten Ohnmacht lag. Aber die Unabhängigkeit Preußens, war ein Vortheil, deſſen Folgen ſich kaum berechnen ließen. Dieß iſt der Grundpfeiler, auf welchem das hehre Gebäude der preußiſchen Macht ſich ruhmvoll erhoben hat, dieß iſt das Gold, aus welchem Friedrich Wilhelms Sohn ſeine Krone ſchmiedete.

Und wunderbar! — wie das Kloſter Oliva ſchon in der grauen Vorzeit für das Preußenland die erhabenſte Bedeutung gewann, wie aus ſeinen ſtillen Mauern der Biſchof Chriſtian hervorging, der ſo weſentlich dazu beitrug, den Sieg des Kreuzes an der Oſtſee zu fördern, ſo war es jetzt wieder das Kloſter Oliva, aus welchem die glänzende Zukunft des preußiſchen Staates ahnungsvoll hervortrat. Licht und Kraft — das Kreuz

und die Krone, die Macht der Geiſtesbildung und die Macht des Staates, die gerade im preußiſchen Staate ſo lebenskräftig einander durchdringen und ſo nothwendig zu einander gehören, ſind den heiligen Mauern jenes Kloſters, wie einem von Gott geſegneten Quell, entfloſſen. Und wie groß auch die Opfer waren, durch welche Friedrich Wilhelm ſeinem Ziele entgegen geſtrebt, wie jammervoll auch Preußens Verödung und Verarmung die nächſte Vergangenheit anklagte, ſelbſt mit dieſen Opfern war die ruhmvolle Zukunft nicht zu theuer bezahlt.

Berlin, gedruckt bei J. Petsch.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Erſtes Kapitel. Gränzen und Beſchaffenheit der Lande Klewe, Mark, Berg, Jülich und Ravensberg — ſie ſind ſeit Alters her von Deutſchen bewohnt geweſen. — Kurze Schilderung der altgermaniſchen Sitten — häusliches Leben, Religion. — Cäſar in Gallien — feindliche Berührung der Römer mit den Deutſchen. — Cäſar unterwirft das weſtliche Rheinufer — das untere und obere Germanien — das freie oder große Germanien. — Des Druſus Verſuch, Deutſchland zu unterwerfen. — Hermann rettet die deutſche Freiheit. — Des Germanikus Kampf gegen Deutſchland. — Erfolg dieſer Kämpfe. — Stöße der germaniſchen Völkerſchaften gegen das Römerreich. — Die Franken, unter Chlodwigs Herrſchaft vereint. — Frankenreich. — Gegenſatz der germaniſch ſprechenden Franken zu den romaniſch redenden 1

Zweites Kapitel. Allgemeine Vorbemerkung über die Geſchichte der jülich-klewiſchen Lande. — Sage von dem römiſchen Urſprung der Stadt Klewe und von dem Rhetor Eumenius. — Sage von dem Urſprung des klewiſchen Grafenhauſes. — Elias Grenil und Beatrix von Teiſterbant. — Als der erſte geſchichtlich bekundete Graf von Klewe wird Dietrich angeſehen. — Unſicherheit der Geſchichte ſeiner nächſten Nachfolger. — Der Bodtberg. — Trennung der Grafſchaften Klewe und Teiſterbant. — Von den Grafen von Teiſterbant ſollen die von Mark und Berg abſtammen. — Ungewißheit des Umfangs der Grafſchaft Klewe in dieſem Zeitraume. — Urſprung der angeſehenſten Städte des Landes. — Eberhard I. — ſeine Stiftungen zu Wiſſel und Neus. — Luthard, der Heilige. — Einbrüche der Normannen. — Balduin, die Normannen von Arnulf geſchlagen. — Arnold ſtiftet das Kloſter zu Zepflich. — Dietrich II, der Fliegende, erhält vom Kaiſer Heinrich III. Nymwegen. — Dietrich III. und Arnold. — Dietrich ſtirbt auf dem Kreuzzüge. — Arnold ſtiftet auf dem Bodtberge ein Kloſter. 16

Seite

Drittes Kapitel. Vorbemerkung. — Die Grafſchaft Jülich — ihre Städte. — Gänzliche Ungewißheit über den Urſprung der Grafen von Jülich. — Der erſte geſchichtlich erwieſene Graf iſt Gerhard I. zur Zeit Heinrichs I. — Ungewiſſheit über die zunächſt folgenden Grafen. — Wilhelm II. — ſein Antheil an dem Kampfe Heinrichs IV. mit ſeinem Sohne Heinrich V. — Wilhelm III. — Der heilige Bernhard. — Judenverfolgung am Rheine. — Kreuzzug des Königs Konrad III. — Geſchichtliche Anfänge der Grafſchaften Mark (Altena) und Berg. — Sage über den Urſprung des gräflichen Geſchlechts und die Erbauung der Burg Altena. — Die Grafen von Altena und Berg ſtammen wahrſcheinlich von den Grafen von Teiſterbant. — Berg und Altenberg. — Die Brüder Adolf und Eberhard von Altena und Berg. — Eberhard Graf von Altena, Engelbert Graf von Berg. — Unbeſtimmtheit des Umfangs der Grafſchaften in jener Zeit. 37

Viertes Kapitel. Dietrich (IV.) von Klewe und ſeine Gemalin ſtiften Werke der Frömmigkeit. — Der Graf erweitert durch Kauf das klewiſche Gebiet. — Engelbert von Berg mit Kaiſer Friedrich vor Mailand. — Mailands Eroberung und Beſtrafung. — Engelbert empfängt vom Kaiſer ein Landgebiet an der Ruhr und die Burg Windekk — geräth in der Schlacht bei Legnano in Gefangenſchaft — nimmt gleich den Grafen von Klewe und Altena, Theil am Kampfe gegen Heinrich den Löwen und erhält Antheil an der Beute — er erkauft bedeutendes Landgebiet von Arnold von Tyvern — die Herren von Hükkeswagen werden ſeine Lehenleute. — Sorge des Grafen für das Gedeihen ſeines Landes. — Fehde mit dem Grafen von Arnsberg. — Engelbert begleitet den Kaiſer Friedrich auf deſſen Kreuzzug und wird auf der Rückkehr ermordet. — Ihm folgt ſeim Sohn Adolf. — Unſere Grafen nehmen anfänglich für Kaiſer Otto Partei — dann treten ſie, dem Beiſpiele des Erzbiſchofs von Köln folgend, auf Kaiſer Philipps Seite. — Welche Rolle der Graf von Jülich in dieſen Händeln ſpielt. — Die Böhmen verheeren die Rheinlande. — Fehde mit dem Raubritter Arnold von Elverfeld. — Welchen Einfluſſ Kaiſer Philipps Ermordung auf unſere Lande übt. — Die Grafen von Berg und Jülich ziehen gegen die Albigenſer. — Eroberung von Beziers. — Kaiſer Friedrich II. — Die Grafen von Berg und Jülich deſſen treue Anhänger. — Adolf von Berg befreit den Biſchof von Münſter. — Die Grafen von Klewe, Berg und Jülich nehmen das Kreuz und die beiden Erſten ſterben vor Damiette. 57

Fünftes Kapitel. Arnold von Altena erkauft die Burg Mark, die der Grafſchaft den Namen giebt. — Dietrich (V.) von Klewe erlangt die Herrſchaft Hoya. — Fehde gegen Rudolph von Kövorden. — Dietrich erheirathet die Herrſchaft Dynslaken. — Erbfolgeſtreit zwi-

Seite
ſchen dem Erzbiſchofe von Köln (Engelbert von Berg) und dem Schwiegerſohne des Grafen Adolf von Berg, Heinrich von Limburg. — Erzbiſchof Engelbert behält die Regierung. Charakter dieſes Mannes. — Er iſt dem Adel verhaſſt und vor allen dem Grafen Friedrich von Iſenburg. — Iſenburg ermordet den Erzbiſchof — gegen den Mörder wird Acht und Bann geſprochen und ſelbſt ſeine Vettern, vor allen der Graf Adolf von Mark, helfen den Bann vollſtrekken. — Adolf von Mark eignet ſich den größten Theil der iſenburgiſchen Güter zu. — Iſenburgs Ausgang. — Heinrich von Limburg und Berg nimmt ſich der verlaſſenen Kinder Iſenburgs an — löſt die, von ſeinem Schwiegervater verpfändeten landesherrlichen Güter ein — begleitet Kaiſer Friedrich II. auf dem Kreuzzuge — fordert von dem Grafen von Mark die iſenburgiſchen Güter zurükk. — Fehde zwiſchen Berg und Mark — Ludolf von Boinen, des Grafen von Mark treuer Truchſeß. — Heinrich erlangt für ſeine Schützlinge nichts, als die Burg Limburg, die er neu aufbaut und ſie ſeinem Neffen zu Lehen giebt. — Adolf von Mark ſorgt für das Gedeihen ſeines Landes — erbaut Hamm und Blankenſtein. — Ausgang der Fehde. — Ketzerkrieg gegen die Stedinger, an welchem alle unſre Grafen Theil nehmen. — Der von Klewe hilft den Sieg erfechten. — Treue Wilhelms von Jülich gegen Kaiſer Friedrich II. — Welches Urtheil die Chroniſten über dieſen Grafen fällen. — Dietrichs von Klewe Abenteuer auf einem Tourniere zu Korvey. — Faſt gleichzeitiger Ausgang unſrer Grafen. 81

Sechſtes Kapitel. Hinblikk auf die allgemeinen Verhältniſſe des Reichs. — Unſelbſtſtändigkeit der Geſchichte unſrer Grafſchaften. — Im Kampfe des Pabſtes gegen Friedrich II. iſt von unſern Grafen nur Wilhelm V. von Jülich entſchieden auf des Kaiſers Seite. — Adolf von Berg für den Gegenkönig Heinrich. — Einfluſſ des Erzbiſchofs von Köln Konrad von Hochſteden. — Ausgang Heinrichs von Thüringen. — Wahl Wilhelms von Holland zum Gegenkönige — bis auf Wilhelm von Jülich ſind alle unſre Grafen für dieſen. — König Wilhelm belagert Aachen, das von dem Grafen von Jülich vertheidigt wird. — Wilhelms Anſehn ſinkt — ſeine Fehde mit Margaretha von Flandern, wo Dietrich von Klewe den Namen »klewiſcher Wolf« erwirbt. — Dietrich VI. von Klewe ſtirbt — ihm folgt ſein Sohn Dietrich VII. — Raubfehden. — Der Erzbiſchof Konrad trachtet nach der Landeshoheit über die Reichsſtadt Köln — ſeine Fehde mit Köln — unſre Grafen leiſten ihm Beiſtand — auch der von Jülich. — Die Kölner ſiegen über den Erzbiſchof — und fallen in die Grafſchaft Berg. — Biſchof Simon von Paderborn und mehre weſtfäliſche und ſächſiſche Große befehden den Erzbiſchof, welchem Engelbert von Mark und Adolf von Berg Beiſtand leiſten. — Graf

Seite
Engelbert ſiegt auf dem Wulfskamp. — Adolf von Berg kommt zu Neus auf einem Turnier um — ſein früherer Streit mit ſeiner Mutter — er erlangt die Lehenhoheit über Wildenbrug — legt den Grund zur Kloſterkirche zu Altenberg — ihm folgt ſein Sohn Adolf (III.) — Die Könige Richard und Alfons. — Fortſetzung der Fehde des Erzbiſchofs gegen Köln. — Engelbert von Falkenburg, Erzbiſchof — erbaut zwei Zwingburgen in Köln — ſeine Fehde mit dem Grafen Engelbert von Mark. — Bernhard Bittes. — Die Kölner zerſtören die Zwingburgen. — Wilhelm von Jülich tritt auf die Seite der Kölner gegen den Erzbiſchof. — Dietrich von Klewe für den Erzbiſchof — vereitelter Ueberfall — die Kölner ſuchen den Schutz der Grafen von Berg, Jülich und Geldern. — Der Erzbiſchof befehdet Wilhelm von Jülich — wird nebſt Dietrich von Klewe gefangen. — Wilhelm von Jülich kommt bei einem Ueberfall auf Aachen um. — Engelbert von Mark ſtirbt in Gefangenſchaft eines Raubritters — faſt gleichzeitig ſtirbt Dietrich VII. von Klewe. 103

Siebentes Kapitel. Die Zeit der Kaiſer Rudolf von Habsburg (1272), Adolf von Naſſau und Albrecht von Oeſterreich 1277 bis 1308. — In Klewe die Grafen Dietrich VIII. und IX. und Otto; in Mark Graf Eberhard II.; in Berg Adolf III. und Wilhelm; in Jülich Walram und Wilhelm IV.

Der Erzbiſchof ſetzt die Fehde gegen Jülich fort, wo des erſchlagnen Grafen zweiter Sohn zur Herrſchaft gelangt. — Brabant und Flandern ziehen gegen Aachen, Limburg und Berg gegen den Erzbiſchof — es kommt zum Frieden. — Allgemeine Urſachen der häufigen Fehden zwiſchen den Grafen und den geiſtlichen Fürſten, namentlich den Erzbiſchöfen von Köln. — Eberhard II von Mark — rächt den Tod ſeines Vaters an Hermann von Loen — ſteht in hoher Gunſt bei Kaiſer Rudolf. — Das Herzogthum Limburg wird erledigt — Erbfolgeſtreit zwiſchen Reinhold von Geldern und Adolf von Berg. — Adolf verkauft ſeine Anſprüche an Brabant — Krieg zwiſchen Geldern und Brabant. — Die Stadt Köln, im Bunde mit Adolf von Berg fordert den Herzog von Brabant zum Beiſtande gegen den Erzbiſchof auf — der Erzbiſchof ſucht vergebens Mark und Berg zurükk zu ſchrekken. — Schlacht bei Woringen — Johann von Brabant ſiegt — der Erzbiſchof geräth in die Gefangenſchaft Adolfs von Berg. — Frieden. — Eberhards Fehde mit Osnabrükk — Des Erzbiſchofs Treuloſigkeit und Verrath gegen Adolf von Berg. — Unglükklicher Ausgang des edlen Grafen — ſeine wohlthätige Landesverwaltung — ihm folgt ſein jüngerer Bruder Wilhelm. — Rachezug unſerer Grafen gegen den Erzbiſchof. — Der Erzbiſchof ſtirbt. — Wigbold von Holte ſein Nachfolger. — Walram von Jülich ſtirbt —

Seite

ihm folgt ſein Sohn Wilhelm VI. Antheil unſrer Grafen am flandriſch-franzöſiſchen Kriege. — Wilhelm von Jülich ſtirbt in franzöſiſcher Gefangenſchaft — ihm folgt ſein Bruder Gerhard V. — Die Grafen von Klewe. — Ungewiſſheit der Geſchichte. — Graf Dietrichs Verwandtſchaft mit Kaiſer Rudolf. — Die Grafſchaft gewinnt bedeutenden Zuwachs. — Graf Otto der Friedfertige — innere Verwaltung. — Wunder mit einer Hoſtie. — Eberhards von Mark fernere Fehden — Kampf gegen den Erzbiſchof von Köln, in Beziehung auf Kaiſer Albrechts Streit mit den Kurfürſten. — Kaiſer Albrechts Vergünſtigungen gegen Mark. — Eberhards Fehde mit dem Erzbiſchof wegen der Burg Bredefort. — Münſterſche Fehde. — Eberhard ſtirbt — ſeine Landesverwaltung. — Wilhelm von Berg ſtirbt — ſeine wohlthätige Landesverwaltung 133

Achtes Kapitel. Die Zeit der Kaiſer Heinrich von Luxemburg und Ludwig von Baiern (1308 bis 1347). Die Grafen Dietrich (X.) von Klewe, Engelbert II. (1308 bis 1328) und Adolph IV. (1308 bis 1347) von Mark, Adolph IV. von Berg, Gerhard V. (bis 1328) und Wilhelm VII. von Jülich.

Vorbemerkung über dieſen Abſchnitt. — Ueberſchwemmung und Hungersnoth in den Rheinlanden. — Engelberts von Mark Fehde gegen Osnabrükk. — Jülichs Fehde mit Aachen. — In Klewe iſt die Erbfolge ſtreitig. — Engelberts Fehde gegen Münſter. — Kaiſer Heinrichs Tod. — Verfolgung der Dominikaner. — Die Gegenkönige Ludwig von Baiern und Friedrich von Oeſterreich — wie unſre Grafen Partei nehmen. — K. Ludwig begünſtigt die Grafen von Jülich, noch mehr die von Klewe auf Koſten des Erzſtifts Köln und der Grafſchaft Mark. — Hungersnoth und Peſt in den Rheinlanden. — Fehde zwiſchen Mark und Klewe. — Fehde gegen den Erzbiſchof von Köln. — Engelberts Bruder, der kriegeriſche Biſchof Adolph v. Lüttich. — Engelbert tritt zur Partei Ludwig des Baiern über. — Fehde mit Münſter. — Biſchof Ludwig wird gefangen. — Erneuerung der Fehde. — Umtriebe zu K. Ludwigs Sturz. — Johann von Böhmen am Rhein gegen den Erzbiſchof von Köln. — Bonn belagert. — Engelbert von Mark ſchließt ſich den Feinden des Erzbiſchofs an — erobert die Burg Malmeſtein, deren Gebiet ſeiner Grafſchaft überwieſen wird. — Unſre Grafen nehmen Theil an König Ludwigs Römerzuge. — Levold Northof. — Engelbert von Mark ſtirbt — ihm folgt ſein Sohn Adolph (IV). — Gerhard V. von Jülich ſtirbt — ihm folgt ſein Sohn Wilhelm VII. — Theilnahme der Grafen an fremden Fehden. — Adolphs von Mark Fehde mit Münſter. — Engliſch-franzöſiſcher Krieg — ſeine Urſachen — Theilnahme unſrer Grafen an demſelben. — Wilhelm von Jülich, Schwager König Ludwigs

Seite

und Eduards von Engelland — ſein bedeutender Einfluſſ — der Kaiſer erhebt ihn zum Markgrafen. — Fehde des Grafen Adolf von Mark mit dem Erzbiſchof von Köln — zu welcher der Kaiſer ermuntert — auch die übrigen Grafen nehmen daran Theil — der Erzbiſchof wird verjagt. — Graf Dietrich von Klewe der Fromme. — Abgang unſrer Grafen. — Mit Adolf IV. von Berg ſtirbt das bergiſch-limburgiſche Grafenhaus aus. — Folgen dieſes Todesfalles 181

Neuntes Kapitel. Ueberſicht der Geſchichte von Ravensberg 211

Zehntes Kapitel. Der Zeitabſchnitt von 1347 bis 1394. Die Kaiſer Karl IV. und Wenzel. — Die Grafen Johann und Adolf von Klewe. — Engelbert III. und Dietrich von Mark. — Gerhard und Wilhelm von Berg und Ravensberg. — Die Herzoge Wilhelm I., II. und III. von Jülich. Erbfolgeſtreit in Klewe. — Kaiſer Karl zieht den Markgrafen von Jülich auf ſeine Seite, dem er wichtige Vergünſtigungen erweiſt und ihn zum Herzoge erhebt. — Der ſchwarze Tod und die Judenverfolgung am Rhein. — Graf Engelbert von Mark hält ein Turnier — und erwirbt im Kampfe mit Bremen den Ritterſchlag. — Fehde mit dem Grafen von Arnsberg. — Fehde mit Dortmund. — Engelberts Pilgerfahrt nach Jeruſalem und Kreuzzug nach Litthauen. — Theilnahme an dem Geldernſchen Bruderkriege. — Fehde zwiſchen Geldern und Klewe. — Graf Gerhard von Berg fällt auf einem Turnier — ihm folgt ſein Sohn Wilhelm. — Herzog Wilhelm von Jülich ſtirbt — ihm folgt ſein zweiter Sohn Wilhelm II. — Engelberts Fehden. — Graf Johann von Klewe ſtirbt. — Erbfolgeſtreit. — Klewe kommt an Adolf von Mark, den Bruder Engelberts. — Adolf legt den erzbiſchöflichen Stab von Köln nieder und vermält ſich mit Margarethe von Berg. — Adolf wird in Streitigkeiten mit Mathilde, der Wittwe ſeines Vorgängers, verwikkelt. — Engelberts Fehde mit dem Erzbiſchof von Köln — neue Fehden Engelberts. — Fehde zwiſchen Jülich und Brabant. — Schlacht bei Bäsweiler. — Herzog Wenzel von Luxemburg und Brabant gefangen. — Eduards von Geldern Ausgang. — Geldernſcher Erbfolgekrieg. — Wilhelm, Sohn des Herzogs von Jülich, wird Herzog von Geldern. — Abermalige Fehde Engelberts mit dem Erzbiſchofe von Köln. — Graf Wilhelm von Berg und Ravensberg empfängt vom Kaiſer Wenzel die herzogliche Würde — Gründe dieſer Erhebung. — Große Fehde mit der Stadt Dortmund, in welcher Engelbert von Mark und der Erzbiſchof als Bundesgenoſſen fechten. — Urſachen des Krieges. — Die Gräfin Mathilde ſtirbt und der ſtreitige Beſitz der Städte Linn und Orſoy wird Veranlaſſung einer Fehde zwiſchen Klewe und dem Erzbiſchof von Köln. — Ausgang der Dortmunder Fehde. — Theilnahme En-

Seite
gelberts an dem Kampfe um Linn und Orſoy. — Ausgang dieſes Kampfes. — Graf Engelbert ſtirbt und die Grafſchaft Mark fällt an ſeinen Bruder Adolf von Klewe, der ſie ſeinem zweiten Sohn Dietrich übergiebt. — Adolf von Klewe ſtiftet die Gekkengeſellſchaft, den Roßkamp und die Geſellſchaft vom Roſenkranze — er ſtirbt — ihm folgt ſein älteſter Sohn Adolph (II). — Zwei Jahre früher iſt der Herzog Wilhelm von Jülich geſtorben — deſſen Sohn, Wilhelm von Geldern, ihm in der Herrſchaft folgt, — nachdem derſelbe als Herzog von Geldern gegen Brabant gefochten und Frankreich zum Kriege herausgefodert — auch einen Zug nach Preuſſen unternommen hatte 224

Elftes Kapitel. Der Zeitraum von 1394 bis 1448, unter den Kaiſern Wenzel, Siegmund und Friedrich III.; in Klewe Adolf II. — in Berg Wilhelm II. bis 1408, Adolf I. bis 1438 und Gerhard; in Jülich Wilhelm III. bis 1402, Reinhold bis 1423.

Veränderte Stellung Klewes. — Graf Adolf der Kluge und Siegreiche genannt. — Fehde mit Wilhelm von Berg. — Schlacht im Klewer Hamm — anſehnlicher Gewinn für Klewe. — Die Grafſchaft Mark, durch Dietrichs Tod erledigt, wird mit Klewe verbunden. — Adolfs von Klewe Landesverwaltung — ſeine erſte Vermälung. — In Berg Fehde zwiſchen Herzog Wilhelm und ſeinem Sohne Adolf — Wilhelm vom Sohne gefangen. — Ausgleichung. — Wilhelm ſtirbt. — Ueberſicht der Regierung des Herzogs Wilhelm von Jülich er ſtirbt — ihm folgt ſein Bruder Reinhold. — Fehde zwiſchen dem Grafen von Holland und Johann von Arkel. — Die Delbrükker Fehde. — Anfang des Zwiſtes zwiſchen Adolf von Klewe und ſeinem Bruder Gerhard. — Fehde zwiſchen Berg und dem Erzſtifte Köln, wegen Wiederbeſetzung des erzbiſchöflichen Stuhls. — Verſuche, Mülheim zu erobern — Ausgleichung der Fehde. Wilhelm von Berg, bisher Biſchof von Paderborn, vermält ſich mit Anna von Tekklenburg. — Adolf von Klewe vermält ſich (zum zweiten Male) mit Maria von Burgund. — Klewe wird Herzogthum. — Gerhard, Graf von Klewe, verſucht es, ſich in Beſitz der Grafſchaft Mark zu ſetzen. — Bruderkrieg. — Der Erzbiſchof von Köln mit Gerhard im Bunde. — Der Kurfürſt von Pfalz-Baiern vermittelt einen Vertrag. — Der Herzog Reinhold von Jülich und Geldern ſtirbt. — Erbfolgekrieg zwiſchen Adolf von Berg, welcher Jülich in Beſitz nimmt, und Arnold von Egmond, der ſich Gelderns bemächtigt. — Klewe auf Arnolds Seite — neuer Ausbruch des Bruderzwiſtes in Klewe — Pfalz verſucht abermals die Vermittlung — Pabſt und Kaiſer als Schiedsrichter. — Der Erzbiſchof von Köln greift Klewe an. — Erledigung des Bruderzwiſtes. — Klewe und Geldern befehden Jülich-Berg. — Adolf von Berg und Jülich ſtirbt — ſein Abenteuer im Elſaſſ. —

Seite

Gerhard, Adolfs Neffe, gelangt in Berg und Jülich zur Herrſchaft. Sieg über Arnold von Geldern. — Hubertustag. — Die Soeſter Fehde. — Herzog Adolf von Klewe ſtirbt 271

Zwölftes Kapitel. Der Zeitraum von 1448 bis 1481. Friedrich III. Kaiſer. In Klewe und Mark Herzog Johann I.; in Berg und Jülich Herzog Gerhard bis 1475 und Wilhelm III.

Johannes Pilgerfahrt an das heilige Grab. — Fehde um den Biſchofſtuhl von Münſter. — Zerwürfniß mit Köln, eine Folge des Ausgangs der Soeſter Fehde. — Johann kämpft für Burgund gegen Gent — anderweitige Fehden. — Johann vermält ſich mit Eliſabeth von Eſtampes. — Johanns Thätigkeit für das burgundiſche Haus. — Geldernſche Händel. — Zwieſpalt zwiſchen dem Herzoge Arnold und ſeinem Sohne Adolf. — Johann auf des Vaters Seite. Graf Gerhard von Klewe ſtirbt. — Ausgleichung zwiſchen Klewe und Köln. — Die verwittwete Herzogin von Klewe ſtirbt. — Das Kloſter Treppenbaum. — Adolf von Geldern wirft ſeinen Vater in den Kerker. — Johann befehdet den Sohn. — Adolf wortbrüchig, verbindet ſich mit dem Erzbiſchofe von Köln. — Die Fehde entbrennt aufs Neue. — Johann wird geſchlagen. — Friede. — Karl der Kühne von Burgund ſoll den Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn Sohn ausgleichen. — Adolfs abermaliger Treubruch. — Er wird gefangen und ſein Vater befreit. — Karl von Burgund erkauft Geldern — welche Vortheile Klewe davontrug. — Gerhard von Jülich-Berg ſtirbt. — Anknüpfung der Hausverträge zwiſchen Jülich und Klewe. — Wilhelm III. — Karl der Kühne fällt vor Nancy. — Erbfolgekrieg in Geldern. — Klewe Vormund der Maria von Burgund. — Maximilian, Marias Gemal, gelangt in Geldern zur Herrſchaft. — Johann von Klewe ſtirbt 321

Dreizehntes Kapitel. Die Zeit unter den Kaiſern Friedrich III. und Maximilian I. Johann II., Herzog von Klewe, Wilhelm III., Herzog von Jülich.

Johann II. „der Kindermacher.“ — Verhältniß zu ſeinen Ständen — Vergünſtigungen, die er dem Adel und den Ständen gewährt. — Verwikkelung in die burgundiſchen Angelegenheiten. — Johann tritt gegen Burgund auf und führt ſeinen Bruder Engelbert nach Utrecht ein. — Wie Maximilian verſöhnt ward. — Erbverbrüderung mit Jülich. — Hinblikk auf die burgundiſchen Angelegenheiten. — Maximilian gefangen und zum Theil durch Klewes Vermittelung befreit. — Johann vermält ſich und erhält vom Pabſt die goldne Roſe. — Anwartſchaften auf Jülich. — Befeſtigung der Erbverbrüderung zwiſchen Klewe und Jülich. — Krieg mit Geldern. — Beilegung der Feindſeligkeiten. — Jülich wird durch den Tod Wilhelms III. mit

Seite
Klewe vereinigt. — Gefahr durch unbezahlte Söldnerhaufen. — Niederlage der Söldner bei Venlo — — Anfang der Kirchenverbeſſerung — welche Aufnahme dieſelbe in unſeren Landen gefunden 351

Vierzehntes Kapitel. Kaiſer Karl V. Johann III., Herzog von Klewe, Berg, Jülich, Graf von Mark, Ravensberg u. ſ. w.

Vorbemerkung. — Johann III. — ſeine Stellung zur Kirchenverbeſſerung. — Aufruhr zu Emmerich. — Theilnahme an der Fehde gegen Franz von Sikkingen. — Der Bauernkrieg, — ſeine Urſachen — in wiefern die Kirchenverbeſſerung ihn veranlaſſt. — Wiedertäufer — Der Herzog nimmt Theil an der Bekämpfung der Bauern. — Vermälung des Herzogs Johann Friedrich von Sachſen mit Sibylle von Klewe — Folgen dieſer Verbindung — Der Herzog bekennt ſich zum evangeliſchen Glauben — Fortgang der Kirchenverbeſſerung in ſeinen Landen — halbe Maßregeln. — Die Wiedertäufer in Münſter unter Matthieſen und Johann von Leyden. — Krieg gegen die Wiedertäufer — Johann von Leyden, König von Zion — ein Apoſtel erſcheint im Wupperthale — ſein Erfolg und Ausgang. — Münſter erobert. — Johann trachtet nach dem Beſitze Gelderns und es gelingt ihm, eine Vereinigung des Landes mit Klewe zu bewerkſtelligen. — Johann III. ſtirbt. — Schikkſal ſeiner Tochter Anna 374

Fünfzehntes Kapitel: Herzog Wilhelm von Jülich-Klewe.

Wilhelms Charakter. — Der Kaiſer Karl V. widerſpricht der Beſitznahme Gelderns. — Wilhelm ſucht das Land zu behaupten. — Einſchreiten der Reichsſtände — Wilhelms Verbindung mit Frankreich — Reichstag zu Regensburg. — Wilhelms Vermälung mit Johanna von Navarra — Des Kaiſers Zorn. — Die Reichsfürſten wollen vermitteln — Frankreichs abermaliger Krieg gegen den Kaiſer — Wilhelm Frankreichs Bundesgenoſſe — Verſchlimmerung ſeiner Angelegenheiten — Kaiſer Karl V. kommt, ihn zu beſtrafen — Der Herzog muß ſich unterwerfen — Vertrag zu Venlo — Geldern geht verloren. — Des Herzogs Eheſcheidung und Vermälung mit Maria von Ungarn und Oeſterreich. — Enges Anſchmiegen an den Kaiſer. — Vortheile dieſer Verbindung — indeſſen bleibt der Herzog noch Proteſtant — aber mit Hinneigung zur katholiſchen Partei. — Innere Verwaltung — Verbeſſerung der Rechtsverfaſſung — Befeſtigung des Landes — Landesverordnungen — in Bezug auf den ſittlichen Zuſtand des Volks — Sorge für die Wiſſenſchaften — Schule zu Düſſeldorf — Monheim, Hersbach — Gogreve. — Der Plan, zu Duisburg eine Hochſchule zu begründen. — Krankheit des Herzogs — Erklärter Uebertritt zur kathol. Kirche. — Gefahrvoller Zuſtand des Landes — (Der niederländiſche Freiheitskrieg) — Ausbreitung des reformirten Bekenntniſſes in den Rheinlanden — Des Herzogs

Seite

Stellung zur evangeliſchen Kirche. — Tod des Erbherzogs Karl Friedrich. — Tod des Herzogs Wilhelm 386

Sechszehntes Kapitel. Johann Wilhelm, Herzog von Jülich-Klewe 1592—1609.

Johann Wilhelm, von Jugend auf geiſtesſchwach, war urſprünglich zum geiſtlichen Stande beſtimmt. — Während an ſeines Vaters Hofe die Räthe regieren, nimmt er ſcheinbar an der Landesverwaltung Theil. — Seine Vermälung mit Jakobe von Baden. — Sibylle des Herzogs Schweſter — Parteien am Hofe zu Düſſeldorf — Sibylle feindſelig gegen Jakobe — Der blödſinnige Herzog wird eingeſperrt — Klage gegen Jakobe am kaiſerlichen Hofe — Jakobe in Unterſuchung — Verſuch, ſie zu vergiften — ſie wird ermordet — der blödſinnige Fürſt zum zweiten Male vermält mit Antoinette von Lotharingen. — Trauriger Zuſtand des Landes bei dem niederländiſchen Kriege — Händel mit der Stadt Aachen — Tod des Herzogs. — Schlußbemerkung 414

Zweite Abtheilung.

Geſchichte des preuſſiſch-brandenburgiſchen Staates vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zum Frieden von Oliva (1619 bis 1660) 429

Siebzehntes Kapitel. Einleitung — Rükkblikk auf die Verhältniſſe in Böhmen. — Friedrich von der Pfalz, König von Böhmen. — Kaiſer Ferdinand gewinnt den Beiſtand der Liga, um ſeine Erblande zu unterwerfen. — Unentſchiedenheit und Schwäche der evangeliſchen Partei — Sachſen für den Kaiſer. — George Wilhelm Kurfürſt. — Schwierigkeit der Verhältniſſe — in der Mark. — (Der Kurfürſtin eifrig lutheriſche Mutter nährt des Volkes Abſcheu gegen die Reformirten) — in Preuſſen — in den Rheinlanden. — George Wilhelms ſchwankendes Betragen in Bezug auf die böhmiſchen Angelegenheiten. — Er begiebt ſich nach Preuſſen um die Belehnung zu erhalten. — Geſchichte des Landtages. — Unruhen in Berlin wegen des Durchzugs engliſcher Kriegsvölker. — Wehrverfaſſung der Mark. — Die verwittwete Kurfürſtin erregt neue Unruhen. — Vermälung Guſtav Adolfs mit der Schweſter George Wilhelms. — Weſſhalb der Kurfürſt dieſer Verbindung entgegen war. — Verhältniß Schwedens zu Polen. — Der Kurfürſt verſucht vergebens die Heirath zu hintertreiben. — Schluſſ des preuſſiſchen Landtages. — Der böhmiſche Krieg. — Schlacht am weißen Berge. — Friedrichs Flucht — ſeine

Seite

Gemalin ſucht in Küſtrin eine Freiſtatt — Friedrich verläſſt Schleſien, wo der Markgraf von Jägerndorf ſich wacker vertheidigt, und begiebt ſich nach Berlin. — Kaiſerliche Acht — Friedrich und ſeine Gemalin fliehen nach Dänemark. — Polen erhebt neue Schwierigkeiten wegen der Belehnung mit Preuſſen. — Polniſche Bevollmächtigte in Königsberg. — Neuer Landtag. — Polniſche Anmaßungen. — Unter welchen Bedingungen der Kurfürſt endlich die Belehnung erhält. — Verhältniſſe in Jülich-Klewe — Bündniſſ mit Holland. — Der pfälziſche Krieg — Auflöſung der Union — Chriſtian von Braunſchweig — George Friedrich von Baden — Ernſt von Mansfeld — einzeln von Tilly geſchlagen — Friedrich entläßt Mansfeld und Chriſtian — Fürſtentag zu Regensburg — Uebergang zum däniſch-niederſächſiſchen Kriege 431

Achtzehntes Kapitel. Des Kaiſers Verhältniſſ zur Liga — Wallenſtein erbietet ſich dem Kaiſer ein Heer zu geſtellen. — Mittheilungen aus Wallenſteins früherem Leben — ſein Erbieten wird angenommen. — Tilly greift den niederſächſiſchen Kreis an — Der däniſch-niederſächſiſche Krieg beginnt. — Schwierige Lage des Kurfürſten — er erklärt ſich parteilos. — Schwarzenberg wünſcht durch ein tüchtiges Kriegsheer Brandenburgs Anſehn aufrecht zu erhalten — was dieſem Plane entgegenſteht. — Eine Schaar Koſacken beunruhigt die Mark. — Vergebliche Friedensunterhandlungen. — Die proteſtantiſchen Räthe des Kurfürſten wünſchen ein Bündniß mit Dänemark — Bethlen Gabor vermält ſich mit George Wilhelms Schweſter. — Schwarzenberg begleitet die Braut. — Fortgang des Krieges — Mansfeld und die Dänen ziehen durch die Mark nach Schleſien, von Wallenſtein verfolgt. — Mansfelds und Ernſt von Weimars Ausgang. — Der Dänenkönig bei Lutter am Barenberge geſchlagen. — Zur Beurtheilung des Grafen Adam von Schwarzenberg und ſeiner Rathſchläge. — Schwediſch-polniſcher Krieg — Guſtav Adolf in Preuſſen — zwingt die preuſſiſchen Stände zur Parteiloſigkeit. — George Wilhelms Unwille. — Wäre es klüger geweſen, wenn der Kurfürſt ſich an Schweden geſchloſſen hätte? — Stimmung der preuſſiſchen Landſtände. — Der Kurfürſt kommt mit einer kleinen Heeresmacht nach Preuſſen — Guſtav Adolf zwingt ihn, parteilos zu bleiben. — Vergebliche Friedensunterhandlungen. — Traurige Lage Preuſſens — das von Schweden und Polen zu leiden hat. — Endlich kommt ein ſechsjähriger Waffenſtillſtand zu Stande. — Volksſtimmung in Brandenburg — unruhiger Auftritt in Berlin. — Wallenſtein überſchwemmt mit ſeinem Heere die Mark. — Der Kurfürſt erkennt die Kurwürde Baierns an. — Unglücklicher Ausgang des niederſächſiſch-däniſchen Krieges. — Wallenſtein ſetzt ſich in Mecklenburg feſt — überzieht Pommern. — Belagerung von Stralſund. — Dänemark ſchließt

Seite
Frieden. — Der Kaiſer tritt mit ſeinen Abſichten hervor. — Das Reſtitutionsedikt — des Kaiſers Uebermacht — Anklagen gegen Wallenſtein. — Zuſtand der Marken. — Uebergang zum ſchwediſch-deutſchen Kriege 473

Neunzehntes Kapitel. Guſtav Adolf tritt auf den Kampfplatz — Gründe zum Kriege gegen den Kaiſer. — Guſtavs Perſönlichkeit — Vergleich mit den kaiſerlichen Feldherren. — Vordringen in Pommern — Bündniß mit H. Bogislav in Betreff des Beſitzes von Pommern. — Vertreibung der Kaiſerlichen, die ihren Rükkzug durch Schandthaten bezeichnen. — Guſtavs Bündniß mit Frankreich — die Fürſten Deutſchlands regen ſich nicht — George Wilhelms Lage — in wiefern hatte Schwarzenberg an des Kurfürſten Entſchließung Antheil? — Burgsdorf — Betragen der Kaiſerlichen in der Mark — Guſtav erſtürmt Frankfurt. — Magdeburgs miſſliche Lage und Bitte um Hilfe. — Brandenburgs und Sachſens Stellung gegen Schweden — weſſhalb Guſtav der bedrängten Stadt nicht unmittelbar zum Beiſtande eilte. — Leipziger Bund. — Guſtav zwingt den K. v. Brandenburg ihm Spandau einzuräumen — während der König mit Sachſen unterhandelt, fällt Magdeburg. — Magdeburgs Zerſtörung. — Brandenburg und Sachſen müſſen dem ſchwediſchen Bündniſſe beitreten. — Schlacht bei Leipzig und ihre Folgen. — Guſtavs Fortſchritte in Deutſchland. — Wallenſtein aufs Neue kaiſerlicher Oberfeldherr. — Sachſen ruft Schwedens Beiſtand an. — Schlacht bei Lützen — Guſtav Adolfs Tod 531

Zwanzigſtes Kapitel. Die evangeliſchen Stände nach Guſtav Adolfs Tode. — Heilbronner Bündniſſ — George Wilhelms Verhältniſſ zu Schweden. — Tod Siegmunds III. von Polen und erneute Belehnung des Kurfürſten mit Preuſſen — Fortgang des Krieges in Deutſchland — das brandenburgiſch-ſächſiſche Heer in Schleſien — Wallenſteins zweideutiges Benehmen. — Schleſiens Schikkſal. — Die Mark wird Schauplatz des Krieges. — Wallenſteins Fall. — Sachſen tritt vom Bündniſſe mit Schweden. — Schlacht bei Nördlingen. — Der Prager Friede. — Auch George Wilhelm nimmt den Prager Frieden an. — Schwarzenbergs wiederhergeſtellter Einfluſſ. — Der Waffenſtillſtand zwiſchen Schweden und Polen wird zu Stumsdorf auf 26 Jahr verlängert. — Jammervoller Zuſtand der brandenburgiſchen Marken. — Schlacht bei Wittſtock. — Wahl Ferdinands III. zum römiſchen Könige. — Der Kaiſer ſtirbt. — Tod des Herzogs Bogislav von Pommern — vergebliche Friedensverſuche. — Leiden der Pommern und Märker. — Schwarzenberg, Statthalter in den Marken. — Der Krieg im ſüd-weſtlichen Deutſchland — Ausgang Bernhards von Weimar. — Des Kurfürſten Verſuche gegen Schweden. — Reichstag zu Regensburg. — George Wilhelm ſtirbt 575

Seite

Einundzwanzigstes Kapitel. Zuſtand der brandenburgiſch-preuſſiſchen Lande bei dem Tode George Wilhelms. — Aufgabe des neuen Kurfürſten Friedrich Wilhelm und Hindeutung auf die Löſung derſelben. — Friedrich Wilhelms Knabenjahre. — Reiſe nach Holland — Abweiſung böswilliger Abſichten, die man dem Grafen von Schwarzenberg beigemeſſen hat. — Nützlicher Einfluſſ der Reiſe auf die Bildung Friedrich Wilhelms — ſeine Selbſtbeherrſchung. — Plan der Holländer, ihn mit einer Pfälzerin zu vermälen und ihn mit uneingeſchränkter Vollmacht zum Statthalter der klewiſchen Lande zu machen. — George Wilhelm dringt auf die Heimkehr des Sohnes — dieſer leiſtet Gehorſam. — Sein Verhältniſſ zu Schwarzenberg. — Sage von einer verſuchten Vergiftung. — Aufenthalt in Preuſſen. — Friedrich Wilhelms Perſönlichkeit. 633

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Der Kurfürſt ſucht zunächſt in der Mark feſten Fuß zu gewinnen — ſein Benehmen gegen Schwarzenberg. — Annäherung an Schweden. — Die brandenburgiſchen Oberſten weigern ſich dem Kurfürſten allein zu ſchwören — Burgsdorf ausgenommen. — Schwarzenbergs Tod — Händel mit deſſen Sohne — Ausgang der Eidverweigerungsangelegenheit. — Burgsdorf, Günſtling des neuen Kurfürſten. — Waffenſtillſtand mit Schweden — ſtaatskluges Benehmen des Kurfürſten. — Die Werbner Schanze. — Bemühungen die Belehnung mit Preußen zu erhalten — Schwierigkeiten — Zwieſpalt der preußiſchen Stände. — Wolf v. Kreutzen. — Die Polen machen dem Kurfürſten Vorwürfe, daſſ er die Regierung in Preußen ohne des Königs Erlaubniſſ angenommen — Polniſche Anmaßungen und Foderungen. — Belehnung. — Fortſetzung des Krieges in Deutſchland. — Torſtenſons Erfolge. — Eröffnung der Friedensunterhandlungen zu Osnabrükk und Münſter. — Der Kurfürſt verlängert den Waffenſtillſtand mit Schweden — ſeine Abſicht auf die Hand der Königin Chriſtine. — Geldnoth des Kurfürſten. — Hebung des Akkerbaues. — Vertrag mit Heſſen. — Vermälung des Kurfürſten — Prachtliebe. — Der weſtphäliſche Friede. — Brandenburgs Erwerbungen. 655

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Schwierigkeit der Vollziehung des Friedens — Berathung zu Nürnberg. — Man wird endlich einig. — Vielfältige Unzufriedenheit mit dem Frieden. — Der Kurfürſt zahlt zuerſt ſeinen Antheil an der ſchwediſchen Geldforderung — erlangt aber nur ſehr langſam die Räumung ſeiner Lande. — Schweden zwingt ihn in Pommern zu einem ſehr nachtheiligen Gränzvertrage. — Streit mit Pfalz-Neuburg wegen Bedrükkung der Proteſtanten in Jülich und Berg. — Verhandlungen mit Holland und Sachſen — der Kurfürſt greift an — Pfalz-Neuburg erhält Beiſtand durch den Herzog von Lothringen — der Kurfürſt, auch von Holland ver-

Seite
laſſen, bequemt ſich zum friedlichen Vertrage — perſönliche Zuſammenkunft mit dem Pfalzgrafen. — Vertrag zu Eſſen. — Innere Verwaltung. — Das Kriegsheer vermehrt und verbeſſert — Sparr — Derfflinger — Verſuche die landesherrlichen Einkünfte zu vermehren, durch Verbeſſerung der landesherrlichen Güter, Beförderung der Landwirthſchaft und des Handels — der Kurfürſt kauft Dansburg auf der Küſte Koromandel. — Hohe Zölle und Steuern. — Alleinhandel mit Salz u. ſ. w. — Leichtes Geld. — Verbeſſerung und Erweiterung des Poſtweſens. — Sorgfalt für Kirche und Schule — Stiftung der Hochſchule zu Duisburg — die fürſtliche Büchersammlung zu Berlin. — Verbeſſerung der Rechtspflege. — Der Geheimrath — Beförderung der Künſte. — Hinblikk auf den ſittlichen Zuſtand des Volkes. 706

Vierundzwanzigſtes Kapitel. Ausbruch des ſchwediſch-polniſchen Krieges — K. Johann Kaſimir von Polen — des Kurfürſten Mitwirkung bei der Königswahl — Chriſtine von Schweden räumt ihren Thron dem Pfalzgrafen Karl Guſtav — Unheilvoller Zuſtand des polniſchen Reiches — Karl Guſtavs Entwürfe — er trägt dem Kurfürſten ein Bündniß an — ſeine Erbietungen — der Kurfürſt zögert — Unterhandlungen — des Kurfürſten Abſichten — Geburt des Kurprinzen — Hinblikk auf den Zuſtand der Mark — der Kurfürſt rüſtet — Landesvertheidigung in Preuſſen — die preuſſiſchen Landtage — Karl Guſtavs Feldzug in Polen — Polen unterwirft ſich — der König flüchtet — des Kurfürſten Beſorgniſſe — er eilt nach Preuſſen — Bündniß mit den weſtpreuſſiſchen Ständen zu Marienburg — Karl Guſtav greift Preuſſen an und zwingt den Kurfürſten im Vertrage zu Königsberg, ſchwediſcher Vaſall zu werden. — Umſchwung der Verhältniſſe in Polen — der König Kaſimir kehrt zurükk — allgemeiner Aufſtand gegen Schweden — des Kurfürſten Verhalten und Unterhandlungen. — Bündniß mit Schweden zu Marienburg — Polniſche Drohungen — die preuſſiſchen Stände. — Schlacht bei Warſchau — des Kurfürſten Betragen nach der Schlacht — Fortſchritte der Polen — die Tataren in Preuſſen — Uebereinkunft mit Litthauen — der Vertrag zu Labiau giebt dem Kurfürſten die Oberhoheit über Preuſſen — Begebenheiten in Polen — dieſe fallen in Pommern und die Neumark ein — der Kurfürſt unterhandelt mit Polen — Vertrag zu Wehlau und Bromberg — der Kurfürſt gegen Schweden — Däniſcher Krieg — Kriegsvorfälle in Pommern, Preuſſen und Jütland — Friede zu Oliva. 729

Drukkfehler und Verbeſſerungen.

Seite 1 Zeile 6 v. o. lies freie ſtatt feine
— 2 — 7 v. u. — Sauerlande ſt. Saumlande
— 3 — 7 v. o. — Umfange! ſt. Umfange;
— 3 — 13 — — menſchlicher ſt. menſchliche
— 4 — 6 — — Herzogthumes ſt. Herzogthum
— 8 — 3 v. u. — Geiſeln ſt. Geiſſeln
— 10 — 11 v. o. — ereilte ſt. raubte
— 11 — 5 — — Wehrburgen ſt. Werbungen
— 11 — 19 — — nur ſt. nun
— 12 — 7 — — Bundesvölker ſt. Bundesritter
— 12 — 11 v. u. — der ſt. die
— 13 — 10 — — untergegangenen ſt. aufgegangenen
— 14 — 16 — — Seefahrer — Vorfahren
— 15 — 3 — — alle ſt. aber
— 16 — 5 v. o. — Grail ſt. Grenil und
Teiſterbant ſt. Triſterbant
— 16 — 7 — — Bedtberg ſt. Bodtberg
— 18 — 17 v. u. — erhellen ſt. erhalten
— 22 — 10 — — weil ſt. weit
— 24 — 6 — — wären ſt. würden
— 28 — 15 — — nun ſt. nur
— 32 — 2 — — Geiſel ſt. Geiſſel
— 45 — 16 — — der ihnen ſt. die ihnen
— 51 — 7 — — macht ſt. machte
— 68 — 10 — — Zähringen ſt. Zährungen
— 74 — 2 v. o. — ihm ſt. ihn
— 74 — 13 — — ihm ſt. ihn
— 85 — 3 v. u. — Gegner kaum ſt. Gegner, kaum
— 90 — 14 — — der Mörder ſt. den M.
— 94 — 13 — — wohl ſt. wol
— 96 — 12 — — Bergiſchen ſt. bergiſchen
— 103 — 11 v. o. — Jenem ſt. Jenen
— 104 — 15 — — Falkenberg ſt. Dalkenberg
— 106 — 3 — — unſere ſt. unſern
— 107 — 9 v. u. — regten ſt. wagten
— 112 — 10 — iſt hinter: Stärke ausgelaſſen: anerkennen
— 116 — 8 v. o. lies Nach dieſem Siege ſtatt Doch nach dieſem
— 119 — 1 — — ſeufzte ſt. ſeufte
— 124 — 6 v. u. — um ſt. und
— 127 — 7 — — dem Grafen ſt. den Gr.
— 129 — 7 — — Frieſen ſt. Fürſten
— 160 — 3 v. o. — ſtörte ſt. zerſtörte
— 164 — 14 — — Adolf ſt. Wilhelm
— 173 — 2 — — arelatiſche ſt. avelatiſche
— 183 — 8 v. u. — müſſten ſt. muſſten
— 190 — 10 — — hatte ſt. hatten
— 193 — 6 — — Ludwig ſt. Ludolf
— 198 — 8 — — Hintritte ſt. Hintreten
— 199 — 14 v. o. — nur ſt. nun
— 209 — 12 v. u. — wahrnahmen ſt. wahrnehmen
— 212 — 10 v. o. — Ravensberg ſt. Regensberg
— 221 — 16 — — edeln ſt. edle
— 227 — 14 — — hatte ſt. hätten
— 235 in der Anmerkung: Völlerei ſt. Völlnerei
— 263 — 7 v. o. — Loen, ſt. Loen;
— 256 — 16 v. u. — alte ſt. alle
— 264 — 10 v. o. — über das ſt. über, das
— 266 — 10 — — heitern ſt. heitere
— 277 — 1 v. u. — ihren ſt. ihrem
— 278 — 14 v. o. — vor Elberfeld ſt. von Elberfeld
— 312 — 10 — — Stadt ſt. Stadt,
— 322 — 2 v. u. (und wo es wieder ſo vorkommt) lies Ehrenbeizungen ſt. Ehrenbezeugungen
— 332 — 6 v. o. lies verhöhnten ſt. verſöhnten
— 362 — 13 v. u. — Sibylle ſt. Sibille
— 373 — 7 — · aufgehängt ſt. aufgehangen

Seite 375 Zeile 2 v. o. lies Matthieſen ſtatt Malthieſen
— 369 (wobei zu merken, daſſ auch die Seitenzahlen ganz und gar verdruckt ſind; ſo folgt hier z. B. auf 378 die Zahl 369)
— Zeile 13 v. o. lies Demnach ſtatt Dem nach (dieſer Fehler wiederholt ſich öfter).
— 370 — 14 — — verbreitete ſt. verbreiteten
— 370 — 6 v. u. — hatte ſt. hätte
— 371 — 6 v. o. — Mainziſchen, ſt. Mainziſchen
— 396 — 1 — — Statthalterin ſt. Statthalterei
— 406 — 16 — — Wiedertäufer ſt. Widertäufer
— 411 — 8 v. u. — Töchter ſt. Tochter
— 431 — 6 v. o. — (des Kurfürſten ſt. (der Kurfürſtin
— 432 — 14 v. u. — würgten ſt. würgte
— 466 — 5 v. o. — verhehlte ſt. verfehlte
— 498 — 10 — — würde ſt. werde
— 501 — 16 v. u. — Alle Noth, welche das Land erleiden muſſte,
— 531 — 13 v. o. — fernere ſt. ferne
— 584 — 14 — — deutſchen ſt. deutſchem
— 595 — 5 — — ſterben! ſt. ſterben?
— 597 — 20 v. u. — Gottes Hand ſt. Gotteshand
— 599 — 6 v. o. — verlaſſene ſt. vermeſſene
— 600 — 13 v. u. — Flugſchriften ſt. Pflugſchriften
— 601 — 6 — — ihm ſt. ihn
— 603 — 18 v. o. — ſchwache ſt. ſchwachen
— 617 — 13 v. u. — Siegesfluge ſt. Siegespfluge
— 626 — 18 — — angeſehen ſt. betrachtet
— 638 — 15 — — jede ſt. jene
— 640 — 15 v. o. — demſelben ſt. dieſem
— 644 — 4 v. u. — bewundernswürdig ſt. bewunderungswürdig
— 546 (ſoll ſein 646)
Zeile 2 v. o. — in ihn ſt. in ihm
— 649 — 2 v. u. — Es hätte ihm ſt. Es hätte ihn
— 654 — 9 v. o. — das ſich ſt. daſſ ſich
— 10 v. u. — das ſind ſt. daſſ ſind
— 657 — 8 v. o. — einzunehmen ſt. anzunehmen
— 660 — 6 v. u. — ein ſt. auf
— 661 — 1 v. o. — in die Mark ſt. in d. M. ein
— 673 — 12 v. u. — durfte ſt. dürfte
— 675 — 9 — — Unter ſt. Ueber
— 679 — 17 — — gedauert, ſt. gedauert
— 681 — 1 v. o. — Friedrich Wilhelm ſt. Friedrich
— 691 — 11 — — Vollſchaaren ſt. Volkſchaaren
— 693 — 18 v. u. — muſſ um ſo ſt. muſſ ſo
— 700 — 7 — — Friedrich Wilhelm ſt. Friedrich
— 716 — 3 v. o. — nur ſt. nun
— 722 — 15 v. u. — doch zu beh. — doch beh.
— 725 — 7 v. o. — berükken ſt. zu berükken
— 8 — — machen zu wollen ſt. zu machen.
— 727 — 9 — — war es ſt. waren es
— 729 — 3 — — Bauerweibe ſt. Bauernweibe
— 734 — 6 v. u. — Lehenkette ſt. Lehenkutte
— 745 — 1 — — verrätheriſchen ſt. verbrecheriſchen
— 750 — 10 — — ihm ſt. ihn
— 751 — 1 v. o. — Lehenkette ſt. Lehenkutte
— 758 — 2 v. u. — Nacht ſt. Macht
— 763 — 2 v. o. — Grundlage ſt. Bürgſchaft
— 766 — 16 v. u. — ſollte ſt. ſollten
— 768 — 11 v. o. — beeinträchtigte, ſt. beeinträchtigte
— 776 — 7 — — müſſten ſt. muſſten
— 11 — — würde jetzt, als ſt. jetzt ſo, als
— 778 — 6 v. u. — gegen die Schweden — gegen Schweden
— 2 — — mit gewaffneter ſt. gewaffneter
— 780 — 10 — — ausgebotenen ſt. ausgebotenem
— 8 — — manchem ſt. manchen
— 781 — 16 — — ehrſüchtig ſt. eiferſüchttg

Anmerkung. Um dem Drukkfehlerverzeichniſſe nicht eine ganz ungebührliche Ausdehnung zu geben, ſind hier nur die bedeutendſten Fehler aufgeführt. Die unzähligen und immer wiederkehrenden Verſtöße gegen die Schreibung des Verfaſſers, (z. B. ß wo ſſ und umgekehrt, ſſ wo ß ſtehen ſollte, ck ſtatt kk, Vermählung ſt. Vermälung, Forderung ſt. Foderung, und das überflüſſige und übelklingende s bei zuſammengeſetzten Wörtern, z. B. hoffnungsvoll ſt. hoffnungvoll u. ſ. w., muſſten großentheils überſehen werden. Sollten wider Vermuthen noch einige ſinnentſtellende Drukkfehlen oder falſch gedrukkte Namen ungerügt geblieben ſein, ſo wolle der nachſichtige Leſer das freundlich entſchuldigen.

7/08

7/08

7/08

7/08

7/08

Heinel, Eduard

Geschichte des Preußischen Staates u. Volkes für alle Stände bearbeitet
Fortgesetzt von Frz. Kugler u. K. A. Menzel

Bd.: 3

Berlin 1841

Bor. 81 q-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013147-3